Beiträge zur

Kolonialpolitik

und

Kolonialwirtschaft

---

herausgegeben von der

Deutschen Kolonialgesellschaft

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

A.165507 17/2/1903

5474

The date shows when this volume was taken.

1990 F
RLG
Interlibrary Loan
APR 17 2012

All books not in use for instruction or research are limited to four weeks to all borrowers.

Periodicals of a general character should be returned as soon as possible; when needed beyond two weeks a special request should be made.

All *student* borrowers are limited to two weeks, with renewal privileges, when the book is not needed by others.

Books not needed during recess periods should be returned to the library, or arrangements made for their return during borrower's absence, if wanted.

Books needed by more than one person belong on the reserve list.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 955 028

Beiträge

zur

Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft.

JV
5
K81
v.3

Digitized by Google

Beiträge

zur

Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft.

Herausgegeben

von der

Deutschen Kolonialgesellschaft.

Schriftleiter:

A. Seidel,

Schriftleiter der Deutschen Kolonialzeitung.

Dritter Jahrgang.

Wilhelm Süsserott,
Verlagsbuchhandlung.
Berlin.
1901—1902.

S84R
27/2/03

A.165507

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Unsere Kolonien im Jahre 1900. Nach einem in der Abteilung Duisburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehaltenen Vortrage von Dr. med. Hillemanns, Schrift f. d. Abt. 1, 41

Zur Sagenverwandtschaft fremder Völker- und Menschenrassen. Von Kolonie-direktor a. D. O. Canstatt 10

Die Reise des amerikanischen Kanonenbootes Wilmington auf dem Amazonen-strom. Amtlicher Bericht des Kapitäns z. S. Todd. Autorisierte Übersetzung. (Mit 11 Abbildungen) 11, 51

Meteorologische Beobachtungen aus den deutschen Schutzgebieten. Von Pro-fessor Dr. K. Dove 23

Frankreich in Westafrika 33, 90, 100

Zur Frage der Anlage von deutschen Ackerbaukolonien. Von Koloniedirektor a. D. O. Canstatt 37

Die Eingeborenenpolitik der großen Kolonialmächte 60

Zur Arbeiterfrage im Bismarckarchipel 69

Meine Reise durch Uhehe, die Ulanganiederung und Ubena über das Living-stone-Gebirge zum Nyassa. Von Hauptmann Engelhardt. (Mit 5 Abbildungen) 69

Australischer Brief. (Aus einem Tagebuch) 97

Die Oelpalme in Togo. Von K. Fies. (Mit 3 Abbildungen) . . . 110

Die Entwicklung des Bismarckarchipels 124

„Die deutsche Flotte, ihre Entwicklung und Organisation, von Graf Reventlow, Kapitänleutnant a. D.“ besprochen von Freiherr von Veltheim, Kapitänleutnant der Reserve 128

Studien zur Grammatik und Lexikographie der modernen nordchinesischen Umgangssprache. Von A. Seidel 129

Bericht über meine dritte Reise ins Nordwestgebiet des Hinterlandes von Kamerun. Von G. Spellenberg 138

Das Bakwirivolk in Kamerun. Von A. Seidel 149, 161, 193

Dahome 173

Digitized by Google

Seite

Marokko. Von W. Jaop, Mogador 176
Aus Liberia 183
Ein Beitrag zur Land- und Völkerkunde von Kamerun-Hinterland. Von G. Spellenberg 185, 211, 243
Menelik und Leontiew. Von Karl von Bruchhausen, Major a. D. . 217
Die neueren Bestrebungen zur Bekämpfung der Malaria. Von Professor Dr. H. Kossel, Regierungsrat am Kaiserlichen Gesundheitsamt . 221
Die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in Guatemala. Von F. C. von Erckert 225, 269
Swasiland. Von Moritz Schanz. (Mit 3 Abbildungen) 239
Ueber die Personen- und Gütertarife afrikanischer Eisenbahnen. Von Geheimem Regierungsrat a. D. Schwabe 249
Menelik's Machtgebiet und englisch-äthiopische Grenzfragen. Von H. Singer-Bromberg 257
Abessinien als Goldland. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen . 260
Die Ereignisse in Nigeria 263
Güterbeförderung mittels Straßenlokomotiven von Lüderitzbucht ins Innere. Von Schwabe, Geheimem Regierungsrat a. D. 267
Nochmals der Wettbewerb in Marokko. Von Dr. R. Hermann . . . 285
Moderne Faustfeuerwaffen zur Ausrüstung in den Kolonien 287
Logos. Lehren für die deutsche Kolonialpolitik 289
Die Welserzüge in Venezuela. Das erste deutsche überseeische Kolonialunternehmen im 16. Jahrhundert. Von Professor Dr. Kurt Hassert 297
Welches sind die Ursachen der vielen Mißerfolge bei unseren kolonialen Unternehmungen? Von Forstverwalter Waldemar Krüger . . 318
Die deutsche Regierungsschule in Victoria (Kolonie Kamerun.) Von J. Scholze. (Mit 1 Abbildung) 323
Die wirtschaftlichen Verhältnisse auf den Stationen der Missionsgesellschaft Berlin I in Deutsch-Ostafrika. Von Pastor C. Hoefer 329
Welcher Dialekt der Ewhesprache verdient zur Schrift- und Verkehrssprache im Ewheland (Togo) erhoben zu werden? Von G. Härtter, Missionar 342
Handel und Wandel in Adis Abeba. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen 347
Dr. Max Schoellers „Aequatorial Ostafrika und Uganda.“ Von Eugen Wolf, München 352
Karte des Kivu-Sees. Von Dr. R. Kandt 356
Versuch einer Monographie des Kivu-Sees und seiner Umgebung als Begleittext zu Dr. Kandts Karte. Von A. von Bockelmann 357
Die Bahn Swakopmund-Windhoek. Von Gerding, Oberst und Kommandeur des Eisenbahnregiments 1. (Mit 1 Karte und 17 Abbildungen) . 381
Die Besteuerung der Eingeborenen. Von Regierungsrat Dr. Jacobi . 417
Landbau in Deutsch-Südwestafrika. Von E. Hermann, Nomtsas . . . 423
Landbau in Deutsch-Südwestafrika. Von Professor Th. Rehbock . . . 425
Die Rio Grande-Nordwestbahn als deutsche Kolonisationsgesellschaft (Südbrasilien.) Von A. Papstein, Curityba-Paraná 428
Einige Bausteine zur Geschichte der Ewhestämme (Togo.) Zusammengetragen von G. Härtter, Missionar 432. 464, 492

Seite

Formosa. (Mit Karte) 449
Südpatagonien. Von Paul Sander 460
Die Heranziehung der kolonialen Erwerbsgesellschaften zu den direkten Steuern in Preußen. Von Regierungsrat Dr. E. Jacobi 481
Deportation nach Deutsch-Südwestafrika. Von einem deutsch-südwestafrikanischen Ansiedler (Gentz, Keetmannshoop) 484
Madagaskar unter französischer Herrschaft. Von Dr Emil Jung . . . 487
Die Pflanzungen des Kamerungebirges 515
Das Fetischessen der Eweneger in Togo. Von Missionar G. Härtter in Calw 522
Angola und der gegenwärtige Stand seiner Erschließung. Vortrag, gehalten auf dem Herrenabend der Abteilung Berlin der Deutschen Kolonialgesellschaft am 17. Februar 1902 von Gustav Aengeneyndt . . 523
Deutsche Interessen in Zentralamerika. Von Dr. Emil Jung 538
Frankreichs koloniale Eisenbahnpläne 541
Die wirtschaftliche Entwicklung unserer Schutzgebiete in Afrika und der Südsee im Jahre 1900/1901. Auf Grund des amtlichen Jahresberichts dargestellt von Professor Dr. G. K. Anton (Jena) 549
Die transaustralische Eisenbahn. Von Oberleutnant a. D. Kirchhoff . 574
Grund und Boden in Nordamerika. Von M. Hans Klössel 576
Aus dem Bereich der Mission in Deutsch-Südwestafrika. Von Pastor C. Hoefer 579
Über den Import von Kamelen und Dromedaren in unsere Schutzgebiete. Von Dr. Alexander Sokolowsky, Wissenschaftlichem Assistenten am Deutschen Kolonialmuseum, Berlin. (Mit 2 Abbildungen) 585
Die deutsche Kolonisation in Afrika und ihre sanitäre Bedeutung. Von Dr. Emanuel Cohn 589
Abessiniens Grenzen. Von Dr. Rudolf A. Hermann 610
Die Verkehrsverhältnisse in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten. Vom Geheimen Regierungsrat a. D. Schwabe 617
Der panamerikanische Kongreß. Von Dr. Emil Jung, Leipzig . . . 632
Aus dem Bereich der Mission in Deutsch-Ostafrika. Von Pastor C. Hoefer 637
Die deutsche Kolonialliteratur im Jahre 1900. Zusammengestellt von Maximilian Brose, Hauptmann a. D., Bibliothekar der Deutschen Kolonialgesellschaft. (Sonderheft.)

Digitized by Google

Sachregiſter.

Seite

Ackerbaukolonien, Zur Frage der Anlage von deutſchen . . 37
Angola und der gegenwärtige Stand ſeiner Erſchließung . 523
Arbeiterfrage im Bismarckarchipel, Zur 65
Bahn Swakopmund-Windhuk, Die 381
Bakwirivolk in Kamerun, Das 149, 161, 193
Beſteuerung der Eingeborenen, Die 417
Brief, Auſtraliſcher 97
Dahome 173
Deportation nach Deutſch-Südweſtafrika 484
Eingeborenenpolitik der großen Kolonialmächte, Die . . . 60
Eiſenbahn, Die transauſtraliſche 574
Eiſenbahnpläne, Frankreichs koloniale 541
Entwicklung des Bismarckarchipels, Die 124
Ereigniſſe in Nigeria, Die . . 263
Erwerbsgeſellſchaften, Die Heranziehung der kolonialen zu den direkten Steuern in Preußen 481
Fauſtfeuerwaffen, Moderne, zur Ausrüſtung in den Kolonien. 287
Fetiſchopfer der Eoheneger in Togo, Das 522
Flotte, Die deutſche, ihre Entwicklung und Organiſation. 128

Seite

Formoſa 449
Geſchichte der Evheſtämme, Einige Bauſteine zur . 432, 464, 492
Goldland, Abeſſinien als . . 260
Grammatik und Lexikographie der modernen nordchineſiſchen Umgangsſprache, Studien zur 129
Grenzen, Abeſſiniens 610
Grund und Boden in Nordamerika 576
Güterbeförderung mittelſt Straßenlokomotiven von Lüderitzbucht ins Innere 267
Handel und Wandel in Adis 347
Abeba Intereſſen, Deutſche, in Zentralamerika 538
Kamelen und Dromedaren, Ueber den Import von . . . . . in unſere Schutzgebiete . . . 585
Karte des Kivuſees 316
Koloniallitteratur, Die deutſche, im Jahre 1900 (Sonderheft).
Kolonien im Jahre 1900, Unſere 1, 41
Koloniſation in Afrika, Die deutſche, und ihre ſanitäre Bedeutung 589
Koloniſationsgeſellſchaft, Die Rio Grande-Nordweſtbahn als deutſche 428
Kongreß, Der panamerikaniſche . 632
Lagos. Lehren für die deutſche Kolonialpolitik 289
Landbau in Deutſch-Südweſtafrika 423, 425

Seite

Land- und Völkerkunde von Kamerun-Hinterland, Ein Beitrag zur . . . 185, 211, 243
Liberia, Aus 183
Madagaskar unter französischer Herrschaft 487
Malaria, Die modernen Bestrebungen zur Bekämpfung der 221
Marokko 176
Menelik und Leontiew . . . 217
Meneliks Machtgebiet und englisch-äthiopische Grenzfragen 257
Meteorologische Beobachtungen aus den deutschen Schutzgebieten 23
Mißerfolge bei unseren kolonialen Unternehmungen, Welches sind die Ursachen der vielen? 318
Mission in Deutsch-Ostafrika, Aus dem Bereich der . . . 637
Mission in Deutsch-Südwestafrika, Aus dem Bereich der 579
Monographie des Kivusees und seiner Umgebung, Versuch einer 357
Oelpalme in Togo, Die . . . 110
Personen- und Gütertarife afrikanischer Eisenbahnen, Ueber die 249
Pflanzungen des Kamerungebirges, Die 515
Regierungsschule in Victoria, Die deutsche 323
Reise des amerikanischen Kanonenboots Wilmington auf dem Amazonenstrom, Die . . 11, 51

Seite

Reise durch Uhehe, die Ulanganiederung und Ubena über das Livingstone-Gebirge zum Nyassa, Meine 69
Reise ins Nordwestgebiet des Hinterlandes von Kamerun, Bericht über meine dritte . 138
Sagenverwandtschaft fremder Völker und Menschenrassen, Zur 10
Schoellers, Dr. Max, Aequatorial-Ostafrika und Uganda . 352
Schrift- und Verkehrssprache im Eveland (Togo), Welcher Dialekt der Evesprache verdient zur . . . . . erhoben zu werden? 342
Südpatagonien 460
Swasiland 239
Verkehrsverhältnisse, Die, in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten 617
Welserzüge in Venezuela, Die . 297
Westafrika, Frankreich in 33, 90, 100
Wettbewerb in Marokko, Nochmals der 285
Wirtschaftliche Entwicklung, Die, unserer Schutzgebiete in Afrika und der Südsee im Jahre 1900/1901 549
Wirtschaftl. Interessen Deutschlands in Guatemala, Die 225, 269
Wirtschaftlichen Verhältnisse, Die, auf den Stationen der Missionsgesellschaft Berlin I in Deutsch-Ostafrika . . . 329

Geographiſches Regiſter.

	Seite
Abeſſinien	260, 610
Adis Abeba	347
Äquatorial-Oſtafrika	352
Äthiopien	257
Afrika	249, 549, 589
Amazonenſtrom, Der	11, 51
Amerika	11, 51, 632
Angola	523
Auſtralien	97, 574
Bakwirivolk, Das	149, 161, 193
Bismarckarchipel, Der	65, 124
Dahome	173
Deutſch-afrikaniſchen Schutzgebiete, Die	617
Deutſchen Schutzgebiete, Die	1, 23, 41, 585
Deutſchen Schutzgebiete, Die, in Afrika und der Südſee	549
Deutſch-Oſtafrika	329, 637
Deutſch-Südweſtafrika	423, 425, 484, 579
England	257
Eoheland, Das	342
Eoheneger, Die	522
Eoheſtämme, Die	432, 464, 492
Formoſa	449
Frankreich	33, 90, 100, 487
Guatemala	225, 269
Kamerun	138, 149, 161, 185, 193, 211, 243, 323
Kamerungebirge, Das	515
Kivuſee, Der	356, 357
Lagos	289
Liberia	183
Livingſtone-Gebirge, Das	69
Lüderitzbucht	267
Madagaskar	487
Marokko	176, 285
Nigeria	263
Nordamerika	576
Nordchina	129
Nyaſſa, Der	69
Preußen	481
Rio Grande	428
Südbraſilien	428
Südpatagonien	460
Südſee, Die	549
Swakopmund	381
Swaſiland	239
Togo	110, 342, 432, 464, 492, 522
Ubena	69
Uganda	352
Uhehe	69
Ulanga-Niederung, Die	69
Venezuela	297
Victoria	323
Weſtafrika	33, 90, 100
Windhuk	381
Zentralamerika	538

Autorenregiſter.

	Seite
Aengeneyndt, Guſtav, Pflanzer, Berlin	523
Anton, Dr. G. K., Profeſſor, Jena	549
Bockelmann, A. von, Oberlehrer, Danzig	357
Broſe, Maximilian, Hauptmann a. D., Bibliothekar der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft (Sonderheft).	
Bruchhauſen, Karl von, Major a. D., Deutſch-Wilmersdorf	217, 260, 347
Canſtatt, O., Koloniedirektor a. D., Wiesbaden	10, 37
Cohn, Dr. Emanuel, Sanitätsrat, Frankfurt a. M.	589
Dove, Dr. K., Profeſſor, Jena	23
Engelhardt, Hauptmann, Südkamerun	69
Erckert, F. C. von, Legationsſekretär, Berlin	225, 269
Fies, K., Lehrer, Oslebshauſen	110
Gentz, Farmer, Keetmanshoop	484
Gerding, Oberſt und Kommandeur des Eiſenbahnregiments 1.	381
Härtter, G., Miſſionar, Kamerun	342, 432, 464, 492, 522
Haſſert, Dr. Kurt, Profeſſor, Köln a. Rh.	297
Hermann, Dr. Rudolf A., München	285, 610
Hermann, E., Anſiedler Namtſas	423
Hillemanns, Dr. med., Duisburg	1, 41
Hoefer, Paſtor C., Gräfenhainichen	329, 579, 637
Jaap, W., Mogador	176
Jacobi, Dr. E., Regierungsrat, Berlin	417, 481
Jung, Dr. Emil, Schulrat, Leipzig	487, 538, 632
Kandt, Dr. R.	356
Klöſſel, M. Hans, Dresden	576
Koſſel, Dr. H., Profeſſor, Regierungsrat am Kaiſerlichen Geſundheitsamt, Berlin	221
Krüger, Waldemar, Forſtverwalter, Meißen	318
Kürchhoff, Oberleutnant a. D., Berlin	574
Papſtein, A., Curityba-Paraná	428
Rehbock, Th., Profeſſor, Karlsruhe	425
Sander, Paul, Poſen	460
Schanz, Moritz, Privatmann, Chemnitz	239
Scholze, J., Geometer, Karlsruhe	323
Schwabe, Geheimer Regierungsrat a. D., Halenſee	249, 267, 617
Seidel, A., Schriftleiter der Deutſchen Kolonialzeitung, Berlin	129, 149, 161, 193

	Seite
Singer, H., Redakteur, Bromberg	257
Sokolowsky, Dr. Alexander, Assistent, Berlin	585
Spellenberg, G., Missionar, Kamerun . 138, 185, 211,	243
Todd, Kapitän z. S., Nordamerika 11,	51
Veltheim, Freiherr von, Kapitänleutnant d. R., Cattenstedt	128
Wolf, Eugen, München . .	352

Abbildungen und Karten.

	Seite
Ababis, Pumpstation der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn bei	397
Amazonenstrom, Auf dem unteren	16
Deutsch-südwestafrikanische Eisenbahn; km 212	405
Dorstrevier, Durchstich von . .	392
Dromedare, Turkestanische, von Hagenbeck als Zugtiere für den Tiertransport verwendet	587
Familie, Eine alteingesessene .	55
Formosa (Karte)	459
Hehe-Weiber, Tanz der, im Lager von Malangali	77
Iquitos, Das Innere eines typischen Einwohnerhauses in	56
— Straßenszene in	57
Itandala (Livingstone-Gebirge), Missionsstation	87
Jakalswater, Empfangsgebäude und Brunnen in	391
Kaffernhütte, Bau einer . . .	240
Kalinga (Uhehe), Station, von Hauptmann Engelhardt angelegt	71
Kamele, Sibirische, im Hagenbeckschen Tierpark in Stellingen bei Hamburg . . .	586
Karibib, Arbeiterwohnhaus in .	403
— Das Stationsgebäude der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn in	401
Karibib, Einschnitt bei km 210 der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn hinter . .	404
— Elektrische Anlage, Wasserturm und Maschinenhaus der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn in	400
— Gesamtansicht von . . .	398
Khanpforte	389
Khanrevier, Die deutsch-südwestafrikanische Eisenbahn unten im	388
Kivusees, Karte des. Von Dr. R. Kandt	356
Kubasfluß, Brücke der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn über den	395
Kubas, Station der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn .	394
Manãos, Straßenszene in . .	20
— von Bord aus gesehen . .	18
Ölpalme, Gefällte	113
Palme, Anzapfen der	117
Palmweins, „Rufen" des . .	120
Puncharia, Indianerdorf bei Iquitos	58
Regierungsschule, Die, in Victoria (links im Vordergrunde Lehrer Fischer)	325
Richthofen, Station der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn	385

	Seite
Rio Taffé, Eingeborenenſchule am	53
Röſſing, Station der deutſch-ſüdweſtafrikaniſchen Eiſenbahn	386
Ruhudje, Der, am Einfluß des Heſa (Sakkamagangas)	84
See, Zweitauſend Meilen von der	52
Sulu-Paar	242
Sulu-Schöne	241
Swakopmund, die Maſchinenwerkſtatt der deutſch-ſüdweſtafrikaniſchen Eiſenbahn in	383
Swakopmund — Windhuk, Die Bahn (Karte)	380
Swakopmund, Zug der deutſch-ſüdweſtafrikaniſchen Eiſenbahn und Stationsgebäude in	382
Tabatinga, Kaſerne in	54
Waldſteppe bei Dutumi	81
Wilmington, Das vereinigte Staatenboot, 2000 Meilen von der See	11

Unſere Kolonien im Jahre 1900.[1])

Nach einem in der Abteilung Duisburg der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft gehaltenen Vortrage von Dr. med. Hillemanns, Schriftf. der Abt.

I.

Das Jahr 1900 bildet einen Markſtein in der politiſchen Entwicklung unſeres Vaterlandes. Das neue Reich hatte ſeinen erſten weltpolitiſchen Feldzug zu führen. Welch ein Abſtand vom erſten faſt ſchüchternen Schritt in die Kolonialpolitik hinein im Jahre 1884 unter Bismarcks Führung, als in der weltabgelegenen ſüdafrikaniſchen Lüderitzbucht unſere Flagge zum erſten Male in deutſcher überſeeiſcher Kolonie gehißt wurde, zur vorjährigen Ausfahrt einer anſehnlichen deutſchen Heeresmacht auf deutſcher Transportflotte zum fernſten Oſten zur Sühnung verletzter deutſcher Ehre! Schnell und den meiſten unerwartet kommen Ereigniſſe, die einem kräftigen, lebensvollen Volke ein mächtiger Anſtoß ſind auf der Bahn des Fortſchritts, wenn ſeine Leiter es verſtehen, mit weitſchauendem Blick, und ſei es auch im Kampfe gegen die faſt ſtets nur allzu kurzſichtige Volksmeinung, die ſchlummernden Kräfte zu wecken und in richtige Bahnen zu lenken. Ohne nennenswerte Opfer an Blut, ohne Schädigung unſerer ſonſtigen politiſchen und kulturellen Aufgaben ſind wir ſeit jenem Jahre 1884 zur drittgrößten Kolonialmacht herangewachſen, mit einen Kolonialbeſitz von 2700000 qkm, deſſen Bevölkerung über 12 Millionen beträgt.

Kolonialkriege, wie alle anderen Kolonialmächte ſie zu führen gehabt haben, ſind uns erſpart geblieben; ſelbſt der Araberaufſtand von 1888/89 in Deutſch-Oſtafrika verdient im Vergleich zu den Kämpfen der Engländer und Holländer in Indien, der Franzoſen in Algier kaum dieſen Namen. Unſere Kolonien ſind uns, — wenn man hiſtoriſche Vergleiche zieht, möchte man verſucht ſein zu ſagen — mit Ausnahme Samoas faſt mühelos zugefallen. Dabei iſt der deutſche Ehrenſchild rein geblieben. Bedauerliche, nicht im Syſtem begründete Ausſchreitungen einzelner konnten ihn nicht beflecken. Für Conquiſtadoren, Lord Cliſe's, Jameſon's,

[1]) Nachſtehende Zeilen ſind der etwas erweiterte Abdruck eines in der Abteilung Duisburg gehaltenen Vortrags, der die Entwicklung unſerer Kolonien bis zum Frühjahr dieſes Jahres (1901) berückſichtigte. Der Vortrag war manchem eine bequeme Gelegenheit ſich über den derzeitigen Entwicklungsſtand und die Zukunftsausſichten unſerer Kolonien zu informieren, ohne das an den verſchiedenſten Stellen zerſtreute Material zuſammentragen zu müſſen. Wenn der Abdruck nur etwas dazu beiträgt, Intereſſe und Verſtändnis für unſere kolonialen Aufgaben zu wecken und zu vertiefen, hat er ſeinen Zweck reichlich erfüllt.

Cecil Rhode's ist in unsern Kolonien kein Platz, wenn man auch unserm Volke mehr Männer wünschen möchte, die mit deutscher Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue englische Selbständigkeit, Zähigkeit und ein gewisses Maß von Rücksichtslosigkeit und Draufgängertum verbinden.

Gegenüber den chinesischen Wirren und dem unser Empfinden so tief berührenden „Kapitalistenkriege" in Südafrika traten die übrigen, unsere überseeischen und kolonialen Interessen betreffenden Ereignisse allerdings sehr in den Hintergrund. Seit glücklicher Lösung der Samoafrage haben sie die öffentliche Meinung nicht mehr zu erregen vermocht. Für uns Kolonialfreunde ist es aber doch ein Bedürfnis Umschau zu halten, was im verflossenen Jahre auf diesem Gebiete gearbeitet und geleistet worden ist. Jeder Staatsbürger sollte hierfür Interesse zeigen; denn die koloniale Bewegung ist nicht eine Liebhaberei unpraktischer Schwärmer, sie ist eine nationale Bewegung ersten Ranges geworden von großer realer Bedeutung, die an den Säckel des Steuerzahlers nicht unerhebliche Anforderungen stellt. Der Etat der Schutzgebiete für 1901 berechnet Einnahmen und Ausgaben auf über 40 Millionen Mark; an Reichszuschuß sind über 30 Mill. Mark vorgesehen. Ostafrika und Südwestafrika z. B. beanspruchen über 9 Millionen, Kiautschou über 10 Mill. Mark Zuschuß.

Es sind schon über 150 Millionen Mark deutsches und fremdes Kapital in unseren Kolonien angelegt, ohnedaß diese zu einer Quelle des Reichtums für das Mutterland geworden sind, ja nicht einmal selbst unterhalten können sie sich, ihre Bedürfnisse aus eigenen Einnahmen decken. Die Zahl der in unseren Kolonien lebenden Europäer ist wenig über 5000, wovon ein erheblicher Teil auf Beamtenschaft und Schutztruppe entfällt. Es kann leider nicht im entferntesten die Rede davon sein, daß wir den Überschuß der Bevölkerung in eigenem Neuland unterbringen. Diese Thatsachen entmutigen uns Kolonialfreunde nicht, wir wissen, daß die Zeit der Ernte kommen wird, wir sagen mit Wohltmann: nicht Zuschuß sondern Vorschuß verlangen die Kolonien, wir beachten, daß die hohen Reichszuzuschüsse vorwiegend für produktive Anlagen, für Sicherung der Herrschaft, für Verkehrswege, Eisenbahnen, Hafenanlagen gefordert werden, deren Verzinsung nicht ausbleiben wird. Was sind 16 Jahre Kolonialbesitz? Und doch bedeuten unsere Kolonien schon mehr für den Welt- und speziell unsern Handel als gemeinhin angenommen wird.

Ihr Gesamthandel ist abgesehen von Kiautschou auf fast 60 Millonen Mark zu bewerten; die Beteiligung Deutschlands ist in den letzten 7 Jahren um 90%, nämlich auf 21 Millionen Mark im Jahre 1899 gestiegen. Davon entfallen ¼ auf die Einfuhr aus den Schutzgebieten, ¾ auf die Ausfuhr nach denselben (nach „Handel und Verkehr in den deutschen Schutzgebieten" vom Geh. Legationsrat von König in Heft VIII des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift). Derselben Quelle entnehme ich die Angabe, daß 1900 in unsern Schutzgebieten 66 deutsche Wirtschaftsgesellschaften und Plantagenfirmen thätig waren, außerdem 16 fremde. „Die ungleich größere und allgemeine Vermehrung der deutschen Unternehmungen beweist die Richtigkeit des Wortes: trade follows the flag".

Ich werde im Folgenden versuchen, einen Überblick über die Fortschritte unserer Kolonien im vergangenen Jahre zu geben, ohne mich zu sehr in Einzelheiten zu verlieren. Es wird sich dabei auch Gelegenheit bieten, uns eine Ansicht zu bilden über den Entwicklungsstand derselben am Beginne des neuen Jahr-

hunderts, ſowie über die Bedingungen, die nach Anſicht berufener Beurteiler erfüllt werden müſſen, ehe dieſelben zu größerer Blüte gelangen können.

Um mit unſerer größten Kolonie, Deutſch-Oſtafrika, zu beginnen, ſo iſt daſelbſt ein wirtſchaftlicher Stillſtand eingetreten. Ein- und Ausfuhr ſind dort 1899 nicht höher geweſen als 1890. Gegen das Jahr 1898 iſt ſogar ein geringer Rückſchritt des Geſamthandels feſtzuſtellen. Mag dieſes letztere auch auf die Dürre des Jahres 1899 und die dadurch verminderte Kaufkraft der Bevölkerung zurückzuführen ſein, ſo ſind ſich doch alle Kenner der Verhältniſſe darüber klar, daß erſt die Eröffnung neuer Verkehrswege und die Erleichterung des Verkehrs durch Eiſenbahnen die Kolonie zur raſcheren Entwicklung bringen können. Wenn auch nicht alle die beſonders von Geheimrat Oechelhäuſer verfochtene Zentralbahn, die von Dar-es-Salaam ausgehend in einer Länge von ca. 1300 km die Meeresküſte mit der Seeküſte am Tanganyika verbinden ſoll, für rentabel halten, ſo herrſcht doch darin Übereinſtimmung, daß, wenn man über die Kultivierung des Küſtenſtriches hinauskommen will, wenigſtens Stichbahnen ins Innere gebaut werden müſſen. Von dieſen iſt die wichtigſte die im diesjährigen Etat vom Reichstage geforderte Linie Dar-es-Salaam—Mrogoro von 230 km Länge, die den erſten Teil der über kurz oder lang doch mit zwingender Notwendigkeit entſtehenden großen Seenbahn bildet. Die Angelegenheit iſt jüngſt dadurch ein gut Stück weitergerückt, daß eine mächtige Bankgruppe den Bau der genannten Teilſtrecke mit einem Kapital von 24 Millionen Mark übernehmen will, wenn das Reich eine mäßige Verzinſung gewährleiſtet und ſonſtige Rechte einräumt. Hoffentlich verſchleppt die Volksvertretung die Entſcheidung nicht wieder um ein Jahr. Ich verweiſe auf die Broſchüre von Ernſt Vohſen „Zur Deutſch-Oſtafrikaniſchen Seenbahn-Frage", (Berlin 1901, Dietrich Reimer), in der er mit guten Gründen die Notwendigkeit und Rentabilität der Zentralbahn verficht. Aus der der Broſchüre angehefteten Karte erſehen wir die Größe des vom Verfaſſer berechneten Erſchließungsgebietes der Bahn, welches weit in den Kongoſtaat ausſtrahlt. Zugleich giebt dieſe Karte ſowie die der Brochüre Flecks: Über den Stand des Eiſenbahnbaus in Afrika 1900" (Berlin 1901, D. Reimer) einen intereſſanten Überblick über die von den anderen Kolonialmächten fertigſtellten und geplanten Eiſenbahnen im ſchwarzen Erdteil. Es wird deutlich, daß wir in dieſer Hinſicht noch eine arg kümmerliche Rolle ſpielen. Die deutſch-oſtafrikaniſche Zentralbahn würde in Tabora, etwa in der Mitte des Schutzgebietes, Anſchluß an die Rhodesſche Kap-Kairobahn finden. Dieſes engliſchen Unternehmungsgeiſtes würdige Rieſenprojekt iſt keine Chimäre mehr; von Süden hat die Bahn Bulowayo in Rhodeſia, von Norden her Chartum am Zuſammenfluß des blauen und weißen Nils erreicht, die Hälfte der Strecke iſt alſo annähernd fertig. Für unſer Oſtafrika in gewiſſer Beziehung gefährlich iſt die engliſche Ugandabahn, die nahe ſeiner Nordoſtgrenze verläuft. Sie geht vom Hafen Kilindini auf der Inſel Mombaſa aus, iſt bereits mehr als zur Hälfte fertiggeſtellt und ſoll in Jahresfriſt den Viktoria-Nyanſa erreichen, wo ſich leicht der Anſchluß an die große transafrikaniſche Nordſüdbahn herſtellen läßt. Die Engländer verfügen dann über eine neue Verbindung vom Mittelmeer zum Indiſchen Ocean unter Vermeidung des in Kriegszeiten leicht zu ſperrenden Suez-Kanalweges. Die Bedeutung der Bahn liegt auch wohl mehr auf politiſch-ſtrategiſchem Gebiete als dem des Handels und Verkehrs, vorläufig wenigſtens.

Für uns hat sie den Nachteil, daß sie dem englischen Hafen Mombasa, zum Teil sicher auf Kosten unserer Häfen, besonders Tangas, zur Blüte verhelfen wird, um so bedauerlicher, als schon das vorgelagerte englische Sansibar fast ganz den Handel D.-O.-A. beherrscht, und daß sie den Verkehr des benachbarten Teiles unseres Gebietes, besonders des reichen Kilima-Ndjaro an sich zieht. „The goods for German East Africa are landed at Mombasa and taken by the railway to Voi, from whence the caravans start for Kilima Njaro“ lese ich in The Daily News vom 19. 3. 1901. Daran kann zwar meines Erachtens wegen der großen Entfernung auch die projektierte Zentralbahn nichts ändern, sondern nur eine spätere Fortführung unserer einzigen ostafrikanischen Bahn, der vom Reiche übernommenen Usambarabahn zum Kilima-Ndjaro. Diese Bahn die von Tanga ausgehend zu dem Plantagengebiet des Hochlandes Usambara führt wird noch in diesem Sommer Korogwe (84 km) erreichen, um dann zunächst bis Mombo fortgesetzt zu werden. Sie deckt bereits die Unkosten, trotzdem sie noch ein Torso ist. Als Hauptbeweis für die angebliche Unfruchtbarkeit D.-O.-A. führen die Gegner der Bahnen die geringe Bevölkerung an. Die im vorigen Jahre zum ersten Male vorgenommene Zählung ergab allerdings in dem doppelt so großen Gebiete wie Deutschland nur etwa 6 Millionen Einwohner, immerhin mehr als früher geschätzt worden war. Die Möglichkeit einer Volkszählung ist ein guter Beweis, wie sehr das Schutzgebiet, früher das Eldorado arabischer Sklavenhändler, bereits unter deutscher Verwaltung steht. Seit einigen Jahren wird von den Eingeborenen eine Haus- und Hüttensteuer erhoben, die 1899 ca. 700000 M. lieferte und für das folgende Jahr auf über eine Million M. veranschlagt ist. Zu begrüßen ist, daß 50% des Erträgnisses den Gemeindekassen überwiesen worden sind. Wir haben im vergangenen Jahre den P. Acker, der auf eine 18jährige Missionsthätigkeit in D.-O.-A. zurückblickt, sich über die Ursache der geringen Bevölkerungsdichtigkeit äußern hören und erinnern uns, wie er in lebhafter Schilderung die ewigen Fehden und Raubzüge der einzelnen Völkerschaften, die unmenschlichen Sklavenjagden der Araber, die Hungersnöte infolge von Mißernten, Dürren, Heuschreckenfraß, das Aussetzen und Töten vieler, vieler Kinder infolge haarsträubenden Aberglaubens beschuldigte. Je mehr sich die deutsche Herrschaft befestigt und Schutz von Leben, Eigentum und Arbeit gewährleistet, um so rascher wird die Bevölkerungszunahme und die wirtschaftliche Hebung sein. Der als faul verschrieene Neger arbeitet, wenn er der Nutznießung des Erarbeiteten sich erfreuen kann, wenn er höhere Bedürfnisse kennen gelernt hat, deren Befriedigung ihm nur der Ertrag seiner Arbeit ermöglicht. Für diese armen Naturvölker ist europäische Herrschaft eine Wohlthat, während sie unter der Araberherrschaft Handelsware waren und sich selbst überlassen ein elendes oft kaum mehr als tierisches Dasein fristen. Gewiß ist's nicht eitel Humanitätsdusel, was uns ins tropische Afrika führt, wir wollen in erster Linie unsere Macht und unsern Wohlstand mehren. Wenn wir Millionen in Ostafrika und Kamerun hineinstecken, dann thun wir das vorwiegend aus berechtigtem Eigennutz. Da wir aber nicht wie die Araber Raubbau treiben und die Länder aussaugen, sondern sie wirtschaftlich heben, so wird unsere kolonisatorische Thätigkeit auch für die Eingeborenen zur Wohlthat.

Seitdem das früher wertvollste Produkt D.-O.-A.s das Elfenbein an Bedeutung eingebüßt hat, teils weil infolge des Raubsystems früherer Zeiten eine starke Verminderung der Elefantenherden eingetreten ist, teils weil eine große

Menge desſelben aus dem Norden der Kolonie über die Ugandabahn, aus dem Weſten über die Verkehrswege des Kongoſtaates abgelenkt wird, beruht der Hauptwert des Schutzgebietes auf ſeinen Bodenprodukten. Die wichtigſten Gegenſtände der Ausfuhr ſind Kautſchuk, Elfenbein, Kopal, Kopra, Seſam, Baſtwaren ꝛc. Neben dem in Uſambara angebauten Kaffee, der im vorigen Jahre eine vorzügliche Ernte ergeben haben ſoll, hat auch die Kultur der erſt 1893 von Dr. Hindorf in Köln in D.-O.-A. eingeführten Siſalagave, mit deren Anbau ſich Ende 1900 11 Pflanzungen beſchäftigten, bereits Bedeutung erlangt. Die Faſer dieſes Hanfes ſoll der beſten mexikaniſchen gleich ſein. Das am Viktoria-ſee gefundene Gold und die Kohlen- und Eiſenſteinlager am Nyaſſa lohnen wegen der weiten Entfernung von der Küſte nicht die Ausbeute. Das Vorkommen iſt auch wohl nicht ſehr bedeutend.

Die Hauptſtadt des Schutzgebietes Dar-es-Salaam hat erheblich an Wert für unſere Marine gewonnen, ſeitdem daſelbſt ein in Kiel von der Howaldtswerft für 660000 M. erbautes Schwimmdock, in dem Schiffe bis zu 18000 tons gedockt werden können, eingetroffen iſt. Auf dem Nyaſſaſee fährt bereits ſeit längerer Zeit der Dampfer Hermann von Wißmann und erzielt ſchon nette Überſchüſſe, auf dem Tanganyikaſee vertritt jetzt auch endlich ein Dampfſchiff würdig die deutſche Flagge, da der Dampfer Hedwig von Wißmann nach jahrelangem Hinausziehen der Fertigſtellung und ungemein ſchwierigem Transport über den Sambeſi, Schire und Nyaſſa endlich im Oktober 1900 unter Führung des Oberleutnants Schloifer in Bismarckburg glücklich vom Stapel gelaufen iſt. Auf dem rieſigen See fährt jetzt, nachdem ein engliſcher Dampfer verunglückt iſt, außer der „Hedwig von Wißmann“ nur noch ein belgiſcher. Auf dem Viktoria-Nyanſa läuft die deutſche Aluminiumpinaſſe „Ukerewe“.

In der Verwaltung der Kolonie iſt eine wichtige Veränderung vor ſich gegangen. Generalmajor von Liebert iſt zurückgetreten und an ſeine Stelle Graf Götzen zum Gouverneur ernannt worden. Der neue Gouverneur iſt zwar noch jung an Jahren, aber reich an Erfahrung in afrikaniſchen Dingen. Er hat ſich beſonders durch ſeine Durchquerung Afrikas von Oſten nach Weſten 93—94 einen Namen gemacht, auf der er u. a. den Kiwuſee nördlich des Tanganyikaſees, mit dieſem durch den Ruſſifiſluß verbunden — wegen deſſen jetzt grade Grenzregulierungsverhandlungen mit dem Kongoſtaat ſchweben — und den Hauptquellfluß des Kagera-Nils entdeckte. Als Militärattaché bei der deutſchen Botſchaft in Waſhington machte er ſpäter den Feldzug in Kuba mit. Hoffentlich iſt er der richtige Mann, neues Leben in die Kolonie zu bringen; aber wenn keine Bahn gebaut wird, wird ebenſo wie bei ſeinem verdienſtvollen Vorgänger der beſte Wille machtlos ſein.

Während früher die Schutztruppe nur aus Sudaneſen beſtand, rekrutiert ſie ſich heute der Mehrzahl nach aus Eingeborenen unſerer Kolonie, die ſich beſtens bewähren. Herr Hauptmann Leue, ein alter Afrikaner (den wir im vorigen Jahre über die Zentralbahn gehört haben) hebt überhaupt hervor, welche Veränderung in den letzten 10 Jahren mit den Eingeborenen der Küſte vor ſich gegangen ſei, die unter der deutſchen Verwaltung aus frechen, faulen Menſchen zu beſcheidenen und arbeitſamen geworden ſeien. Allerdings betont er, daß nicht alle europäiſchen Beamten und Aufſeher die Eingeborenen richtig zu behandeln und ihr Vertrauen zu erwerben wiſſen.

Vielfach ſtellt man ſich das Innere D.-O.-A.s als eine endloſe, mehr oder

weniger öde Steppe vor. Dies ist keineswegs der Fall. Außer dem Kilima-Ndjaro-gebiet, welches sich mit seinem höchsten Gipfel, dem Kibo, bis zu über 6000 Meter Höhe erhebt, treffen wir im Innern verschiedene Hochländer an, von denen die bekanntesten Usambara, Usagara und Uhehe sind, die von den Reisenden wegen ihres gesunden Klimas, ihrer Fruchtbarkeit und landschaftlichen Schönheit gerühmt werden. Es ist nicht ausgeschlossen daß diese Hochländer später für europäische Besiedlung in Betracht kommen. Nachdem unser berühmter Bakteriologe Robert Koch auf Grund eigener Ortskenntnis der Ansicht Ausdruck gegeben hat, daß in Westusambara Ansiedler fieberfrei leben können, nachdem die dortige Regierungsversuchsstation Kwai den Nachweis erbracht hat, daß daselbst europäische Landwirtschaft und Viehzucht mit Erfolg betrieben werden kann, besteht der Plan einen praktischen Versuch mit der Besiedlung durch deutsche Bauern zu machen. Das Experiment ist immerhin ein gewagtes, im Erfolge sehr unsicheres. Mehr Aussicht verspricht vorläufig das Bestreben der Regierung, indische Ackerbauer in unserer Kolonie anzusiedeln, für welchen Zweck 30000 Mark in den Etat eingestellt worden sind.

Die Hauptbedeutung Deutsch-Südwestafrikas (= 1¼ × Deutsches Reich) dürfte aller Voraussicht nach fürs erste auf seinen Mineralschätzen beruhen. Wenngleich von allen unsern Kolonien sie die einzige ist, deren Klima europäische Ansiedlung in größerem Stile gestatten würde, so ist doch die Bodenbeschaffenheit des weitaus größten Teiles der Kolonie nicht derart, daß sie eine Ackerbaukolonie werden wird. Es besteht kein Zweifel, daß reiche Kupfererzlager vorhanden sind. Zwecks Ausbeutung der schon länger bekannten Otaviminen im nördlichen Teile hat sich aus der englisch-deutschen South-Westafrika-Company eine angeblich rein deutsche Otaviminen- und Eisenbahngesellschaft mit 40 Millionen Mark Kapital gebildet, die mit den Vorarbeiten für den Bergbau begonnen hat. Sehr schwierig ist die Frage des Endpunktes der die weit im Innern liegenden Erzlagerstätten mit der Küste verbindenden Bahn, da der nördliche Teil des Schutzgebietes hafenlos ist. In Aussicht genommen ist die 650 km Luftlinie entfernte, auf portugiesischem Gebiete gelegene Tigerbai, die angeblich ein guter Hafen ist; aber es hat sich dagegen lebhafte Opposition geltend gemacht, die Bahn auf fremdem Gebiete enden zu lassen, zumal in Anbetracht der engen englisch-portugiesischen kolonialen Beziehungen. Viel kürzer und auch mehr im Interesse unserer Kolonie wäre die nur 250 km lange Verbindung nach Süden mit der im Baubegriffenen Bahn Swakopmund—Windhuk.[1]) Kürzlich kam die Kunde über neue reiche Kupfererzfunde viel näher der Küste zwischen dem Swakop- und Kuisebflusse. Über eine Verwertung der angeblich in der Kolonie gemachten Diamant-, Gold- und Silberfunde

[1]) Die Bahnfrage wird immer verwickelter. Die Tigerbai soll sich als unbrauchbar erwiesen haben und als Endpunkt der noch nördlicher in Angola gelegene Porto Alexandre oder gar Mossamedes in Aussicht genommen sein. Es scheinen mit den deutschnationalen Interessen nicht übereinstimmende Bestrebungen im Spiele zu sein. Andererseits wird immer energischer auf Anschluß der Otavibahn an die Windhukbahn gedrungen, neuerdings auch auf die Kap Croßbucht in unserer Kolonie als geeigneten Ausgangshafen hingewiesen. Jedenfalls heißts: Caveant consules. Vergl. D. Kol. Zeitg. Nr. 21, 27, 29, 30.

iſt nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Neben dem Bergbau iſt die Viehzucht im großen Maßſtabe auf den ausgedehnten Weidengebieten für die wirtſchaftliche Entwicklung des Schutzgebietes beſonders wichtig. Der nördliche Teil, das Damaraland, iſt beſonders geeignet für die Großviehzucht, der ſüdliche, das Namaland, für die Zucht von Schafen und Ziegen. Es hat ſich eine Geſellſchaft mit ausſchließlich deutſchem Kapital (600000 M.) gebildet, die „Südweſtafrikaniſche Schäfereigeſellſchaft", der von der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft aus den Ergebniſſen der Wohlfahrtslotterie 300000 Mark gewährt worden ſind, zwecks Einführung des Großbetriebes der Wollſchaf- und Angoraziegenzucht. Es ſcheint dies ein ausſichtsreiches Unternehmen zu ſein, wenigſtens wird in der Kapkolonie, deren Boden und Klimaverhältniſſe beſonders in den Karrugegenden ſehr ähnlich ſind, die Schaf- und Ziegenzucht in größtem Umfange betrieben und wurde dorther 1899 allein nach Deutſchland Schafwolle im Werte von über 15 Millionen Mark exportiert. Unter den Ausfuhrartikeln der Kolonie ſind erwähnenswert Guano, lebendes Vieh, Straußenfedern, Felle und Häute. Der Handel iſt in Zunahme begriffen.

Als vor mehreren Jahren die Rinderpeſt große Verheerungen im Schutzgebiete anrichtete und dasſelbe in ſehr kritiſche Lage brachte, unternahm die Regierung kurz entſchloſſen einen Bahnbau, um die Küſte mit der Hauptſtadt des Landes, Windhuk, zu verbinden. Trotzdem Swakopmund keinen Hafen und keine geſchützte Reede beſitzt, vielmehr durch eine ſtarke Brandung vom offenen Meere abgeſchloſſen iſt, nimmt die Bahn, um unabhängig von der unmittelbar ſüdlich davon gelegenen engliſchen Enclave der Walfiſchbai zu ſein, dort ihren Anfang. Um überhaupt ein geordnetes Löſchen der Schiffe zu ermöglichen, wurde daſelbſt ein ſehr koſtſpieliger Molenbau ausgeführt, für den der Reichstag 1200000 Mark bewilligt hat. Die Mole iſt ſeit ende Januar 1900 im Betrieb, ſodaß das Schutzgebiet wenigſtens jetzt über eine geſchützte Reede verfügt. Die Bahn Swakopmund—Windhuk iſt ſeit vorigem Sommer bis Karibib, alſo etwa in ihrer erſten Hälfte, dem Betrieb übergeben worden. Sie wird ca. 400 km lang ſein, etwa 12 Millionen Mark koſten und hat nur 60 cm Spurweite. Bis zur Fertigſtellung vergehen noch etwa 1½ Jahre. Die Bahn verbilligt den Transport der Ein- und Ausfuhrgüter von und zur Küſte um 60% gegen den bisher üblichen Frachtverkehr mit Ochſenkarren, die mit 10—20 Ochſen beſpannt eine Laſt von 30—50 Ztr. täglich, je nach dem Terrain, 20—35 km weiter ſchaffen. In tropiſchen Kolonien, wie den unſeren, in denen die Laſten von Trägerkarawanen befördert werden müſſen, bewirken Bahnen ſogar ein Erſparnis von 2—300%. Um einen Begriff von den Schwierigkeiten des Bahnbaues zu geben, führe ich einige Stellen aus einem Vortrag des Oberſtleutnants Gerding über „Die Bereiſung der afrikaniſchen Bahnen" an (Kolonialzeitung 1900 S. 49). „Ein durchſchnittlich 200 km breiter Küſtenſtreifen trennt teils als Namib (d. i. Sandwüſte), teils als ödes und zerriſſenes Gebirgsland das entwicklungsfähige Innere von der Küſte. Ebenſo werden die im Innern gelegenen für Viehzucht, Ackerbau und Mineninduſtrie nutzbar zu machenden Flächen im Norden, Süden und im Zentrum des Landes durch weite, jeder Kultur und jeder ſonſtigen Ausnutzung unzugängliche, waſſerloſe Einöden von einander getrennt. Dabei ſteigt das Gelände im allgemeinen von der Küſte aus an, ſodaß ſehr bald beträchtliche Meereshöhen von über 1500 m erreicht werden, Steigungsverhältniſſe, deren Schwierigkeit

durch zahlreiche weitere Steigungen, tief eingeschnittene Thäler, einzelne stark aufsteigende Höhenzüge und teilweise wild durcheinander geworfenes, zerklüftetes Gebirgsgelände erhöht werden. Dieses Land wird niemals der Kultur eröffnet werden, noch Menschen eine dauernde Niederlassung ermöglichen. Die Bahn muß es im Fluge durcheilen, um von der Küste aus gastlichere Gefilde zu erreichen. Die bisherige Transportmethode ist dieser Aufgabe nicht gewachsen."

Wenn in weiten Kreisen unseres Volkes ein Mißtrauen gegen England herrscht, so tragen die Engländer entschieden Schuld daran. Da verbricht im Herbst vorigen Jahres der erste Minister der Kapkolonie die Äußerung: „Die Zeit ist wahrscheinlich nahe, wo das Hinterland der Walfischbai — D. S. W. A. — von den Engländern wieder erworben werden wird;" und Cecil Rhodes soll nach englischen Zeitungsmeldungen erklärt haben, er werde sich als Aktionär der South West Afrika Cy. der Ansiedelung von Buren in D. S. W. A. widersetzen. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung brachte einen gepfefferten Artikel, in dem der Befürchtung Ausdruck gegeben wurde, die Regierung erblicke in einem großen Teile unserer afrikanischen Kolonien nur noch Tauschobjekte. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung beeilte sich, energisch zu erklären, daß nicht im entferntesten die Absicht bestehe, eins unserer afrikanischen Schutzgebiete ganz oder teilweise zu veräußern. Eine gewisse Beunruhigung war aber in die kolonialfreundlichen Kreise getragen. Die Abteilung Meiningen stellte auf der Vorstandssitzung der D. K. Gesellschaft am 1. Dezember 1900 in Berlin mehrere die Bureneinwanderung und Verstärkung der südwestafrikanischen Schutztruppe betreffende Anträge, die eine hochinteressante Debatte zur Folge hatten, im Verlaufe deren auch mehrere Erklärungen der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes verlesen wurden.[1]) Ist auch die Grundlosigkeit der Befürchtungen der Rh. Westf. Zeitung glücklicherweise erwiesen, so sind die offenherzigen englischen Äußerungen doch nicht aus der Welt geschafft.

Infolge des englischen Krieges ist eine kleinere Anzahl von Burenfamilien mit Unterstützung unserer Regierung in unser Schutzgebiet eingewandert. Es ist zu hoffen, daß ihnen ein größerer Trek folgen möge; denn bessere Pioniere kann man ihm nicht wünschen. Wie schwierig aber gerade die Frage der Bevölkerungspolitik in D. S. W. A. ist, darüber wollen wir einen Kenner der dortigen Verhältnisse hören.

Dr. Hermann schreibt in Heft 15 des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift: „Es ist möglich, daß die nieder- und hochdeutschen Volksgenossen sich vereinigen, um das Postulat: „Südafrika englisch" zu beseitigen, und daß die kulturell den Buren unleugbar weitüberlegenen Reichsdeutschen erstere politisch und wirtschaftlich erziehen und herüberziehen; es ist möglich, daß die Buren gute Reichsdeutsche werden. Aber sie sind uns leider in der Eigenschaft gerade überlegen, welche, um alles dies zu erreichen, dem Deutschen Südwestafrikas am meisten not thäte: in dem festen Beharren auf der eigenen Nationalität, in dem zähen Widerstand gegen fremde Einflüsse. Wer das Verhalten des Deutschen im fremden Land von diesem Gesichtspunkt aus beobachtet, der wird ihre Chancen in dem friedlichen Kulturkampf zwischen Hoch-

[1]) Derselben steht nach dem Rücktritt des Herrn von Buchka, der bisherige Kaiserliche Gesandte in Chile, Dr. Stübel — geb. in Dresden, thätig gewesen in den Vereinigten Staaten, Samoa, Shanghai, Santiago — vor.

und Niederdeutſch, der in Südweſtafrika bevorzuſtehen ſcheint, nicht für günſtig halten. Kommen alſo Buren in Maſſe ins Schutzgebiet, ſo droht die Gefahr einer „Verburung"; hält man ſie fern, ſo droht das engliſche Kapital und der Einfluß der engliſchen Umklammerung mit der „Verengländerung". So bleibt als einziges ſicheres Mittel: Heranziehung deutſcher Elemente um jeden Preis, wenn auch ohne Auswahl und vor allem nicht nach Dutzenden, ſondern nach Hunderten oder Tauſenden." Das iſt ſehr gut gemeint; aber für die verlangten tauſende deutſcher Einwanderer bietet das Schutzgiet bisher noch gar nicht die Möglichkeit einer Exiſtenzbegründung. Unſere Regierung geht nicht ohne Grund ſehr bedächtig vor. „Bemittelte wollen nicht — Unbemittelte läßt man nicht." Zu den kleinen Mitteln gehört aber die Einſtellung von 100 000 M. zur Gewährung ſtaatlicher Anſiedelnngsbeihülfe an Schutztruppenangehörige, die überhaupt beim Landkauf ꝛc. eine Reihe von Vorrechten genießen. Übrigens iſt die weiße Bevölkerung ziemlich raſch auf 3400 Perſonen geſtiegen, wovon 38 % auf die Schutztruppe und Beamte, 60 % auf die produktiv thätigen Stände entfallen. Da aber nur einige Hundert Männer mit weißen Frauen verheiratet ſind, iſt es im Intereſſe der Erhaltung des Deutſchtums zu begrüßen, daß die D. Kolgeſ. die Hinausſendung deutſcher Frauen und Mädchen fördert und unterſtützt. Natürlich wird mit größter Vorſicht und Sorfalt vorgegangen und werden nur ſolche hinausgeſandt, für welche eine geſicherte Unterkunft gefunden iſt. Eine ganze Anzahl ſoll ſich ſchon ſehr bald dort — hoffen wir recht glücklich — mit Landsleuten verheiratet haben. Die ſehr abfällige Kritik Bebels im Reichstage über dieſes Vorgehen dürfte die Kolonialgeſellſchaft ſchwerlich von weiteren Verſuchen in dieſer Richtnng abhalten. Die Wohlfahrtslotterie hat wiederum eine größere Summe, 20 000 M., dem Herzog Johann Albrecht zur Verfügung geſtellt.

Zur Sagenverwandtſchaft fremder Völker- und Menſchenraſſen.

Von Kolonialdirektor a. D. O. Canſtatt.

Der Hinweis auf die Gleichartigkeit vieler ſprichwörtlicher Redensarten, Märchen, Volksſagen und Fabeln bei den verſchiedenartigſten Völkern der Erde, welchem wir in einer Abhandlung A. Seidels über „Eine ideale Frucht der deutſchen Kolonialpolitik" begegnen, (ſiehe Heft 15 II. Jahrg. der Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtſchaft) enthält unter anderem ein prägnantes Beiſpiel aus Kamerun und China mit Seitenſtücken zu unſerer Tierfabel von dem Wettlauf zwiſchen Haſe und Swinegel, wobei der erſtere von letzterem überliſtet wird. In Kamerun iſt es die Gazelle und die Schildkröte, in China der Rabe und die Schildkröte, welche ſich mit einander in der Schnelligkeit der Fortbewegung meſſen. Nun, beinahe übereinſtimmend mit der Kameruner Fabel iſt jene, welche zu den Überlieferungen der braſilianiſchen Indianer gehört. Die Helden derſelben ſind hier der braſilianiſche Hirſch und der Jabuti, eine Art Landſchildkröte, die als Typus der Ausdauer und Liſt dabei eine Hauptrolle ſpielen.

Die Schildkröte kehrt in der Volksſage und in dem indianiſchen Märchen Braſiliens übrigens noch mehrfach wieder. Originell iſt, was wir von ihr aus einem braſilianiſchen Negermärchen erfahren. Darnach erſcheint der Panzer der Schildkröte deswegen aus vielen Stücken zuſammengeflickt, weil das Tier einſt, als ein Feſt im Himmel gefeiert wurde, ſich von dem Reiher dahin tragen laſſen wollte und dieſer ſie tückiſch hoch aus der Luft herabfallen ließ. Der liebe Gott aber hatte Mitleid mit ihr und ſetzte den zertrümmerten Panzer wieder zuſammen. Eine Menge derartiger Geſchichtchen iſt unverkennbar einheimiſchen Urſprungs, manches aber iſt auch als eingeführtes Gut zu betrachten. Viele der Tierfabeln entſtammen unter anderem ſichtlich dem Reineke-Fuchs-Kreiſe.

Dr. Sylvio Roméro hat im Jahre 1885 eine ziemlich vollſtändige Sammlung der im Munde des braſil. Volkes umlaufenden Märchen, Sagen und Fabeln unter dem Titel Contos populares herausgegeben.

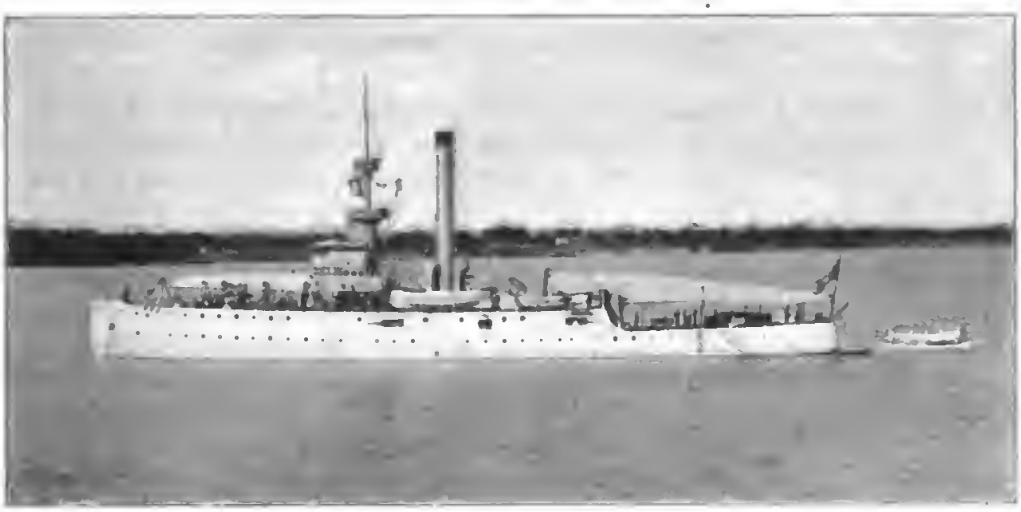
Die Reiſe des amerikaniſchen Kanonenbootes Wilmington auf dem Amazonenſtrom.

Amtlicher Bericht des Kapitäns z. D. Todd.
Autoriſierte Überſetzung. (Mit 11 Abbildungen.)

I.

Vorwort.

Im Frühjahr des Jahres 1899 erhielt das Kanonenboot der Vereinigten Staaten Wilmington den Befehl, den Amazonenſtrom aufwärts zu dampfen und ſoweit vorzudringen, als es die navigatoriſchen und ſonſtigen Verhältniſſe irgend geſtatteten und ratſam erſcheinen ließen. Zur Orientierung des Leſers ſei bemerkt, daß das gewählte Fahrzeug ſeiner Zeit mit der Beſtimmung gebaut wurde, in den chineſiſchen Flußgebieten Verwendung zu finden; daher weicht es in ſeinem Typ, wie dies ſich ſchon in ſeiner äußeren Erſcheinung verrät, nicht unweſentlich



Das vereinigte Staatenboot Wilmington 2000 Meilen von der See.

von dem gewöhnlichen Kanonenboot ab. Bei möglichſt geringem Tiefgang ſollte das Schiff doch bequeme luftige Wohnräume haben, und gleichzeitig von der Kommandobrücke und den Marſen aus einen Überblick über das an den Fluß angrenzende Land, ſowie ein freies Feuer über die Deichkronen hinweg geſtatten. Die Art und Weiſe, wie die Wilmington die ihr geſtellte dankbare Aufgabe gelöſt hat, — ihr Aufenthalt auf dem Fluſſe umfaßte im Ganzen 40 Tage — beweiſt, wie gut ſie dafür geeignet war.

Bei Iquitos im Staate Peru, wo die Reiſe ihr Ende erreichte, hatte ſie von Para aus nahezu 2400 Seemeilen zurückgelegt, das erſte Kriegsſchiff, welches jemals ſoweit in den Rieſenſtrom vorgedrungen und in das Peruaniſche Gebiet, von Oſten kommend, eingetreten war. In grader Linie befand ſie ſich damals nur etwa 400 Sm. von der Paziſiſchen Küſte entfernt und hätte etwa noch um dieſelbe Strecke weiter vordringen können, wenn es nicht an Kohlen gemangelt hätte. Der derzeitige Kommandant des Schiffes, Fregattenkapitän Todd, hat dieſe Reiſe, abgeſehen von ſeinem dienſtlichen Bericht, in einer Beſchreibung zur Darſtellung gebracht, welche, wie ich glaube, auch einen weiteren Kreis von Leſern intereſſieren darf und daher mit Erlaubnis des Verfaſſers überſetzt worden iſt.

Ohne Zweifel bietet das Stromgebiet des Amazon und ſeiner gewaltigen Nebenflüſſe, welches, wie der Verfaſſer bemerkt, noch heutzutage zum großen Teil wie ein verſchloſſenes Buch daliegt, der wirtſchaftlichen und kommerziellen Entwicklung noch einen ſo weiten Spielraum, daß ein jeder Verſuch, es unſerer Kenntnis zu erſchließen mit Dank begrüßt werden muß. Und in dieſem Sinn würde ein Verſuch unſerer eigenen Marine, das durch die Vereinigten Staaten gegebene Beiſpiel nachzuahmen, gewiß der Zuſtimmung weiter Kreiſe des deutſchen Volkes ſicher ſein.

Die Friedensmiſſion eines Kriegsſchiffes.

Aus einer Reihe von Veröffentlichungen, welche während der letzten ſechs Monate von Zeit zu Zeit erſchienen ſind, konnte man den Eindruck gewinnen, daß die Reiſe des V. S. Schiffes Wilmington ihre Anregung der plötzlichen Eingebung jemandes verdankte und eben ſo plötzlich unternommen wurde. Dies iſt indeſſen nicht der Fall. Die Wilmington, ein Fahrzeug von geringem Tiefgang und beſonders für den Dienſt in Flußgebieten beſtimmt, mit einer für ein Schiff ihrer Größe ſchweren Armierung, hatte in den ſüdlichen Gewäſſern gekreuzt und ſich dabei allmählich dem Teil der Nordküſte von Südamerika genähert, wo der mächtige Amazonenſtrom ſeine rieſige Waſſermaſſe in den Atlantiſchen Ozean ergießt.

Die Regierung, von dem Wunſch beſeelt, ihre Grüße und den Ausdruck ihrer Freundſchaft den im Amazonenthal lebenden Völkerſchaften zu übermitteln, beauftragte den Kommandanten der Wilmington bei ſeiner Ankunft in Para in Nord-Braſilien den Amazonenſtrom, ſoweit es ſicher ſchien, hinauf zu dampfen und die Grüße unſerer Nation unſeren Freunden in Braſilien, und wo es ſonſt deren in den unbekannten Gebieten gab, zu überbringen.

Die Miſſion des Kriegsſchiffes Wilmington war daher eine ſolche im Intereſſe des Friedens und der freundſchaftlichen Beziehungen zu unſeren Nachbarn. Bei einem Blick auf eine gute Karte des Landes wird der Leſer an der Nordſeite die Mündung des großen Fluſſes unmittelbar auf dem Äquator dort finden, wo die große Waſſermenge in den Vater Ozean zum Ausfluß gelangt, welche von Punkten herkommt, die viele Tauſend Meilen entfernt innerhalb 200 Meilen vom Paziſiſchen Ozean liegen. Die Karte zeigt zahlreiche Inſeln vor und in der weiten Mündung, welche hier 150 Meilen breit iſt. Dieſe Inſeln haben ſich aus Schlick, Sand und Bäumen gebildet, die in Zeiten der Überſchwemmung ſtromabwärts kamen, ſich ablagerten, aufeinander türmten und ſchließlich mit einem dichten Waldwuchs bedeckten, deſſen Samen viele Meilen

weit flußabwärts getragen war. Die größte dieser Inseln heißt Marajo. Große Reisende, wie Alexander von Humboldt und Luis Agassiz haben sich mit ihrer Erforschung abgegeben, und der letztere bezeichnete sie als einen der interessantesten Flecken auf der Erde, da sie eine Reihe von lebenden und fossilen Arten beherbergt, die noch wenig bekannt sind. Die verhältnismäßig plötzliche Verengung, welche die Flut bei ihrer größten Höhe bei Voll- oder Neumond innerhalb einer kurzen Entfernung von der Seemündung erfährt, ist die Ursache einer Erscheinung, welche die portugiesischen Kolonisten „Proroca", die Eingeborenen „Amasonsis" nennen. Diese Erscheinung wird dadurch verursacht, daß die große Masse von Flutwasser landeinwärts gegen die Enge anstürmt und dabei eine Art von Wasserfall bildet, welcher sich viele Fuß hoch mit unglaublicher Geschwindigkeit vorwärts bewegt und in seinem Lauf Schiffe, Boote und Niederlassungen zerstört oder überschwemmt. Die Bedeutung des Wortes „Proroca" ist „Zerstörer der Schiffe", die des indianischen Wortes „Amasonsis" „Zerstörer der Boote". Von der letzteren leitet der mächtige Fluß seinen Namen Amazon im Englischen, Amazonas im Portugiesischen oder Brasilianischen ab.

Anfangs März 1899 ankerte die Wilmington auf ihrer Kreuzfahrt nach Südamerika vor der Stadt Para, die an der östlichen Mündung des Amazon ungefähr 60 Meilen vom Ozean gelegen ist. Eine der ältesten Städte in Brasilien, hat sie sich in den letzten Jahren durch die weise Verwaltung solcher tüchtigen Leute wie Dr. Paes Carvalho die Stellung der Hauptstadt von Nord-Brasilien in Handel und Schiffahrt erobert. Unser Vaterland wird in geschickter Weise durch einen Konsul vertreten, der unsere Handelsinteressen und die Rechte unserer dort wohnenden Landsleute wahrnimmt. Mit seinen wohlgepflasterten Straßen, seinen schönen öffentlichen Gebäuden von moderner Bauart, um die sich Haufen eiliger Geschäftsleute drängen, bei seiner nahen Lage am Ozean und als Stapelplatz für den ungeheuren Verkehr im Flußgebiet des Amazonthals ist die Zukunft dieser Stadt als der Metropole jenes Teils der Erde gesichert.

Amerika hat hier ausgedehnte Geschäftsinteressen, darunter die allzeit offenen Karoussels, von denen zwei Tag und Nacht während unseres Besuches in Gebrauch waren.

Die freundschaftlichen Gefühle der Brasilianer für die Vereinigten Staaten kamen in vielfacher Weise in den Aufmerksamkeiten und der Gastfreundschaft zum Ausdruck, welche den Offizieren der Wilmington während ihres Aufenthaltes im Hafen erwiesen wurden. Bei seiner Ankunft erhielt Kapitän zur See Todd telegraphisch Befehl, den Amazonenstrom hinauf zu kreuzen, und später eine schriftliche Ordre, welche die Dauer dieser Reise nur davon abhängig machte, was nach seinem Ermessen sich mit Sicherheit erreichen ließ. Zur Förderung des amerikanischen Handels erschien es geraten, unseren Konsul in Para als Passagier einzuschiffen, damit er persönlich seine Beobachtungen über das Land und die Städte am Fluß, welche wir passierten, anstellen könnte. Am 19. März waren alle Vorbereitungen getroffen, und mit zwei Amazonenlotsen an Bord ging die Wilmington Anker auf, dampfte einige Meilen stromabwärts und drehte dann nach links in einen anderen Arm der Amazonmündung hinein, welche als die Bucht von Para bezeichnet wird. Sie verfolgte dabei den Weg der Schiffe, welche den Riesenfluß hinauf gehen, war aber noch weit von seinem Hauptbett entfernt, da bis dahin noch 200 Meilen zurückzulegen waren.

Die Wilmington war schon früher den Hauptfluß von Venezuela, den Orinoco, hinaufgedampft, und so war dieses Experiment einer Fahrt in der Paramündung für die Besatzung an Bord nichts Neues: aber bei Eintritt der Nacht näherten wir uns ihrem Ende, und von nun an galt es, unseren Weg durch die Myriaden von Inseln, durch enge, gekrümmte Kanäle hindurch, die nur den Lotsen bekannt waren, zu finden. Bald nachdem wir die niedrigen Inseln, zwischen denen unser Weg lag, gesichtet hatten, sahen wir Lichter funkeln und erkannten bei der Annäherung zwei Flußdampfer, welche nahe beim Einfahrtskanal auf Grund geraten waren. Sie riefen nach Hülfe, um sie in tieferes Wasser zu bringen; aber da die Wilmington tiefer ging als sie selbst, konnten wir uns nicht genügend nähern, um ihnen Leinen zuzuwerfen und sie loszuschleppen. Sie befanden sich allerdings außerhalb des regelmäßigen Fahrwassers; aber es widerstrebte mir doch, so an ihnen vorbeizudampfen. Der Umstand, daß sie, obwohl von geringem Tiefgang, hoch und trocken festsaßen, war für uns eine bedeutsame Warnung, daß es zu Zeiten der sorgfältigsten Navigation bedürfen würde, wenn wir den Amazon sehr weit hinauf kommen wollten.

So mußten wir unsere armen Nachbarn zurücklassen, und vorsichtig dampfte die Wilmington vorwärts, mit einem Lothwurf alle halben Minuten auf jeder Seite, anscheinend in den dichten Wald hinein; aber das scharfe Auge des Lotsen wachte, und allmählich, wie auch unsere ungeübten Augen die dichten Schatten durchdrangen, welche die überhängenden Bäume auf das Wasser warfen, sahen wir unser gutes Schiff, wie es in Sicherheit seinen Weg nicht durch den Wald, sondern durch einen engen tiefen Wasserlauf zwischen den hohen schlanken Wachposten hindurch suchte, die seine Ufer einsäumten. Ein zauberhafter Anblick in der That für uns. Die Phantasie mag es sich ausmalen, was die Eingeborenen am Ufer davon dachten, als das geisterhafte weiße Schiff, belebt von strahlenden elektrischen Lichtern, wie ein riesenhafter Glühwurm lautlos vorbeiglitt. Es war meine erste Erfahrung dieser Art, und da ich wußte, daß es der ganzen Nacht bedurfte, um durch dieses Labyrinth zu gelangen, so blieb ich an des Lotsen Seite, zwar schweigend, aber scharf aufpassend, damit wir nicht etwa durch ein Versehen des Mannes am Ruder mit dem Vorsteven in die Bäume rannten.

In kurzen Zwischenräumen leuchtete bald auf der einen, bald auf der anderen Seite ein flackerndes Licht auf, wie mir gesagt wurde, von den Hütten der Eingeborenen am Ufer, deren Insassen sich nie zum Nachtschlafen niederlegen, ohne ein Feuer anzuzünden, welches sowohl die Abwesenden in ihren Kanus auf ihrem Heimwege geleiten, als auch wilde Tiere jeder Art fernhalten soll.

Ich wußte es damals nicht; aber in der That passierten wir den schwierigsten Teil unserer ganzen Reise, soweit es sich um genaue Navigation handelte. Und mit einem Gefühl großer Erleichterung traten wir gerade bei Tagesanbruch aus dem engen Kanal in ein breiteres Wasserbett ein, welches als der Vierarm bekannt ist. Wir hatten bis hierher eine Strecke von 200 Meilen von Para aus zurückgelegt. Während des folgenden Tages kamen wir schnell vorwärts, indem wir zu Zeiten dicht am Ufer entlang, dann wieder in Mitte des Fahrwassers oder querdurch nach der anderen Seite dampften. Gelegentlich sah man eine kleine mit Stroh bedeckte Hütte, aus welcher der Kopf einer Frau oder vielleicht auch die Gesichter von ein oder zwei Kindern hervorlugten. Aber wenn wir dicht herankamen, verschwanden sie plötzlich, wie von Furcht ergriffen. Oder in der

Entfernung konnte man ein Kanu der Uferbank entlang rudern ſehen; aber mit dem Moment, wo der Beſitzer das weiße Schiff ſah, verſchwand das Boot augenblicklich im Walde, und ein ſtarkes Glas war notwendig, um es in ſeinem Verſteck hinter den tief herabhängenden, dichtbelaubten Zweigen zu entdecken, wo es verborgen blieb, bis wir uns genügend entfernt hatten. Ein Fahrzeug vom Ausſehen der Wilmington hatten dieſe Leute eben nie geſehen, und es iſt daher kein Wunder, daß ſie entweder überraſcht oder erſchrocken waren. Das Auge ermüdet allmählich von dem immerwährenden Ausblick auf die Landſchaft des dichten, durch nichts unterbrochenen Gebüſches; aber die plötzliche Erſcheinung der Hütten mit den Strohdächern, bald einzeln, bald in Gruppen von vier oder fünf vereint, und aus jeder Öffnung ein Kopf oder eine Hand hervorlugend, belebt zeitweilig das Intereſſe. Man konnte ſehen, wie die kleinen, vollkommen nackten Einwohner aus dem Geſichtsbereich flohen, wenn ſie in einiger Entfernung von ihren Wohnungen das Schiff zu Geſicht bekamen.

Männer waren ſelten in der Nähe der Hütten zu ſehen, wahrſcheinlich weil ſie auf der Suche nach Gummi abweſend waren. Wir konnten die Vögel im Walde ſchreien hören, ſahen ihrer aber nur wenige mit Ausnahme des braunen Königsfiſchers und weißen Kranichs. Die Stille der Nacht war beinahe bedrückend; der gelegentliche Anblick einer rieſigen Schildkröte oder der flachliegende Kopf eines Alligators, wie er quer durch den Fluß ſchwamm, gab denjenigen, die Gewehre hatten, Gelegenheit zum Schuß. Aber ohne Erfolg; denn ſie tauchten ſchneller unter als einige Arten unſerer Wildenten, die ſeit Generationen gejagt werden und mit dem Moment des Aufblitzen des Schuſſes, und bevor die Kugel ſie erreichen kann, verſchwinden.

Der Rieſenfluß wurde in der Periode ſeines Steigens befahren, und ich möchte hier eine eigentümliche Thatſache erörtern, die mit dem Steigen und Fallen dieſes größten aller Ströme zuſammenhängt. Innerhalb 4 Tagen vom 15. Dezember jeden Jahres an beginnt der Fluß zu ſteigen und fährt damit fort jahraus jahrein bis innerhalb 4 Tagen vom darauffolgenden 15. Juni; dann beginnt ein allmähliges Fallen bis zum Dezember. Die Eingeborenen berechnen ihre Gummiſuche nach dieſer merkwürdigen Regelmäßigkeit und treffen dementſprechend ihre Maßnahmen. Kein anderes fließendes Gewäſſer beſitzt dieſe Gleichmäßigkeit im Steigen und Fallen. Das Waſſer ſteigt im Durchſchnitt von ſeinem niedrigſten bis zum höchſten Stande um 30 Fuß, nie mehr als 32 und nie weniger als 28 Fuß. Die Hüttenerbauer wiſſen daher genau, wie hoch ſie bauen müſſen, um eine Überſchwemmung zu vermeiden. Der Fluß iſt ſo ungeheuer, daß eine plötzliche Überflutung nicht eintreten kann. Auch konnten wir beobachten, daß die Hütten immer auf kleinen Hügeln ſtanden, die, nur um wenige Fuß erhöht, doch hoch genug lagen, da die Flut, als die Wilmington ſtromaufwärts ging, $^{7}/_{8}$ ihrer Höhe erreicht hatte.

Ich hatte darauf gerechnet, den Hauptſtrom gegen 5 Uhr nachmittags am zweiten Tage zu erreichen. So gewöhnt wie Alle an Bord an die verſchiedenſten Anblicke in allen Teilen der Erde waren, ſo fühlte doch jeder in gewiſſer Weiſe, daß ſich hier bald etwas ganz Eigenartiges zeigen würde. Als wir uns näherten, wurde von einem Ende des Schiffes zum andern Kunde gegeben, und die Decks füllten ſich mit erwartungsvollen Geſichtern. Wie die Wilmington um den letzten Vorſprung herumdrehte, da bot ſich unſeren Blicken ein Panorama, welches wir

nie vergeſſen werden: Der mächtige Amazonenſtrom in der ganzen Majeſtät ſeiner Größe, von trüber Färbung, wie er auf ſeiner viele Meilen breiten Fläche die rieſigen Stämme umgeſtürzter Bäume dahintrug, die vielleicht tauſende von

Auf dem unteren Amazonenſtrom.

Meilen von den Bergen Perus herabgeſchwommen waren. Als das Schiff graziös drehte, um gegen die Strömung mit einer Geſchwindigkeit von nur 3—4 Meilen die Stunde anzudampfen, da war die Schlacht gut im Gange; denn gegen dieſen Strom mußte unſer Fahrzeug ankämpfen und ihn überwinden, wenn es ſein Ziel

erreichen ſollte. Bald nach dem Eindrehen in den Hauptſtrom konnte man voraus eine Lichtung ſehen, auf welcher Vieh weidete. Ich beſchloß, wenn möglich, friſches Fleiſch für die Mannſchaft zu beſchaffen, da die Geſundheit der Beſatzung während einer ſolchen Reiſe und in ſolcher Gegend eine der Hauptſorgen bildet. Eine Gruppe von Hütten kam zu Geſicht, um die ſich eine Anzahl Menſchen ſammelten; allmählig hielten wir dichter ans Ufer, die Wilmington ſtoppte querab von der Niederlaſſung und ein Boot mit 2 Offizieren wurde an Land geſchickt, um Fleiſch zu kaufen. Sowie dasſelbe nach Land zu abſetzte, floh der Menſchenhaufen mit lautem Schreckensgeſchrei auseinander, die Frauen mit den kleinen Kindern auf dem Rücken, während die größeren nachrannten und bald zwiſchen den nahen Bäumen verſchwanden. Zwei Männer am Hauſe verſuchten ſie zurückzurufen, aber ohne Erfolg. Unſere Offiziere näherten ſich dem Hauſe, ſetzten ihr Anliegen auseinander und wurden freundlich aufgenommen. Dann wurde ein Horn geblaſen; nach kurzer Zeit ſah man einen kleinen ſchwarzen Kopf aus den Büſchen hervorſchauen, andere folgten, und bald ſammelten ſich die erſchrockenen Eingeborenen unter jubelndem Lachen, als ſie hörten, daß wir ſie weder totſchlagen noch wegſchleppen wollten. Bald war das Vieh geſchlachtet, an Bord gebracht, und die Wilmington ſetzte ihren Weg flußaufwärts fort, während die dunkele Nacht die weite Waſſerfläche deckte und viele Augen nach vorne Ausguck hielten, um dem ſchwimmenden Treibholz aus dem Wege zu gehen.

Am nächſten Morgen erſchien zum erſten Mal, ſeit wir Para verließen, das erſte hohe Land, auch dies nur eine kurze Landſpitze, wenige Meilen lang und etwa 200 Fuß hoch, während wir in der Nacht die hellſtrahlenden Lichter der Stadt Prainha, 400 Meilen von unſerm Ausgangspunkt entfernt, zu Geſicht bekommen hatten. Man würde naturgemäß glauben, daß in dieſer Entfernung von der Mündung eine Verengung des Flußbettes zu beobachten wäre. Doch nein — es ſchien vielmehr immer mehr in die Breite zu wachſen. Unſere Beobachtungen zeigten uns ſpäter, daß wir vollkommen die ungeheuren Waſſervorräte unterſchätzt hatten, welche ſich zu dieſer Totalmaſſe vereinigen. Ein Blick auf die Karte zeigt die großen Flüſſe Toncatins, Xingu, Tapajos, Madeira, Purus, Teffé, Javari, welche von Süden her dem Amazon zuſtrömen, während der Negro, Jurua, Japura, Napo von Norden kommen, Flüſſe, von denen ein jeder größer und ſehr viel tiefer als unſer Miſſiſſippi iſt.

Im Lauf des Tages paſſierten uns zwei kleine Dampfer ſtromabwärts gehend, welche der Amazon-Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft gehörten. Nicht weniger als 40 Fahrzeuge ſind in dem Verkehr auf dem Amazonſtrom beſchäftigt, natürlich mit Einſchluß der Nebenflüſſe. Und hier zum erſten Male ſahen wir die Mittel, mit Hülfe derer die Landesbewohner vom oberen zum unteren Teil des Stromes gelangen. Dieſe ſind ein gewöhnliches Floß aus zuſammengebundenen Baumſtämmen etwa 30 Fuß lang, in deſſen Mitte, etwa in $^2/_3$ ſeiner Länge, eine Art Hütte gebaut iſt, dadurch hergeſtellt, daß man Zweige bogenförmig zuſammenbiegt und mit einem Dach von Blättern oder mit einer Art Schwertlilie bedeckt, wie ſie im Überfluß an den Ufern wächſt. Ein ſolches Haus ſoll die Leute vor dem Regen und der Nachtluft ſchützen; in ſeinem Innern werden Hängematten von geflochtenem Gras aufgehängt, welche die gewöhnliche Art der Schlafſtätte bilden.

Dieſe Flöſſe tragen 10—20 Leute, das Arbeiterperſonal zum Einſammeln des Gummis, und fahren viele hundert Meilen ſtromab. Zu Zeiten ſieht man

nur eine Familie auf ſolchem Floß; aber es iſt immer die ganze Familie, welche auf 6 Monate während der Gummiſaiſon auf Reiſen geht, weit von ihren Wohnungen entfernt lebt und beim Ende der Saiſon mit dem Dampfer zurückkehrt. Gewöhnlich machen ſie während der Nacht am Ufer feſt und laſſen ſich während des Tages treiben. Sie fürchten Zuſammenſtöße in der Dunkelheit mit Dampfern, da ſie ſelbſt keine Lichter führen.

Manaos, von Bord aus geſehen.

Wir fanden nicht den Überfluß an Vögeln und tieriſchem Leben, der in dieſer Gegend exiſtieren ſoll. Die Lotſen erklärten es dadurch, daß der Fluß bei ſeinem hohen Stande die Sandbänke, die ſonſt bei niedrigem Waſſer ſichtbar ſind, bedeckt und die Alligatoren, zur Flucht in das Dickicht zwingt, wo ſie ſich auf den umgeſtürzten Baumſtämmen ſonnen. Schwärme von Papageien und jener glänzend gefiederten Vogelart „Macaw“ kamen oft in Sicht, waren aber ſehr ſcheu. Affen zeigten ſich häufig. Ab und zu konnte man eine große Schar derſelben im Wipfel eines Rieſenbaumes ſehen, wo ſie Turnkünſte trieben und in einer Weiſe untereinander ſchwatzten, als ob ſie ihrer Verwunderung über ein ſo merkwürdiges Fahrzeug wie die Wilmington Ausdruck geben wollten. Zahlloſe Kraniche, Störche und Königfiſcher flogen dem Ufer entlang. Aber Vögel von beſonders prächtigen Farben kamen nicht zum Vorſchein. Wenn ſie überhaupt, wie es nach Büchern heißt, exiſtieren, ſo hatten ſie ſich fliehend vor der Gier des auf ihr glänzendes Gefieder bedachten Jägers in das Innere der Wälder zurückgezogen.

Am dritten Tage paſſierten wir die zweite Stadt, Obydos, auch auf einem Hügel gelegen und von Ausſehen einer alten befeſtigten Stadt der alten Welt. Haufen von Menſchen ſäumten die Waſſerſeite ein, als wir vorbei fuhren, und ſahen mit Erſtaunen auf das ſeltſame Schiff daß eine ihnen unbekannte Flagge trug. Es ſchien, als ob in einer geheimnisvollen Weiſe die Kunde von unſerem Kommen zu den Leuten flußaufwärts gedrungen war. Und wie die Bevölkerung zunahm, ſo ſammelten ſich mehr und mehr Leute längs der Ufer, wo ſie entweder aus ihren kleinen Hütten hervorſahen oder ſich in Gruppen ſammelten, die Kinder ängſtlich hinter ihren Müttern verborgen, wie auch wir thaten, als wir den erſten Elefanten im Zirkus bei ſeinem Einzug in die Stadt ſahen.

Am vierten Tage kamen wir an der Mündung des großen Fluſſes Tabachos vorbei, der von Süden zufließt. An ſeiner Einmündung liegt die alte Stadt Santarem, wo ſich eine Anzahl Amerikaner aus den ſüdlichen Staaten nach dem Bürgerkrieg niederließen. Aber nach einer unſicheren Exiſtenz von mehreren Jahren kehrten ſie ſchließlich nach den Vereinigten Staaten zurück, und heutzutage iſt nur noch ein Einziger von der Kolonie übrig. Wir machten hier keinen Aufenthalt, da ein ſolcher auf dem Rückwege beabſichtigt war. Der vierte Tag fand die Wilmington querab von der Mündung des Madeiraſluſſes, an deſſen Ufer die bedeutende Stadt Serpa liegt. Hier kreuzten wir die Grenze zwiſchen den Staaten Para und Amzonas, beide der großen Republik Braſilien angehörig.

In dieſem Teil des Fluſſes ereignete ſich eines jener Vorkommniſſe, wie ſie auf Flüſſen mit Dampferverkehr ganz gewöhnlich ſind. 8 Stunden, bevor die Wilmington Para verließ, ging von demſelben Ort aus ein Dampfer der Boothlinie mit der Stadt Serpa als Beſtimmungsort Anker auf. Zwiſchen Santarem und jenem Ort kam er rechts voraus in Sicht, und natürlich wollte jeder, daß wir ihn überholen ſollten. Der andere anſcheinend hatte ebenſo den Wunſch voraus zu bleiben. Es war dasſelbe Gefühl, welches die Lenker zweier edlen Geſpanne auf einer guten Straße zu beleben ſcheint, und welches hier die Beſatzungen der beiden Schiffe anſteckte. Während 12 Stunden war es ein Darauf und Daran, aber allmählig gewann die Wilmington Boden, und genau um Mitternacht paſſierte ſie ihren Rivalen und erreichte ſchließlich mehrere Stunden früher den Hafen, als ſie bei Manaos an der Mündung des Rio Negro, tauſend Meilen von Para entfernt, zu Anker ging.

Es war nach Sonnenuntergang, als wir auf den Ankerplatz kamen, und ſo unterblieb der gewöhnliche Austauſch der offiziellen Höflichkeitsbezeugungen bis zum folgenden Tage. Aber große Menſchenmaſſen vor der Stadt ſahen mit Erſtaunen auf das merkwürdig ausſehende Fahrzeug, das, ſo verſchieden von allem Fremden, was ſie bis dahin geſehen hatten, mit einemmal in ihrer Mitte auftauchte. Wie die Nacht hernieder ſank, bot ſich uns an Bord ein eben ſo merkwürdiger Anblick an Land dar. Urplötzlich auf eine Meile längſt der Waſſerſeite hin, leuchtete eine glänzende Maſſe von elektriſchen Lichtern auf, ein Teil des Beleuchtungs-Syſtems der Stadt, auf welches wir durchaus unvorbereitet waren. Von einem hohen Hügel herab bot dieſe Anſammlung von verſchieden gefärbten Lichtern ein glänzendes Schauſpiel auf dem Waſſer, das erſte Anzeichen einer Stadt mit modernen Verbeſſerungen mitten im Herzen des ſüdamerikaniſchen Kontinents. Am nächſten Morgen um 8 Uhr ſalutierten wir die braſilianiſche Flagge mit 21 Schuß, was Tauſende an das Ufer lockte. Und bald erſchienen auch Angehörige unſeres eigenen Volkes, um uns zu begrüßen.

Ein einziges Kriegsſchiff unſerer Nation hatte jemals Manaos beſucht, die Enterpriſe unter Commandeur Selfridge, 20 Jahre früher, ſodaß beinahe eine Generation vorüber gegangen war, ohnedaß ſich unſere Flagge in den Gewäſſern des Amazon gezeigt hätte. Wenn man nicht ſelbſt während Jahren in einem fremden Lande gelebt hat, ohne ſeine Landesflagge zu ſehen, kann man die Gefühle eines ſolchen ſchwer verſtehen. Dankbarkeit, Stolz und eine innere Freude finden in mannigfacher Weiſe Ausdruck. Und manchmal iſt es rührend, die Thräne im Auge eines amerikaniſchen Landsmannes zu ſehen, wie er an Bord, eines unſerer Kriegsſchiffe kommt und ſich dort des Empfanges unter der Flagge

freuen darf, die wir alle ſo heiß lieben. Wir erfuhren bald durch unſeren Konſularagenten, daß die Behörden mit Vergnügen die Offiziere der Wilmington in den Gewäſſern des Staates Amazonas willkommen heißen würden. Nach Abſtattung der gewöhnlichen formellen Beſuche durch den Kommandanten folgten bald Einladungen zu einer Reihe von feſtlichen Veranſtaltungen durch den Gouverneur und andere. Nach verſchiedenen intereſſanten Punkten wurden Ausflüge unternommen, wobei wir einen Einblick in die erſtaunlichen Fortſchritte thaten, welche dieſer Ort, vor wenigen Jahren noch ein Dorf, in ſeiner Entwicklung zu einer modernen Stadt gethan hat. Mit Verbeſſerungen neueſten Stiles, bei einer Bevölkerungszahl von dreißigtauſend Menſchen mit elektriſcher Beleuchtung, und Straßenbahn, Telephonanlage ſtählernen Brücken, alles Amerikaniſchen Unternehmungen, deuteten ferner eine in rapider Verbeſſerung begriffene Waſſerver-

Straßenſzene in Manáos.

ſorgung, Pläne zu einem ausgedehnten Drainageſyſtem in der Stadt, ſchöne öffentliche Gebäude, Straßenpflaſterung neueſter Art, endlich die hoch mit Fracht geladenen Docks auf den wachſenden Reichtum und die Ausſichten für eine viel verſprechende Zukunft hin. Der Eindruck, welchen der Ort macht, iſt am beſten aus den Anſichten zu erſehen. Aber ich muß geſtehen, daß ſelbſt wir, die wir ſo viel in der Welt herumkommen, in hohem Maß über dieſe Stadt erſtaunt waren, welche in dieſem abſeits von der großen Welt gelegenen Teil der Erde ſolche Fortſchritte, eine ſolche Bevölkerung und ſo vortreffliche Anlagen aufwies.

Ein Blick auf die Karte zeigt Manaos an der Mündung des Rio Negro gelegen. In Wirklichkeit liegt es 7 Meilen oberhalb des Zuſammenfluſſes des Rio Negro und des Solimoens, und eine ſcharf gezogene Linie läßt die Vereinigung der beiden Gewäſſer erkennen. Während der Solimoens gelbliche Färbung zeigt, erſcheint der Negro vom Deck des Schiffes aus tiefſchwarz, obwohl ſein Waſſer, in der Hand geſehen, vollkommen klar iſt. Die Strömung an dem

Zuſammenfluß beträgt in dem Solimoens zwiſchen 3 und 4 Meilen die Stunde, während ſie in dem Negro ſo gut wie Null iſt. Die Thatſache, das der ſchnellfließende Strom innerhalb jener vorhin erwähnten Linie vollkommen in Schranken gehalten wird, iſt eigentümlich und würde auf eine größere Dichtigkeit in dem anderen Fluß ſchließen laſſen. Das Negro-Waſſer beſitzt alkaliſche Eigenſchaften, wodurch es ſich vorzüglich zum Waſchen eignet, ohnedaß man Seife benötigt. Dieſe Eigenſchaft ſowohl wie die Farbe werden dem weit überhängenden und teilweiſe unter Waſſer befindlichen Baumwuchs der Ufer zugeſchrieben und findet ſich nirgends ſonſt in der ganzen Länge des Amazon. Als Trinkwaſſer eignet es ſich dagegen nicht. Der Rio Negro iſt 7—800 Meilen lang und erſtreckt ſich nach Venezuela hinein, nahezu wenn auch nicht ganz bis zum großen Orinoceo hin. Sicher iſt es, daß die Venezuelaner bei Hochwaſſer in großen Kanus bis nach Manaos kommen und zwar nach ihren Angaben aus der Gegend des großen Orinoceo. Der Fluß bei Manaos iſt mehrere Meilen breit und ſehr tief, nahezu 120 Fuß.

Die Braſilianer in Manaos behaupten, daß ihre Stadt an dem Ende des eigentlichen Amazonenſtroms liegt; aber dieſer Anſpruch ſcheint wenig begründet, und mit ebenſo viel oder wenig Recht könnten die Einwohner von Kairo oder Saint Louis in unſerem eigenen Lande behaupten, daß der Miſſiſſippi an jenen Punkten ſein Ende erreicht. Es iſt lediglich Lokalſtolz, der ſolchen Anſprüchen das Leben giebt, nicht Thatſache oder Geſchichte; denn ich möchte ſchon hier ſagen, daß der Hauptſtrom 1500 Meilen flußaufwärts dieſelbe Breite und Tiefe beſitzt, und daß die Einwohner anderer Städte dieſelben Anſprüche auf ebenſo guter Grundlage machen. Man darf ſagen, daß auch der wirkliche Urſprung des Amazon zur Zeit noch nicht bekannt iſt und es vielleicht auch nie ſein wird. Die Löſung dieſer Frage iſt dunkler und ſchwieriger als wie beim Nil, deſſen Kenntnis ſo viel Jahrtauſende ſich der menſchlichen Wiſſenſchaft entzog. Auf das Erſuchen des Smithſonian-Inſtituts und auf Inſtruktionen des Marineminiſteriums hin begann der Kommandant der Wilmington hier mit der Sammlung lebender Tiere, wie ſie ſich längs des Amazonenthals finden Wir ließen unſere Freunde an Land von unſerer Abſicht wiſſen und erhielten durch ihre Freundlichkeit mehrere Exemplare. Auf die Fürſprache des Dr. Jaramillo hin ſchenkte uns Seine Exzellenz der Gouverneuer einen hervorragend ſchönen „Harpyen"-Adler, welcher für den größten und ſtärkſten unter allen fliegenden Vögeln gilt. Ferner erhielten wir unter anderem ein Faultier, Peccary, Coatis, Affen, und kauften ein ſchönes Exemplar des ſüdamerikaniſchen Tapirs. Dieſe ſowohl wie andere, welche wir weiter ſtromaufwärts beſchafften, ſind jetzt in dem Zoologiſchen Garten in Waſhington.

Fiſche waren nicht im Überfluß vorhanden, und diejenigen, die wir außerhalb des Rio Negro mit dem Angelhaken und der Leine fingen, hatten keine Augen, oder wenigſtens waren dieſe nicht voll entwickelt oder geöffnet. Sie ähnelten äußerlich jenen Fiſchen, welche wir in den ſchlammigen Flüſſen unſerer Südſtaaten fangen. Doch giebt es in dem Rio Negro einen merkwürdigen kleinen Fiſch, in der Form unſerem Hecht ähnlich und ſehr gefräßig. Er findet ſich ſcharenweiſe in Zügen formiert; kein totes Tier bleibt länger als wenige Minuten im Waſſer, bevor es gänzlich verzehrt iſt, und die Leute wagen es nie aus dieſem Grunde, ohne ausreichende Kleidung zu baden, da ein ſicherer Tod die Folge ſein würde.

Die Wilmington brauchte zwei Wochen, um ihren Kohlenvorrat aufzufüllen, und während dieſer Zeit waren die Offiziere der Gegenſtand mannigfacher Gaſtfreundſchaft ſeitens der Behörden und anderer Leute. In Erwiderung ſtand das Schiff jedem Beſucher offen, und wir verſuchten auf jede Weiſe unſeren Dank zu bekunden ſowie die Freundſchaft unſeres Landes für Braſilien und ſein Volk an den Tag zu legen. Aber die Kohlen kamen, die Bunker wurden gefüllt, und nachdem wir zwei gute Lotſen für den oberen Lauf des Fluſſes an Bord genommen hatten, gingen wir am Abend des 5. April Anker auf. Erſt dampften wir ſtromabwärts der Vereinigung des Negro und Solimoens zu, um dann den letzteren aufwärts in Gewäſſer einzubiegen, die vorher noch nie ein Kriegsſchiff durchfahren hatte. Hier ſollten wir vordringen, ſoweit es die Klugheit zuließ. Bis 10 Uhr herrſchte eine undurchdringliche Dunkelheit, verſtärkt durch die Schatten des dichten Laubgebüſches und der Rieſenbäume, innerhalb deren wir uns halten mußten, um den ſtarken Gegenſtrom zu vermeiden. Als aber um jene Stunde der Mond im vollen Glanz einer Tropennacht aufging, da bot ſich unſeren ſtaunenden Augen ein Anblick, wie er nur wenigen Sterblichen gegönnt iſt. Inmitten der Todesſtille, nur vom Rauſchen des Fluſſes auf ſeinem Lauf zum Ozean unterbrochen, entfaltete ſich mit einemmal eine weite Fläche trüben, ſprudelnden Waſſers, das auf ſeiner Oberfläche Treibholz in unzähligen ſchwarzen Flächen wie kleine Inſeln trug, die ſchnell vorbeitrieben, während wir gegen den Strom ankämpften. Da wir uns nahe dem Süduſer innerhalb des Schattens der Bäume hielten, erſchien uns vielleicht die gegenüberliegende Seite weiter ab, als ſie in Wirklichkeit war. Immerhin war ſie in der That meilenweit entfernt, und wenn wir uns verwirklichten, daß wir uns mitten im ſüdamerikaniſchen Kontinent wie auf einem Binnenſee befanden, immer noch weſtwärts ſteuernd, ſo war dieſer Gedanke in der That erhebend. Selbſt der geſchwätzige Lootſe ſchwieg unter dem Eindruck dieſes Schauſpiels, das auch ihm ein ungewöhnliches war. Ein Anblick für das Leben, der nie vergeſſen wird. Zufällig, wie es manchmal an Bord vorkommt, hatte ſich der größere Teil der Beſatzung auf dem Verdeck zuſammengefunden, um dieſen ungewohnten Anblick zu genießen, aber kein Wort wurde geſprochen; ein Beweis für den Eindruck ſelbſt auf ſolche, die an merkwürdige Bilder gewöhnt waren. Allmählich gingen ſie zur Ruhe, und nur die Poſten hielten ſcharf Ausguck, während wir durch das wogende Waſſer in der Dunkelheit unſeren Weg fortſetzten. Bei Tagesanbruch langten wir an der Einmündung des Rio Purus an. Von Süden her in den Amazon einmündend, breiter als unſer Miſſiſſippi bei New-Orleans und zehnmal ſo tief, fließt dieſer große Fluß durch einen Teil Braſiliens, welcher unter die reichſten Gummigebiete gezählt wird. Kleine Flußdampfer verkehren auf ihm, aber noch nie iſt er regelrecht erforſcht worden. Viele glauben, daß er auf viele hundert Meilen ſchiffbar ſei. Es fehlen mir die Worte, um auch nur angenähert eine Vorſtellung von dieſen zahlreichen unerforſchten, großen Nebenflüſſen des größten aller Ströme zu geben. Noch mögen Jahrhunderte dahin gehen, bevor die Menſchheit ihre Hülfsquellen, ihren wirklichen Wert und die Möglichkeiten, welche ſie bieten, kennen lernt. Gegenwärtig erſcheinen ſie wie ein geſchloſſenes Buch, welches erſt die Fortſchritte in der menſchlichen Wiſſenſchaft uns lehren werden zu leſen.

Meteorologiſche Beobachtungen aus den Deutſchen Schutzgebieten.

Von Prof. Dr. K. Dove.

Das Heft IX der von der Deutſchen Seewarte geſammelten und herausgegebenen Deutſchen überſeeiſchen meteorologiſchen Beobachtungen enthält wieder die Zahlenreihen einer Anzahl von Stationen aus unſeren Schutzgebieten, von denen ich einige der wichtigſten ausgewählt habe, um an dieſer Stelle die Ergebniſſe mitzuteilen.

1. Tſingtau, Juli 1898 bis Juni 1899.
36° 3′ N. B., 120° 17′ O. L., Seehöhe der Station 14. 9 m.

Die aus Tſingtau ſtammenden Aufzeichnungen dürften augenblicklich des größten Intereſſes ſicher ſein. Aus der Fülle der Einzelangaben ſeien hier weſentlich nur diejenigen wiedergegeben, die für die Leſer kolonialer Zeitſchriften von beſonderer Wichtigkeit ſind.

	Temperatur in Celſiusgraden				Rel. Feuchtigkeit in %				Niederſchläge	
	8^h_a	2^h_p	8^h_p	Mittel	8^h_a	2^h_p	8^h_p	Mittel	in mm	Tage
Juli (98)	24.6	25.8	23.5	24.6	89	84	91	88	(78.3)[1]	(6)
Auguſt	24 8	26.2	24.2	25.1	89	81	88	86	418.4	15
September	22.2	23.9	21.2	22.4	76	67	75	73	94 7	7
Oktober	18.0	20.2	17.0	18.4	68	55	70	64	4.3	2
November	9.8	12.5	9.9	10.7	72	59	69	67	7.4	3
Dezember	2.3	5.1	2.6	3.3	77	64	75	72	8.5	1
Januar (99)	−0.8	2.8	0.4	0.6	76	63	75	71	4.2	3
Februar	1.4	4.8	2.0	2 7	81	70	84	78	8 8	2
März	5.7	9.1	5.7	6.8	72	61	71	68	5.5	4
April	11.9	14 1	10.7	12.2	67	61	70	66	1.6	1
Mai	17.4	19.1	15.8	17.4	79	75	84	79	17.5	7
Juni	21.7	22.6	20.2	21.5	82	76	86	81	105.6	9
Jahr				13 8				74	(754.8)	(60)

Zu der Tabelle iſt zunächſt zu bemerken, daß die Temperaturmittel aus 8a. + 2p. + 8p. : 3 berechnet ſind. Als Regentage ſind nur diejenigen Tage gezählt worden, an denen mindeſtens 0.2 mm Niederſchlag gemeſſen worden iſt. Bei der großen Bedeutung, welche den Sommermonaten in Oſtaſien hinſichtlich der Niederſchlagsmenge zukommt, erſcheint es nicht angängig, die angegebene Summe (754.8 mm) als der wirklich in dem Beobachtungsjahre gefallenen Regenmenge gleichkommend anzuſehen und ſie dementſprechend ohne Klammer in die Tabelle einzuſetzen.

[1] Die Summe für den Juli iſt nicht vollſtändig, da die Niederſchlagsmeſſungen erſt am 9. Juli begannen.

Verweilen wir zunächſt einen Augenblick bei den Temperaturbeobachtungen. Sie beſtätigen wiederum zweierlei allmählich auch in Deutſchland richtig aufgefaßte Thatſachen, nämlich einmal den dem Tropenklima entſprechenden täglichen Gang der Temperatur während der Sommermonate und ſodann die außerordentlich begünſtigte Stellung, welche Tſingtau und ſeine nähere Umgebung unter den oſtchineſiſchen Gebieten einnimmt. Die erſte Eigenſchaft des chineſiſchen Sommers läßt ſich als für das körperliche Wohlbefinden des Europäers wenig angenehm bezeichnen. Leider fehlen in der Beobachtungsreihe gerade für die heißeſten Sommermonate die Maxima und Minima, doch läßt ſich die verhältnismäßig ſehr geringe Tagesſchwankung der Wärme auch aus den Unterſchieden der Morgen- und der Nachmittags-Temperaturen erſehen. Im Juni 1899 aber, deſſen Temperaturmittel annähernd dem des Juli in Budapeſt entſpricht, gab es nur 6 Tage, an welchen die Temperatur 27° überſtieg, und nur einmal erreichte ſie mit 29.6° einen Wert, wie er in entſprechend heißen Monaten in Mitteleuropa gewöhnlich eine ganze Anzahl von Malen überſchritten wird. Dafür ſind aber auch die nächtlichen Minima im Sommer ſehr hoch; ſo betrug der durchſchnittliche Unterſchied zwiſchen dem Maximum und dem Minimum im Juni 1899 in Tſingtau nur 6.3°. In Berlin aber beträgt z. B. bei größerer Tageslänge der Unterſchied zwiſchen dem Tagesmaximum und dem Nachtminimum im Durchſchnitt der Sommermonate 9.1°. Die Nächte kühlen ſich in der wärmeren Zeit nur ſehr wenig ab. Wenngleich Tſingtau in dieſer Beziehung weſentlich den Vorzug vor dem übrigen China verdient, wo z. B. in Taku das mittlere Minimalextrem des Juli 21.5°, das des Auguſt noch 17.8° beträgt, iſt es doch durch recht warme Nächte während des Hochſtandes der Sonne ausgezeichnet. Das vermag man auch aus den Zahlen für den Mai und den Juni zu entnehmen; denn in dem erſten der beiden Monate war das mittlere Minimum bereits auf 14.7° geſtiegen, im Juni betrug es gar 18.7°. In der zweiten Hälfte dieſes Monats ſank das Thermometer in keiner Nacht mehr unter 18° und in derſelben Zeit lag es bereits in zwei Dritteln aller Fälle höher als 20°. Das heißt nichts anderes, als daß ſelbſt in dem günſtigen und allgemein gerühmten Klima unſeres deutſch-chineſiſchen Hafens die Sommernächte mehr und mehr tropiſchen Charakter annehmen.

Berückſichtigt man weiter die große Luftfeuchtigkeit, die umgekehrt wie bei uns gerade im Sommer ihre höchſten Werte erreicht, ſo kann man ſich auch auf Grund des Zahlenmaterials der vorliegenden Beobachtungen ein Bild der drückenden Schwüle machen, die in der warmen Zeit in dieſer von der mathematiſchen Tropenzone doch noch recht weit entfernten Kolonie unſeres Reiches herrſcht.

Durch ein über den Durchſchnittsſommer der wärmſten deutſchen Landſchaften hinausgehendes Mittel zeichneten ſich vier Monate während des Beobachtungsjahres aus, der Juni, Juli, Auguſt und September. Aber ſchon der Mai und der Oktober kamen in der Höhe ihrer Mitteltemperatur dem Sommer mancher deutſchen Gegenden gleich, ſodaß die durch feuchte Wärme läſtige Zeit einen um ſo unangenehmeren Einfluß auf den menſchlichen Körper ausüben mag, als ſie in den zwei heißeſten Monaten ungefähr dem am Kamerungolfe herrſchenden Mittelwerte gleichkam, mit dem unſer Beobachtungsort während dieſer Zeit auch hinſichtlich des Dampfgehaltes der Luft nahezu verglichen werden kann.

Ist somit der Sommer nach den vorliegenden Beobachtungen, die durch die Aufzeichnungen weiterer Jahre in ihrem Charakter wohl bestätigt werden dürften, als eine für den Nordeuropäer wenig angenehme Zeit zu bezeichnen, so ist in der entgegengesetzten Jahreszeit, im Winter, Tsingtau entschieden stark begünstigt im Vergleiche mit den nicht so sehr weit entfernten Gebieten des nördlichen China. Das zeigen nicht allein die hier wiedergegebenen Mittel sondern auch die Minimalwerte der Temperatur. Das durchschnittliche Minimum war selbst im Januar nicht niedriger als —2.7°, und das absolute Minimum des ganzen Winters war nicht tiefer als — 7.5° (am 14. Januar 1899). Von 86 Winterminimis lagen nur 12 unter 5°, und an 33 Tagen hielt sich auch die niedrigste Temperatur höher als 0°. Die Zeit der Fröste scheint ebenfalls ganz wesentlich auf den Winter beschränkt zu sein. Wenigstens in der vorliegenden Beobachtungsreihe ist der letzte stärkere Frost bereits am 12. März eingetreten, also sehr bald nach dem Aufhören der Fröste überhaupt (am 30. März sank die Temperatur eben noch einmal auf 0°). Sollte diese Erscheinung sich in weiteren Beobachtungsjahren als die Regel herausstellen, so wäre dies für gewisse Gartenkulturen von großer Bedeutung.

Der Eindruck der winterlichen Zahlenreihen weicht aber so nicht nur günstig von dem ab, was wir über den Winter von Peking und überhaupt von Nordchina wissen, d. h. dieser ist nicht nur viel milder als dort, sondern die kälteste Zeit unterscheidet sich auch sehr vorteilhaft von den entsprechenden Monaten in Deutschland. Wir sind gewohnt, in der kalten Zeit auch die Periode trübster Witterung zu sehen. Um hier einen Vergleich zu ermöglichen, stelle ich die Bewölkungszahlen für Berlin und für das Beobachtungsjahr von Tsingtau zusammen.

Mittlere Bewölkung	Dezember	Januar	Februar
in Berlin	77	74	71
in Tsingtau	25	33	49

Der Himmel ist also gerade in der kühlen Zeit viel klarer als bei uns, und obwohl Beobachtungen über die Sonnenscheindauer, die gerade in diesem Falle zur scharfen Bestimmung der winterlichen Eigenart von Deutsch-China recht wünschenswert wären, leider nicht vorliegen, kann man doch schon aus dem vorhandenen Material auf die große Klarheit dieser Zeit in jenem Gebiete schließen. Nebel ist, wie es scheint, nicht sehr häufig; ebenso scheint dunstige Bedeckung des Himmels nicht übermäßig oft einzutreten.

Die Niederschläge zeigen in ihrem Gange die völlige Verwandtschaft mit denen der gesamten ostasiatischen Küste. Das äußerst niederschlagsarme Winterhalbjahr und die ausgeprägte Monsunregenzeit während der warmen Monate sind auf das bestimmteste in der Tabelle zu erkennen; die scheinbar verhältnismäßig geringe Niederschlagsmenge des Juli darf nicht Wunder nehmen, da in diesem Monat fast ein Drittel der Tage aus der Beobachtungsreihe ausgefallen ist. Die Zahl für den August indessen zeigt, mit was für tropischen Güssen man in dieser Zeit rechnen muß und die Einzelbeobachtungen bestätigen dies vollauf. Unter den in den vier wärmsten Monaten beobachteten Tagesmengen befinden sich 15, welche eine Regenhöhe von über 10 mm erreichten, darunter 9 mit mehr als 30 mm. 60 mm wurden an 3 Tagen überschritten, und die gewaltige Tagesmenge von 125.9 mm am 5. August 1898 war das Maximum des ganzen

Jahres. Ganz interessant ist ein Vergleich der Windrichtungen in den verschiedenen Jahreszeiten, da er uns die Wirksamkeit des Monsuns in schärfster Weise vergegenwärtigt. Bei dreimaliger täglicher Aufzeichnung ist im Januar nur 27 mal Wind aus südlicher Richtung (SW. bis SO.) verzeichnet. Da von diesen 27 Aufzeichnungen 22 auf die Beobachtungen um 2 Uhr nachmittags und 8 Uhr abends entfallen, und da sie obendrein mit der durchschnittlichen Stärke 1.7 unter dem Gesamtmittel 1.9 liegen, so haben wir in ihnen offenbar den Seewind zu erblicken, also eine Erscheinung ziemlich lokalen Charakters, die sich weiter im Innern kaum noch so stark zeigen dürfte. Daß dies in der That der Fall sein dürfte, zeigt ein Vergleich mit den Temperaturmaximis der Tage, die hier viel höher sind als bei uns; denn die mittlere Tagesschwankung beträgt selbst in diesem kältesten Monat 7.6°.

Im Mai und Juni 1899 sehen wir bereits ein starkes Überwiegen der Winde von SW. bis SO., und auch ihre Stärke ist viel beträchtlicher als im Winter, ja sie übertrifft in vielen Fällen diejenige der winterlichen Winde aus vorwiegend nördlicher Richtung. So wehte im Juni 1899 der Wind in 90 Beobachtungsterminen 60 mal aus südlicher Richtung, und zwar betrug seine Stärke jetzt 2.6. Im Hauptregenmonat, dem August, traten neben nicht seltenen Winden aus rein östlicher Richtung im Gegensatze zu den übrigen wärmeren Monaten sehr häufige Windstillen ein. Ebenso wird in dieser Jahreszeit nicht selten Gewitter verzeichnet.

2. Apia, Januar 1894 bis Dezember 1895.

Die zweijährige Beobachtungsreihe von Apia ist deshalb von großem Wert, weil zwei Temperaturreihen in einem tropischen Küstenort meist genügen, um ein ziemlich zuverlässiges Bild der Wärmeverhältnisse zu geben. Ich lasse deshalb an dieser Stelle als besonders wichtig die Temperaturmittel der Beobachtungsstunden aus beiden Jahren, die mittleren Maxima und Minima, sowie die Niederschlagsbeobachtungen aus den beiden Jahren folgen. Zuvor sei jedoch die Lage von Apia mit 13° 49′ S. B., 171° 45′ W. L. und einer Seehöhe der Station von 4 m angegeben.

Temperatur und Regen in Apia im Mittel der Jahre 1894 und 1895.

	Temperatur in Celsiusgraden						Regen in mm	Zahl der Tage
	7h a.	2h p.	9h p.	Mittel	Mittleres Maxim.	Mittleres Min		
Januar	24.2	28 0	25.2	25.7	28.5	23.4	445.0	27.5
Februar	23.8	27.8	24.8	25.3	28.6	(22.4)	325.9	21
März	24.4	28.1	25.1	25.1	28.9	(23 2)	443.2	27
April	24.7	28.4	25.3	25.9	29.1	23.2	254.1	22
Mai	23.9	28.7	24 9	25.6	29.0	22.5	73.7	16.5
Juni	23.4	28 1	24.3	25.0	28.3	23.0	130.6	14
Juli	22.7	27.8	23.9	24.6	(28.3)	(21.0)	116 7	15
August	23.6	27.8	24.3	25 0	—	—	73.2	11.5
September	23.9	27 8	24.5	25.2	28.5	22.0	120 8	15.5
Oktober	24 8	28.3	25.1	25.8	28 9	22.7	261.2	17
November	24.5	28.2	24 8	25.6	28.8	22.9	235.9	17
Dezember	24.8	28.4	25.9	26.3	28 8	23.7	376.9	23
Jahr	2.41	28.1	24 8	25.5	—	—	2857.2	227

Die Beobachtungen in Apia sind zwar an einzelnen Tagen ausgefallen; indessen kann man bei der großen Gleichmäßigkeit der Temperatur die meisten Monatsreihen dennoch zur Bildung von Mittelwerten benutzen. Druckfehler haben sich, worauf hier hingewiesen werden mag, offenbar durch Verstellung der Maximalwerte an einzelnen Stellen eingeschlichen, so in den Reihen für den August 1895. Die in der Tabelle eingeklammerten Maximal- und Minimalwerte sind nur den Beobachtungen eines Jahres entnommen, können also nicht den gleichen Wert beanspruchen wie die übrigen Mittel der Zusammenstellung.

Auffallend ist die selbst in der Tropenzone außergewöhnliche geringe Verschiedenheit der einzelnen Monate untereinander; denn der wärmste und der kühlste Monat unterscheiden sich nur um 1.7° von einander, ein bei der an und für sich hohen Durchschnittswärme der einzelnen Jahreszeiten kaum fühlbarer Abstand. Ja, dies muß dem Körper noch weniger, als es nach dieser Zahl scheinen könnte, zum Bewußtsein kommen; denn von einem Monat zum andern ändert sich das Mittel durchschnittlich nur um 0.45°, und die größte Änderung zwischen den Mitteln zweier aufeinanderfolgender Monate beträgt nur 0.8°, während z. B. in Berlin die entsprechenden Änderungen 3.3° und 5.5° betragen, also beide etwa siebenmal so groß sind. Unheimlich berührt diese Gleichmäßigkeit auch, wenn wir die geringen Grenzen betrachten, innerhalb deren die Temperatur überhaupt schwankt. Keine Spur verraten die Zahlen für das Minimum und das Maximum der einzelnen Beobachtungstage von irgendwelchen nennenswerten Unterschieden. In beiden Jahren zusammen wurde, während die Messungen nur in insgesammt etwa ½ zusammenhängenden Monaten aussetzen, die Grenze von 30° 57 mal erreicht oder überschritten, und zwar kam dies in allen Jahreszeiten vor. Das absolute Maximum von 31.6° wurde sowohl im März wie im Oktober 1894 beobachtet. Recht unangenehm muß es sein, daß bisweilen mehrtägige Perioden hoher Maxima vorzukommen scheinen, bei denen die Luftfeuchtigkeit dennoch nicht sinkt, sodaß dann wahrscheinlich eine drückende Schwüle herrscht. So stieg das Thermometer in Apia vom 24. bis zum 30. Dezember 1895 täglich auf mehr als 30°, und gleichzeitig war die relative Feuchtigkeit der Luft um 2^h p m, höher als in den vorhergehenden kühlern Perioden, und sie war mit 81% auch absolut hoch zu nennen.

Nicht selten sinkt das Minimum unter 20° herab, und zwar scheint dies vorwiegend im Halbjahr von Mai bis Oktober der Fall zu sein (hier fehlt leider besonders 1895 eine längere Reihe von Notierungen gerade während dieser Jahreszeit). In der nicht ganz vollständigen Reihe ist dies doch mehr als dreißigmal der Fall gewesen, und zwar kann in einzelnen Fällen ziemlich große Abkühlung, allerdings nur als Ausnahmeerscheinung, zu Stande kommen. Zwölfmal lag die niedrigste Temperatur unter 19°, unter 18° freilich nur einmal, als im Juni 1894 das absolute Minimum der ganzen Reihe mit 16.9° notiert wurde.

Die relative Feuchtigkeit ist zu allen Jahreszeiten hoch. Da sie ebenso wie die Windrichtung nichts für die koloniale Praxis besonders Bemerkenswertes bietet, können wir sie hier vernachlässigen. Die Stärke 7 ist bei dreimaligen täglichen Aufrechnungen in beiden Jahren zusammengenommen nur 6 mal beobachtet worden und zwar stets bei östlichen Luftströmungen. Man darf sich also keineswegs in der Erinnerung an die schweren Katastrophen, welche sich in diesen Gewässern von Zeit zu Zeit ereignen können, die Samoainseln als eine Gegend vorstellen, in der heftige Stürme eine häufige Erscheinung seien.

Die Niederſchläge, die zum größten Teil in das ſüdliche Sommerhalbjahr fallen, ſind von tropiſcher Ergiebigkeit nicht allein hinſichtlich ihrer Höhe, ſondern auch mit Rückſicht auf die Häufigkeit ſehr großer Tagesmengen verdienen ſie dieſe Charakteriſierung. Als Regentage ſind auch hier nur diejenigen gezählt, an denen mindeſtens 0.2 mm gemeſſen wurden, und unter den 454 Niederſchlagstagen waren allein 23 mit mehr als 50 mm Regenhöhe, davon 22 in den beiden Sommerhalbjahren (auch der eine Ausnahmefall ereignete ſich in den erſten Tagen des April), und an 7 Tagen wurde, ebenfalls die Beobachtungen beider Jahre zuſammengerechnet, die Regenhöhe von 75 mm überſchritten. Der regenreichſte Tag war ein ſolcher mit 77.1 mm Geſamtmenge. Der Gang der Bewölkung ſchließt ſich mit Maximum und Minimum dieſes Faktors der Niederſchlagsverteilung zeitlich an.

3. Ralum, Neu-Pommern im Bismarckarchipel.

4° 19′ S. B., 152° 15′ Ö. L.

Iſt auch in der Tabelle die Seehöhe nicht angegeben und fehlen auch Barometerbeobachtungen, ſo kann nach den Angaben der Lage die Meereshöhe der Beobachtungsſtation nur unbedeutend ſein.

Beobachtungen aus dem Jahre 1895.

	Temperatur in Celſiusgraden						Niederſchläge	
	7h a.	2h p.	9h p.	Mittel	Mittleres Min.	Mittleres Max.	in mm	Tage
Januar	24.9	29.1	25.4	26.2	31.1	23.1	240 7	21
Februar	23.9	28.4	24.6	25.4	30.7	22.1	183.8	15
März	23 9	28.7	24.5	25.4	30.7	22 5	199.8	17
April	25 1	29 3	24.8	26.0	31.3	22.8	138.0	12
Mai	24 5	29.8	24.9	26.0	31 5	22 7	91.5	6
Juni	25 8	30.8	24.8	26.6	32.2	23.5	15.0	3
Juli	25 4	32 6	24.9	27 0	33.6	23 5	14 8	4
Auguſt	24.7	31.0	24.9	26.4	32.5	22.1	120.5	7
September	24.7	30 4	24.4	26.0	31.2	23.2	67.6	7
Oktober	24.8	29 8	24 2	25.9	30.4	22.2	60.0	7
November	24.9	28 9	24 5	25.7	30.6	21 9	161.0	10
Dezember	24 9	29.4	24 7	25 9	30 6	22 4	238.5	14
Jahr	24.8	29 9	24.7	26.0	31.4	22.7	1531.2	123

Es ſei hier bemerkt, daß die Originaltabelle der Seewarte verſehentlich für die 9 Uhr Beobachtung der Temperatur ein Mittel von 27.9 angiebt. Die Temperaturmittel ſind nach (7a. + 2p. + 2 × 9p.) ¼ berechnet.

Die Temperatur iſt auch an dieſem Hafen der Südſee außerordentlich hoch, und zwar entſpricht ſie mit 26° im Beobachtungsjahr ungefähr dem in dieſem Teile des Großen Ozeans herrſchenden Mittelwerte, wie denn ja oben daran erinnert wurde, daß die Abweichungen der einzelnen Jahre vom langjährigen Mittel in dieſer Zone weit geringer zu ſein pflegen als in anderen.

Auffallend hoch im Vergleich mit den ſo verrufenen, an der afrikaniſchen Küſte herrſchenden Temperaturen ſind die Maxima, die weit über das herausgehen, was wir beiſpielsweiſe über die höchſten Wärmegrade von Sanſibar (mittleres Jahresmaximum 31.7°, abſoluter Maximalwert in 5 Jahren 32.6) oder von Mombaſſa wiſſen. Ebenſo auffallend, aber bei der Höhe dieſer Maxima

erklärlich ist die für ein tropisches Inselgebiet geringe relative Feuchtigkeit der Luft. In der Jahreszeit der höchsten Nachmittagswärme entspricht dieser eine verhältnismäßig geringe relative Feuchtigkeit. Daß diese stärkste Erhitzung in die Zeit des Südwinters fällt, darf bei der äquatorialen Lage des Ortes nicht Wunder nehmen. Während z. B. vom Dezember bis Februar die um 2 Uhr Nachmittags beobachtete Temperatur nur 29.0° betrug, war die relative Feuchtigkeit um dieselbe Stunde 73%; im Juli und August in denen die 2 Uhr-Beobachtung 32.6° und 31.0° ergab, betrug dagegen der gleichzeitige Stand der relativen Feuchtigkeit nur 55 und 56%. Man kann also daraus schließen, daß die größere Hitze in dieser Zeit durchaus nicht schwerer zu ertragen sein wird, als die zwar geringere, aber dafür auch wahrscheinlich drückendere Nachmittagswärme der Hauptregenmonate. Auch muß betont werden, daß in den Monaten um den Jahreswechsel die Windstärke in den Nachmittagsstunden geringer ist (2.4) als um dieselbe Tageszeit während der Monate, die sich durch größere Wärme eben dieser Stunden auszeichnen; denn sie betrug im Juli und August 3.5, ein Unterschied, den der Körper schon recht deutlich empfindet. Berücksichtigt man ferner, daß die Tagesschwankung der Wärme von Dezember bis Februar nur 8.3°, von Juni bis August dagegen 9.8° betrug, so kann man annehmen, soweit das vorliegende Material überhaupt solche Schlüsse zu ziehen gestattet, daß das Klima dieses Teiles unsrer Südseebesitzungen in der heißeren Zeit sich dennoch ebensogut ertragen lasse als in der doch auch nur um weniger kühlern Regenzeit.

Allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Temperatur trotz der Küstenlage des Ortes bisweilen recht hohe Werte erreichen kann. Während vom Oktober bis März das Maximum nur an 4 Tagen mehr als 33° betrug, überstieg es in den sechs andern Monaten diesen Grenzwert an 34 Tagen, darunter 17mal während des Juli und August die Höhe von 34°, und an 6 Julitagen erreichte und überstieg es sogar 35°. Das absolute Maximum am 16. Juli erreichte sogar die an normalen Tropenküsten gewiß höchst seltene Höhe von 35.7°.

Die nächtlichen Minima gehen nur selten unter 22° herab. In der Zeit von Oktober bis März war dies 55mal, in der andern Jahreshälfte nur 23mal der Fall. Doch scheinen die kühlsten zwischen 20 und 21° liegenden Temperaturen eher zu der andern Jahreszeit vorkommen zu können; wenigstens entfallen von diesen Minimis nur 3 auf die Zeit von Oktober bis März, dagegen 9 auf die übrigen Monate. Das absolute Minimum betrug 20.1° und fiel auf den August.

Die Niederschläge zeigten in ihrer Verteilung über das Jahr eine deutlich ausgeprägte Regenzeit während des Sommerhalbjahres der Südhalbkugel, ohne ein besonders hervortretendes Maximum zur Zeit des höchstens Sonnenstandes. Wir haben daher in den Regen dieses Gebiets wohl noch die Wirkungen des Nordwestmonsuns zu sehen. Von den 85 nachmittägigen Windnotierungen in den drei Sommermonaten entfallen allein 62 auf den Quadranten N—W, die meisten sogar unmittelbar auf NW, so daß unsre Ansicht damit volle Bestätigung erhält. Auf das Sommerhalbjahr entfallen insgesamt über 70% der Jahressumme. Dabei dürfen wir uns durch die hohe Regenmenge des August nicht zu falschen Schlüssen über die Niederschlagsverteilung verleiten lassen; diese ist lediglich die Folge eines einzigen, höchst wahrscheinlich in seiner vereinzelten Erscheinung abnorm dastehenden Regentages mit einer Tagessumme von 85 mm.

Recht bedeutende Tagesmengen ſind allerdings öfters notiert, ſo wurden 50 mm an 8 Tagen überſchritten, was meiſt im Sommer geſchah. Die größte Regenmenge an einem Tage wurde am 22. Februar mit 95.5 mm gemeſſen.

4. Kamerun.

Das Heft IX der Seewarte enthält weiter die Beobachtungen der Kamerunſtation vom 1. April 1890 bis zum 31. März 1891. Leider ſind dieſelben in vieler Hinſicht unvollſtändig, ſodaß ich darauf verzichten muß, die Temperaturen in einer genauern Tabelle mitzuteilen. Da indeſſen die Kameruner Verhältniſſe durch von Danckelmans Verdienſt den dafür intereſſierten Kreiſen nicht allein durch die „Mitteilungen aus den deutſchen Schutzgebieten" in größerem Umfange bekannt geworden ſind, ſondern auch ſchon in ſo wichtige Handbücher wie Hanns Klimatologie übergegangen ſind, ſo kann füglich auf die Wiedergabe der Zahlen für ein einzelnes Jahr hier und bei der folgenden Station Batanga verzichtet werden. Höchſtens einzelne Bemerkungen ſeien geſtattet, namentlich im Hinblick auf die Thatſache, daß das ganze Küſtenland der Kamerunkolonie zu den regenreichſten Gebieten der Erde gehört.

Obwohl die Regenmeſſungen im Januar 1892 nicht ganz vollſtändig waren — es fehlen zwei Tage — kann man die Beobachtungsſumme doch als ziemlich genau einer Jahresſumme entſprechend einſetzen, da ja der fragliche Monat zu den trockenſten in dieſem Gebiet gehört. 4314 mm, alſo eine ganz erſtaunliche Jahresmenge, wurde in der betreffenden Periode an der Kamerunſtation gemeſſen, und ſie verteilte ſich in der Weiſe, daß auf das Sommerhalbjahr der Nordhalbkugel, alſo auf die Zeit vom April bis zum September, faſt 75% der geſamten Jahresmenge kamen. Ungeheuer groß iſt ferner die Regendichte, d. h. die mittlere Menge des an jedem Tage gefallenen Regens, ſelbſt in der Trockenzeit, wenn anders dieſe Bezeichnung hier überhaupt gebraucht werden darf, betrug ſie 14,3 mm an zuſammen 78 Tagen, während Berlin ſelbſt in ſeinem regenreichſten Monat, dem Juli, nur eine ſolche von 5,4 mm aufweiſt. Im Sommerhalbjahr der nördlichen Halbkugel dagegen erreichte ſie an insgeſammt 155 Tagen eine Größe von 20,7 mm. Das bedeutet in Worten ausgedrückt, daß es in Kamerun an den weitaus meiſten Tagen der Regenzeit von 1891 etwa viermal ſo ſtark regnete wie an einem Juliregentage in Berlin. In den drei Monaten Juli, Auguſt und September gab es in jenem Jahre überhaupt nur einen einzigen Tag, an dem es nicht regnete!

Der Niederſchlagstage mit mehr als 50 mm Regenhöhe waren es in Kamerun 1891 24, von denen 18 auf die ſommerliche Hälfte des Jahres kamen. Eine Regenhöhe von 100 mm wurde 5 mal in derſelben Jahreszeit und einmal in dem mit ihr noch in einem gewiſſen Zuſammenhange ſtehenden Monat Oktober überſchritten, bisweilen um eine ganz beträchtliche Größe, wie das am 7. Juli eingetretene Maximum des ganzen Jahres mit einer Höhe von 187.0 mm zeigt.

Die Folge der ſo außerordentlich großen atmoſphäriſchen Waſſermaſſen und der mit ihnen unmittelbar zuſammenhängenden dichten Bewölkung iſt eigentlich eine Umkehrung der Jahreszeiten, welche der Laie hier erwarten würde. Obwohl die Station nur 4° nördlich vom Äquator liegt, iſt die höchſte Tagestemperatur hier mehrere Monate hindurch für eben dieſe Lageverhältniſſe außerordentlich niedrig. Im Juli war das Mittel der um 2 Uhr nachmittags angeſtellten Beobachtungen nur 25.0°, im Auguſt 25.2°. Höchſt gering war in dieſer

Zeit die Tagesſchwankung der Wärme (in dieſem Falle, da Maximalbeobachtungen fehlen, der Unterſchied zwiſchen dem Minimum und der 2 Uhrbeobachtung, der ſich indeſſen in dieſer Zeit nicht ſehr von dem wahren Werte dieſes Faktors entfernt haben dürfte), denn ſie betrug nur 3° im Juli und auch im Auguſt nur 3.6°, während ſie z. B. in dem ziemlich trockenen Februar auf 6.2° (Unterſchied derſelben Werte und nicht des Maximums und Minimums) anwuchs. Während ferner die relative Feuchtigkeit in dem eben genannten Monat um 2 Uhr nachmittags den zwar auch ſehr hohen Wert von 84% hatte, betrug ſie im Juli 90%. Die Luftbewegung dagegen war in der Regenzeit ſtärker als man meinen ſollte; denn ihr durchſchnittlicher Betrag erreichte in der betreffenden Jahreszeit um die Nachmittagsſtunden 2.9, und die Richtung des nachmittags herrſchenden Windes entſprach im Allgemeinen dem Monſun.

5. Batanga.

Hier mögen auch die Zahlen für Groß-Batanga erwähnt werden, die ſich auf die Zeit vom Januar 1893 bis zum November desſelben Jahres beziehen. Leider ſind die Aufzeichnungen hier noch lückenhafter als in den Beobachtungsreſultaten von Kamerun; doch ſind immerhin die Regenbeobachtungen der elf Monate vollſtändig. Da der Monat Dezember, der in dieſer Reihe nicht enthalten iſt, zu den weniger regenreichen Monaten gehört, ſo kann man die vorliegenden Ergebniſſe der Batangameſſungen wenigſtens dazu benutzen, ein Bild der Häufigkeit beſtimmter großer Regenmengen zu entwerfen, das wenigſtens ungefähr dem wahren Verlaufe dieſes Jahres entſprechen dürfte. In den 11 Monaten, deren Meſſungen hier mitgeteilt werden, fielen 4107,7 mm. Die Zahl der Regentage läßt ſich in dieſem Falle nicht genau angeben, weil, wie es ſcheint, öfters erſt nach mehreren Tagen das Auffanggefäß abgezapft wurde. Immerhin mag erwähnt werden, daß im Gegenſatz zur Kamerunſtation trotz mehrfach ſehr großer Monatsmengen nur einmal eine ſicher an einem Tage gefallene Regenhöhe von über 100 mm gemeſſen wurde, dieſe allerdings in dem außerordentlich großen Betrage von 189 mm, alſo etwa ebenſogroß wie der oben für Kamerun angegebene Maximalwert der dort beobachteten Reihe.

6. Walfiſchbai.

Die Beobachtungsreihe von Walfiſchbai iſt leider ebenfalls nicht vollſtändig. Sie umfaßt die Zeit vom 1. Januar 1896 bis zum 31. Dezember desſelben Jahres, weiſt jedoch vom 17. April bis zum 10. Mai eine völlige Lücke auf, wahrſcheinlich infolge dienſtlicher Abweſenheit des Beobachters, des Miſſionars J. Boehm, von dem auch die früheren Beobachtungen herrühren.

Die Temperaturen hier in tabellariſcher Anordnung wiederzugeben, will ich unterlaſſen. Ich möchte zur Begründung hinzufügen, daß, trotzdem ich an mehreren Stellen auf die fehlerhafte Aufſtellung der Inſtrumente gerade an dieſer ſo wichtigen Stelle aufmerkſam gemacht habe, eine Änderung der Aufſtellung bisher nicht vorgenommen iſt. Man kann daher die hier wiedergegebenen Temperaturzahlen wohl benutzen, um ſich ein Bild vom Gange, nicht aber, um ſich ein ſolches von der wahren Höhe dieſes wichtigen Faktors zu machen; denn wie in dem hier bearbeiteten Heft ausdrücklich mitgeteilt iſt, iſt eine Änderung in der Aufſtellung der Inſtrumente nicht vorgenommen worden. Damit ergeben die hier wiedergegebenen Beobachtungen ebenſo wie die früheren offenbar zu hohe Temperaturen; denn der Kaſten mit den Inſtrumenten iſt gegen die vorherrſchend aus ſüdlicher

Richtung wehenden Winde vollständig geschützt und befindet sich außerdem unter einem Schutzdach, das die Ausstrahlung mehr, als wünschenswert ist, hindern muß. Bereits an mehreren Stellen habe ich Gelegenheit genommen, auf die fehlerhafte Aufstellung der Instrumente aufmerksam zu machen, und es ist umsomehr zu bedauern, daß meiner Anregung einer Änderung nicht Folge gegeben ist, als wir erst neuerdings in Swakobmund eine Station besitzen, sodaß wir über die meteorologischen Verhältnisse der Nordküste von Südwestafrika etwas nach jeder Richtung Zuverlässiges noch nicht wissen.

Der Luftdruck dieses Gebietes kann noch als am besten bekannt bezeichnet werden. Selbst in den Sommermonaten, in denen er seine niedrigsten Werte erreicht, hält er sich in ziemlich beträchtlicher Höhe; denn er beträgt in der hier in Frage kommenden Reihe in den drei (südlichen) Sommermonaten, also im Dezember, Januar und Februar 760,5 mm und erreicht in den drei Wintermonaten, Juli und August*) den hohen Durchschnittswert von 765,9 mm.

Walfischbai besitzt ein richtiges Seeklima, und die herrschenden Windrichtungen allein würden einen Schluß hierauf zulassen. Winde aus reiner Landrichtung sind eine äußerst seltene Erscheinung, und in der ganzen vorliegenden, mehr als zehn Monate umfassenden Reihe, sind solche in den Mittagsnotierungen (hier um 1^h p. m. statt um 2^h p. m.) nur 8 mal verzeichnet! Wenn sie herrschen, nehmen sie, worauf bereits von Danckelman aufmerksam gemacht hat, nicht selten die Eigenschaften eines Föhnwindes an, und in der That finden wir auch in der vorliegenden Reihe dies in ausgesprochener Weise besonders während einer Periode vom 1. bis 8. Juli bestätigt, während welcher Zeit in den Morgenstunden immer und mehrmals in den Mittagsstunden reine Landwinde herrschten. Gleichzeitig sank bereits in den Morgenstunden die relative Feuchtigkeit, die sonst in dieser Tageszeit sehr bedeutend ist, auf sehr geringe Werte und erreichte in den Mittagsstunden einigemale einen Stand, wie man ihn sonst erst weit im Innern beobachtet. Der föhnartige Wind des Juli 1896 läßt diesen seinen Charakter aber auch an den hohen Wärmegraden der Mittagszeit erkennen; denn am 6. Juli stieg die Temperatur auf 29,2°, am 7. erreichte sie 30,2° und am folgenden Tage 33,0°, während sie am 20. Juni, ebenfalls einem Tage mit Ostwind, gar den außergewöhnlich hohen Wert von 33,8° erreicht hatte. Dabei muß man berücksichtigen, daß die Wärme um 1 Uhr mittags in den 6 Monaten des höchsten Sonnenstandes nur an durchschnittlich jedem neunten Tage einmal den Grenzwert von 25° erreichte oder überstieg. Auch die schwere Bedeckung des Himmels mit dichtem Gewölk, das jedenfalls viel häufiger, als in der Tabelle angegeben ist, die Bezeichnung von Nebelgewölk verdient, geht aus den Zahlen der betreffenden Reihen hervor. Als wünschenswert zu bezeichnen wäre hier eine Ausdehnung der Beobachtungen auf die Dauer der Wolkenbedeckung und gleichzeitig die Einbeziehung der Bedeckung des Horizontes, die hier eine viel größere Rolle spielt als in den übrigen afrikanischen Gewässern, wie Verfasser aus in verschiedenen Jahreszeiten gewonnener Erfahrung angeben kann.

*) Aus dem Juni liegen, wohl wegen Abwesenheit des Beobachters, keine Aufzeichnungen vor.

Frankreich in Weſtafrika.

I.

In einem Blaubuch über die franzöſiſchen Kolonien bemerkt der britiſche Botſchaftsſekretär Auſtin Lee: „Die koloniale Ausbreitung Frankreichs iſt vielleicht eine der bemerkenswerteſten Erſcheinungen der zeitgenöſſiſchen Geſchichte dieſes Landes". In der That hat ſich die Bildung, oder vielmehr die Neubildung des franzöſiſchen Kolonialreiches in der Hauptſache erſt nach 1870 vollzogen. Der ungeheure Beſitz, auf den Frankreich im 18. Jahrhundert blickte, war beim Zuſammenbruch des erſten Kaiſerreiches faſt ganz verloren gegangen, nur einen kleinen Teil vermochte es zu retten. Zu den Bruchſtücken kam zunächſt Algerien, es folgten Neukaledonien, Tahiti und Cochinchina. Die Erwerbung dieſer Gebiete geſchah indes völlig planlos, und erſt die dritte Republik ging mit der Erweiterung und Sicherung des Kolonialbeſitzes zielbewußt vor, namentlich in den 1880er Jahren, wo ſie unter dem Einfluß des vielgeſchmähten Jules Ferry Tonking erwarb und dadurch das Gebiet in Oſtaſien abrundete, ihre Schutzherrſchaft über Tuneſien verkündete und damit die Vorherrſchaft in Nordafrika gewann, während gleichzeitig franzöſiſche Forſcher, an ihrer Spitze Savorgnan de Brazza, in Mittelafrika die Begründung der franzöſiſchen Kongokolonie einleiteten. Nunmehr reifte auch der Plan, dieſe Kolonie mit den älteren Beſitzungen an der afrikaniſchen Weſtküſte einerſeits und Algerien und Tuneſien andererſeits durch eine ununterbrochene Kette von franzöſiſchen Gebietsteilen zu verbinden. In den 1890er Jahren kamen die franzöſiſchen Forſcher und Soldaten an den Nigerbogen bis nach dem trotz Heinrich Barth und Oskar Lenz noch ſagenhaften Timbuktu, dann rückten ſie den Niger abwärts vor und ſetzten ſich durch Verträge und Anlage kleiner Forts in den Beſitz des ferneren Hinterlandes ihrer eigenen Kolonien, ſetzten ſich auch im Hinterlande der andern Mächte feſt, ſo zwar, daß beim Abſchluß der Grenzverträge mit Deutſchland und Großbritannien die furia francese ihrer jugendlichen Pioniere einen reichen Lohn fand. Wenn auch der weitere Plan, Frankreich von der Weſtküſte bis zur Oſtküſte, im Kreuz über die von Cecil Rhodes geplante Eiſenbahn Kap-Kairo zu führen, an dem Widerſtand der Briten beim Erſcheinen Marchands in Faſchoda geſcheitert, Frankreich ſomit nicht mehr in der Lage iſt, dem befreundeten Abeſſinien und ſeinem eigenen Somaliland vom Binnenlande aus die Hand zu reichen, ſo befindet es ſich doch, kraft des Vertrages von 1899, der ihm die muhammedaniſchen Kleinſtaaten im mittleren Sudan mitſamt der Saharawüſte zuſpricht, im Beſitz einer Grenzlinie, die vom tripolitaniſchen Hinterlande bis zum Norden des belgiſchen Kongoſtaates reicht und alles Land weſtlich von dieſer Linie ſeinem Einfluß oder ſeiner Verwaltung überläßt. Dermaßen, daß im Weſten, von Marokko ausgehend, die fremden Beſitzungen: die ſpaniſche Kolonie Rio de

Oro, Britiſch-Gambia, Portugieſiſch-Guinea, das britiſche Sierra Leone, der Negerfreiſtaat Liberia, die britiſche Goldküſte, Togo, die britiſchen Kolonien Lagos und Nieder- und Ober-Nigeria, Kamerun und Spaniſch-Guinea trotz ihrer Ausdehnung faſt wie bloße Einſchlußgebiete in dem neuen franzöſiſchen Kolonialreich erſcheinen, das ſie an der Küſte faſt alle begrenzt und ſie alle im Hinterlande in mehr oder weniger weitem Bogen umſpannt. Wie in Nordafrika iſt Frankreich auch hier die Vormacht. Das Glück war ihm ſo günſtig, daß auch die letzte große, ſehr gewagte Operation gelang, die zur Feſtigung des Beſitzſtandes notwendig war: das Zuſammentreffen der drei Expeditionen am Tſchadſee. Foureau und Lamy waren von Algerien aufgebrochen und durch die Wüſte marſchiert, nach zwei Jahren erreichten ſie ihr Ziel. Vom Senegal waren die Hauptleute Voulet und Chanoine mit ſchwarzen Schützen ausgezogen; nachdem ſie an ihrem Vorgeſetzten Oberſtleutnant Klobbs zum Mörder geworden waren und einen abenteuerlichen Tod gefunden hatten, ſetzten Joalland und Meynier die Expedition glücklich fort. Der Kommiſſar des Kongogebietes, Gentil und Hauptmann Reibell, erreichten den See über den Schariſluß. Südlich vom See, auf Kameruner Gebiet, verfolgten und ſchlugen dieſe vereinten Streitkräfte den Eroberer Rabbeh, der vom öſtlichen Sudan hergekommen war und ein Reich gegründet hatte, mit dem er die Pläne der Franzoſen ebenſo zu durchkreuzen gedachte wie ſie diejenigen der Briten, und wobei er auch Kameruner Gebiet bedrohte. Rabbeh fiel im Kampfe. Einer ſeiner Söhne, Fadelallah, ſetzte den Widerſtand fort, wurde aber im Frühjahr 1901 ebenfalls geſchlagen und fand dabei den Tod, und zwar auf Kameruner Gebiet bei Dikôa nachdem er unſer Gebiet — wie es heißt bis Yola, — und das auf Britiſch Nord-Nigeria übergreifende Reich Bornu unſicher gemacht hatte. Dieſes Vorgehen der Franzoſen am Tſchadſee hat für uns auch eine Kehrſeite indem, wie General von Bartenwerfer auf der Lübecker Hauptverſammlung der Kolonialgeſellſchaft hervorhob, die Franzoſen in der Lage ſind, uns in wirtſchaftlicher Hinſicht das Fett von der Suppe in einer für den Handel vielverſprechenden Gegend abzuſchäumen.

Große militäriſche Maßnahmen ſind für Frankreich noch lange Zeit erforderlich. Zu den 488 000 Mann der Friedensſtärke in der Heimat kommt eine Kolonialarmee von 140 000 Mann. Es iſt dies ein Verhältnis von 78 : 22 %, was den Berichterſtatter für das diesjährige Budget, den früheren Kolonialgouverneur Le Myre de Vilers, zu folgender Bemerkung veranlaßt: „Wenn wir in Europa eine Niederlage erleiden, laufen wir Gefahr, unſere überſeeiſchen Beſitzungen zu verlieren; ein Sieg in Aſien oder Afrika würde eine Niederlage an der Oſtgrenze keineswegs ausgleichen". Von den Ausgaben für die Verteidigung zu Waſſer und zu Lande kommen 400 Millionen Mark oder 73 % auf Frankreich und 152 Millionen oder 27 % auf die Kolonien. Für Weſtafrika betragen die militäriſchen Ausgaben, die das Budget des Mutterlandes trägt, 11—12 Millionen Mark jährlich. Beim Anbruch einer größeren Gefahr wäre die zum Teil aus europäiſchen Truppen beſtehende algeriſche Armee von 53 500 Mann berufen, das neue Kolonialreich zu verteidigen; ihr fällt ſchon jetzt die Aufgabe zu, Algerien nach Süden auszubreiten, um die Verbindung mit dem weſtlichen Sudan durch die Sahara zu ermöglichen. Dazu iſt vor allem eine Eiſenbahn notwendig, deren Hauptvorkämpfer der bekannte Volkswirt und Kolonialpolitiker Paul Leroy-Beaulieu iſt, und die trotz der Unwirtlichkeit der Wüſte nicht aus-

ſchließlich als ſtrategiſche Bahn aufgefaßt wird. Es kommen für die Verbindung nach dem Tſchadſee und Timbuktu mehrere Strecken in Betracht, allein die weſtlichſte, vom Süden der algeriſchen Provinz Oran aus über die Tuatoaſen iſt die wahrſcheinlichſte. Einſtweilen erhält kraft eines kürzlich ergangenen Geſetzes die letzte Strecke, Ain-Sefra-Djenien-Buresg dem marokkaniſchen Grenzgebiet entlang eine Fortſetzung von 1000 km in der Richtung nach Igli. Als Saharabahn erweiſt ſie ſich, entſprechend dem bisherigen Vordringen, als die natürliche ſtrategiſche Linie und mit Bezug auf die Ausführbarkeit hat die Expedition Foureau-Lamy erkannt, daß auf der künftigen Strecke, über die Tuatoaſen, mehr Waſſer im Boden vorhanden iſt als ſonſt in der Wüſte[1]).

Die neue politiſche Ordnung auf Grund des engliſch-franzöſiſchen Vertrages von 1899 und der Wiedereroberung des ägyptiſchen Sudans hat eine Verſchiebung des Karawanenverkehrs in der Wüſte zur Folge gehabt. Die Feſtſetzung der Franzoſen in Timbuktu hat dieſen Verkehr auf der weſtlichen Strecke, derjenigen, die für die Eiſenbahn inbetracht kommt, ganz bedeutend gehoben.

Die vier weſtafrikaniſchen Kolonien und Franzöſiſch-Kongo wieſen vor der jetzigen politiſchen Einteilung folgende annähernde Areal- und Bevölkerungszahlen auf:

	Flächeninhalt.	Bevölkerung.
Senegal und Sudan	470 000 qkm	4 522 352 Einwohner
Guinée	238 350 „	1 509 400 „
Elfenbeinküſte	310 000 „	2 400 000 „
Dahome	152 000 „	1 000 „
Sudaniſche Militärbezirke	465 00 „	(fehlt)
Franzöſiſch-Kongo	600 000 „	1 500 000 „

Eine im Jahre 1899 vorgenommene neue Gebietseinteilung hat jeder der vier weſtafrikaniſchen Kolonien das anſtoßende Hinterland zur Verwaltung übergeben und weiter nördlich in den Territoires militaires du Soudan eine Art Militärgrenze errichtet. Dieſes Gebiet iſt dem Generalgouverneur für Weſtafrika unterſtellt und in drei Bezirke eingeteilt: Timbuktu, Sinder und Say. In dieſen Bezirken ſtehen 8 500 Mann, wovon 4 760 Eingeborene. Dazu kommt noch ein vierter, vom Kongo aus regierter Militärbezirk mit den Gebieten am Ubanghi und Schari bis zum Tſchadſee. Zwiſchen Say am Niger und Sinder im Hauſſalande iſt kein ordentlicher Verkehr über franzöſiſches Einflußgebiet möglich. Die durch den Vertrag von 1899 erfolgte Auseinanderſetzung mit England hat letzterem die wertvolleren Gebiete zugeſprochen; und der engliſche Beſitz ſchiebt ſich gerade zwiſchen Say und Sinder weiter nach Norden vor. Man empfindet dies gegenwärtig in Frankreich als einen Uebelſtand und möchte eine Grenzregulierung herbeiführen. Einſtweilen iſt der Kommandant des Bezirkes Sinder beſtrebt, Verbindungen mit Agades, dem Hauptort der Landſchaft Air, anzuknüpfen, um den Karawanenverkehr zwiſchen beiden Ortſchaften herzuſtellen.

Frankreichs Einflußgebiet reicht kraft des Vertrages von 1899 bis zum Nilbecken. Dem Scharibezirk zunächſt liegt, öſtlich vom Fluß, das Sultanat

[1]) Über die Feldzüge in der Sahara und die Bahnprojekte ſ. Kürchhoff: „Das franzöſiſche Kolonialreich in Nordafrika und die transſahariſche Eiſenbahn", in der Geographiſchen Zeitſchrift, 11. Heft, 1900.

Bagirmi, ein sumpfiges, von muhamedanischen Negern bewohntes Land, dessen Herrscher seit 1897 mit den Franzosen verbündet ist. Er hat sich zur Annahme eines französischen Residenten in seiner Hauptstadt Massenia verstanden; der Resident war indes durch Rabbeh vertrieben worden. Bei den Kämpfen mit letzterem waren die Krieger Bagirmis auf Seiten der Franzosen. Der weiter östlich gelegene, zwei Millionen Einwohner zählende Staat Wadai hat noch keine engere Beziehungen zu den Franzosen. Die Vorgänge, die zuletzt zur Vertreibung des Sultans Ibrahim führten, bedürfen noch der Aufklärung. Die Ausgaben Frankreichs für den oberen Senegal und den mittleren Niger betragen 1,1 Mill. ohne den Eisenbahnbau, die für das Schariegebiet 1½ Mill. Fr.

Was die Verwaltung der fünf Kolonien betrifft, so steht dem Gouverneur ein Beirat zur Seite, der aus einigen Oberbeamten von Rechts wegen, sowie auf Zeit vom Gouverneur ernannten Ansiedlern besteht. Der Beirat (conseil privé) hat direkte Befugnisse nur als Verwaltungsgericht, wobei zwei richterliche Beamte zuzuziehen sind, sowie als erste Rechnungsinstanz. Im allgemeinen hat der Beirat nur über die Angelegenheiten zu beraten, die der Gouverneur ihm zur Begutachtung unterbreitet. Das Gutachten muß jedoch eingeholt werden: bei Lieferungen im Werte von 1000 Fr., bei Steuer- und Sterbegeldernachlässen, zur monatlichen Prüfung der bereits erfolgten kleineren Ausgaben, namentlich aber zur Vorbereitung des Budgets, das der Gouverneur feststellt und die heimatliche Regierung genehmigt, endlich zur Genehmigung der Konzessionen unter 100000 ha, für welche die Verwaltung der Kolonie zuständig ist. Es werden in der Regel drei Notable in den Beirat ernannt; das Beamten-Element hat die Mehrheit. Von dem Generalrat für Senegal wird bei dieser Kolonie die Rede sein.

Den Handel und die Finanzlage der einzelnen Kolonien veranschaulicht folgende Tabelle:

	Handel 1899: (Millionen Fr.)			Budget. (Einnahmen u. Ausgaben, je:) (Mill. Fr.:)
	Einfuhr	Ausfuhr	Zusammen	
Senegal	50,6	23	73,6	4,6 (1900)
Guinée	15,5	9,5	25	1,5 (1900)
Elfenbeinküste	6,4	5,8	12,2	1,9 (1901)
Dahome	12,3	12,7	25	2,9 (1901)
Franz.-Kongo	6,7	6,6	13,3	6,5 (1900)

Mit Bezug auf das Verkehrswesen lassen sich folgende Zahlen zusammenstellen:

	Telegraphenlinien.	Eisenbahnen. geplant oder im Bau,	im Betrieb.	Straßen.
Senegal und Sudan	5929 km	841 km	501 km	3888 km
Guinée	1102 „	680 „		135 „
Elfenbeinküste	730 „	500 „		713 „
Dahome	1365 „	700 „		? „
Franz.-Kongo	522 „	— „		? „

Zur Frage der Anlage von deutſchen Ackerbau-kolonien.

Von Koloniedirektor a. D. O. Canſtatt.

Obwohl nun ſchon 17 Jahre darüber verfloſſen ſind, daß das junge Deutſche Reich in die Reihe der europäiſchen Kolonialmächte getreten iſt, und Deutſchland nachweislich von allen Feſtlandſtaaten in früheren Jahrzehnten zeitweiſe den ſtärkſten Auswandererſtrom in die transatlantiſchen Länder entſandte, ein Umſtand, welcher das Verlangen nach eigenem Kolonialbeſitz ebenſo ſehr rechtfertigte wie die für nötig erachtete Erweiterung unſerer Abſatzgebiete, ſo muß die Frage der Begründung von ſogenannten Ackerbaukolonien für kleine, weniger bemittelte Landleute oder Tagelöhner auf überſeeiſchem Reichsgebiete nachwievor noch als ungelöſt betrachtet werden. Weder im afrikaniſchen Weſten und Oſten noch in Deutſch-China oder auf den Südſeeinſeln haben ſich bis zur Stunde Oertlichkeiten gefunden, an denen man mit gutem Gewiſſen und ohne auf Widerſpruch von irgend einer Seite zu ſtoßen, die Anlage von Ackerbaukolonien in größerem Umfange anraten, und wo man den arbeitsfreudigen, aber mittelloſen deutſchen Auswandrern ein ſicheres Fortkommen verſprechen könnte.

Die Jahr für Jahr Deutſchland verlaſſenden und ihr Glück in weiter Ferne ſuchenden Landsleute vermögen deshalb nur zum allerkleinſten Teile aus dem Vorhandenſein des deutſchen Kolonialbeſitzes Nutzen zu ziehen und ſind leider wie von jeher in der Wahl ihres Reiſezieles ſtaatlicherſeits nur äußerſt wenig zu beeinfluſſen. Dennoch braucht man meines Erachtens die Hoffnung nicht aufzugeben, daß über kurz oder lang innerhalb des heutigen deutſchkolonialen Beſitzes oder der uns von ungefähr noch weiter zufallenden Gebiete doch noch Landſtriche aufgefunden werden, welche namentlich in klimatiſcher Hinſicht eine gewiſſe Gewähr für das Gedeihen ausgedehnterer Ackerbaukolonien bieten und auch ſonſt eine ſo ergiebige Bodenausbeute verſprechen, daß Mühe und Arbeit des Anſiedlers ſich reichlich verlohnen.

Bis dieſe Zeit gekommen iſt, müſſen wir eben darauf bedacht ſein, die Auswandernden, die auf die Gaſtfreundſchaft anderer Staaten angewieſen ſind, wenigſtens möglich gut zu beraten, damit ſie die ihrer Wohlfahrt zuträglichſten Gegenden zum Zielpunkt wählen und thunlichſt unſerer Nationalität erhalten bleiben. — Wir ſind mit anderen Worten gezwungen, uns bis auf weiteres an den vielen überſeeiſchen Ackerbaukolonien fremder Staaten genügen zu laſſen, in denen mehr oder minder dicht gedrängt viele Tauſende von guten Deutſchen ein zweites Heim voll Zufriedenheit und Wohlſtand gefunden haben, wie z. B. in Paläſtina, Siebenbürgen, Südrußland, Südbraſilien, Queensland und an ſo manchen anderen Punkten der Erde.

Das Studium dieſer Siedlungen mit zum Teil ſchon viele Jahrzehnte hindurch kräftig pulſierendem deutſchen Leben läßt den bisherigen Mangel reichseigener Ackerbaukolonien auf nicht deutſchem Boden entſchieden weniger ſchmerzlich empfinden und das Beſtreben nach einer gewiſſen „nationalen Auswanderungspolitik“ garnicht ſo ausſichtslos erſcheinen.

Wenn Nordamerika und England unausgeſetzt trachten, durch kapitaliſtiſche Unternehmungen in fremden Ländern Fuß zu faſſen, um zu geeigneter Zeit auf der Baſis ihres finanziellen Rechtes weitere Anſprüche zu erheben, ſo iſt damit ein deutlicher Fingerzeig auch für uns gegeben, wie Deutſchland auf nicht deutſcher Erde ebenfalls bis zu einem gewiſſen Grade Rechte erwerben kann. Auch die Kraft, der Fleiß und der wirtſchaftliche Nutzen der deutſchen Auswanderer iſt ja einem Kapitaleinſatz gleich zu erachten.

Erfreulich iſt es daher, daß auch in Deutſchland die Auswanderungspolitik nicht ganz und gar vergeſſen iſt und verſchiedene Vereinigungen beſtehen, welche dieſe Seite der Kolonialpolitik ſich zur beſonderen Aufgabe gemacht haben. Als ſolche kommen gegenwärtig in Betracht: Die Deutſche Kolonialgeſellſchaft, der St. Raphaëlsverein für katholiſche deutſche Auswanderer, der evangeliſche Hauptverein für deutſche Anſiedler und Auswanderer, der Zentralverein für Handelsgeographie in Berlin, der Weſtdeutſche Verein und der Münchener Verein für Auswanderung, der Verein für Auswandererwohlfahrt in Hannover, die öffentliche Auskunftsſtelle für Auswanderer in Dresden und der Deutſch-Braſiliſche Verein.

Sie alle ſtreben darnach, den Auswandererſtrom derart zu leiten, daß er dem Mutterlande auch in der Ferne noch erſprießliche Vorteile, namentlich handelspolitiſcher Art, bringen kann, und ſuchen das früher in dieſer Hinſicht Verſäumte nachzuholen.

Abgegeben wurden Millionen fleißiger deutſcher Hände bekanntlich ſchon an die Vereinigten Staaten von Nordamerika, in nicht geringer Menge aber auch an Braſilien, die La Plataſtaaten, Auſtralien und andere Länder. Die Erfahrungen, welche man dort mit den Einwanderern gemacht, bilden die Grundlage, auf welcher wir zur Zeit bei der Anlage neuer Ackerbaukolonien, deren Bedarf ſich in der Zukunft noch erheblich ſteigern dürfte, weiter zu bauen haben.

Unbeſtritten iſt ja, daß gerade auf dem Gebiete der Beſiedelung von Neuland von den meiſten koloniſierenden Staaten und Völkern empfindliche Mißgriffe begangen wurden, die ſich im Laufe der Jahre ſchwer rächten, und daß heute noch bei der Seßhaftmachung geſchloſſener Maſſen von ackerbautreibenden Einwanderern nicht überall mit der nötigen Umſicht zu Werke gegangen wurde; erwieſen iſt andererſeits jedoch, daß, gleichviel welches die Bedingungen ſind, unter welchen koloniſiert wird, der Deutſche ſich überall den gegebenen Verhältniſſen am leichteſten noch anbequemt. Daraus erklären ſich die günſtigen Berichte über das Los der Koloniſten deutſcher Zunge ſelbſt dort, wo der Anſiedler mit klimatiſchen Schwierigkeiten, mangelhaften Verkehrs- und Abſatzverhältniſſen, behördlichen, rechtlichen oder konfeſſionellen Beeinträchtigungen und anderen Hinderniſſen zu kämpfen hat.

Die beſten Vorbilder für die Schaffung von Ackerbaukolonien finden wir in einzelnen Teilen von Nordamerika, Queensland, Argentinien und Südbraſilien.

Zu Nordamerika hat man namentlich den erſprießlichſten Koloniſationsergebniſſen dadurch vorgearbeitet, daß man beizeiten eingeſehen, wie wichtig vor

Inangriffnahme der Maſſenherbeiziehung von Einwanderern der Ausbau von Zufahrtsſtraßen und Schienenwegen ſowie die gehörige Vermeſſung der zu beſiedelnden Landſtrecken ſei. Auch die Engländer in Auſtralien verabſäumten nicht, ihre Aufmerkſamkeit dieſen wichtigſten Erforderniſſen zuzuwenden. Schwer geſündigt wurde hingegen in dieſer Hinſicht von jeher ſeitens der verſchiedenen ſüdamerikaniſchen Koloniſationsländer. An den Folgen hat man heute noch zu tragen. Seit kurzem erſt ſchickt man ſich an, den gerechten Forderungen der Zeit allmählich zu entſprechen, einiges für die Hebung der Verkehrsmittel zu thun und mehr Ordnung in die Beſitzverhältniſſe zu bringen.

Zwei Hauptſyſteme wurden bei Zurichtung größerer Landkomplexe für die Aufnahme von einwandernden Ackerbauern beſonders bevorzugt, nämlich die Anlage der Kolonien in langgeſtreckten, geradlinigen Streifen Landes von geringer Breite längs einer als Hauptverkehrsſtraße dienenden, auf den ſog. Stadtplatz mündenden Schneiſe (Pikade) oder die Einteilung des zur Koloniſation beſtimmten Terrains in ſchachbrettartig gruppierte, mit regelrecht quadratiſch das Gelände durchſchneidenden Durchhauen verſehene Landloſe.

Beiden Syſtemen haften unverkennbar Mängel an; doch iſt das erſtere immerhin noch vorzuziehen. Der Stadtplatz, auf dem Kirche, Schule, Wirtſchafts- und Handelshäuſer in der Regel neben einem Direktionsgebäude ihre Stätte finden, läßt ſich zwar bei der ſchachbrettartigen Anordnung viel leichter in die Mitte der Geſamtniederlaſſung legen als bei der weithin ausgedehnten Nebeneinanderreihung von Koloniſtengehöften; allein nicht geringe Schwierigkeiten ergeben ſich aus dem gänzlichen Waſſermangel auf ſo manchem Anſiedlungsquadrat und der unvorteilhaften Verteilung von Berg und Thal. Kann es doch vorkommen, daß Koloniſten Anſiedlungsplätze zugewieſen werden, welche auch nicht die allerunbedeutenſte Quelle aufzuweiſen haben. Ein nicht minder häufiger Übelſtand, über den von den Koloniſten ſo ziemlich bei jedem größeren Anſiedlungsunternehmen Klage geführt wird, iſt die allzugeringe Berückſichtigung der Anbauwürdigkeit der verſchiedenen Ländereien. Eine dem Verkauf und der Verteilung der Ackerbau- bezw. Urwaldplätze vorausgegangene Einſchätzung der Grundſtücke nach Bonitätsklaſſen findet, ſo notwendig dies wäre, nur in den ſeltenſten Fällen ſtatt. In Südamerika wurde an dergleichen vorſorgliche Maßnahmen früher überhaupt nicht gedacht und das ſteinigſte, unwegſamſte Stück Land eines ſich neuanſiedelnden Hinterwäldlers dieſem zu demſelben Preiſe abgelaſſen, wie einem anderen das humusreichſte, viel leichter zugängliche Terrain im Vordergebiete einer Ackerbaukolonie.

Sehr verläßliche Fingerzeige für die Beurteilung der Bodengüte liefern übrigens, wie jeder Land- oder Forſtwirt weiß, die nirgends fehlenden ſogenannten Standortsgewächſe. Durch das Vorkommen gewiſſer Gräſer, Kräuter, Sträucher und Baumarten auf dem Steppengelände oder Urwaldboden kann man in allen Weltteilen ziemlich ſichere Schlüſſe auf das Gedeihen der unterſchiedlichen Kulturgewächſe oder Kolonialprodukte liefernden Pflanzen ziehen. An vielen Orten hat man darüber ſchon ſo weitreichende Kenntniſſe geſammelt, daß die Auffindung beſonders charakteriſtiſcher Vegetationsbeſtandteile genügt, um Landſtücke von mehr oder minder großer Ausdehnung von vornherein für Koloniſationszwecke zu verwerfen.

Ich möchte deshalb raten, soweit thunlich, nirgends die Anlage von Ackerbaukolonien ohne Zuziehung eines mit dem örtlichen Pflanzenwuchs hinlänglich vertrauten Eingebornen oder Sachkundigen vorzunehmen.

Viele Unkosten und Enttäuschungen lassen sich durch Befolgung dieser Vorsichtsmaßregel ersparen. — Zu warnen ist ferner vor Niederlassung von Ansiedlern an gar zu entlegenen Punkten des Landes, wo überhaupt keine oder nur äußerst wenig Aussicht auf lohnenden Absatz der Bodenprodukte vorhanden ist, und wohin in absehbarer Zeit weder geregelte Straßen und noch viel weniger Schienenwege führen werden.

Man möge sich in diesem Punkte nur die Schwierigkeiten vor Augen halten, mit denen z. B. seiner Zeit die kolonialen Gründungen des Freiherrn von Schütz in Peru, des Dr. Förster in Paraguay und andere zu kämpfen hatten, und wieviele Unternehmungen kolonisatorischer Art gerade ihrer Entlegenheit halber in ihren ersten Anfängen schon gescheitert sind.

Meines Erachtens empfiehlt sich demgemäß in einem zu kultivierenden und zu kolonisierenden Lande die etappenmäßige Anlage von Ackerbaukolonien gleichzeitig mit dem Bau von Straßen und Eisenbahnen, sei es auf Staats- oder auf Privatkosten, vorzunehmen. Die Landpreise hätten alsdann sich nicht allein nach der Bonitätsklasse des Ackerbodens, sondern vor allem auch nach der Entfernung vom Hafenplatz, der Eisenbahnstation oder dem Hauptabsatzmarkt zu richten.

Durchaus verkehrt muß es jedoch erscheinen, bei der Gründung von Ackerbaukolonien, wie dies z. B. in Brasilien früher so oft geschehen, immer nur auf den fetten Urwaldboden zu reflektieren und das sogenannte Kampland ganz aus dem Spiele zu lassen. In den La Plataländern hat man ja den sprechendsten Beweis, was für reiche Ernten sich aus den Pampasgebieten gerade ziehen lassen.

Als vorzugsweise geeignet für den landwirtschaftlichen Kleinbetrieb der Ansiedler in überseeischen Ackerbaukolonien, namentlich in Südamerika und Australien, sind von Feldfrüchten sämtliche Körnerfrüchte wie in Europa, desgleichen Mais, Kartoffeln (die allerdings selten so schmackhaft wie in nördlicheren Zonen geraten), Luzerne, Bohnen, sonstige Hülsenfrüchte, und Kürbisse; außerdem aber Erdnüsse, Zuckerrohr, Tabak, Mandioka, Batatas, Baumwolle und Reis. Stellenweise auch Kaffee und Kakao, an dem man in nichttropischen Klimaten jedoch nicht viel Freude erleben wird. Gute Resultate würde voraussichtlich ferner der Hopfenbau wie die Kultur von Raps und dergleichen mehr ergeben. Als recht gewinnbringend hat sich in der südbrasilianischen deutschen Kolonie in S. Lourenzo auch die persische Kamille, das Pyretrum, erwiesen, welches zur Herstellung des Insektenpulvers Verwendung findet. Dasselbe würde sich vielleicht mit Nutzen ebenso im Bereiche unserer afrikanischen Schutzgebiete anpflanzen lassen.

Wenn man weiß und gesehen hat, wie durch derartige Nutzungen auf südamerikanischem Boden ganz mittellos gelandete Einwanderer — allerdings unter Einsetzung großer Willenskraft, Fleiß und Beharrlichkeit — es nach Jahren zu einem ganz hübschen eigenen Besitz gebracht, so muß man sich fragen: warum schickt man die Armen, die den Gemeinden in Deutschland zur Last Fallenden — vorausgesetzt, daß sie über ein paar kräftige Hände verfügen — statt in die Armenhäuser, nicht lieber zur Begründung von deutschen Siedelungen über See?

Unſere Kolonien im Jahre 1900.

Nach einem in der Abteilung Duisburg der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft gehaltenen Vortrage von Dr. med. Hillemanns, Schriftf. d. Abt.

II.

Kamerun, welches die Größe des Deutſchen Reiches hat, iſt zweifellos eine unſerer zukunftsreichſten Kolonien. Es wird hoffentlich einmal unſer Java. Beſonders das Gebiet der mächtigen vulkaniſchen Erhebung des Kamerungebirges, welches mit ſeinem höchſten Gipfel, dem Götterberg, bis zu 4060 m Höhe anſteigt, iſt von unbegrenzter Fruchtbarkeit und ausgezeichnet durch für tropiſche Kulturen ungemein günſtige Niederſchlagsverhältniſſe. Hier haben denn auch beſonders auf den Süd- und Oſtabhängen ein Dutzend deutſcher Pflanzungsunternehmungen ausgedehnte Gebiete in Plantagenkultur genommen, vorwiegend zum Anbau von Kakao, von dem 1899 bereits 200000 Zentner zur Ausfuhr gebracht werden konnten. Wenn es gelingt, dem Kamerun-Kakao ſeinen ſtrengen bittern Geſchmack zu nehmen, wegen deſſen er bisher bei der Chokoladenfabrikation nur als Zuſatz zu andern Kakaos benutzt werden kann, wird Kamerun eins der Hauptkakaoländer der Welt werden. Die Plantagen leiden bedauerlicherweiſe ſtets an Arbeitermangel, da im vorigen Jahre kaum die Hälfte der benötigten 8000 Arbeiter aufzutreiben waren, die z. T. von Dahome, Aeera, Lagos, Togo ꝛc. hergeholt werden mußten. Der Mittelpunkt des Pflanzungsbezirks iſt Victoria an der Küſte, während der Regierungsſitz von Duala (Kamerun) an der ungeſunden Kamerunflußmündung nach dem am Abhang des Kamerunberges in Höhe von 960 m viel geſunder belegenen Buea verlegt worden iſt. Intereſſant ſind die Viehzuchtverſuche, die hier vorgenommen worden ſind. Allgäuer Kühe und Stiere, Zuchtſchweine und Ziegen ſind eingeführt worden, die unter der Pflege von Schweizer Sennern in dieſer Höhenlage gut gedeihen. Durch Kreuzung mit einheimiſchen Raſſen wurden letztere bedeutend verbeſſert. Die Verſuche haben vorwiegend den Zweck, eine Verſorgung der Europäer mit friſchem Fleiſch, die für die Geſundheit unbedingt nötig iſt, aber bisher ſehr ſchwer zu erreichen war, ſicher zu ſtellen.

Der Handel Kameruns iſt nicht unbedeutend und in Zunahme begriffen, ebenſo wie die Zahl der deutſchen Firmen, in deren Hand er liegt. Neben Kakao kommen für die Ausfuhr beſonders in Betracht: Kautſchuk, Palmkerne, Palmöl, Elfenbein, Ebenholz, Kolanüſſe. Das muß aber unbedingt zugegeben werden, Kamerun iſt noch lange nicht das, was es ſelbſt heute ſchon ſein müßte. Der letzte Etat ſieht trotz 2193000 M. Reichszuſchuß nur 3789000 M. Einnahmen vor, darunter 1400000 M. aus Zöllen.

Die Kolonie wird erſt dann ihre wahre Bedeutung für das Mutterland und den Welthandel erlangt haben, wenn wir nicht nur auf der Karte, ſondern auch faktiſch von dem weitern Hinterlande bis zum Tſchadſee Beſitz ergriffen haben. Um die Bedeutung des Hinterlandes zu verſtehen, muß man eine wenigſtens oberflächliche Kenntnis der eigenartigen geographiſchen und ethnographiſchen Verhältniſſe desſelben haben. Die Küſte wird durch einen breiten Urwaldgürtel von

dem teils ein Grasland und hügelige Parklandſchaft, teils ein Bergland bildenden Hinterlande getrennt. Auch die Bevölkerung zerfällt in 2 Hauptgruppen: an der Küſte und im Waldgebiet Bantuneger, im Hinterlande Sudanneger: die mohamedaniſchen Fullah oder Fulbe, die erſt im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts von Norden her eingedrungen ſind, die heidniſche Urbevölkerung verdrängt oder zu Sklaven gemacht und das Reich Adamaua gegründet haben. Wenngleich infolge der fortwährenden Kämpfe der mohamedaniſchen Eindringlinge mit den Bantus, ihrer Raubzüge und Sklavenjagden, ſowie infolge der vielen Kämpfe der Adamauafürſten und Vaſallen unter einander weite Strecken entvölkert ſind, und auch hier Wüſten und Ruinen vielfach den Weg der Mohamedaner bezeichnen, ſo iſt doch das eigentliche Adamaua, das weitere Hinterland unſeres Kameruns, eins der reichſten Länder Zentralafrikas, mit einer großen Anzahl bevölkerter, z. T. befeſtigter, ſehr ausgedehnt gebauter Städte z. B. Yoko, Tibati, Banyo, Ngambe, Kontſha, reich an Früchten des Feldes und Haustieren, unter denen das Buckelrind und das von den Erobern eingeführte Pferd neben den Sklaven den Hauptreichtum der Fullahs ausmachen. Das Grasland iſt reich an Elefanten, Büffelherden und ſonſtigem Wild, die Flüſſe an Flußpferden. Die herrſchende Raſſe, die Fullahs, ſind ein ſeßhafter, intelligenter und fleißiger Menſchenſchlag, der teils im Gebirge der Viehzucht, teils auf dem Lande dem Ackerbau obliegt. Hauſſahändler vermitteln mit dem engliſchen Nigergebiet und den nördlichen Sudanländern einen regen Handelsverkehr, der ſich noch nicht recht bis zur Küſte hat durcharbeiten können, weil die Bantunegerſtämme ein höchſt ſtörendes Monopol des Zwiſchenhandels ausüben. Dieſes Adamaua iſt kein politiſcher Einheitsſtaat; es zerfällt in eine Anzahl von mehr oder weniger vom Emir in Yola abhängigen Vaſallenſtaaten. „Es iſt Sitte, daß alle Adamauafürſten behufs Erlangung ihrer Anerkennung nach Yola reiſen, um dort vom Emir feierlich inſtalliert zu werden, wenn auch das Verhältnis kein übermäßig feſtes zu nennen iſt und ſich auf jährliche Lieferungen von Sklaven und Elfenbein beſchränkt, wie ſolche auch ſeitens des Emirs an den Sultan von Sokoto, der als Beherrſcher der Gläubigen des Weſtens gilt, geſchehen“ (von Stetten).

Wenn wir auf der Karte die weſtliche, Kamerun von der engliſchen Kolonie Nigeria trennende Grenze uns anſehen, dann fällt uns in 9° n. Br. eine Ausbuchtung der ſonſt ziemlich gradlinig zum Tſchadſee verlaufenden Grenze in unſer Gebiet hinein auf. Hier liegt am Benue, dem Hauptfluß des Niger, die erwähnte Stadt Yola. Wir werden jetzt verſtehen, warum die Engländer auf eine ſolche Grenzfeſtlegung viel Wert legten; uns kann aber die politiſche Abhängigkeit eines großen Teiles unſeres Schutzgebietes von einem auf engliſchem Gebiete wohnenden, engliſchem Einfluſſe und Golde unterworfenem Fürſten nicht gleichgültig ſein. Hand in Hand mit dieſer politiſchen Anomalie geht das Gravitieren des Handels Adamauas zum engliſchen Handelswege über den Niger. Soll hierin Änderung geſchaffen werden, dann muß die deutſche Herrſchaft in Adamaua feſten Fuß faſſen. Der erſte Schritt hierzu wurde 1899 gethan, in welchem Jahre Yoko und Tibati in Südadamaua von der Schutztruppe eingenommen und den Sklavenjagden der Mohamedaner daſelbſt ein Ende gemacht wurde. Bis dahin hatte die Schutztruppe im weſentlichen in vielen kleinen Kämpfen mit den Negerſtämmen des Waldlandes die Ruhe im Küſtengebiet zu ſichern gehabt. Dieſe unruhigen Völker benutzten aber die Abweſenheit der Schutztruppe in Adamaua

zu neuen Erhebungen, bei denen verschiedene Deutsche von Queiß, Conrau Plehn (die beiden ersten in der Gegend der Großschnellen, letzterer in der Südostecke im Sanga-Ngokogebiet) getötet wurden. Die Strafexpedition des Hauptmanns von Besser 1900 mißlang anfänglich, da sämtliche Offiziere getötet wurden. Infolge dessen bewilligte der Reichstag eine Vermehrung der Schutztruppe auf 900 Mann nebst den entsprechenden europäischen Chargen. Es wurde der Plan gefaßt, in Garua am Benue einen Hauptstützpunkt deutscher Herrschaft und des Handels zu begründen. Die Schutztruppe sollte auf dem Landwege von Kamerun durch Adamaua dorthin vordringen, sodaß eine den Niger und Benue hinauffahrende Handelsexpedition, zu deren Unterstützung die D. Kolonialgesellschaft aus der Wohlfahrtslotterie bezw. eigenen Mitteln 125000 Mark ausgeworfen hat, im Juli dieses Jahres (1901) dort eine befestigte deutsche Station vorfinden sollte. Der Plan ist bisher nicht zur Ausführung gekommen, wie es scheint, weil es nicht gelungen ist, die Verstärkung der Schutztruppe rechtzeitig durchzuführen. Mit dem saumseligen deutschen Vorgehen vergleiche man das der Franzosen, denen bekanntlich im Faschodaabkommen der westliche Sudan als Interessensphäre zugefallen ist. Von Norden — Algier — von Westen — Senegal und Niger — von Süden — Französisch-Kongo und Scharifluß (fließt in den Tschadsee) — her dringen sie immer weiter vor. In den Tschadseeländern Bornu und Wadai hatten sie im vorigen Jahre eine Reihe erfolgreicher Kämpfe mit dem Eroberer Rabbeh und dessen Sohn zu bestehen, die sich teilweise auf deutschem Gebiete abgespielt haben. Wer sich eine Stunde genußreicher Lektüre verschaffen und Land und Volk von Adamaua kennen lernen will, der lese den Bericht des Rittmeisters von Stetten über seinen Marsch von Balinga nach Yola im Jahre 1893, der in „Deutschlands Kolonien und Kolonialkriege" von von Bülow (Leipzig, Pierson 1900) abgedruckt ist.

Zusammenfassend kann man über Kamerun sagen: weitere Erschließung durch Anlage von Stationen und Verkehrswegen, Einstellung höherer Mittel in den Etat dieser von jeher etwas stiefmütterlich behandelten Kolonie, das ist, was ihr not thut.

Die kleine Kolonie Togo (von der Größe Bayerns) ist als Baumwollenland ausersehen. Mit Unterstützung der Kolonialges. und Wohlfahrtslotterie (10 resp. 30000 Mark) hat das Kolonialwirtschaftliche Komitee amerikanische Baumwollfarmer, Neger aus Alabama und mit Baumwollsaat verschiedener Herkunft ausgerüstet, im vergangenen Jahre nach Togo entsandt, zwecks Einführung der Baumwollookskultur. In der Nähe der Station Misahöhe ist mit der Anlage einer Pflanzung begonnen worden. Zur Zeit sind die wichtigsten Ausfuhrprodukte Palmkerne, Palmöl und Kautschuk, und ist der Handel in einem zwar langsamen aber stetigem Aufschwung begriffen, hauptsächlich infolge reicherer Ergebnisse der Ölpalmenkulturen der Eingeborenen, für die die letzten niederschlagsreichen Jahre günstig waren. Im Vordergrunde des Interesses steht die Frage der Verkehrserleichterung. Zunächst handelt es sich um die Anlage einer eisernen Landungsbrücke in Lome, da wegen der sehr heftigen Brandung die Schiffe weit ab von der Küste vor Anker gehen und die Güter in Kanus, die nur Eingeborene durch die Brandung unter großer Gefährdung zu rudern verstehen, umgeladen werden müssen. Nach Beendigung der Meeresbodenuntersuchung ist jetzt ein Projekt fertig gestellt worden. Gleichzeitig mit dem Bau der Brücke wird in diesem Sommer die Verbindung der Orte Lome und Klein-Popo durch eine 42 km lange Küstenbahn in Angriff genommen, während die zur Erschließung

des Hinterlandes nötige Bahn ins Innere wohl noch einige Jahre frommer Wunsch bleiben wird.

Begeben wir uns jetzt in den fernen Osten, so begrüßen wir es mit großer Genugthuung, daß unser „Pachtgebiet" Kiautschou (515 qkm. groß, 85000 E.) trotz der chinesischen Wirren, von denen es ziemlich verschont geblieben ist, in erfreulicher Weiterentwicklung sich befindet. Es wächst da aus dem Boden heraus eine deutsche Stadt Tsingtau, die eine der gesundesten der chinesischen Küste und mit der Zeit eine der bedeutendsten Handelsstädte derselben werden wird. An Stelle des chinesischen Unrats erheben sich bereits stolze Gebäude an breiten Straßen und Plätzen, die kahlen entwaldeten Berge werden systematisch aufgeforstet, Wasserleitung und Kanalisation sorgen für Gesundheit und Reinlichkeit, mächtige Hafenbauten schaffen Unterkunft für eine Flotte von Handelsschiffen. Die erste 74 km lange Strecke Tsingtau—Kiautschou der Schantung-Eisenbahn ist am Ostermontag feierlich eingeweiht worden. Übers Jahr werden die Kohlenfelder bei Weihsien erreicht sein, denen bei Fortführung der Bahn die noch wertvolleren bei Poschan folgen werden. Von Tsingtau wurde nach Schanghai ein Kabel gelegt und dadurch Anschluß an das weltumspannende Kabelnetz gewonnen. Dieser Kabel ist das erste Erzeugnis der von der Kölner Firma Felten & Guilleaume gegründeten Norddeutschen Seekabelwerke in Nordenham.

Auch die Nachricht ist erfreulich, daß die bisher von der Firma Jebsen in Apenrade mit Reichsunterstützung betriebene Linie Schanghai—Tsingtau von der Hamburg-Amerika-Linie angekauft worden ist. Allein durch den Bahnbau sind bis jetzt der heimischen Industrie Aufträge im Werte von 20 Millionen Mark zugeflossen, ohne den Transport durch heimische Handelsdampfer zu rechnen. Interessieren dürfte folgendes englische Urteil. Der North China Daily News wird aus Tsingtau geschrieben: „Die Ausrüstung der neuen Eisenbahn beweist, daß die Deutschen nicht gewohnt sind, eine Sache halb zu thun. Die Stationsgebäude würden allen westländischen Städten zur Zierde gereichen. Die Beschotterung ist durch Steine gesprengter Felsen hergestellt. Maschinen und Wagen sind vortrefflich. Wenn sich die Beispiele, die die Deutschen den Chinesen geben wollen, später auf gleicher Höhe halten, wie diese Eisenbahn, dann wird die Niederlassung der Bürger des Landes Wilhelms II. im Reiche der Mitte für dieses von größtem materiellen und moralischen Segen sein."

Eine Hauptbefürchtung des vorigen Jahres war die, daß die Engländer nach alter liebgewonnener Gewohnheit die chinesischen Wirren benutzen würden, um sich im Yangtsekiangthale und besonders in der bedeutendsten Handelsstadt des Ostens, in Schanghai, an der Mündung dieses Stromes festzusetzen. Wenige Schiffahrtswege giebt es in der Welt von so gewaltiger Ausdehnung und solch großer Bedeutung für den Handel wie das riesige Becken des Yangtse, welches die Engländer als ihre besondere Interessensphäre ansehen. Weiter als 1000 km, bis oberhalb Hankau, dringen die Dampfer auf diesem Strome in das Innere Chinas ein. Zweifellos sind die englischen Handelsinteressen denen aller übrigen Nationen auch hier überlegen, England hat zuerst diese gewaltige Eingangspforte eröffnet und „wie fast überall in der Welt, so ist auch hier der deutsche Handel unter dem Schutze der englischen Flagge groß geworden." Dies wollen wir gerne dankbar anerkennen, aber in Schanghai erhebt sich auf schönem Platze ein

ſchlichtes erhebendes Denkmal, einen gebrochenen Maſt darſtellend, zum Andenken an die Tapferen der Iltis, die mit einem Hoch auf den Kaiſer an der Küſte Schantungs untergegangen ſind, ein Wahrzeichen, daß auch wir dabei ſein wollen und können, wenn über die Geſchicke des Reiches der Mitte entſchieden wird. Es ſpricht Bände, daß England mit uns im vergangenen Jahre das ſogenannte Yangtſeabkommen geſchloſſen hat, in dem beide Teile ſich verpflichteten, für die Erhaltung des unverminderten Territorialbeſtandes und der „offenen Thür" dieſes wichtigſten Teiles Chinas einzuſtehen. Wer vor wenig Jahren, ſo ähnlich ſchrieb eine engliſche Zeitung, von einer chineſiſchen Politik Deutſchlands geſprochen hätte, wäre ausgelacht worden. Kürzlich lachten die Engländer nicht, als die Nachricht der Belegung Schanghais mit einer deutſchen Garniſon kam. Nur Blinde oder grundſätzliche Nörgler können anderes als Befriedigung über die Erfolge unſerer oſtaſiatiſchen Politik empfinden.

Betreffs unſerer auſtraliſchen und Südſeekolonien, Neuguinea, Bismarckarchipel, Palauinſeln, Marianen, Karolinen, Marſhallinſeln und Samoa, können wir uns kürzer faſſen. Dieſe Beſitzungen ſind wirtſchaftlich noch zu unentwickelt, um heute ſchon größere Bedeutung zu haben. Ihre natürliche Fruchtbarkeit iſt aber eine ſo koloſſale, daß ſie für den Anbau der verſchiedenſten tropiſchen Kulturpflanzen immer mehr in Betracht kommen und ſo reichlich dazu beitragen werden, uns für den Bezug kolonialer Produkte vom Auslande unabhängig zu machen. Bisher ſpielt unter den Ausfuhrprodukten nur die Kopra, d. i. der getrocknete Kern der Kokosnuß, deſſen Öl zu Nahrungs- und techniſchen Zwecken vielfach Verwendung findet, eine größere Rolle. Der Ertrag der Kokosanpflanzungen der Geſellſchaften und Eingebornen war im vorigen Jahre recht bedeutend, wodurch die Kaufkraft der letzteren günſtig beeinflußt wurde. Die beiden bedeutendſten deutſchen Geſellſchaften: Die Deutſche Handels- und Plantagengeſellſchaft der Südſeeinſeln zu Hamburg, die hauptſächlich auf Samoa und den Tongainſeln (engl.) arbeitet, und die auf den Marſhall- und Karolineninſeln thätige Jaluit-Geſellſchaft zu Hamburg, ſehen auf ein gutes Geſchäftsjahr zurück und verteilten 8% reſp. 12% Dividende.

Hören wir, was Dr. Irmer, der frühere Landeshauptmann in Jaluit (Marſhallinſeln) in einem Vortrage geſagt hat: „Indem die deutſche Politik Kiautſchou, die Karolinen und Samoa erworben, hat ſie uns eine beherrſchende koloniale Stellung im großen Ozean geſchaffen. Da unten im Süden Neuguinea mit ſeiner gewaltigen wirtſchaftlichen Zukunft, im Weſten die Karolinen mit ihren ſicheren Berghäfen, im Norden Kiautſchou, im Oſten Samoa wie ein Wegweiſer hinüber nach Südamerika und nach dem Panamakanal. In dieſem großen Seebecken, das 40 Breitengrade umſpannt, kann nun der deutſche Handel noch ſicherer als ehedem ſeine Bahnen ziehen. — Wie aus tiefem Schlafe iſt dieſe ganze auſtraliſche und chineſiſche Welt erweckt und aus vereinſamter Ferne in die Mitte des Weltverkehrs und der Weltpolitik gerückt. Die Südſee iſt erſt jetzt in die Geſchichte eingetreten, und die Entwicklung aller dortigen Verhältniſſe wird mit Rieſenſchritten in großartigem Maßſtabe vor ſich gehen. Was war dieſe Südſee noch vor wenigen Jahrzehnten? War ſie nicht eine faſt unerreichbare, wüſte und völlig tote Stätte, lediglich ein beliebter Zufluchtsort der Verfehmten und Ausgeſtoßenen aller Völker,

von Taugenichtſen und verbummelten Genies aus aller Herren Länder, der Tummelplatz der berüchtigtſten Seeräuber aller Zeiten und ein von jedem friedlichen Mann gern gemiedenes Gebiet der Geſetzloſigkeit und des brutalen Fauſtrechts. — Schaut es denn nicht ganz ſo aus, als wenn dieſer große ſtille Ozean, der bisher in der That totenſtill war, ſeinen älteren Bruder, das Atlantiſche Weltmeer, in ſeiner wirtſchaftlichen und politiſchen Bedeutung allmählich ablöſen wollte, etwa ſo, wie es um die Wende des 15. Jahrhunderts der Atlantiſche Ozean mit dem Mittelländiſchen Meer gethan hat?"

In dieſen Wein müſſen wir etwas Waſſer thun; wir dürfen den Südſeekolonien, ſpeziell Samoa, keine übertriebene Bedeutung für den Weltverkehr beilegen; denn der mittelamerikaniſche Kanal (Panama- oder Nicaraguakanal) wird niemals die Bedeutung des Suezkanals erlangen, und zwar aus dem Grunde, weil von den europäiſchen Häfen und ebenſo von New York der kürzere Weg nach Oſtaſien durch den Suezkanal führt. Wir haben auch ſo Grund genug, uns über den ſchönen, abgerundeten Beſitz daſelbſt zu freuen.

Wir zahlen dem Auslande jährlich eine Milliarde für koloniale Produkte. Soll das ſo weitergehen, wo wir doch ſelbſt eine Anzahl tropiſcher Kolonien beſitzen? Es würde zu weit führen, eingehend die Gründe zu unterſuchen, weshalb unſere Kolonien bisher unſere Erwartungen nur wenig erfüllt haben. Zweifellos ſind Fehler gemacht worden. Entſchuldigend müſſen wir aber anführen, daß uns als einer jungen Kolonialmacht die nötigen Erfahrungen fehlen, daß uns die geeigneten Beamten und Pflanzer nicht in erforderlicher Anzahl zur Verfügung ſtehen, daß das deutſche Kapital ſich allzu ſchüchtern von einer Anlage in unſern Kolonien fernhält, daß in vielen unſerer Kolonien die Arbeiterfrage viele Schwierigkeiten macht, daß der niedrige Preisſtand vieler kolonialer Produkte auf dem Weltmarkt der Plantagenwirtſchaft ungünſtig iſt. Ein Fehler war es wohl auch, Privatgeſellſchaften ſo rieſige, monopolartige Landkonzeſſionen zu verleihen, da manchen dieſer Geſellſchaften der Vorwurf nicht erſpart werden kann, daß ſie bisher wenig oder nichts zur Erſchließung ihrer großen Ländergebiete gethan haben. Nicht unbedenklich iſt es, daß gerade in Deutſch-Südweſtafrika das engliſche Kapital ſo viel Einfluß beſitzt. Es iſt der Verdacht laut geworden, daß die von Cecil Rhodes abhängige, ſtark an den ſüdweſtafrikaniſchen Geſellſchaften beteiligte De Beers Company abſichtlich die Entdeckung und Gewinnung von Diamanten in unſerer Kolonie zurückhält, da ſie als abſolute Beherrſcherin des Diamantenmarktes gar kein Intereſſe an der Ausbeutung neuer Gruben habe. Auf der vorigjährigen Hauptverſammlung der D. Kolonialgeſellſchaft am 1. und 2. Juni 1900 in Koblenz kam die Konzeſſionsfrage und die Beteiligung engliſchen Kapitals zu ſehr erregter Beſprechung. Die Hauptvertreter zweier entgegengeſetzter Richtungen platzten heftig aufeinander und vertraten beide wohl etwas einſeitig ihren Standpunkt, Dr. Paſſarge mehr den nationalen, Rechtsanwalt Dr. Scharlach aus Hamburg vorwiegend den des Kapitals.

Die älteren Kolonialmächte ſind vor hundert und zweihundert Jahren leichter über ihre kolonialen Kinderkrankheiten weggekommen. Da gab es noch billige Sklavenarbeit, da beſaß das Mutterland ein abſolutes Handelsmonopol. Heute ziehen weder England noch Holland aus ihren indiſchen Beſitzungen annähernd den Reichtum wie früher. Heute ſind dort alle Nationen handelspolitiſch gleichgeſtellt, und die deutſchen Kaufleute treiben in Singapore

und Batavia unter denſelben Bedingungen Handel wie die Engländer und Holländer. Der deutſche Tabakpflanzer findet in Deli auf Sumatra beſſere Ausſichten für erfolgreiche Arbeit und angenehmere Lebensverhältniſſe, es zieht ihn wenig in das noch unerſchloſſene Neuguinea. Verſchiedene Anzeichen liegen indeſſen vor, welche das redlichſte Beſtreben der Behörden und der Privatinitiative erkennen laſſen, den wirtſchaftlichen Aufſchwung der Kolonien zu beſchleunigen. In mehreren Orten, Dar-es-Salaam, Windhuk, Apia, ſind wenigſtens die Anfänge kommunaler Selbſtverwaltung geſchaffen. Die Hamburger Handelskammer hat ſich bereit erklärt, vom Kolonialamt überwieſene angehende Kolonialbeamte zu beſchäftigen. Eine kräftige Doſis kaufmänniſchen Geiſtes aus der freien Hanſeſtadt wird den Aſſeſſoren für ihren kolonialen Verwaltungsberuf eine gute Rüſtung ſein. Die Deutſche Kolonialſchule Wilhelmshof in Witzenhauſen a. d. Werra bereitet junge Männer für die praktiſche Arbeit als Pflanzer und Kulturtechniker vor. Allgemeine und naturwiſſenſchaftliche Vorleſungen wechſeln daſelbſt ab mit theoretiſchem und praktiſchem Unterricht in Landwirtſchaft, Kulturtechnik und Handwerk. Zu den Lehrern gehören tüchtige Kräfte der benachbarten Univerſität Göttingen und Forſtakademie Münden. Eine ganze Anzahl ehemaliger Schüler hat die Anſtalt bereits in guten Stellen in unſeren Kolonien untergebracht. Ich empfehle Intereſſenten und Freunden derartige Beſtrebungen, die unter dem Titel: Der deutſche Kulturpionier erſcheinenden Nachrichten aus der Deutſchen Kolonialſchule, herausgegeben von Direktor Fabarius.

Sehr erfreulich iſt auch die Nachricht, daß auf einer Eingabe der Kolonialgeſellſchaft: der Deutſche ſolle ſeine Reichsangehörigkeit nur auf ſeinen Antrag verlieren können, kürzlich der Reichskanzler eine Antwort erteilt hat, welcher die baldige Löſung dieſer wichtigen Frage in obigem Sinne in Ausſicht ſtellt. Tauſende von Deutſchen im Auslande ſind ſeit Generationen ihres Deutſchtums verluſtig gegangen, weil ſie, ſei es aus Gleichgültigkeit, ſei es wegen der weiten Entfernungen und ſonſtigen Unbequemlichkeiten, die Erneuerung der Eintragung in die Konſulatsliſten verſäumten.

Ganz beſonders iſt aber die Thätigkeit des 1896 gegründeten Kolonial-Wirtſchaftlichen Komitees lobend zu erwähnen, deſſen Zweck es iſt, uns vom Auslande wirtſchaftlich unabhängig zu machen und uns dadurch eine möglichſt unbeſchränkte handelspolitiſche Freiheit zu ſichern. Es ſendet alljährlich eine Reihe von Expeditionen aus zwecks Studiums der Kulturen in fremden Kolonien und Förderung des Anbaus tropiſcher Nährſtoffe und techniſcher Rohprodukte in unſern eignen. Es würde zu weit führen, auf alle bereits ausgeführten, im Gange befindlichen oder geplanten Expeditionen näher einzugehen. Eingehend wird über dieſelben berichtet in dem von Warburg und Wohltmann herausgegebenen Organ des Komitees, dem Tropenpflanzer (Berlin; jährlich 12 Hefte für 10 Mark). Erwähnt haben wir bereits die Baumwollexpedition nach Togo. Die große Bedeutung dieſes Unternehmens wird klar, wenn wir bedenken, daß Deutſchland den Vereinigten Staaten und England für den Bezug von Rohbaumwolle jährlich 320 Millionen Mark zahlt. Die deutſche Baumwollenindustrie iſt die erſte des europäiſchen Kontinents, ſie ernährt über eine Million Arbeiterfamilien. Im Jahre 1900 war rohe Baumwolle im Werte von 318 Mill. Mark unſer bedeutender Einfuhrartikel, und Baumwollenwaren ſtanden unter unſeren Ausfuhrartikeln mit 245 Mill. Mark an der Spitze. Dieſe Zahlen ſprechen eine beredte Sprache. Neben der Baumwolle hat das Komitee im vergangenen Jahre

beſonders dem Kautſchuk und dem Guttapercha eingehende Beachtung geſchenkt, zwei tropiſchen Pflanzenprodukten, deren erſteres eine vielſeitige Verwendung in der elektriſchen Induſtrie, der Fahrradfabrikation u. ſ. w. findet, während das zweite als Iſolationsmittel für unterſeeiſche Kabel unerſetzlich iſt, bei denen es in enormen, bei dem ſteigenden Bedarf kaum noch zu beſchaffenden Mengen verbraucht wird.

In einem auch als Reiſebeſchreibung höchſt intereſſanten Buche hat Schlechter die „Kautſchukexpedition nach Weſtafrika" beſchrieben, welche ihn nach Togo, Lagos, Kamerun und zum Kongo führte, und die das erfreuliche Ergebnis gehabt hat, daß eine Anzahl wichtiger, Gummi- und Kautſchuk-liefernder Pflanzer nach Kamerun übergeführt wurden, um dort als Grundlage einer zu ſchaffenden Großkultur zu dienen. Eine zweite Kautſchuk- und Guttaperchaexpedition iſt nach Britiſch- und Holländiſch-Indien und den Südſeeinſeln unterwegs, für welche die Koloniale Wohlfahrtslotterie 30000 Mark Beihülfe gewährt hat. Letztere haben wir ſchon mehrfach rühmend erwähnen können. Sie hat aus den Erträgniſſen ihrer bisherigen 5 Ziehungen ungemein viel zur Förderung kultureller und humanitärer Zwecke in unſeren Kolonien beigetragen. So gab ſie z. B. ferner 200000 Mark für das Krankenhaus in Tanga (D. O. A.), 10000 Mark für den Ankauf einer Dampfpinaſſe zur Unterhaltung der Verbindung zwiſchen Tanga und dem neuen Sanatorium auf der Inſel Ulenge. Auch der eine überaus ſegensreiche Thätigkeit entfaltende Deutſche Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien iſt mit ſeinen Einnahmen vorwiegend auf die Zuweiſungen aus der Wohlfahrtslotterie angewieſen. Die Schweſtern, die der Frauenverein in die Krankenhäuſer und die Geſundheitsſtationen der Schutzgebiete entſendet, werden im Eppendorfer Krankenhaus ausgebildet. Vier Schweſtern waren im vorigen Jahre auf dem ſüdafrikaniſchen Kriegsſchauplatze, 16 in unſeren Kolonien thätig. Nicht nur für Damen intereſſant ſind die Briefe der Schweſtern, die die Zeitſchrift des Frauenvereins „Unter dem rothen Kreuz" veröffentlicht. Auch iſt dem Frauenverein die Pflegethätigkeit in dem neugegründeten, mit dem Seemannskrankenhauſe in Hamburg verbundenen Inſtitut für Schiffs- und Tropenkrankheiten übertragen worden, welches aus einer wiſſenſchaftlichen und Krankenabteilung beſteht, wo die aus tropiſchen Ländern Heimkehrenden ſowie auch die an Malariarückfällen Leidenden ſachverſtändige Behandlung finden. Unſere Ärzte finden dort Gelegenheit zu theoretiſcher und praktiſcher Belehrung, wie auch zu wiſſenſchaftlicher Forſchung.

Hier iſt es am Platze, der Beſtrebungen zur Bekämpfung der Malaria, des ſchlimmſten Feindes in den Tropen, zu gedenken. Die neuere mediziniſche Forſchung hat uns gezeigt, daß die Malariaparaſiten, die Urſache der Krankheit, durch den Stich einer Moskitoart, der Anophelesmücke ins Blut gelangen. Hauptaufgabe des individuellen Schutzes iſt alſo, ſich vor dem Stich dieſer Moskitos zu ſichern durch Anbringen zweckmäßiger Gitter vor den Thüren und Fenſtern der Wohnungen, von Schutznetzen um die Betten und durch das Tragen von geeigneten Schleiern nach Sonnenuntergang. Der zweite Hauptgeſichtspunkt iſt die Durchführung allgemeiner hygieniſcher Maßregeln und die Reinigung durchſeuchter Gegenden und Ortſchaften. Wir verdanken es unſerem Bakteriologen Robert Koch, daß wir auf dieſem Wege ein gut Stück weiter gekommen ſind. Er hat im vergangenen Jahre einen großen Teil unſerer

und fremder tropiſcher Länder bereiſt. In Stephansort auf Neuguinea iſt es ihm z. B. gelungen, durch umfaſſende Blutunterſuchungen bei Europäern und Farbigen und planmäßige Chinindarreichung die Malaria zum Verſchwinden zu bringen. Es eröffnet ſich ſo die höchſt bedeutſame Perſpektive, wenn auch nicht einer Beſiedlungsfähigkeit der Tropen mit Europäern, ſo doch die Möglichkeit jahrelangen Aufenthaltes daſelbſt in körperlicher Rüſtigkeit und Arbeitsfreudigkeit.

In engſter Beziehung zu unſern kolonialen Intereſſen ſtehen unſere allgemein-überſeeiſchen, die auch im verfloſſenen Jahre vielfach weſentlich gefördert worden ſind. Erfreulich wäre es, wenn das Gerücht Beſtätigung finden würde, daß Deutſchland von der Türkei die Inſel Farisan im Roten Meere an der arabiſchen Küſte erworben habe, da wir dann endlich eine der auf dem weiten Wege nach China unbedingt nötigen Kohlenſtationen beſäßen. Die Entwicklung unſerer Handelsflotte hält mit der Erweiterung unſerer überſeeiſchen Beziehungen gleichen Schritt. Die Poſtdampferfahrten nach Oſtaſien ſind ſeitens des Norddeutſchen Lloyd und der Hamburg-Amerikaniſchen Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft verdoppelt worden, ſodaß wir jetzt dort vor der ausländiſchen Konkurrenz einen Vorſprung haben; die Verbindungen mit Auſtralien und Afrika ſind weſentlich dadurch verbeſſert worden, daß beide Erdteile durch den Nordd. Lloyd reſp. die Oſtafrikalinie ſowohl von Oſt nach Weſt, als auch in umgekehrter Richtung in den Reichspoſtdampferverkehr einbezogen ſind; der Lloyd hat durch Einrichtung einer neuen Linie von Hongkong über Saipan, Ponape, Neuguinea, Sidney unſere Marianen und Karolinen in den Weltverkehr eingefügt; es hat ſich unter dem Protektorate des Großherzogs von Oldenburg ein Schulſchiffverein gebildet und Schulſchiffe ſind eingerichtet worden zur Ausbildung junger Leute zu ſpäteren Offizieren der Handelsflotte.

Das gewaltige, vorwiegend deutſche Unternehmen der Bagdadbahn, welches durch Kleinaſien und Meſopotamien einen Überlandweg zum perſiſchen Meeresbuſen ſchaffen wird, iſt geſichert, da der Sultan der deutſchen Anatoliſchen Bahngeſellſchaft die Konzeſſion zum Weiterbau ihrer Linie erteilt hat. Die Traſſe der Bahn iſt endgiltig im vorigen Jahre durch eine deutſche Baukommiſſion feſtgeſtellt worden. Sie verläuft von Konia nach Adana, Biredſchik, wo der Euphrat überſchritten wird, dann nach Moſul am Tigris, nach Bagdad, Basra, Kuëit am perſiſchen Meerbuſen. Es wird ſo zwiſchen Konſtantinopel und Basra eine 2600 km lange Schienenverbindung hergeſtellt werden, wodurch z. B. der Weg von Wien nach Bombay von 16½ Tag durch den Suezkanal auf 9½ Tag abgekürzt wird. Die Früchte dieſes weitſichtigen Unternehmens werden unſere Kinder und Kindes-Kinder ernten, wenn erſt unter dem befruchtenden Einfluſſe deutſcher Arbeit, dieſe einſt ſo reichen und bevölkerten uralten Kulturländer — Aſſyrien und Babylonien — zu neuer Blüte erwacht ſind.

Es iſt beſchämend, daß Deutſchland, deſſen Handel gleich hinter dem Großbritanniens folgt, nur 2% der unterſeeiſchen Kabel ſein eigen nennt, dagegen England 60%. Dieſe Abhängigkeit von England im telegraphiſchen Überſeeverkehr hat ſich beſonders empfindlich während der erſten Zeit des ſüdafrikaniſchen Krieges geltend gemacht. Die allererſten Schritte zur Beſſerung ſind aber gethan worden. Von den 13 Kabellinien nach Nordamerika iſt ſeit vorigem Jahre wenigſtens eine deutſch, die von Borkum über die Azoren nach New-York gelegte. Da eine engliſche Geſellſchaft das alleinige Landungsrecht für Kabel

auf den Azoren hat, erlaubte sie die Landung auf Fayal nur gegen Übertragung der Herstellung der Linie. Dagegen ist das bereits erwähnte Kabel Tsingtau—Schanghai ein rein deutsches Unternehmen.

Unser Rundgang ist beendet. Haben wir es auch nicht überall so angetroffen, wie es sein sollte und möchte, so hat doch nicht manch sonniger Ausblick gefehlt. Über dem in der Ferne Liegenden vergessen wir nicht, was deutsche Arbeit und Ausdauer auch im vergangenen Jahre geleistet haben. War es auch in kolonialer Hinsicht nicht reich an hervorragenden Ereignissen, so doch auch nicht arm an praktischer Arbeit und Erfolgen. Überall beobachten wir den durch mancherlei Enttäuschungen und Mißerfolge nicht gelähmten Drang nach Fortschritt. Dies in Verbindung mit dem Vertrauen in die erprobten kolonisatorischen Fähigkeiten unseres Volkes giebt uns die Gewißheit, daß unser schöner Kolonialbesitz seine Aufgabe, das Reich zu mehren an Macht und Wohlstand, in steigendem Maße erfüllen wird. Er ist kein Schlaraffenland, dessen Bäume ungeschüttelt goldene Früchte spenden, aber böswillig-dumm ist die Ansicht, er sei grade gut genug, je eher je besser an den Meistbietenden losgeschlagen zu werden. Nur ein unglücklicher Krieg kann uns seiner berauben. Ein im Übersee, auf dem Weltmarkte zurückgedrängtes Deutschland würde materiell so zurückgehen, daß ihm auch die Aufrechterhaltung seiner europäischen Großmachtstellung schwierig sein würde.

Wenn das Bewußtsein von der Notwendigkeit eigenen Kolonialbesitzes und das Interesse für denselben bereits so tief im Volke Wurzeln geschlagen hat, so ist dies ein Verdienst der Deutschen Kolonialgesellschaft, die, am 18. Dez. 1887 als Nachfolgerin des seit 1882 bestehenden Deutschen Kolonialvereins gegründet, unermüdlich thätig ist, dem kolonialen Gedanken neue Anhänger zu werben und über koloniale Angelegenheiten aufzuklären, aber auch sich praktisch an der Lösung kolonialpolitischer und -wirtschaftlicher Fragen beteiligt. Unter der bewährten Leitung des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg genießt sie als die angesehenste und sachverständigste Vertretung der öffentlichen kolonialen Meinung das volle Vertrauen der Reichsregierung, nicht zum wenigsten, weil sie sich von chauvinistischen Einseitigkeiten freihält und über dem Wünschenswerten das Erreichbare nicht aus dem Auge verliert. Sie zählt annähernd 35000 Mitglieder in 8 Gauverbänden und 338 Abteilungen, wovon 11 außerhalb der Reichsgrenzen: Alexandria, Antwerpen, Apia, Bagamoyo, Batavia, Chicago, Grootfontein (D. SW. A.), London, Paris, Palermo, Tokio. Möchte jedes Mitglied es für seine Pflicht halten, der kolonialen Sache neue Freunde zu gewinnen, möchte jeder gebildete Deutsche es für seine nationale Pflicht halten, den kolonialen Ereignissen mit Aufmerksamkeit und Verständnis zu folgen. Dazu genügt nicht ein gelegentlicher Blick in die Kolonialzeitung; Atlas und Wandkarte sind unentbehrliche Hülfsmittel dabei.*)

Je mehr unser Verständnis wächst, umsomehr Unterhaltung und Befriedigung gewährt uns die Beschäftigung, um so freudigere Mitarbeiter werden wir an der hohen Aufgabe, im neuen Jahrhundert ein blühendes deutsches Kolonialreich zu schaffen.

*) Die Deutsche Kolonialgesellschaft liefert für 5 M. eine aufgezogene, mit Stäben versehene Kiepertsche Wandkarte der deutschen Kolonien im Maßstabe 1 : 8000000 und die neue Ausgabe des Kleinen Kolonialatlas 1901 für 60 Pf., eine für Werbezwecke bestimmte einfache Ausgabe sogar für 20 Pf. bei Bezug von mindestens 10 Stück. Bestellungen sind an die Geschäftsstelle der D. K.G., Berlin W. 9, Schellingstr. 4 zu richten.

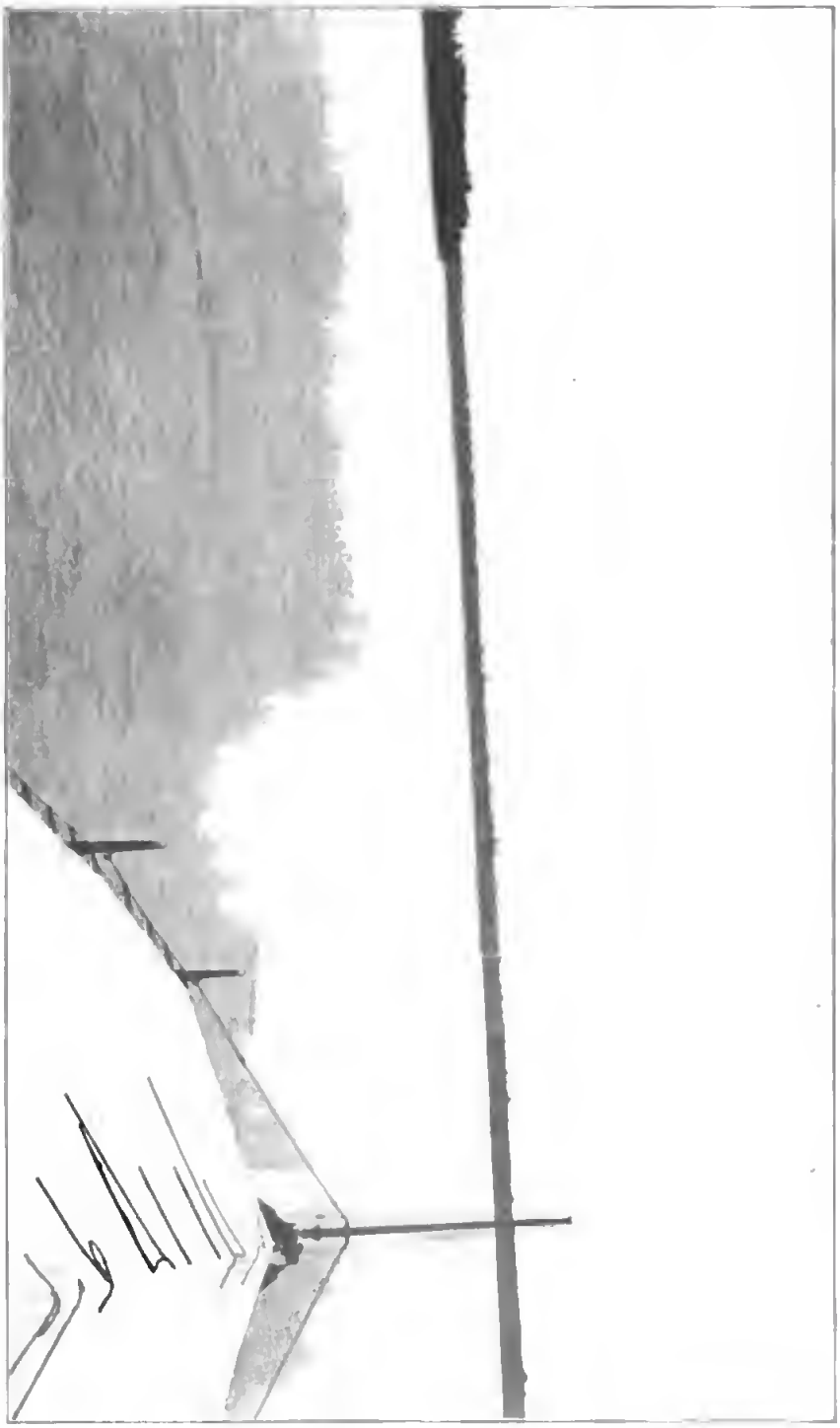
Die Reiſe des amerikaniſchen Kanonenbootes Wilmington auf dem Amazonenſtrom.

Amtlicher Bericht des Kapitäns z. D. Todd.
Autoriſierte Überſetzung. (Mit 11 Abbildungen).

II.

Zwiſchen der Mündung des Rio Negro (Manaos) und der des Rio Javari an der Weſtgrenze Braſiliens zieht ſich ein Streifen niedrigen Landes etwa elfhundert Meilen weit hin, ähnlich demjenigen, welches flußabwärts von dem erſtgenannten Fluß liegt. Der Unterſchied liegt darin, daß die langſame Entwicklung des oberen Landes neueren Datums iſt. Es iſt daher weniger ſtark bevölkert und auf dieſer ganzen langen Strecke von 1100 Meilen findet ſich nicht eine einzige Niederlaſſung, welche die Bezeichnung einer Stadt verdient. Man paſſiert Dörfer, 5—20 Häuſer ſtark, mit Namen beinahe ſo lang wie die Orte ſelbſt. Aber die Länge oder das ſchöne Ausſehen dieſer Namen auf den Karten iſt durchaus kein zuverläſſiges Anzeichen für die Bedeutung dieſer Ortſchaften. So zog ſechs lange Tage hindurch die Wilmington ihre Furchen durch das ſchlammige Waſſer. Am Ende des ſechſten Tages vor Einbruch der Dunkelheit paſſierten wir die Mündung des Rio Javari, welcher die Weſtgrenze Braſiliens ſüdlich vom Amazon bildet, und eine Stunde ſpäter gelangten wir an die Grenzvereinigung dreier Republiken — Braſilien, Ecuador und Peru, 2000 Meilen von der See. Trotz der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens, wie ſie für gewöhnlich in allen tropiſchen Gegenden, Dank dem maſſenhaften Abſterben von Laub und Pflanzenwuchs, ſich im Übermaß findet, waren wir von Anfang an überraſcht durch den gänzlichen Mangel an Erzeugniſſen von Lebensmitteln längs des Amazonenthales. Obgleich hohes Land zur Vieh- und Schafweide reichlich vorhanden iſt und die Bevölkerung nur die geeigneten Sämereien zu pflanzen brauchte, iſt ſie doch faſt gänzlich von der fremden Einfuhr an Nahrungsmitteln abhängig.

Ackerbau iſt ſo gut wie unbekannt. Was ſich erreichen ließe, läßt ſich am beſten an einer kleinen Niederlaſſung, an der Mündung des Rio Taffé gelegen, erſehen. Vor wenigen Jahren kamen vier franzöſiſche Geiſtliche nach Manaos und erhielten dort auf ihr Geſuch ein Stück Land geſchenkt. Sie ſuchten ſich etwa 40—50 junge Eingeborene und unterwieſen ſie im Häuſer- und Ackerbau. Als Ergebnis gewinnen ſie heutzutage heimiſche Früchte in genügendem Maß, um einen großen Teil des benachbarten Landes damit zu verſorgen. Es iſt Hoffnung vorhanden, daß dieſe Verſuchsſtation ſchnell wachſen und ſich durch die ganze Gegend ausdehnen wird. Das Wohlbefinden der ſchnell wachſenden Bevölkerung hängt für die Zukunft in weitem Maß von der Produktion der nötigen Nahrung



2000 Meilen von der See.

an Ort und Stelle ab. Zur Zeit hat die Gier nach dem Gummi es zuwege gebracht, daß alle anderen Mittel für die Beſchaffung des Unterhalts aufgegeben ſind.

Die rieſigen Preiſe, welche für Nahrungsmittel zu bezahlen ſind, verſchulden eine mangelhafte Ernährung in dem an und für ſich angreifenden Tropenklima, woraus ſich die hohe Sterblichkeit unter der männlichen Bevölkerung erklärt; dieſe iſt beſonders der Anſteckung ausgeſetzt, da die Gummiſucher, tief in das Innere der Wälder dringen müſſen, wo ſie bis zum halben Körper in dem mit modernder Vegetation angefüllten Waſſer ſtehen.

Da ich wußte, daß ſich ein braſilianiſcher Grenzpoſten mit einer kleinen Garniſon in Tabatinga befand, wo man üblicher Weiſe ſtoppen und ſich, bevor man weiter weſtwärts ging, melden ſollte, hatte ich die Abſicht gehabt, mich dort lange genug für dieſen Zweck aufzuhalten. Da aber die Dunkelheit einbrach,

Eingeborenenſchule am Rio Taffé.

beſchloß ich bis an den peruaniſchen Grenzpoſten 7 Meilen weiterzugehen und nach meiner Meldung daſelbſt die Reiſe fortzuſetzen. In Tabatinga wollte ich mich dann auf meinem Rückwege aufhalten. Bei unſerer Ankunft in San Feliee gegen 9 Uhr abends, ließen wir bei dem peruaniſchen Poſten, wie es Sitte iſt, wiederholt die Dampfpfeiſe ertönen, um den Beſuch eines Offiziers abzuwarten. Unſere Erſcheinung, im Glanz der elektriſchen Beleuchtung, muß an Land eine gewiſſe Beſtürzung hervorgerufen haben, da niemand erſchien, um unſere Meldung entgegen zu nehmen. Nachdem ich eine Weile gewartet hatte, ließ ich den Scheinwerfer auf das Ufer richten, wo die Militärbaracke ſtand. In dem Augenblick, wo der ſtarke Strahl das Haus traf, erhob ſich ein wildes Geſchrei, dem eine eilige Flucht in die umgebenden Gebüſche folgte. Nach kurzer Zeit konnte man ſehen, wie ein Kopf um die Ecke ſchaute, bald erſchienen andere, und als man ſich anſcheinend überzeugt hatte, daß kein Schade geſchehen, ſammelten ſich 3 oder 4 in eifriger Beratung im Lichte des Scheinwerfers, von denen ſchließlich einer zum Waſſer ſprang und in einem Kanu auf uns losruderte. Längsſeit wollte er nicht kommen, ſondern fragte nur aus ſicherer Entfernung, was wir wollten. Nachdem ihm auf Spaniſch auseinandergeſetzt war, daß wir das Kriegsſchiff Wilmington der Vereinigten Staaten auf dem Wege nach Iquitos wären, antwortete er nur „bueno“ und machte ſich eilig in der Dunkelheit davon. Der

Lotſe ſchien höchſt beluſtigt und meinte, ſie hätten früher noch nie einen Scheinwerfer geſehen und würden auf Jahre hinaus davon ſprechen.

Nach Erledigung dieſer Formalität ging es wieder vorwärts, immer weiter noch nach Weſten, nachdem wir den peruaniſchen Staat von Oſten her erreicht hatten, eine Sache, bisher noch nie von einem Kriegsſchiff irgend einer Nation unternommen, und noch lagen Hunderte von Meilen vor uns.

Der größere Teil der Bevölkerung von der Mündung des Amazon bis nach Tabatinga, der Weſtgrenze Braſiliens, ſetzt ſich aus einer Miſchraſſe von Portugieſen und Indianern zuſammen, ein dunkler Typ, in dem die Indianerfarbe anſcheinend vorherrſcht. Anders in Peru, wo das Spaniſche Blut in einer viel

Kaſerne in Tabatinga.

helleren Farbe zum Vorſchein kommt. Wir hatten dies nicht vermutet, und waren daher ſehr überraſcht am Tage nach dem Paſſieren der Grenze einen plötzlichen Wechſel in der Volksart und dem allgemeinen Ausſehen der Ufergegenden zu bemerken.

In dem unteren Lande war der Geſichtsausdruck der Leute ruhig, gedrückt, faſt traurig, wie unter der ſteten Laſt von Kummer und Sorge. In Peru war das Weſen lebhafter und, obwohl auch ruhig, doch frei von jenem bekümmerten Ausſehen, wie es ſo häufig bei dem Nachbarvolk zu bemerken war. Auch die beſſeren ſozialen Verhältniſſe mußten ſofort auffallen, die Wohnungen waren zahlreicher und dauerhafter gebaut, das Volk, beſſer gekleidet, ſchien auch über das Auftauchen der Wilmington nicht erſchrocken, wie es in dem unteren Teil des Fluſſes der Fall war. Auch der wahre Typ des peruaniſchen Indianers kam zum Vorſchein aber die große Maſſe zeigte eine Beimiſchung von ſpaniſchem Blut Die kleinen Anpflanzungen von Kokospalmen ſtanden ſehr viel dichter an den Ufern, zahlreicher waren die ſchmalen Streifen hohen Landes, wie ſie ſich für den Anbau eigneten. Überall trat die größere Wohlhabenheit zutage. Wir an Bord hatten den Eindruck, daß wir in Tabatinga den von unſerer Ziviliſation

am weiteſten entfernten Punkt erreicht hatten, und daß wir jetzt in eine andere Sphäre derſelben eintraten.

Die Weite und Tiefe des großen Fluſſes zeigten keine Abnahme wie auch die allgemeine Erſcheinung der Ufer ſich kaum merklich änderte. Auch hier paſſierten wir keine Städte, ſondern nur kleine Niederlaſſungen von 10—20 Köpfen. Aber vorwärts ging es auf unſer Ziel Iquitos hin, und am Vormitttag des 13. April ging die Wilmington dort zu Anker, 2500 Meilen von der Mündung des Amazon und nur 400 Meilen in der Luftlinie von dem Paziſiſchen Ozean entfernt.

Eine alteingeſeſſene Familie.

In irgend einer Weiſe mußten einige der Bewohner die Wilmington in dem oberen Fluß erwartet haben; anders dagegen die Menge, und als die Landesflagge Perus ſich im Topp entfaltete und der erſte Salutſchuß an Land hörbar wurde, ſtrömten Tauſende ans Ufer um ſich den wunderbaren weißgekleideten Friedensboten anzuſehen, der die Grüße unſeres Volkes der peruaniſchen Nation überbringen ſollte. Den ganzen Tag lang ſäumte das ſtaunende Volk die Ufer ein und verfolgte mit aufmerkſamer Spannung alle Vorgänge an Bord. Unſer eigenes Volk hat keinen konſulariſchen Vertreter in dieſem fernen Lande, wohl aber Großbritannien, und unter den erſten, die an Bord kamen, um uns ihre freundſchaftlichen Dienſte anzubieten, war Mr. Sanderſon, Konſul Ihrer Majeſtät von Großbritannien. Seine liebenswürdige Aufmerkſamkeit war uns außerordentlich dienlich und wurde während unſeres Aufenthaltes voll gewürdigt.

Ihm folgte bald der Hafenkapitän, ein peruaniſcher Seeoffizier, Kapitän Ragado, der, ein Altersgenoſſe und Freund des Verfaſſers von über 30 Jahren her, uns in mehr als einer Weiſe Höflichkeiten erwies. Nachdem am folgenden Tage mit dem Gouverneur und anderen Behörden die üblichen Beſuche ausgetauſcht waren, wurde das Schiff für den Beſuch aller derer, die an Bord kommen wollten, offengehalten. Ich hatte darauf gehofft, noch einige Kohlen in Iquitos zu finden,

Das Innere eines typiſchen Einwohnerhauſes in Iquitos.

ſodaß die Wilmington ihre Reiſe noch etwa 400 Meilen weiter bis nach Yurumaguas an der Einmündung des Yucayli-Fluſſes in den Amazon fortſetzen könnte. Aber der vorhandene Vorrat war ſo gering, das wir keine erhalten konnten, und ſo war das Ende unſerer langen Reiſe gekommen.

Dagegen zeigte im übrigen die Bevölkerung von Iquitos in jeder Weiſe durch Feſtveranſtaltungen aller Art, wie vollkommen ſie unſeren Beſuch würdigte.

In einer Bevölkerung von 10000 Köpfen, mehr kosmopolitiſch zuſammen-

geſetzt als die von Manaos, ſoweit es die Geſchäftswelt anbetrifft, ſchloſſen ſich doch alle zuſammen, um unſeren Aufenthalt angenehm zu geſtalten. Die Handels-

Straßenſzene in Iquitos.

kammer gab ein hübſches Feſteſſen, an dem 100 der erſten Bürger teilnahmen. Einen Eindruck von den Gefühlen, die uns beſeelten, kann man aus den

Bemerkungen des präſidierenden Mitgliedes, die ich nachſtehend anführe, gewinnen: „An den Kommandanten und die Offiziere des Kriegsſchiffes der Vereinigten Staaten Wilmington. Die Kaufleute dieſer Stadt haben an mich das ehrenvolle Anſuchen geſtellt, Sie in ihrem Namen zu dieſem beſcheidenen Mahle einzuladen. Ich bitte Sie, dasſelbe als einen Beweis des großen Vergnügens anzuſehen, welches Ihr Beſuch in dieſer weltfernen Gegend uns verſchafft. Ich darf Sie verſichern, daß wir auf lange Zeit hinaus dankbar die angenehmen Erinnerungen daran bewahren werden, beides, Ihrer perſönlichen Verdienſte wegen wie aus Anlaß der Bedeutung, welche Ihr Beſuch dieſer Landesprovinz verleiht.“

Indianerdorf Puncharia bei Iquitos.

Die Wirkung des Beſuchs der Wilmington war auch aus der Anſprache des Gouverneurs erſichtlich, die er gelegentlich der Erwiderung meines Beſuches an Bord des Schiffes hielt; indem er auf die Bedeutung dieſes größten aller Waſſerwege für die Entwickelung der Beziehungen in Handel und Verkehr hinwies, gab er im Beſonderen der Hoffnung Ausdruck, daß, nachdem durch unſern Beſuch die Möglichkeit des Verkehrs erwieſen, die Mittel dafür eine weitere Ausgeſtaltung erfahren und damit auch die Beziehungen unſerer beiden Staaten zu einander ſich inniger geſtalten würden.*)

Wir ließen die Leute an Land wiſſen, daß wir gern unſere Sammlung an Tierarten aus jener Gegend bereichert ſehen würden. Und in kürzeſter Zeit erhielten wir verſchiedene Sorten zugeſchickt. Scharen von merkwürdigen Affen, Papageien und ſeltſameren Kreaturen kamen unaufhörlich an Bord; bei vielen wurden indeſſen Zweifel laut, ob wir ſie nach Hauſe bringen würden, da andere derartige Verſuche fehlgeſchlagen hatten. Wir mußten fleißig arbeiten, um Käfige, Kaſten ꝛc. für die Unterbringung der Tiere herzuſtellen und, noch bevor wir Abſchied nahmen, waren die Decks mit dieſen uns neuen Reiſegefährten überfüllt. Aber unter der vortrefflichen Leitung unſeres Arztes gelang es, den größeren Teil derſelben wohl-

*) Die Rede war im Original im Wortlaut wiedergegeben.

behalten im Zoologiſchen Garten in Waſhington abzuliefern, wo man ſie heute beſichtigen kann.

350 Jahre ſind es her, daß der Jeſuiten-Pater Francisco Orelana von Iquitos aus, den großen Strom flußabwärts bereiſte, und ihm verdanken wir die erſte Geſchichte über die Oſtregion der Anden und über die Flüſſe, die in dieſem Teil der Erde entſpringen. In früheren Tagen gaben die Spanier dem Amazon ſeinen Namen, und noch heute erſcheint er ſo auf einigen Karten. Aber es herrſcht auch nicht der geringſte Zweifel, daß der Lauf des Amazon ſich noch 1000 Meilen weiter erſtreckt und ſeinen Urſprung in der Bergkette der Anden, etwas öſtlich von Lima, der Hauptſtadt Perus, an dem Oſtabhange findet. Alle anderen Namen verdanken ihre Entſtehung lediglich irgend welchem Lokalſtolz und ſind in geographiſcher wie phyſiſcher Hinſicht ungenau.

Infolge des geringen Kohlenvorrats geſtaltete ſich der Aufenthalt der Wilmington in Iquitos kürzer als wir gehofft hatten. Aber die Klugheit behielt den Sieg, und nach 5 Tagen drehte ſich der Bug des Schiffes ſtromabwärts, und begleitet von einem Regierungsfahrzeug, das uns mit einem Abſchiedsſalut begrüßte, ſagten wir unſeren Freunden Lebewohl. Ohne Aufenthalt ging es bis Tabatinga, wo wir gegen 8 Uhr morgens beidrehten und einen Salut für die braſilianiſche Landesflagge feuerten, als Beweis der Freundſchaft Nordamerikas für die Schweſterrepublik im Süden. Ein Offizier ging an Land, um perſönlich den Gruß unſeres Präſidenten auszurichten, der mit gebührender Anerkennung von dem dienſtthuenden Offizier auf dem braſilianiſchen Grenzpoſten entgegengenommen wurde.

Nachdem auch dieſe Formalität erfüllt war, ging es wieder unterwegs nach Manaos, ohne weitere Unterbrechungen, bis dieſer Ort erreicht war. Hier hielten wir uns nur grade lange genug auf, um Kohlen zu nehmen, und dampften dann geradenwegs nach Para, wo wir am Morgen des 29. April ankamen. Unſere Reiſe ſtromauf- und ſtromabwärts hatte 45 Tage gedauert, in denen wir nahezu 5000 Meilen gedampft waren.

Beim Verlaſſen Paras zur Reiſe ſtromaufwärts ſtrahlte die Wilmington im Glanz ihrer Geſchütze. Bei ihrer Rückkehr waren weithin von ihren Decks die Käfige und die in Freiheit belaſſenen Tiere ſichtbar, die ihr zweifellos mehr die Erſcheinung einer ſchwimmenden Menagerie als die eines Kriegsſchiffes gaben. Aber die Miſſion des Kriegsſchiffes war ja auch eine ſolche des Friedens geweſen.

Die Eingebornenpolitik der großen Kolonialmächte.

In der Abteilung Frankfurt a. M. der Deutschen Kolonialgesellschaft hat Herr Privatdozent Dr. von Ruville aus Halle einen Vortrag über die Eingebornenpolitik der großen Kolonialmächte gehalten, der im Aprilheft der Preußischen Jahrbücher zum Abdruck gelangt ist. Wir können es uns nicht versagen, diesen Vortrag einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen, nicht nur wegen der Wichtigkeit des darin behandelten Themas, sondern auch, weil die Grundgedanken einer vernünftigen Eingebornenpolitik mit außerordentlicher Schärfe und Klarheit herausgearbeitet sind. Wir geben deshalb in folgendem einen Auszug aus dem Vortrage, um unsern Lesern die Grundgedanken zu unterbreiten.

Bei jeder Kolonisation treten sich zwei Kulturen, zwei Gesellschaftsordnungen, zwei Wirtschafts- und Rechtssysteme gegenüber, die sich miteinander abzufinden haben: die des kolonisierenden Volkes und die der Eingebornen. Das System der Unterworfenen kann höher sein; es kann dem der Eroberer gleichwertig, aber verschieden von ihm sein; endlich kann es ihm unterlegen sein. Letzteres ist bei den neuzeitlichen Landerwerbungen der Fall, wo die Europäer den wilden Völkerstämmen oder halbzivilisierten Nationen entgegentraten. Die Sitten und Bräuche der Besiegten, ihre Rechts- und Besitzverhältnisse sind jedoch mit der Eroberung nicht aufgehoben. Es kommt also darauf an, wie sich die Eroberer hierzu stellen sollen. Nach zwei gänzlich von einander verschiedenen Grundsätzen lassen sich die Beziehungen zwischen Eroberern und Eingebornen regeln, dem der Eigensucht und dem der wahren Sittlichkeit. Der erste Grundsatz schreibt einseitige Wahrung und Förderung der heimischen Interessen, der letztere gleichmäßige Beachtung aller Interessen, auch der der Eingebornen vor. Wahrhaft berechtigt scheint nur die sittliche Tendenz zu sein; denn nur bei ihrer strikten Befolgung läßt sich die Erwerbung fremder Länder, die politische Unterwerfung fremder Völker rechtfertigen; denn der materielle Nutzen darf nicht der einzige nicht der Hauptzweck der Kolonien sein. Grundfalsch ist die jetzt herrschende Meinung, daß nur ertragsfähige Kolonien einem Volke Gewinn brächten, und daß dieser Gewinn um so größer sei, je ertragreicher die Besitzungen. Was die Kolonien einem aufstrebenden, gesunden Volke wertvoll macht, das ist gerade die Arbeit, die neue eigenartige Arbeit, die sie ihm auferlegen, das sind die schweren Aufgaben, die ihm aus der Kolonialpolitik erwachsen. Daran kräftigt und stählt es sich. Sie sind selbst durch schwere Geldopfer nicht zu teuer erkauft. Aber innerlich gesund muß das Volk sein; sonst vermag es diese Aufgaben nicht zu lösen. Drum bleibt die Erhaltung der inneren, der sittlichen, sozialen, politischen Gesundheit immer die erste Pflicht. Das Erheben tiefer Stehender zu höherer

Kultur, zu wahrer Sittlichkeit veredelt das Volk. Die Erziehung der Eingebornen ist eine heilbringende Aufgabe, die aus der Kolonisation erwächst. Und die Veredlungsfähigkeit fremder Völker steht fest. Der Entfaltung des einzelnen Individuums mögen enge Grenzen gesetzt sein; denn dies bleibt von der augenblicklichen Entwicklungsstufe des Ganzen abhängig; an der Vervollkommnung der Rasse, des Stammes aber braucht man nie zu verzweifeln, mögen die Fortschritte auch noch so langsam, noch so unmerklich sein.

In der Eingebornenbehandlung ist jedoch das sittliche Prinzip nur wenig zur Geltung gekommen, und das egoistische hat weitaus den Vorrang behauptet, fast mehr noch als in der älteren in der neueren Zeit. Nur die Art, wie der Egoismus sich äußert, ist eine andere, den Eingebornen vielfach günstigere geworden, da die Kultur der Kulturmächte selbst gestiegen ist, da sie Schäden und Gefahren erkannt haben, die ihnen selbst und ihren Kolonien aus dem früheren Verhalten erwuchsen. Aus dem egoistischen Prinzip heraus gelangten verschiedene Arten der Behandlung der Eingebornen zur Anwendung. Die Eingebornen wurden als Feinde der kolonisatorischen Bethätigung vernichtet oder verdrängt; da, wo man die Arbeitskraft der Eingebornen nicht entbehren konnte, wie in den Tropen, wurden sie, da freiwillige Leistungen nicht zu erwarten waren, zu Diensten in harter oder milder Sklaverei gezwungen. Wo die wirtschaftlichen Verhältnisse die Sklavenarbeit entbehrlich machten, hat man den Charakter der Eingebornen studiert und die Mittel gefunden, sie sich ohne rohen Zwang dienstbar zu machen. Schien endlich die Kraft der Eingebornen der Ausnutzung nicht wert, überließ man sie ohne Schutz den schädlichen Einwirkungen der fremden Kultur und damit ihrem allmählichen Untergange.

Merkwürdigerweise hat gerade in Spanien und Portugal das sittliche Prinzip anfangs eine Stätte gefunden, nicht aber in England und Holland. Der Grund lag in den politischen und kirchlichen Gestaltungen, in denen sich die romanischen und germanischen Seemächte damals scharf unterschieden. In ersteren blieb ein starkes Königtum sich trotz despotischer Neigungen doch seiner sittlichen Verantwortung bewußt: in letzteren führten die reichen Klassen das Regiment, deren Geldbeutel an den Erträgen der Kolonien direkt interessiert war. Wie damals ist auch heute noch eine starke Monarchie weit befähigter, in der Eingebornenfrage die Sittlichkeit zur Geltung kommen zu lassen als ein parlamentarisches Regiment, bei dem die materiellen Rücksichten immer weit überwiegen werden. Dazu kam damals die Macht der katholischen Kirche in den romanischen Staaten, die es ihrem Ausdehnungsbedürfnis entsprechend durchsetzte, daß Schutz, Bekehrung und Erziehung der Eingebornen ohne Rücksicht auf materiellen Vorteil zu einem Grundzug der kolonialen Gesetzgebung wurde. Sie konnte dies; denn sie war eine Macht im Staate — in England dagegen war die Kirche dem Staat untergeben, in Holland ging sie im Staate auf.

Kein Staat hat solche Mühe aufgewandt, die Eingeborenen zu schützen und ihr Los zu verbessern wie Spanien. Freilich war es schwer für die Regierung, den eigenwilligen Eroberern aus so weiter Ferne Zügel anzulegen, den zweckmäßigen Gesetzen Gehorsam zu verschaffen, die Kolonialbeamten selbst mit ihrer Gesinnung zu erfüllen. Überhaupt, und das gilt auch für heute, werden Grundsätze der heimischen Regierung niemals durchzudringen und Erfolge zu erzielen vermögen, wenn es nicht gelingt, ihren Vertretern in den Kolonien die

gleichen Grundsätze einzupflanzen. So genau und bestimmt lassen sich Gesetze, und namentlich Kolonialgesetze, nicht fassen, daß sie nicht durch die Art ihrer Ausführung wirkungslos gemacht werden könnten. In Spanien hatte man schon früh erkannt, daß es nicht genug sei, den Eingebornen Rechte zu verleihen, sie vor roher Gewalt und Rechtsverletzungen zu sichern, sondern daß sie der sorgsamen Leitung, der steten Fürsorge bedurften, wenn sie das plötzliche Eindringen überlegener Kultur mit allen ihren Gefahren überdauern sollten. Und nicht nur die Regierung war bestrebt, nach dieser Erkenntnis zu handeln, sondern auch die katholischen Missionen, wie z. B. die Jesuiten in Paraguay. Wenn auch die spanischen Kolonien in Südamerika sich in der Folgezeit sämtlich gewaltsam vom Mutterlande abgetrennt haben, so ist dies nicht etwa eine Folge dieser Eingebornenpolitik, sondern des Mangels entsprechender Kraft und Gesundheit des Mutterlandes. Spanien hat seinen Kolonien an Kultur gegeben, was es vermochte. Seine Eingebornenpolitik aber kann ihm, trotz des politischen Abfalls, dereinst reichen Segen bringen; denn die Mischnationen, die sich dort gebildet haben, tragen durch und durch spanischen Charakter und werden zu Spanien hinneigen, sobald dieses seine innere Gesundheit wiedererlangt hat.

Die Portugiesen sind in der Grundtendenz dem spanischen Muster in ihrer brasilischen Eingebornenpolitik gefolgt.

Das Charakteristische der französischen Eingebornenpolitik ist beständiges Schwanken zwischen verschiedenen Prinzipien und Methoden. Hingegen haben die Franzosen, wie sie in Kanada und Ostindien bewiesen, ein eigenes Talent, mit den Eingebornen zu verkehren, auf ihre Ideen und Bräuche einzugehen und so ihre Zuneigung zu gewinnen. Nicht ganz gelingt ihnen dies den Muhammedanern in Algier gegenüber. Die Muhammedaner stehen andersgläubigen Eroberern stets feindlich gegenüber; Strenge treibt sie zu Empörungen, Milde verschafft ihnen die Mittel, Empörungen ins Werk zu setzen. Aber auch ihnen gegenüber ist das sittliche Prinzip angebracht; denn bei der unerschütterlichen Geduld der Orientalen gewinnt man durch strenges, gerechtes Regiment und Fernhaltung jedes Zündstoffes Zeit, und diese läßt sich benutzen, um der orientalischen Weltanschauung die Wurzeln abzugraben. Nicht aber darf der Europäer mit den orientalischen Waffen der Lüge und des Betrugs kämpfen; sonst verlieren seine guten Lehren jede Wirkung. In Algier ist besonders infolge der schwankenden Politik Frankreichs in der Landfrage eine Spannung zwischen Eroberern und Eingebornen vorhanden. Frankreich ist hier von dem richtigen Wege in der Eingebornenbehandlung, den es früher gelegentlich eingeschlagen hatte, wieder abgekommen; aber infolge seines Geschicks im Verkehr mit den Eingebornen sind hieraus besonders schädliche Folgen nicht zu erwarten.

Was den Sklavenhandel betrifft, auf den Dr. von Ruville in diesem Zusammenhange interessante Streiflichter wirft, so behaupten seine Verteidiger die tropischen Pflanzungen bedürften der farbigen Arbeiter, und der Neger sei in keiner andern Weise als in der Sklaverei zur Arbeit zu bewegen. Indes ist die zwangsweise Ausnutzung der eingebornen Kräfte im Privatinteresse, mag sie auch noch so verhüllt auftreten, mit Entschiedenheit zu verwerfen und zu verbieten, während sich gesetzliche Nötigung zu gewinnbringender Thätigkeit und namentlich die Anlernung der Eingebornen zu solcher Thätigkeit wohl empfehlen kann. Zur Aufhebung der Institution der Sklaverei, die von den verschiedenen Kolonial-

mächten verſchieden gehandhabt wurde, und wiederum am mildeſten in den ſpaniſchen Beſitzungen, hat England das Meiſte beigetragen, aber zu einem guten Teil auf Rechnung der Eigenſucht und der Staatsraiſon.

Die Eingebornenpolitik der Holländer wurde anfänglich ganz vom kommerziellen Standpunkte aus betrieben. Ein richtiges Verantwortlichkeitsgefühl für das Wohl der Eingebornen kam nicht auf; man bediente ſich ihrer unter der Herrſchaft der Oſtindiſchen Kompagnie zur Produktion der Gewürze, und im übrigen ließ man ſie in ihrer Eigenart fortleben. Erſt ſpäter ſind durch die Staatsregierung neben egoiſtiſchen auch wahrhaft ſittliche Motive in der Eingebornenbehandlung zur Geltung gekommen. Man ſuchte die Eingebornen nach Möglichkeit zu vermehren und kulturell zu heben, damit hier geſunde Nebenreiche mit einer nicht bluts-, aber kulturverwandten Bewohnerſchaft entſtänden. So iſt es gekommen, daß man die Eingebornen weder knechtet noch ausnutzt noch auch ungezügelt und ungeſchützt in Freiheit dahinleben läßt. Der Gedanke, daß der Eingeborne der Erziehung, des Schutzes, der Bevormundung bedarf, kommt in den holländiſchen Kolonien voll zur Geltung, ohnedaß man ihm ſeine gewohnten Lebensformen zu nehmen ſucht. Man ſchützt die Eingebornen gegen Knechtung und Ausſaugung durch die eingebornen Herrſcher, man bewahrt ſie vor Ausnutzung und Übervorteilung durch Europäer und höherſtehende Aſiaten und erzieht ſie zur Arbeit. Dieſes Syſtem wird von engliſcher Seite als freiheitsfeindlich und veraltet hingeſtellt. Aber nicht nach dem Maß an Freiheit bewertet ſich eine Eingebornenpolitik, ſondern nach dem Segen, den ſie Herrſchern und Beherrſchten bringt. Praktiſch muß eine ſolche Politik vor allem ſein.

Im engliſchen Kolonialreich iſt in der Eingebornenfrage das ſittliche Moment am wenigſten zur Geltung gekommen; das egoiſtiſche hingegen hat aller Orten, und oft in recht kraſſer Weiſe, Ausdruck gefunden. Das beweiſt vor allem die beinahe vollſtändige Ausrottung der Indianer in Nordamerika. In Kanada ſind die Engländer auf die Eingebornen angewieſen, und nur dieſem Grunde verdanken dieſe ihr Daſein. In den afrikaniſchen Kolonien ſchwankt das Verfahren der Engländer, aber nicht zwiſchen dem ſittlichen und egoiſtiſchen Prinzip, ſondern nur zwiſchen den Methoden, wie dem Egoismus am beſten Genüge geſchehen könne. Der Staat hat die Aufgabe der Eingebornenerziehung in der Hauptſache abgelehnt. Im Kapland insbeſondere galt ein offenkundiges Verdrängungsſyſtem; man vertrieb die Eingebornen, teilweiſe in gefährlichen Kriegen, in das Innere. In den Kolonien ſelbſt wurden die befreiten Farbigen mit den Weißen politiſch gleichgeſtellt; das iſt jedoch eine Gabe von ſehr zweifelhaftem Werte. Weit wichtiger wird es immer ſein, die Eingebornen gegen Ausbeutung zu ſchützen und auf die Stufe der Bildung zu erheben, die ſie erſt zur Ausübung politiſcher Rechte und zu wirtſchaftlicher Selbſtbehauptung fähig macht. Und daran hat es England eben fehlen laſſen. Es wollte den Ruhm der Menſchenfreundlichkeit gewinnen, ohne die entſprechenden Laſten zu tragen. Auch in Oſtindien ſind im Grunde nur egoiſtiſche Tendenzen der engliſchen Regierung zur Geltung gekommen.

Der Grund, weswegen ſich England nirgends zum wahrhaft ſittlichen Prinzip hat aufſchwingen können, iſt in dem Überwiegen von Handel und Induſtrie im Mutterlande zu finden. Kaufleute und Fabrikanten werden immer die finanzielle Seite in den Vordergrund rücken und ſchwer einer Politik ihre

Zuſtimmung geben, die von idealen Geſichtspunkten ausgeht. Und die parlamentariſche Staatsordnung, die des Gegengewichts eines ſtarken Königtums entbehrt, giebt gerade dieſen Klaſſen das Heft in die Hand oder wenigſtens einen überwiegenden Einfluß.

In Deutſchland hat ſich bei ſeiner kurzen kolonialen Vergangenheit ein allgemein anerkannter Grundſatz in der Eingebornenpolitik noch nicht herausgebildet. Jedoch tritt das, was Dr. von Ruville als die ſittliche Tendenz bezeichnet hat, nach ſeiner Anſicht in den Geſetzen und Verordnungen nicht klar und beſtimmt genug hervor. Auch erſcheint es ihm bedenklich, daß unter den Kolonialbeamten die verſchiedenartigſten, ſeltſamſten Anſchauungen über Eingebornenpolitik herrſchen; Beweis: die von Franz Gieſebrecht geſammelten Äußerungen hervorragender Kolonialpolitiker über die Eingebornenfrage. Das Verhalten der Kolonialbeamten weiſt dementſprechend die größten Widerſprüche auf.

An dieſer Stelle kann ſich der Berichterſtatter die Bemerkung nicht verſagen, daß, wenn in den Geſetzen und Verordnungen der Regierung die ſittliche Tendenz nicht deutlich hervortritt, man ſchließlich von den Beamten in den Kolonien nicht erwarten kann, daß ſie ſich dieſe ſittliche Tendenz (in dem engen Sinne des Herrn von Ruville) zur Richtſchnur ihres Handelns machen werden. Erſt dann, wenn die Regierung in dieſer Hinſicht klare Grundſätze aufſtellt, kann man von den Beamten einheitliche Anſchauungen und eine dementſprechende Handlungsweiſe in der Eingebornenfrage erwarten.

Deshalb iſt allerdings anzuſtreben, daß das Ziel klar feſtgelegt und verfolgt werde. Das letzte Ziel der deutſchen Kolonialpolitik, dem nachgeſtrebt werden muß, iſt die kulturelle Hebung, das Wohl der Völker, deren Land wir uns angeeignet, deren Leitung wir übernommen haben.

Unſer Vaterland hat die heilige Miſſion, in der Weltpolitik und ſo auch in der Eingebornenpolitik das ſittliche Element zur Geltung zu bringen, das daraus zu verſchwinden droht. In dieſem Punkte ſoll es der Lehrmeiſter der alten Kolonialmächte werden. Ihm gebührt dieſe Miſſion, weil es befähigt iſt, ſie zu erfüllen. Unſer Volk iſt ſittlichen Ideen in hervorragendem Maße zugänglich; unſere Verfaſſung läßt es nicht zu, daß intereſſierte Klaſſen allein entſcheidenden Einfluß gewinnen. Das Wichtigſte aber iſt: der Schwerpunkt unſerer Staatsordnung ruht in einer mächtigen, durch und durch ſittlichen Dynaſtie, die den Schutz der Schwachen als ihre wichtigſte Aufgabe betrachtet.

Wir aber müſſen, wenn unſere kolonialen Beſtrebungen in allen Schichten des Volkes Anklang finden ſollen, uns daran gewöhnen, nicht bloß von Ausnutzung und Gewinn zu reden, ſondern die edlen, ſegensreichen Pflichten und Aufgaben zu betonen, die uns daraus erwachſen, vornehmlich die Pflichten gegen die Eingebornen.

H. H.

Zur Arbeiterfrage im Bismarckarchipel.

Seitens des Gouvernements, der verſchiedenen Firmen Neuguineas[1]) und der Firmen in Samoa werden zur Zeit im ganzen etwa 3000 Arbeiter aus dem Archipel beſchäftigt, ſodaß bei dreijähriger Verpflichtung im Laufe eines Jahres rund tauſend Mann anzuwerben ſind.

Bislang geſchieht dieſes Anwerben durch die größeren Firmen ſelbſtändig. Dieſen koſtet der einzelne Arbeiter einſchließlich Rekrutierungskoſten, Kopfſteuer an die Regierung, Lohn, Verpflegung, Wohnung und ärztliche Behandlung jährlich 60—70 Mark.

Das Gouvernement hat die Abſicht, für die Polizeitruppe Malayen aus Niederländiſch-Indien kommen zu laſſen, weil die mit der Handhabung des Gewehrs vertraut gemachten ausgedienten Polizeijungen aus dem Archipel zu Hauſe ihre Stammesgenoſſen im Gebrauch desſelben unterweiſen und dieſe zu dem Wunſche führen, ſich in den Beſitz von Schußwaffen zu ſetzen. In dieſem Verlangen nach dem Gewehr, mittels welchem ſie in die Lage ſich verſetzen, ihre feindlichen eingeborenen Nachbaren ſiegreich zu bekriegen, nicht in dem Haß gegen den weißen Mann iſt die Urſache der verſchiedenen Morde zu ſuchen, welche bisher an weißen Händlern und Schiffsführern begangen ſind.

Mißſtände bei Arbeiteranwerbungen.

Die Anwerbung der Arbeiter geſchieht ſeitens der Firmen an den Küſten von Bougainville, Buka, Neu-Hannover und Neu-Mecklenburg, deren Bevölkerung im großen und ganzen mit dem Weißen noch auf Kriegsfuß ſteht. Daher wird das Land ſelten betreten; die Verbindung und der Verkehr geſchehen mittels Kanus. Feindſchaft beſteht hauptſächlich deswegen, weil die Dorfſchaften die Jungen (ſo werden auch ausgewachſene Arbeiter genannt), welche ſelbſt willig ſind, als Arbeiter mitzugehen, nicht loslaſſen wollen; denn ſie werden zu Hauſe gebraucht als Krieger und zum Arbeiten. Die Jungen, — ſo iſt für die Polizeiſoldaten auch die Bezeichnung „Polizeijunge“ gebräuchlich, — ſelbſt ziehen das Leben als Arbeiter in den Plantagen vor, wo es ihnen augenſcheinlich beſſer ergeht als in dem ewigen Kriegs- und Notzuſtand ihrer Heimat.

Auch die Arbeiterinnen, die übrigens nur aus Neu-Mecklenburg kommen, werden gegen den Willen ihrer Angehörigen geworben. Es wird gewöhnlich ein Platz abſeits vom Dorf verabredet, von welchem ſie abends heimlich abgeholt

[1]) Vgl. die Ausführungen von E. Hernsheim in Nr. 35 der „Deutſchen Kolonialzeitung“, Jahrg. 1901, S. 343 f., welche einen anderen Standpunkt in dieſer Frage vertreten.

werden. Die Arbeiterinnen ſind inſofern nützlich, als ſie während der Dauer des Arbeitskontraktes vielfach ſich mit Arbeitern von Buka ꝛc. verheiraten. Dieſe Ehepaare bleiben dann, weil Angehörige fremder Stämme im eignen Dorf nicht zugelaſſen werden, lieber für immer in den Plantagen als Arbeiter, als daß ſie ſich nach Ablauf ihrer drei Jahre wieder trennen. Solche Ehepaare bilden den beſten Arbeiterſtamm.

Natürlich bildet das beſchriebene Verfahren der Anwerbung gegen den Willen der Angehörigen einen Grund für feindliche Gefühle der Eingeborenen gegen Weiße. Eine Beaufſichtigung ſeitens der Regierung findet überhaupt nicht ſtatt.

Wenn auch zur Zeit noch der Bedarf an Arbeitern gedeckt wird, ſo ſteigert ſich derſelbe von Jahr zu Jahr, und es werden immer neue Liſten erdacht werden müſſen, die unter Umſtänden das Maß des geſetzlich Erlaubten noch mehr überſchreiten werden, als es augenſcheinlich jetzt ſchon geſchieht.

Die Neupommern als Arbeiter.

Der Eingeborene Neupommerns, an deſſen Nordoſtküſte die hauptſächlichſten Plantagen liegen, wo alſo der Hauptbedarf an Arbeitern iſt, iſt als Arbeiter für die Plantagen in ſeiner Nachbarſchaft kaum zu haben, lediglich, weil er ſich ſeinen Stammesgenoſſen gegenüber ſchämt.

Es giebt allerdings Ausnahmen in einzelnen Fällen, wo die Unternehmer es durch Ueberredungskunſt und Kenntnis der Art und Weiſe, wie die Leute behandelt ſein wollen, verſtehen, dieſe als Arbeiter zu gewinnen.

Daß die Neupommern ſich leicht dem Druck einer Autorität fügen, haben ſie ſchon dadurch bewieſen, daß ſie auf Anordnung des Gouvernements Wege durch das Land bauten, die ſie auch in Stand halten.

Auf der bevölkerten Inſel Matupi waren in früheren Jahren die Eingeborenen ſehr leicht gegen Lohn für die Firma Hernsheim & Co. zur Arbeit zu bekommen, weil die in ihnen ſitzende Hochachtung für den weißen Mann ihnen den Gehorſam von ſelbſt beibrachte. Nachdem ſie aber durch das ihnen gebrachte Evangelium erfahren, daß alle Menſchen vor Gott gleich ſind, ſieht ihre Einfalt darin eine Berechtigung zum Faullenzen, und die Firma muß ſeitdem Arbeiter in fernen Gegenden für ſich anwerben. Dieſes ſei bloß als ein weiteres Beiſpiel dafür angeführt, daß die Neupommern ſich leicht leiten laſſen.

Anregung zur Einführung des Regierungs-Monopols der Arbeiteranwerbung.

Wenn ich hiernach die Behauptung aufſtelle, daß das Gouvernement es unſchwer in die Hand nehmen könnte, die Anwerbung der Arbeiter für alle Firmen und auch für ſich zunächſt in Neupommern und ſogar auf Buka, Bougainville und Neu-Mecklenburg in die Hand zu nehmen, ſo glaube ich nicht zuweitzugehen, obgleich dieſe meine Anſicht von den meiſten Intereſſenten im Archipel nicht geteilt werden wird. Und zwar werden die Firmen der Regierungsverwaltung nicht das nötige Geſchick zutrauen, nur eine Verteuerung der Arbeitspreiſe argwöhnen, und die Regierungsverwaltung ſelbſt halte ich, offen geſagt, für zu ſehr unter dem Banne des Rates der Firmen ſtehend, um ſich zu einem ſo weitgehenden Schritt zu entſchließen.

Es wird allgemein geglaubt, das wilde und kriegerische Volk von den Salomonsinseln und Neu-Mecklenburg würde jeden, der unter ihm festen Fuß fassen wollte, erschlagen. So mutig sind diese Wilden denn doch nicht. Allerdings würden wohl Niederlassungsversuche, wie sie die mutigen ersten Ansiedler auf Ralum in Neupommern s. Zt. ohne Unterstützung einer Kriegsmacht mit eigener Kraft durchsetzten, in den angeführten Ländern bedeutend schwieriger sein. Dagegen würde eine geringe, bewaffnete Macht, wie sie ein Trupp Polizeijungen unter der Führung eines verständigen Weißen darstellen würde, sich unbedingt halten und binnen kurzem sogar die Herrschaft im Bereich der Bevölkerung des nächsten Umkreises erlangen.

Ein solcher Posten, als der Stärkere bald anerkannt, würde die umliegenden Stämme gegen deren entfernter wohnende feindliche Nachbaren mit derartigem Erfolg kriegerisch unterstützen, daß sie sich dankbar der Herrschaft fügen, unter der sie Schutz gefunden, und in absehbarer Zeit auch die bisher unbekannten Segnungen des Friedens kennen lernen würden.

Gerade die Thatsache, daß es so kleine Parteien der Eingeborenen sind, die gegeneinander Krieg führen, wird es dem Europäer leicht machen, mit verhältnismäßig kleiner Macht und geringen Kosten Herrschaft und Einfluß zu gewinnen.

Der gute Erfolg von Herrschaft und Einfluß wird der Friede sein. Hat der Eingeborene den Frieden, so wird er frei zur Arbeit für sein eigenes Wohlbefinden, und in zweiter Linie gegen Lohn für die Entwicklung des Landes. Buka, Bougainville und Neumecklenburg sind stark bevölkert. Die Völker sind arm, weil sie gegenseitig im Kriege ihre Plantagen und Dörfer verwüsten, aus welchem Grunde sie auch nur das aller Notwendigste bauen. Sie hungern viel, und deshalb sehnt sich so mancher von ihnen nach dem verhältnismäßig besseren Leben, daß er als Plantagenarbeiter führen kann. Viel, viel mehr von ihnen würden sich als Arbeiter anwerben lassen, wenn sie nicht als Teil der Kriegsmacht, der sie angehören, diese schwächen würden. Bei hergestelltem Frieden wiederum würden wegen der Stärke der Bevölkerung immer noch reichlich Leute zum Bebauen der eigenen Pflanzungen zurückbleiben, wenn soviele weggenommen würden, wie für die Pflanzungen der Europäer benötigt werden. Der Befehlshaber des Polizeipostens hätte im Bereiche seiner Machtsphäre für die Arbeiteranwerbung nicht viel mehr zu thun, als jedem der Häuptlinge aufzugeben, eine bestimmte Zahl Arbeiter zu stellen zu der Zeit, wo das Arbeiterschiff zum Zurückbringen der ausgedienten und Abholen der neuen Leute erscheint.

Sämtliche neuen Arbeiter wären nach Herbertshöhe zu bringen, wo ein Depot zu errichten wäre, und von wo aus die Firmen, die von ihnen benötigten Leute abzuholen hätten.

Die Regierungsverwaltung hat selbst viele Arbeiter nötig, die sie zur Zeit zu nicht zu billigen Preisen von den Firmen mieten muß, und könnte im Falle eines zu reichlichen Ausfalles der Rekrutierung die überflüssigen zum Anlegen von Regierungsplantagen verwerten. Solche Anlagen werden sich immer bezahlt machen, sei es, daß sie die Regierung in eigenem Betriebe behält oder an Privatunternehmer verkauft oder verpachtet.

Zahlt die Regierungsverwaltung die Arbeiter nach Ablauf ihrer Dienstzeit selbst aus, auch die an die Privatfirmen abgegebenen, so haben die Firmen eben einen Preis für jeden Arbeiter der Regierung zurückzuzahlen, welcher den dieser

erwachſenen Rekrutierungskoſten mit einem Zuſchlag entſpricht, der, wenn er etwa 10 Mark pro Kopf und Jahr beträgt, bei 1000 Arbeitern jährlich eine Einnahme von 10000 Mark bedeutet, die als „Indirekte Arbeiter-Kopfſteuer" zu buchen wäre. Solches Monopol der Regierung verhindert die durch die Konkurrenz der Firmen bei den jetzigen Zuſtänden erfolgende fortwährende Steigerung der Arbeiterlöhne.

Berechtigung des Kolonialſtaates, die Arbeitsdienſtpflicht geſetzlich vorzuſchreiben.

Wenn jeder Deutſche ſeinem Vaterlande mit der Waffe dienen muß zum Zwecke des Beſtandes des Anſehens und der Macht desſelben, warum ſollte da nicht der ſchwarze Schutzbefohlene für deſſen Sicherheit und Kultivierung der Staat Opfer bringt, geſetzlich gehalten ſein, das Seinige zur Entwicklung ſeines Landes beizutragen?

Förderung der Lieferung von Produkten aus eigenen Kolonien, um ſich darin frei vom Auslande zu machen, iſt das Beſtreben des Kolonialſtaates. Da alle Plantagenunternehmungen des Weißen in dieſem Sinne arbeiten, fördern ſie das Beſtreben des Staates, wofür ihnen dieſer die ſtaatsdienſtpflichtigen Arbeiter zu geſetzlich beſtimmten Preiſen vermieten würde.

Solche Einrichtung würde meines Erachtens doch nicht an Sklaventum erinnern.

Meine Reiſe durch Uhehe, die Ulanganiederung und Ubena über das Livingſtone-Gebirge zum Nyaſſa.

Von Hauptmann Engelhardt[1]).

(Mit 5 Abbildungen).

Wie bekannt, wird die Nutzbarmachung unſrer großen oſtafrikaniſchen Kolonie durch den Mangel an Verkehrswegen außerordentlich erſchwert. In dem weiten Gebiet iſt der Verkehr in der Hauptſache an ſchmale, vielfach gewundene Flußpfade gebunden, und der bei weitem größte Teil aller Güter wird noch heute, wie vor tauſend Jahren, von Menſchenſchultern und Menſchenköpfen getragen, eine überaus koſtſpielige Beförderungsart, die tauſende von Menſchen zu Laſttieren erniedrigt, ſie einem produktiven Berufe entzieht und vielen von ihnen ein frühes Ende bereitet. Beſonders in den letzten Jahren iſt viel für Wege- und Straßen-

[1]) Verfaſſer war Offizier der Kaiſerlichen Schutztruppe für Deutſch-Oſtafrika von 1893—99, hat 1894 an den Kämpfen gegen Bwana Heri teilgenommen und drang bei der Erſtürmung der Veſte Kwamkwa des Suahiliſürſten als erſter in dieſe ein. Ende des Jahres focht er unter dem Gouverneur Freiherrn v. Schele gegen die Wahehe, bei der Erſtürmung von Iringa der befeſtigten Hauptſtadt des Hehelandes wurde er verwundet. Nachdem er an dem ſchwierigen, in voller Regenzeit durchgeführten Zug der 3. und 4. Kompagnie (unter Hauptmann Prince) von Uhehe nach Kilimolinde teilgenommen und bei der Gründung der Station gleichen Namens mitgeholfen hatte, wurde er Chef der wichtigen Station Kiloſſa. Mitte 1896 aus dem Heimatsurlaub zurückgekehrt, wurde er mit der Verwaltung des Bezirkamtes Lindi beauftragt, wo er insbeſondere dem Wegebau ſeine Aufmerkſamkeit widmete; 1897 zwang er die widerſpenſtigen Magwangwara zum Gehorſam, legte in ihrem Lande die Station Songea an und erſchloß ſo den bis dahin geſperrten, fruchtbaren und volkreichen ſüdweſtlichen Teil des Schutzgebietes dem Handel und Verkehr. Lindi und Mikindani blühten dadurch aufs neue auf. 1898 nach Uhehe berufen, half er Prince, den dort ausgebrochenen Aufſtand unterdrücken und führte insbeſondere den Kampf gegen die Aufſtändiſchen in den ſchwer zugänglichen Waldgebirgen von Utshungwe und Ukalinga durch. Nach Unterdrückung des Aufſtandes erkundete er im Auftrage des Gouverneurs v. Liebert das Flußſyſtem der Ulanga-Ebene, wobei er zweimal das Livingſtone-Gebirge überſtieg.

E. hat keine Gelegenheit verſäumt, zur Kenntnis von Land und Leuten beizutragen, wozu er durch ſeine gründliche Kenntnis des Kiſuahili beſonders befähigt wurde. Durch ſeine zahlreichen topographiſchen Arbeiten hat er weſentlich mitgeholfen, das kartographiſche Bild des Schutzgebietes zu vervollſtändigen.

1899 trat er als Hauptmann und Kompagniechef zu den bayriſchen Pionieren, aus denen er hervorgegangen iſt, zurück, wandte ſich aber in dieſem Jahre wieder der kolonialen Thätigkeit zu und iſt gegenwärtig Chef der Südkamerun-Grenzexpedition, die gemeinſam mit einer franzöſiſchen Expedition die Grenze zwiſchen Kamerun und Congo français vermißt und feſtſtellt.

bauten geſchehen, viele Flußpfade wurden zu ſogen. Barabaras, 3—5 Meter breiten Durchhauen erweitert, und fahrbare Straßen angelegt, deren Benutzung aber vorläufig nur eine ſpärliche iſt, da geeignete Zugtiere in genügender Menge nicht vorhanden ſind.

Die einzige in der Kolonie beſtehende Eiſenbahn, die Uſambarabahn, führt nur 80 Kilometer ins Innere des Landes und hat das Plantagengebiet von Uſambara, nach dem ſie den Namen trägt, noch nicht erreicht. Die Zentralbahn, die die Küſte mit dem Seengebiet verbinden ſoll, iſt leider noch immer Projekt.

Die Flüſſe: der Pangani und der Wami im Norden, der Umbemkuru, Lukuledi und Rovuma im Süden ſind nur wenige Kilometer von ihren Mündungen an aufwärts ſchiffbar; nur einer, der die Kolonie in eine ſüdliche und nördliche Hälfte teilende Rufidji, iſt auf eine größere Strecke landeinwärts als Schiffahrtsweg brauchbar. Im Sommer vorigen Jahres iſt der für dieſen Fluß gebaute Heckraddampfer ca. 150 Kilometer ſtromaufwärts, bis nahe an die Panganiſälle herangefahren. Bei dieſen aber hat jegliche Schiffahrt ein Ende. Erſt nach weiteren 100 Kilometern landeinwärts, bei Ngahomasdorf — am Eingange der großen Ulanganiederung — wird der Fluß wieder ſchiffbar. Das war im Jahre 1897 ſchon bekannt, ja Teile des Fluſſes waren bereits erkundet worden[1]); aber ein klares Bild des vielverzweigten, ausgedehnten Flußſyſtems fehlte noch. Als im Sommer 1897 der Gouverneur, General von Liebert, das Land Uhehe, das zum Quellgebiet des Rufidji gehört, bereiſte und ſich aus eigener Anſchauung überzeugte, daß das geſunde und fruchtbare Plateau nur eines guten und billigen Verkehrweges zur Küſte bedürfe, um durch Beſiedlung von Europäern, in erſter Linie von unſern Landsleuten, nutzbar gemacht zu werden, richtete ſich ſein Augenmerk auf den weſtlichen Teil des Fluſſes, mit deſſen Erkundigung er zwei ſeiner Offiziere beauftragte. Dem Hauptmann Freiherrn von Prittwitz war der kleinere öſtliche Teil, mir der größere weſtliche Teil des Flußſyſtems der Ulanganiederung zugewieſen worden.

Über den erſten Teil dieſer Erkundigungsreiſe, die mich auf teilweiſe bisher von Europäern noch nicht begangenen Wegen bis an einen der großen innerafrikaniſchen Seen, den Nyaſſa, geführt hat, will ich an dieſer Stelle unter Erläuterung durch einige, von mir aufgenommene Abbildungen berichten.

Ich beabſichtigte zunächſt die Schritte nach Südweſten, nach Kihueresdorf, zu wenden, um an die Quelle des Mpanga zu gelangen, von dort aus wollte ich in weitem Bogen Südoſt—Oſt—Nordoſt dieſem Fluß und weiterhin dem Muhera folgen, bis er nach Einmündung des Ruhudye den Kilombero bildet und den Kihanſe aufnimmt. Von dieſer Stelle aus, wo meine Aufnahme an die des Hauptmanns v. Prittwitz anſchloß, wollte ich längs des Kilombero und Ruhudye aufwärts bis zur Quelle gehen und alsdann wegen des Anſchluſſes der Route an den geographiſch feſtliegenden Nyaſſa über das Livingſtone-Gebirge zu dem großen See hinunterſteigen. Bei Einhaltung dieſer Route wurde ich in die Lage geſetzt, ein in großen Zügen genaues Bild des zu erkundenden Flußſyſtems zu geben.

Am 27. September 1898 marſchierte ich von der von mir während des Aufſtandes in Uhehe gegründeten Station Kalinga ab. Obgleich die in kaum

[1]) Dieſe Erkundungen ſind von den Offizieren der Ulanga-Station, Hauptmann von Kleiſt und Stabsarzt Arning, ausgeführt worden.

4 Wochen erbauten Lehmhütten, die kraft einer Verfügung des Gouverneurs den ſtolzen Namen Station Kalinga erhalten hatten, an ſich jedes Reizes entbehrten, wurde mir doch der Abſchied nicht leicht. Ich war damals ſchon feſt entſchloſſen,

Station Kalinga (Ukehe), von Hauptmann Engelhardt angelegt.

aus dem kolonialen Dienſt auszuſcheiden, und ſo war für mich die Übergabe von Amt und Würden eines Stationschefs an meinem Nachfolger thatſächlich das Scheiden von einem liebgewordenen Wirkungskreis, dem ich die beſte Kraft meiner

Jugend gewidmet hatte. Vor dem Aufbruch zu meiner großen Reiſe gab es indeſſen ſo viel für mich zu thun, daß ich keine Zeit hatte, meinen Gedanken nachzuhängen; in den erſten Stunden des Marſches aber kam mir das, was ich aufgegeben hatte, voll ins Bewußtſein und oft kehrten meine Blicke zurück zu der auf mächtiger Kuppe gelegenen Station, über der die Kriegsflagge des Reiches im Morgenglanze leuchtete.

Meine Karawane beſtand aus einem Ombaſcha und 10 Askari meiner Kompagnie, meinen 4 Boys, denen meine perſönliche Bedienung oblag, meinem Maultier Sora und 20 Trägern, Leuten vom unteren Rufidji, die Zelt, Feldbett, Tiſch und Stuhl und die wenigen Verpflegungslaſten, die ich mit mir führte, trugen. Alle waren reiſegewohnte Leute, die meiſten kannten mich ſeit Jahren, und alle gingen gerne mit mir, weil ſie wußten, daß ich vom Nyaſſa aus die Schritte wieder nach Oſten wenden und nach der Küſte, dem Dorado aller unſerer Soldaten und Träger, marſchieren würde. Ich war damals 5 Jahre im Schutzgebiete und während dieſes ganzen Zeitraumes mit geringen Unterbrechungen auf Reiſen und Expeditionen zu Friedens- und Kriegszwecken geweſen. Mir war das Reiſen, die Safari, wie der Suahili ſagt, eine liebe Gewohnheit geworden, ich ſpürte ihre Beſchwerden u. Entbehrungen nicht mehr und ließ mich nicht ſchrecken durch ihre mir ſo gut bekannten Gefahren. Der Mühe und des nicht geringen Aergers, der keinem Europäer auf ſeiner erſten Reiſe erſpart bleibt, war ich zum größten Teil enthoben. Die Verkehrsſprache der Kolonie, das Kiſuahili, handhabte ich wie meine Mutterſprache; ich kannte die Sitten und Gebräuche der Eingebornen; während monatelangen Alleinſeins mit ihnen hatte ich tiefe Blicke in ihr Inneres gethan; ich wußte, daß dieſe ſchwarzhäutigen ſtattlichen Geſellen mit dem freien, ſelbſtbewußten und beinahe gentlemenlikenAuftreten des Naturmenſchen nur große Kinder waren, leicht bewegt von jedem äußeren Eindruck, in der Leidenſchaft zu jeder Unthat fähig, materiell und egoiſtiſch wie eben Kinder ſind, aber auch gutmütig, anhänglich und leicht zu leiten von dem, den ſie als über ſich ſtehend betrachteten, und der ihr Vertrauen genießt. Ich kannte ferner die Grenze ihrer Leiſtungsfähigkeit und wußte, daß ſie kräftigem Wollen nur dann ihre Mithülfe verſagen würden, wenn dabei gegen ihre Gebräuche oder ein eingefleiſchtes Vorurteil verſtoßen würde. Und ſie kannten mich auch, ſie wußten, daß mir auf den vielen Kriegszügen und Reiſen das Glück immer treu zur Seite geſtanden hatte, daß es ihnen in den fremden Gebieten, die ich mit ihnen durchwandern wollte, beſſer gehe mit mir als ohne mich.

So entſtand zwiſchen mir und meinen Leuten raſch ein partriarchaliſches Verhältnis, das ſchon in ihrer Anrede an mich zum Ausdruck kam. Selten hörte ich das landesübliche „bwana kuba", der große Herr, meiſt wurde ich „Baba wangu" mein Vater, angeſprochen. Ich hatte, um bei meinen Leuten Gehorſam zu finden, kein Rangabzeichen, keine Waffe nötig, und bin während der fünfmonatlichen Reiſe, die ich mit ihnen durchgeführt habe, niemals auf Widerſtand geſtoßen, ich war eben ihr Führer geworden, zu dem ſie in allen Widerwärtigkeiten Hilfe ſuchend und vertrauend emporblickten; und der Freudeſtrahl, von dem ihre dunklen Augen erglänzten, wenn wir uns nach mehrtägiger Trennung, die auf dem Rückmarſch öfter eintrat, wiederſahen, iſt mir immer eine liebe und ſtolze Erinnerung an jene wechſelvolle Zeit.

Wenige Tage nach meinem Abmarſch von Kalinga geſellten ſich zu meiner

kleinen Karawane die Weiber der verheirateten Askari und Träger, die es dort ohne ihre Gatten nicht länger ausgehalten hatten und trotz meiner Warnung heimlich von der Station weggelaufen waren. Die jungen Frauen haben mutig und ohne Klage die Unbilden der langen Reise ertragen. Ihre Treue und Anhänglichkeit ist ihnen aber leider schlecht gelohnt worden; als ihre Männer in Dar-es-Salam die leichtfertigen, geputzten Schönen der Küste sahen, ließen sie sich von deren Reizen umstricken und gaben den Frauen, die das harte Los der Reise mit ihnen geteilt hatten, den Laufpaß.

Die Reise fand unter keinen günstigen Auspizien statt. In Uhehe war infolge des lang anhaltenden Krieges Hungersnot ausgebrochen, und die Station war nicht im Stande gewesen, aus eigenen Mitteln meine kleine Karawane mit genügender Verpflegung für den Marsch zu versehen. So zwang mich das Aufkaufen und der Nachschub von Verpflegung schon bald zu unliebsamem Aufenthalt. Der Winter 1898/99 war durch Trockenheit und das Auftreten ungeheurer Schwärme von Wanderheuschrecken eine Hungerszeit für die Eingeborenen des Schutzgebietes geworden, und ich habe im weiteren Verlaufe meiner Reise oft Mühe und Sorge gehabt, das tägliche Brot für meine Leute aufzutreiben. Noch ein anderes Reisehindernis trat ein. Kaum hatte ich die Station verlassen, so brachen unter meinen Leuten die Pocken aus; der unheimliche Gast hat uns bis an die Küste begleitet, merkwürdigerweise aber kein Opfer gefordert. Allerdings wurde ein als krank in Kalinga zurückgelassener Träger, der sich später als pockenkrank entpuppte, von einem Löwen verzehrt.

Auch ich selbst wurde einigemale durch ernstliche Erkrankung marschuntüchtig gemacht. Schon am Tage nach meinem Abmarsch wurde ich von einem heftigen, glücklicherweise kurzen Fieber befallen, das mich zum Halten zwang.

Der Weg führte mich zunächst über Kihueres-Dorf nach der Station der protestantischen Mission Berlin I, Mufindi, durch einen der landschaftlich schönsten Teile des Hehe-Landes, das hier oft lebhaft an die deutsche Heimat erinnert. Die stark gewellte Hochebene hat hier Gebirgscharakter angenommen und gleicht vielfach unsern deutschen Mittelgebirgen. Dunkler Urwald wechselt mit dichtem, schier undurchdringlichem Busch, in dem sich unsere Brombeere häufig findet, Wiesen und dunkelgrüne, mit mannshohem Farn bewachsene Flächen unterbrechen die Waldbestände. Silberne Bächlein plätschern in dunklen Schluchten oder winden sich in sonnigen Wiesenthälern dahin. Kühle, nebelfeuchte Luft erhält Körper und Geist frisch und kräftig zur Arbeit und kleidet die Pflanzenwelt in saftiges Grün. Der tiefrote Boden nur, der den Tropen eigentümliche Laterit, der in Mächtigkeit von oft vielen Metern auf dem granitenen Massiv der Hochebene ruht, stört die Illusion und zeigt uns, daß wir im fremden Land sind. — Bei Kihueres-Dorf, das sich in nahezu 2000 Meter Seehöhe befindet, wird der Kamm der Hochebene erstiegen. Gen Norden fließen die Gewässer dem großen Ruaha zu, der sich wenig oberhalb der Panganifälle in den Rufidji ergießt; das nach Süden abfließende Wasser nährt die Ströme der Ulanga-Ebene. Von dem Pfade aus, der sich auf dem Kamme, entlang der Grenze zwischen dem Waldland und der Steppe dahinzieht, übersieht man weit in die Runde die großartige Landschaft. Zur Rechten, gen Norden und Nordosten schweift der Blick über die in einförmiges Grüngelb getauchte Savanne. Wie die Wogen des Weltmeeres rollte das Gelände dahin, bis die mächtigen Höhen des Idoterro und Matanana den Blick begrenzen. Auf

der anderen Seite zeigt ſich uns ein wechſelreicheres Bild: Die Waldberge von Kalinga und dem Ngololo, getrennt durch grüne Wieſenthäler mit ſilbernen Waſſeradern.

Mufindi, wo ſich die Miſſionare niedergelaſſen haben, iſt ein reizender Fleck Erde; man wird hier kaum daran erinnert, daß man ſich nur ca. 8 Grad ſüdlich des Aequators befindet. Friſche, kräftige Bergluft bewegt die bemooſten Baumrieſen des Urwaldes, der hier parkartigen Charakter zeigt, kriſtallklare Bächlein, von Weiden- nnd Erlen ähnlichen Buſch beſäumt, bewäſſern die grünen Wieſenthäler. Die damals im Bau begriffene Station ſelbſt liegt dicht am Rande des hier gleich einer Mauer nach Süden abfallenden Ngololo uud gewährt eine herrliche Fernſicht über die Niederung des Sowe Ruaha bis zu den blauen Bergen von Ikondo.

Ich war vom Dorf des Mſagira Kihuere nach Mufindi gegangen, um einen Weg dahin zu ſuchen und aufzunehmen, aber noch ein anderer Grund war dabei maßgebend geweſen. In Mufindi, wußte ich, gab es viele Eleſanten, darunter mächtige Bullen mit gewaltigen Stoßzähnen. Es war mein ſehnlicher Wunſch, ehe ich Afrika verließ, noch einen ſolchen König des Urwaldes zu fällen. Schon am zweiten Tage meiner Anweſenheit in Mufindi wurde ein Eleſantenpärchen ausfindig gemacht. Als ich aber auf die friſche Fährte der Tiere kam, erhielten dieſe infolge von Ungeſchicklichkeit und Furchtſamkeit eines meiner Begleiter Witterung und wurden flüchtig. In tollem Lauf jagte ich hinter ihnen her, und es gelang mir durch Abſchneiden des Weges mit dem Bullen, der ſich auf der Flucht von ſeinem Weibchen getrennt hatte, zu gleicher Zeit auf dem Gipfel eines Waldberges anzukommen. Im Jagdeifer war ich auf kaum 6 Schritt Entfernung an das Tier herangelaufen, das gleich einem mächtigen Schemen im Halbdunkel des Waldes vor mir ſtand uud in weitſchallenden Trompetentönen nach ſeiner Gefährtin rief. Einen Augenblick nötigte mir dies Bild der gewaltigen Schöpferkraft der Natur, neben dem ich mir klein und ohnmächtig erſchien, Bewunderung ab, dann aber zog ich die Büchſe feſt in die Schulter und dicht hinter den Ohrenanſatz zielend, gab ich Feuer. Der Eleſant brach auf den Schuß leicht in die Knie und ſchon meinte ich ob meiner ſtolzen Beute frohlocken zu köuuen, als er ſich wieder aufrichtete. Ich hatte im Jagdfieber, als ich den zweiten Schuß abgeben wollte, eine Patrone auf die andere geladen und ſtand nun wehrlos dem mächtigen Tier gegenüber. Eine Minute wohl, die mir zur Ewigkeit wurde, blieb ich regungslos bei dem Eleſanten ſtehen, bis mich mein Boy Mohamadi, der herbeigelaufen war, aus der unangenehmen Lage erlöſte. Er ſchoß auf den Eleſanten, und, obgleich er fehlte, ging doch der große Dickhäuter, dem der Knall unſerer Gewehre unangenehm geweſen ſein mußte, in raſender Eile ab, richtig ausgedrückt, er fuhr auf ſeinem breiten Hinterteil auf dem jenſeitigen Hang des Berges ab.

Da ich dieſes Experiment nicht mitmachen konnte, gewann der Eleſant einen bedeutenden Vorſprung und blieb trotz angeſtrengteſter und andauernder Verfolgung für mich verloren. Niedergeſchlagen ob meines jagdlichen Mißgeſchickes kehrte ich nach Kihueresdorf zurück, von wo aus ich am 7. Oktober meine Erkundigungsreiſe längs des Mpanga fortſetzte. — Wie ich uebenbei bemerken möchte, iſt mir St. Hubertus wieder günſtig geſinnt worden. Am Tage vor Weihnachten 1898 habe ich im Lupembes-Gebiet einen prächtigen alten Eleſanten zur Strecke gebracht

und dadurch 6 Elefantenweibchen zu Witwen gemacht, hoffentlich nicht für Lebensdauer.

Der Weg nach Süden längs des Mpanga führt zunächst auf breiten Rücken kaum merklich abwärts. Je weiter wir hinunterkommen, desto reicher wird die Vegetation, ihr Charakter aber bleibt der alte, Urwald und Busch wechseln mit Gras- und Farnflächen. Bei dem durch eine Waldhaube kenntlichen Nya-Kyumi-Berg, in dessen Nähe der Mpanga in mächtigem Falle von der obersten Plateaustufe herabstürzte, steigen auch wir die ca. 400 Meter hohe Plateauwand, die sich, soweit das Auge reicht, gen Osten und Westen erstreckt, hinab, um dem Lauf des mehrgenannten Flusses bis zu seinem Eintreten in die Ulanga-Niederung zu folgen.

Das Uhehеplateau, das in einer Seehöhe von 1000—2000 Meter liegt, stürzt in drei Absätzen zur Ulanga-Ebene, die eine Meerhöhe von 300 Meter hat, ab. Die zweite Plateaustufe, von etwa 1000—1200 Meter Meerhöhe, gleicht in Geländegestaltung der oberen, nur ist sie durchschnittener und von kleineren Formen als diese. Infolge der geringeren Bewässerung ist ihr Pflanzenwuchs ärmer; an Stelle des tropischen Regenwaldes mit seiner Fülle und Pracht ist lichter Mafuku- und Miombowald getreten, unter dem der von der Sonne hartgebrannte lateritische Boden häufig nackt zu Tage tritt.

Beim Einfluß des Mkimbui, der am 15. Oktober erreicht wurde, fällt der Mpanga in schmaler Felsenrinne von der zweiten Plateaustufe, die mehr und mehr den Charakter des Berglandes angenommen hat, zu dem ihr südöstlich vorgelagerten Hügelland ab, das ich wegen der Aehnlichkeit und fast gleichmäßigen Höhe der Erhebungen als Plateau, und zwar als die dritte Plateaustufe, bezeichnet habe. Es liegt zwischen 400 und 800 Meter Meereshöhe und ist wesentlich wasserarmer als das Bergland. Während dort noch die Thalgründe und der untere Teil der Hänge mit großblätterigen, schattenreichen Bäumen, die in herbstlich buntem Schmuck prangten oder saftiges Grün zeigten, geschmückt waren, sah ich hier unten nur kahlen, häufig mit Bambus untermischten Steppenwald. Nur längs des Mpanga und seinen größeren z. Z. wasserführenden Nebenflüssen stand schmaler Galeriewald, dem das Auftreten mehrerer Palmenarten tropisches Gepräge verlieh.

Am 17. Oktober erreichte die Karawane, die auf einem der südöstlichen Ausläufer des Hügellandes gelegene Boma des Sultans Kiwanga. Der elftägige Marsch, auf dem ich froh war, wenn ich den von Elefanten und Flußpferden getretenen Pfaden folgen konnte und mir den Weg durch das Dickicht nicht selbst bahnen mußte, war ein sehr anstrengender und mühseliger gewesen; dabei waren, in Luftlinie gerechnet, doch nur etwa 120 Kilometer zurückgelegt worden; die im Thal des Mpanga häufig wachsenden Bipupu, die Juckbohnen, deren feine, bei Berührung abfallende Härchen sich in der Haut festsetzten, haben mich und meine Leute manchmal an den Rand der Verzweiflung gebracht.

Ehe ich zur Schilderung des weiteren Verlaufes meiner Reise übergehe, sei mir ein Wort über das Hehe-Volk gestattet, gegen das ich dreimal, zuletzt beinahe ein Jahr, auf dem Kriegspfade war.

Die Wahehe sind echte Hochlandssöhne, hohe, schlanke Gestalten von stolzer gerader Haltung und freien, kraftvollen Bewegungen. Ihre Gesichter sind hart und knochig, oft verraten die Züge große Intelligenz, und unter den alten Kriegern findet man prächtige Charakterköpfe. Sie sind gewandte, ausdauernde Bergsteiger,

in ihren Leiſtungen im Marſchieren und Laufen ſchwer zu übertreffen, nie fehlend im Gelände, ſicher auf der Fährte des Wildes und der Feinde wie der beſte Schweißhund.

Ihre Kleidung beſteht aus einem Stück baumwollenen Tuches, meiſt von weißer oder blauer Farbe, das am liebſten ſo groß genommen wird, daß ſich ſein Beſitzer mehreremale damit umwickeln kann. Die Weiber nähen es aus kleineren Stücken recht geſchickt und ſauber mit bunten Fäden zuſammen, ſäumen es und verzieren es durch Aufnähen einzelner, kleiner, bunter Flicken. Vornehm und Gering unterſcheidet ſich nur durch den Wert und die Größe des die Gewandung bildenden Tuches, das alle Wahehe in gleich maleriſchem Faltenwurfe zu tragen verſtehen. Die Wahehe tragen keinen Bart, reißen die Geſichtshaare vielmehr ſorgſam mit einer Pinzette aus. Das iſt übrigens die einzige Berichtigung der Natur, die ſie an ſich vornehmen; ſehr im Gegenſatze zu den meiſten übrigen Bantuſtämmen verabſcheuen ſie jede Verſtümmelung, ſelbſt die Tätowierung.

Die Wahehe ſind von Charakter rauh, hartnäckig und mißtrauiſch, tapfer und unternehmend; wie die meiſten Bergvölker ſind ſie außerordentlich anhänglich an das Land, das ſie geboren hat.

Die Wahehe ſind ein Kriegervolk, deſſen militäriſche Eigenſchaften ſelbſt einem deutſchen Offizier Achtung abnötigen. Uebung im Gebrauch der Waffen, Ausdauer im Marſchieren und Schnelligkeit im Angriff, Widerſtandsfähigkeit gegen Anſtrengungen und Entbehrungen haben die Wahehe mit anderen Kriegerſtämmen der Bantu gemeinſam, ihre Zucht und Ordnung auf dem Marſche und im Gefecht aber, der pünktliche Gehorſam, den ſie ihren Führern entgegenbringen, Eigenſchaften, die ſie auch zur wirkungsvollen Verwendung in größeren Maſſen geeignet machen, erheben ſie über jene.

In früher Jugend wird mit der Erziehung der Hehe zum Krieger begonnen. Schon Knaben von 8—10 Jahren folgen ihren Vätern auf dem Kriegspfade und tragen ihnen Proviant oder die Schlafmatte nach. So lernen ſie früh die Anſtrengungen des Krieges ertragen und ſeinen Gefahren trotzen; ſo erwerben ſie ſich, bis ſie zum Manne heranreifen, die ſoldatiſchen Tugenden, die die Krieger ihres Stammes ſchmücken.

Die Wahehe führen zumeiſt noch ihre alten Waffen, die denen der Sulu-Stämme ſehr ähnlich ſind, den kurzen Stoßſpeer mit dem etwa 25 Zentimeter langen ſchmalen Blatt, mehrere Wurfſpeere und den faſt mannshohen Schild aus ungegerbter Rindshaut, auf dem die Zahl der getöteten Feinde durch eingenähte Zeichen ſorgfältig vermerkt wird. Seitdem die Wahehe mit den Feuerwaffen bekannt geworden ſind und ihre Ueberlegenheit kennen gelernt haben, geht natürlich das Beſtreben jedes Hehekriegers dahin, ein Gewehr ſein eigen zu nennen.

Die Frauen und Mädchen der Wahehe machen neben ihren ſtattlichen Männern einen geradezu verkümmerten Eindruck, ſie ſind durchſchnittlich um mehr als einen Kopf kleiner als die Männer, nur unter den vornehmen ſieht man ab und zu ein liebliches oder ſchönes Geſicht. Ihre Kleidung beſteht in Glasperlenſchnuren um die Hüften, deren oft ſo viele getragen werden, daß ſie einen Wuſt bilden oder wie ein kurzes Röckchen bis zum halben Knie herabhängen. Zwiſchen den Beinen iſt ein Zeugfetzen durchgezogen, der vorn und hinten an den Perlenſchnüren ſo befeſtigt iſt, daß ſeine Enden vorn und hinten herabhängen. Hinten ebenfalls an den Perlenſchnüren befeſtigt trägt die Hehe-Schöne ein ſchwalben-

ſchwanzförmiges Stück Leder von etwa 25 Zentimeter Länge, das mit geſchmackvoller Perlſtickerei verziert iſt und uguo genannt wird. Ein Schurz von Leder, der ſtatt vorn hinten getragen wird, vervollſtändigt den Anzug. Die vornehmen

Tanz der Hehe-Weiber im Lager von Malangali.

Frauen und Mädchen drapieren ſich bei feſtlichen Gelegenheiten oft recht geſchmackvoll mit bunten Tüchern, im Hauſe und bei der Arbeit aber kleidet ſich Vornehm und Gering gleich.

Digitized by Google

Die Wahehe wohnen in einſtöckigen Lehmhäuſern, die gewöhnlich rechteckigen Grundriß zeigen und ein flaches, geſtampftes etwa 2 Meter über dem Boden befindliches Dach haben. An Stelle der Fenſter findet man unregelmäßig angeordnete, gewehrſchartenähnliche runde Löcher; die Thüröffnungen ſind niedrig, ſodaß man nur gebückt eintreten kann; ſie werden nachts mit einer aus Strauch hürdenartig geflochtenen Schiebethüre verſchloſſen. Eine ſolche Wohnung iſt infolge der ſpärlich bemeſſenen Oeffnungen dunkel; das Tag und Nacht brennende Herdfeuer ſpendet angenehme Wärme, giebt aber nur wenig Licht und erfüllt das Innere mit beizendem Rauche. So iſt die Behauſung der Wahehe kein angenehmer Aufenthalt für den Europäer, ihren Bewohnern aber gewährt ſie vollen Schutz gegen die Kälte der Nacht — ich habe als niedrigſte Temperatur 3 Grad Celſius gemeſſen; indeſſen ſoll nach Ausſagen der Wahehe, denen auch der Reif bekannt iſt, die Temperatur an hochgelegenen Stellen unter den Nullpunkt ſinken — und die faſt unausgeſetzt über die Hochebene ſtreichenden ſcharfen Winde. Ein Haus nimmt gewöhnlich eine Familie mit den zugehörigen Sklaven und dem Vieh auf; in größeren Bauten, die meiſt einen viereckigen Hof umſchließen, wohnen ganze Dorfſchaften. Die Bauart ihrer Häuſer, die Temben genannt werden, haben die Wahehe wahrſcheinlich von den Wanyamweſi entlehnt, die nordweſtlich von ihnen wohnen und mit denen ſie vielfach in Berührung getreten ſind. Auch wir ſind ihnen darin gefolgt; faſt alle während des Aufſtandes errichteten proviſoriſchen Stationen und die zahlreichen über das Land zerſtreuten befeſtigten Poſten wurden von uns im Tembenſtile erbaut. Die Möglichkeit, aus den Landesbewohnern im Tembenbau geübte Arbeiter zu entnehmen, die an ſich raſche Herſtellungsart der Temben, ihre verhältnismäßig große Feuerſicherheit und gute Verteidigungsfähigkeit legten dies nahe.

An Hausgerät birgt eine Tembe wenig. Aus einem Stück geſchnitzte niedrige Schemel, irdene Koch- und Pombetöpfe, dieſe oft von erſtaunlicher Größe, ſauber und dicht aus Stroh geflochtene oder mit eingebrannten einfachen Verzierungen verſehene, aus Bambus hergeſtellte Pombebecher, Matten und roh mit Fett bearbeitete Rindshäute ſind meiſt alles, was ſich daran findet.

Der freie Hehe arbeitet wenig; in Geſellſchaft der Nachbarn rauchend und Hirſebier (Pombe) trinkend, verbringt er ſeine Zeit, wenn ihn nicht Krieg und Jagd von zu Hauſe fernhalten. Der Hauptteil der Arbeit wird den Weibern überlaſſen, ſie beſtellen die Felder, tragen das Feuerholz herbei, bereiten das Eſſen und brauen die Pombe. Nur das Hüten des Viehes und das Roden des Waldes wird von Knaben und Männern beſorgt.

An Feldfrüchten wird im Lande angebaut: Mais, Viaſi (Bataten oder Süßkartoffeln), Bohnen, Erbſen und Ulefi, eine unſerer Hirſe ähnliche Frucht, die hauptſächlich zur Pombebereitung verwandt wird, ferner Mohogo (Manyok), außerdem Tabak; das Mtama, die Hauptgetreideart unſeres Schutzgebietes, gedeiht nur in den wärmeren Teilen des Landes.

Der Hauptteil des Landes iſt Weideland, das früher von zahlreichen Rinderherden bevölkert wurde. Sie bildeten den Reichtum Uhehes, der durch die 1890 bis 1892 auftretende Rinderpeſt und die in den nächſten Jahren folgenden Kriege faſt ganz verloren gegangen iſt. Als wir mit den Wahehe zuſammenſtießen, waren ſie auf der Übergangsſtufe vom Hirten zum Bauern, aber in ihren Vorſtellungen ſpielte das Herdentier, das Rind, noch die Hauptrolle. Die Ahnen der

Sultane und der Großen des Landes leben nach ihrer Vorstellung in den schönsten und stärksten Rindern weiter, wobei merkwürdiger Weise Ochsen bevorzugt werden; der Willkommengruß, den der Uhehe knieend seinem Sultane darbringt, lautet „Alse Senga" zu deutsch: „Wie geht's Dir, Ochse?"

Auch bei diesem Kriegervolk lassen sich die ersten Anfänge künstlerischer Thätigkeit bemerken. Kochtöpfe und Pombebecher sind mit einfachen, aber geschmackvollen Verzierungen, die je nach dem Material aufgemalt, eingeritzt oder eingebrannt sind, versehen. Die Sultanstemben zu Alt-Iringa und Gaviro waren an den Wänden mit Darstellungen aus Krieg und Jagd, die in schwarzer, roter und weißer Farbe Federzeichnungen ähnlich ausgeführt waren, versehen. Da die Perspektive nicht beachtet war und sich der Künstler im allgemeinen auf die Wiedergabe der Konturen seiner Menschen und Tiere beschränkt, dafür aber deren charakterische Merkmale besonders hervorgehoben hatte, erinnerte sein Werk an die Randzeichnungen des kleinen Moritz.

Die Sprache der Wahehe ist ein Bantu-Dialekt und der Verkehrssprache, dem Kisuahili, nahe verwandt. Da der Mhehe wie manche Bergvölker in vielen Kehltönen spricht und ihm einige Sprachfehler eigentümlich sind, ist er nicht eben leicht zu verstehen.

Durch zwei gewaltige Herrscher, Njugumba und Kwawa, Vater und Sohn, ist in den vergangenen 3 Jahrzehnten das Hehevolk zu einem strafforganisierten Militärstaate, der bald allen Nachbarstämmen furchtbar wurde, zusammengeschweißt worden. In fast ununterbrochenen Kriegszügen wurden nacheinander alle angrenzenden Stämme von den beiden Königen unterworfen. Im Jahre 1890 war ihr Reich bereits eine Macht geworden, die für unsere Herrschaft eine ernste Gefahr bildete, und deren weiterem Anwachsen wir nicht länger ruhig zusehen konnten. Um die Wahehe unter unsere Oberherrschaft zu beugen, wurde im folgenden Jahre der Kommandeur der Schutztruppe v. Zelewsky mit dem größten Teil der Truppe nach Uhehe gesandt. Bei Lula erlitt er eine vernichtende Niederlage, bei der er fiel und die Truppe nahezu aufgerieben wurde. Durch die Erstürmung von Iringa, der befestigten Hauptstadt des Sultans, am 29. Oktober 1894 wetzten wir die Scharte aus. Die auf dem Rückmarsch Lula passierenden Kompagnien sahen die auf hohe Stangen gesteckten, gebleichten Schädel der dort gefallenen Kameraden; an der edleren Form des Schädels, teilweise auch an Goldplomben, konnten die Weißen unschwer wiedererkannt werden. In den Jahren 1897 und 98 mußten wir abermals gegen die Wahehe kämpfen, die sich unter ihrem Könige, dem Kwawa, in vollem Aufstande gegen uns befanden. Erst im Sommer 1898 war es uns gelungen, das Land wieder zur Ruhe zu bringen. Der König Kwawa hatte sich, als er der Gefangennahme nicht mehr entgehen konnte, selbst den Tod gegeben, tausende seiner tapferen Krieger waren im Verlauf des langen Krieges gefallen, große Teile des Landes lagen verwüstet und menschenleer.

Am 19. Oktober begann von der Sultans-Boma des Kiwanga aus die Erkundungsfahrt auf dem Mpanga durch die große Ulanganiederung. Für die Flußfahrt hatte ich nur einen 10 m langen, aber kaum 40 cm breiten Einbaum auftreiben können, sodaß der größere Teil meiner Karawane mir zu Fuß längs des Flusses folgen mußte.

Die Plätze im Boot waren folgendermaßen verteilt: vorn kauerte mein Boy Maona, der mit einem mit Marken versehenen Bambusstocke die Wassertiefe maß,

dann folgte ich auf einer Kiſte ſitzend, den Peilkampaß und das Routenbuch auf den Knieen, unausgeſetzt beobachtend, meſſend, ſchreibend und ſchwitzend, hinter mir arbeiteten die ſchwarzen Baatsleute mit Paddelrudern und Staken. Zwiſchen ihnen war ein Askari mit ſchußbereitem Gewehr poſtiert, der die Flußpferde, die uns gelegentlich das Fahrwaſſer verſperrten und, wie ich voraus bemerken will, uns zweimal durch unvermuteten Angriff in ernſte Gefahr brachten, verſcheuchen ſollte.

Die Fahrt im Einbaum war infolge der glühenden Sonnenſtrahlen, denen ich täglich 8—10 Stunden ſchutzlos ausgeſetzt war und der angeſtrengten Thätigkeit, der ich mich dabei ununterbrochen hingeben mußte und ſchließlich wegen der unbequemen Stellung, die ich ohne das Baot in die Gefahr des Kenterns zu bringen, nicht verändern durfte, eine Qual. Ich habe alle Minuten den Kompaß abgeleſen und die zurückgelegte Strecke in der beſtimmten Richtung eingetragen. Dazu kamen Notizen über Flußtiefe und Breite, Höhe und Art der Ufer, Charakter und Bebauung der durchfahrenen Landſchaft, Namen der Ortſchaften uſw., kurzum ich hatte oft kaum Zeit, mir die perlenden Schweißtropfen aus dem Geſicht zu wiſchen.

Die Fahrt führte mich zunächſt den Mpanga abwärts bis zu ſeiner Einmündung in den Mnyera, dann in dieſem Fluß, der von rechts dem Ruhudye aufnimmt und ſpäter den Namen Kilombero trägt, abwärts bis zur Einmündung des ihm von links zugehenden Kihanſe, der Anſchlußſtelle an die Route des Hauptmann v. Prittwitz, die ich am 26. Oktober erreichte. Dort verließ ich das Baat wieder und wanderte längs des Kilombero und Ruhudye aufwärts bis Uramba, dem Haupthandelsplatz der Ulangaebene.

Die Ulangaebene, die ſich in nordöſtl. Richtung in einer Länge von ca. 100 Kilometer und einer Breite van 30—50 Kilometer erſtreckt, iſt eine alluviale Niederung oan ca. 300 Meter Meereshöhe, die im Nordweſten von den bis zu 2000 Meter ſchroff und unvermittelt aus ihr aufſteigenden Randgebirgen des Uheheplateaus, im Südoſten von niedrigeren Gebirgsketten, die verſchiedene Namen tragen, eingefaßt wird. Sie zeigt im allgemeinen Steppencharakter, der größte Teil ihrer Fläche iſt mit mehr als mannshohem, ſchilfigem Gras bedeckt. Die Einförmigkeit der Landſchaft wird hie und da durch einzelne hohe Laubbäume und Baraſſuspalmen, die man ab und zu auch zu lichten Hainen vereinigt findet, unterbrochen. Von den die Niederung im Nordoſten begrenzenden Gebirgsketten reicht der Mhombo-Wald bis in die Ebene hinein und geht dort zuweilen in Parkwald über. Ab und zu ſieht man an den Flüſſen ſchmalen Galleriewald.

Der Ruhudye, der Mnyera und der Mpanga nehmen bei ihrem Eintritt in die von ihnen geſchaffene Ebene, in der ſie ſich in zahlreiche Arme verzweigen, um ſich zuletzt zum Kilombera zu vereinigen, den Charakter van Steppenflüſſen an. Ihre gelbbraunen Gewäſſer wälzen ſich meiſt im kanalartigen Bett in langſamem, gewundenem Lauf durch die Steppe. Meiſt haben die Flüſſe nahezu ſenkrechte, ½—3 Meter hohe Bruchufer, an einzelnen Stellen aber werden die Uferwände ſo niedrig, daß auch bei dem am Ende der Trockenheit tiefſten Waſſerſtande das Nachbargelände überſchwemmt wird. Auf den überſchwemmten Flächen, die Nguaba genannt werden, kammt auch der in der Trackenzeit gepflanzte Reis, der Sommerreis, zur Reife.

Am Ende der Regenzeit, im März oder April, treten die Flüſſe über ihre

Ufer und verwandeln die Ebene in einen See, aus dem nur die höchſtgelegenen Punkte gleich Inſeln herausſchauen. Oft bis in den Mai hinein hält ſich das Waſſer hoch, im Juni verläuft es allmählig, aber bis zum Auguſt und September

Waldſteppe bei Dutumi.

findet man Waſſer in den zahlreichen Tümpeln und Gräben der Ebene und häufig ſumpfige, ſchwer paſſierbare Flächen. Im Oktober erreichen die Flüſſe ihren niedrigſten Waſſerſtand.

Der aus Lehm und grauem bis graublauem Thon beſtehende Boden, der von ſchmalen Sandſchichten durchzogen wird, iſt da, wa ihm genügend Waſſer zugeführt wird, außerordentlich fruchtbar. Es wird hauptſächlich Reis, in zweiter Linie Mais gebaut; bei voller und richtiger Ausnützung der fruchtbaren Niederung könnte ſie allein das geſamte Schutzgebiet mit Getreide verſorgen.

Die Ulanganiederung wird von drei Stämmen bewohnt, den Wandamba, Watemekwira und den Wambunga. Die Wandamba ſitzen wohl am längſten in der heißen Niederung; ſie ſind Fiſcher und Reisbauern und wohnen, oft in Pfahlbauten, dicht an den Ufern der Flüſſe. Unkriegeriſch und eines einheitlichen Oberhauptes entbehrend, ſind ſie von den Watemekwira unterjocht worden, als dieſe von den Wahehe aus dem ſüdlichen Uhehe vertrieben wurden. Die Watemekwira, die in der älteren Generation noch die ſchlanken, hohen Männergeſtalten mit den harten, knochigen Geſichtern, mit einem Wort, den echten Typus der Wahehekrieger zeigen, ſcheinen in der heißen Fieberluft der Ulanga zu degenerieren. Die Jungen gleichen den Alten nicht mehr. Sie ſitzen meiſt als Wanſagira d. i. Statthalter und Dorfälteſter unter den Wandamba und treiben Feldbau und Viehzucht; wo es ihnen der Holzmangel nicht verbot, haben ſie an ihrem Tembenbau feſtgehalten. — Die Wambunga ſind die nördlichſten der früher von den Sulus unterjochten Stämme, wahrſcheinlich Wandonde, die Sulugebräuche und Sitten angenommen haben. Sie haben ſich 1891 und 92 an den bekannten Maſitieinfällen, deren einer bei Bagamayo vom Hauptmann von Gravenreuth blutig zurückgeſchlagen worden iſt, ſtark beteiligt. Heute beſtellen ſie friedlich ihre Felder und gehen dem Fiſchfang und der Jagd nach.

Die große Niederung iſt in manchen Teilen ſehr wildreich. Das Zebra, die Lyraantilope, der Buſchbock und das Warzenſchwein kommen häufig vor. Gelegentlich wechſelt der Elefant durch die Steppe; auf den flachen, bewaldeten Hängen der nach Nordoſten die Ebene begrenzenden Berge habe ich mit Erfolg auf die Kuhantilope und die nach dem Auftreten der Rinderpeſt ſo ſelten gewordene Elenantilope gepirſcht. Der langgezogene Ruf des Leoparden, das gellende Gelächter der Hyänen und das laute Gekläff der Schakale, die ſich miteinander um ein Aas ſtreiten, unterbricht oft die tiefe Stille der Nacht, bis die dumpf grollende Stimme des Königs der Tiere ertönt und den übrigen Tieren Schweigen gebietet. Die Flüſſe bergen zahlreiche Fiſche, darunter ſehr wohlſchmeckende Arten, aber auch deren gefräßige Feinde, die Krokodile, in einer ſelbſt für den Afrikaner ſtaunenerregenden Menge. Beſonders im Ruhudje habe ich, wenn ich im Einbaum lautlos den Stram hinaufglitt, faſt auf jeder Sandbank mehrere der großen Eidechſen in der Sonnenglut ſchlafen geſehen. Die Wandamba eſſen das Fleiſch der Tiere, das, wenn ſie noch jung ſind, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, recht wohlſchmeckend iſt. Die Flußpferde, die die Flüſſe bevölkern, und die ſich damals bei dem niedrigen Waſſerſtande in den tieferen Auskolkungen aufhielten, haben mich und meine Leute mehrmals in Gefahr gebracht. Auf der Fahrt den Ruhudje abwärts griff ein ſtarker Bulle, als ich ſorglos an ihm vorüberfuhr, das Boot an, ſchlug ſeine mächtigen Zähne in deſſen Wand und verſuchte es umzuwerfen; glücklicherweiſe widerſtand der aus Eiſenholz gebaute Einbaum, zwei meiner Leute aber wurden ins Waſſer geſchleudert. Ein glücklicher Schuß von mir, der das Tier tötete, beendigte die Gefahr. Die Wandamba, die das Fleiſch der großen Dickhäuter gerne eſſen, erlegen die Tiere mit der

Harpune, die vom Boote aus geworfen wird; ein ziemlich gefahrvoller Sport. Die Flüſſe und Seen der Niederung ſind von zahlreichen Waſſervögeln der verſchiedenſten Arten belebt; der Reichtum daran iſt an manchen Plätzen ein ganz außerordentlicher.

Die Ulanga-Ebene iſt für den Europäer kein angenehmer Aufenthalt; tagsüber herrſcht große Hitze, die durch keinen Lufthauch gemildert wird; auch wenn die glühende Sonnenkugel am weſtlichen Horizont untergetaucht iſt, wartet man vergebens auf Abkühlung; der durchglühte Boden und die Hänge der hohen Randgebirge geben dann die während des Tages aufgeſogene Hitze zurück; es tritt jene entnervende Schwüle ein, die jede Arbeit zu einer Qual macht und doch den Schlaf verhindert. Scharen von Moskitos erfüllen die Luft und peinigen mit ihren Stichen den Menſchen. In das brennende Lagerfeuer ſtürzen ſich tauſende der nächtlich ſchwärmenden Inſekten, und kein Löffel Suppe, kein Biſſen Fleiſch kann gegeſſen werden, ohnedaß nicht mindeſtens ein paar fliegende Ameiſen mit verſchluckt werden müſſen. Daß der Aufenthalt in der alljährlich überſchwemmten und dann in der ſtärkſten Sonnenglut langſam austrocknenden Niederung häufige und ſchwere Malaria-Erkrankungen mit ſich bringt, hat noch jeder Europäer erfahren müſſen, der hier geweilt hat, und habe auch ich geſpürt. Die 1894 gegründete Ulangaſtation, die in politiſcher und wirtſchaftlicher Beziehung an ſehr günſtigem Platze lag, hatte, weil in kurzer Zeit einer der dort ſtationierten Offiziere und Unteroffiziere nach dem andern ſtarb, aufgegeben werden müſſen. Selbſt die Neger, die von den Hochlanden in die Niederung herunterkommen, erkranken an Malaria und ſterben oft raſch dahin.

Der vorgehend erwähnte Handelsplatz Urambo, der aus mehreren kleinen Dörfern beſteht, liegt an der Handelsſtraße, die aus Uhehe über Perondo nach Ungoni im Süden und Sakkamagangas Gebiet im Südweſten führt. Er iſt bekannt dadurch, daß ſich hier mehrere der bedeutendſten Kilwa-Händler aufhalten, die Gummi, Elefanten- und Flußpferdzähne gegen Zeuge eintauſchen. Der Gummi wird in ziemlich großen Mengen in den Wäldern, die die Randgebirge der Ulanganiederung bedecken, ſowie in den Gebieten von Sakkamaganga und Maſſagati gewonnen.

Vom 11. November ab marſchierte ich von Urambo aus zunächſt in ſüdweſtlicher Richtung längs des Ruhudje aufwärts. Schon nach etwa 10 Kilometer Marſch treten zu beiden Seiten des Fluſſes flache Hügelketten auf und nahe an den Fluß heran. Sie weichen ſpäter wieder weiter zurück, um dann, höher geworden, den Fluß eng einzurahmen. Mit Ueberſchreitung des Pitu, des größten Nebenfluſſes, den der Ruhudje von rechts erhält, trat ich in das Gebiet Sakkamagangas ein. Der Fluß, deſſen Lauf jetzt ein mehr öſtlicher iſt, trennt das hügelige und bergige fruchtbare Land, das auch Matumbi genannt wird, von dem nördlich davon liegenden, ähnlich beſchaffenen Maſſagati. Beide Landſchaften ſind wegen ihres Gummis berühmt. Die gut bewäſſerten, ſchmalen Thäler zeigen üppigſten Pflanzenwuchs, die Höhen ſelbſt aber ſind meiſt nur mit trockenem Buſchwald beſtanden. Die Bewohner von Maſſagati und Matumbi ſind Watemekira und Wambunga, die den Wahehe in Sitten und Sprache gefolgt ſind, und gleich dem größten Teil der Bewohner der Ulangaebene dem Sultan Kiwanga, einem langjährigen und treuen Freunde der Deutſchen, unterthan ſind.

Am 17. Oktober erreichte ich, nachdem ich dem Fluß von Urambo aus ca.

70 Kilometer aufwärts gefolgt war, bei Malawisdorf die unterſte Schnelle des Fluſſes. Dort ſind die vom Nyaſſaplateau auslaufenden Bergketten ſo nahe an den Fluß herangetreten, daß ſie ihren Fuß in ſeine Waſſer tauchen. Im ſchmalen,

Der Ruhudje am Einfluß des Hoſa (Seitenangabe).

ſteil eingeſchnittenen Thale des Fluſſes, der von Fels zu Fels abſtürzt, bahnte ſich meine Karawane mühſam den Weg aufwärts. Bei der Einmündung des Mauli, eines rechten Nebenfluſſes des Ruhudje, mußte ich, nachdem ich in 6

Stunden beſchwerlichſten Marſches kaum 10 Kilometer vorwärts gekommen war, den Ruhudje verlaſſen, um weiter ab vom Fluſſe einen bequemeren Weg zu ſuchen.

Da ich aus der Geländegeſtaltung ſchließen konnte, daß weiter aufwärts der Fluß nicht mehr ſchiffbar ſein würde, war er ſelbſt nunmehr von geringem Intereſſe; Land und Leute zu ſeinen beiden Ufern waren in den Vordergrund getreten. Mich nach Südweſten vom Fluß abwendend, erkletterte ich am folgenden Tage das Hochplateau von Ubena; mein Lager am Abend war bereits in einer Höhe von 1400 Metern. Ich war wieder angelangt in der Region des Urwaldes und des Farn und atmete wieder froh die kühle Höhenluft ein.

Zur Rechten brauſte der Ruhudje in mächtigem, tief und ſteil eingeſchnittenem Thale. Vor mir gen Weſten erdehnte ſich die langſam aufſteigende, ſtark gewellte Hochebene von Ubena, und, wenn ich den Blick rückwärts wandte, ſah ich, wie das Plateau in langen, ſich wie die Finger einer Hand teilenden Rücken, auf die immer kleiner werdende Kuppen und Kegel aufgeſetzt waren, zur Ulanganiederung abfiel.

Die Hochebene von Ubena, die ich, dem Laufe des Ruhudje folgend, vom 20.—27. November durchwandert habe, iſt in Bodengeſtaltung und Bewachſung dem Uheheplateau ganz ähnlich, nur viel holzarmer als dieſes. Der Waldreichtum von Ukalinga und dem Ngolollo iſt nirgends vorhanden.

Das Hochland, das von 1000—2200 Meter aufſteigt, iſt reich bewäſſert und größtenteils fruchtbar. Angebaut werden hauptſächlich Bataten, Erbſen und Mais. Die Bewohner, die eine Zeit lang unter der Herrſchaft der Wahehe geſtanden haben und dieſen verwandt ſind, ähneln ihnen in Sprachen und Sitten. Sie unterſcheiden ſich von den eigentlichen Wahehe nur durch ihren friedlichen Charakter und die Bauart ihrer Temben, bei denen an Stelle des flachen Stampfdaches der Wahehe ein ſpitzes, mit Schilf eingedecktes Dach tritt. Charakteriſtiſch für die Landſchaften, die längs des Ruhudje liegen, ſind die Bambusgärten bei den Temben, die der Pombegewinnung wegen angelegt ſind. Wenn im Herbſte die erſten Regen fallen, ſteigt der Saft des Bambus nach oben. Die Bewohner ſchneiden alsdann die Bambusſtangen ſchräg ab, hängen ein aus Bambus hergeſtelltes Gefäß unter den Schnitt, das nach wenigen Stunden ſich mit einem ſüß-ſäuerlichen, ſtark mouſſierenden Saft füllt, der einem genügſamen Reiſenden ſelbſt den Sekt erſetzen kann.

Der Ruhudje zeigt oben auf dem Plateau nichts beſonders; bald fließt er langſamen Laufes in vielen Windungen durch ein breites Wieſenthal, bald ſtürzt er, von Bergwänden eingeengt, in Kaskaden über Felsblöcke und Steine herab. Von beiden Seiten fließen ihm zahlreiche Bäche und Flüßchen zu und etwa drei Tagemärſche von ſeiner Quelle nimmt er den ihm an Waſſerreichtum faſt gleichkommenden Quellfluß, den Hagafiro, auf. Etwa 20 Kilometer oberhalb dieſer Stelle liegt die Quelle des Mnyera, kaum eine Stunde vom Ruhudje entfernt.

Am 27. November wurde die Quelle des Ruhudje erreicht; der Fluß entſpringt aus dem Sattel zwiſchen zwei breiten, grasbewachſenen Rücken, dem Rugenge im Norden und dem Wanyakuchu im Süden, in etwa 2200 m Meereshöhe. Ganz in der Nähe entſpringt auch der Pandu, ein Quellfluß des mehrgenannten großen Ruaha.

Am 28. November brach ich von der Quelle des Ruhudje auf, um das Livingſtonegebirge zu überqueren und meine Route an den See anzuſchließen. Das Reiſen war jetzt recht unbequem geworden, täglich wurden wir einigemale

bis auf die Haut von kalten Gewitterregen durchnäßt; dazu kam, daß die Temperatur empfindlich kühl war, sie betrug am Morgen nur 6—8 Grad Celsius. Die Verständigung mit den Bewohnern, die selten oder noch nie Europäer gesehen hatten, wurde umständlich und die Beschaffung von Verpflegung schwierig.

Der Weg ging anfangs über sanft abfallende Hänge durch ein flaches Wiesenthal hindurch, dann aber führte der Pfad auf hohen mächtigen Rücken, die mit saftigem, frisch grünem Gras bewachsen waren, stetig bergan. Je weiter ich nach Westen vordrang, desto mehr nahm die Landschaft Gebirgscharakter an. Auch anderes geologisches Gebiet wurde betreten; an Stelle des Laterit sah man fettigen, braunroten Schiefer, später Kalk- und Sandstein, ferner thonige und mergelige Gesteinsarten, die das aus Granit bestehende Massiv zu bedecken scheinen. Schon am Nachmittag des 28. hatte ich den höchsten Punkt, den mächtigen Rücken Ikoo, erreicht. Das Aneroid zeigte 554,5 mm bei 14 Grad Celsius Lufttemperatur, ich befand mich also in ca. 2400 m Meereshöhe. Regen und Nebel verhinderten leider jeglichen Ausblick. Als ich aber am andern Morgen, der Karawane vorausgehend, eine vom Wege abseits befindliche Höhe erklomm, und das vor mir liegende Chaos von Bergen und Thälern durchmusterte, sah ich zwischen schroffen Spitzen einen Streifen metallischen Blaus, den Nyassa, unser ersehntes Ziel.

Am 29. Dezember lagerte ich in der Station Itandala, der protestantischen Mission Berlin I, wo ich die Gastfreundschaft des Missionars Wolff und seiner Frau genoß. Von dem Missionar, der die Sprache der Gebirgsbewohner, der Wakinga, beherrschte, erfuhr ich manches Wissenswerte über das noch wenig bekannte Bergvolk Auch versorgte er mich mit zuverlässigen Wegführern, die es mir möglich machten, in Verkehr mit den scheuen Wakinga zu kommen.

Am nächsten Tage setzte ich den Marsch nach Westen fort. Der Weg bot zunächst wenig Schwierigkeiten; er führte durch große Mulden und über breite Rücken. Am 30. November aber mußte in das ca. 500 m tiefe, steil eingeschnittene Thal des Mlumbira hinabgestiegen und der jenseitige, gleich hohe Hang wieder erklettert werden. Von da ab wurde der Weg immer schwieriger und halsbrecherischer. Auf kaum fußbreiten Graten, von denen zu beiden Seiten die Wände 400—500 m tief abfielen, führte er auf- und abwärts. Treffend charakterisierte einer meiner Träger eine besonders gefahrvolle Stelle, indem er sagte: „Kaburi oya kulia, kaburi oya kushoto", rechts ein Grab und links ein Grab.

Am 30. November, 12 Uhr nachts kam ich mit totmüden Trägern in dem ca. 10 km nördl. Langenburg gelegenen Kanda am Nyassa an und hatte damit das erste Ziel meiner Reise erreicht.

Das Livingstonegebirge, das Randgebirge des zum Nyassa abfallenden Ubenaplateaus hat da, wo ich es kennen gelernt habe, einen plateauartigen Kamm, von dem aus mächtige Rücken, die in schmale, scharf gezackte Grate auslaufen, zum See abfallen. Der oberste Teil des Gebirges ist gut bewässert, aber holzarm; die gegen den See zu abstürzenden Grate sind mit lichtem Steppenwald bedeckt.

Missionar Wolff hält den Boden für nicht besonders fruchtbar, indessen stand das, was ich bei ihm in Feld und Garten gesehen habe, sehr gut; auch ist das Gebirge teilweise verhältnismäßig dicht bevölkert, sicher ein Zeichen, daß der Boden gute Erträgnisse liefert. [illegible] ssten scheint mir der Kamm und der nach Osten nach Ubena zu [illegible] Gebirges. Ich habe dort so prächtige,

mit Erbſen, Bohnen und Mais beſtellte Felder geſehen, wie kaum wieder anderswo.

Die Holzarmmut des größeren Teiles des Livingſtonegebirges und der Ubena-

Miſſions-Station Kondala (Livingſtone-Gebirge).

hochebene wie in Uhehe iſt eine Folge der unſinnigen Rodungen der Eingeborenen und der alljährlichen Grasbrände. Sollen die ihres kühlen Höhenklimas wegen zur Beſiedelung durch Nordeuropäer größtenteils fruchtbaren und reich bewäſſerten

Gebiete durch den Raubbau der Eingeborenen nicht noch weiter herunterkommen, ſo thut ſchleunige Hilfe not; die noch vorhandenen, ſpärlichen Holzbeſtände müſſen vor den Eingeborenen und gegen Grasbrände geſchützt werden.

Der ſüdliche Teil des Livingſtonegebirges wird von den Wapangwa, der nördliche von den Wakinga, die nach Weſten mit Wamawemba untermiſcht ſind, bewohnt.

Die Wakinga ſind ein kräftiger, mittelgroßer Menſchenſchlag, von braunroter, bis braunſchwarzer Farbe; aufgefallen iſt mir an ihnen und einzelnen das Gebirge bewohnenden Wamawemba die graue oder graubraune Iris, die ich bei andern Negerſtämmen nie geſehen habe. Die Männer gehen nackt oder ziehen einen Streifen Tuch zwiſchen den Beinen durch, den ſie an einem um die Hüften gebundenen Strick befeſtigen. Die Weiber tragen ein aus den Wedeln der Hyphäne hergeſtelltes, kaum 10 cm langes Röckchen, das vorn zuſammengebunden wird und ähnlich wie der Rock einer Balleteuſe vom Leibe abſteht. Ein vorn vorgeſteckter Zweig vervollkommnet die wohlfeile Toilette, die ſich täglich koſtenlos mehreremale erneuern läßt. Männer und Weiber haben die zwei mittleren, unteren Schneidezähne ausgeſchlagen; Tätowierungen ſind mir nicht aufgefallen; die Frauen und Mädchen durchbohren jedoch die Ohrläppchen und tragen darin einen oder mehrere meſſingene Ringe. Außerdem ſind bei beiden Geſchlechtern meſſingene, um das Handgelenk getragene Ringe und aus ſtarkem Meſſingdraht hergeſtellte Manſchetten beliebt.

Bei den Wakinga ſoll der Preis, den der Freier dem Vater des Mädchens, das er heiraten will, zahlen muß, ſehr hoch ſein, ſodaß er meiſt mehrere Jahre arbeiten muß, bis er den Preis für die Braut vollſtändig erlegt hat. Infolgedeſſen treten die Mädchen nicht in dem unreifen Alter in die Ehe, wie es ſonſt bei den Negern üblich iſt, und man ſieht hier kräftige, voll entwickelte Mädchengeſtalten. Im allgemeinen herrſcht Monogamie.

Die Wakinga wohnen in ſorgfältig aus Bambus hergeſtellten, runden Hütten mit ſpitzem Dach, die zu kleinen, ſauber gehaltenen und mit Dornenhecken umgebenen Dörfern vereinigt ſind. Die Leute bauen Ulefi, Erbſen, Bohnen und Bataten und haben kleine, aber gut gepflegte Herden von Rindern, Ziegen und Schafen. Merkwürdigerweiſe verſtehen ſie nichts vom Melken.

Die Bergbewohner, die vielen kleinen Häuptlingen unterſtehen, haben trotz ihres Mutes und ihrer Übung im Gebrauch der Waffen, gleich ihren Nachbarn, oft unter den Einfällen der Wahehe und Wangoni zu leiden gehabt. Die zu loſe ſtaatliche Organiſation zerſplitterte ihre Kraft und machte ſie zu erfolgreicher Gegenwehr unfähig.

Wenn ich nunmehr das Ergebnis der ganzen Erkundungsreiſe einſchließlich der Rückreiſe vom Nyaſſa zur Küſte zuſammenfaſſe, ſo war bei dem Waſſerſtande, den ich vom Oktober 1898 bis Januar dieſes Jahres vorfand, keiner der drei Flüſſe, die ich in einer Geſamtlänge von ca. 300 Kilometer befahren habe, durchgehend als Verkehrsſtraße brauchbar.

Ein einigermaßen leiſtungsfähiger Heckraddampfer muß, ſoweit mir bekannt, mindeſtens 3 Meter breit und 15 Meter lang ſein und einen Tiefgang von 40 Zentimeter haben. Das hierfür erforderliche Mindeſtprofil von 5 Meter Breite und 50 Zentimeter Tiefe war bei keiner der von mir befahrenen Waſſeradern überall vorhanden, außerdem aber hatten die Flüſſe ſtreckenweiſe ſo ſcharfe und

kurze Windungen, daß es der ganzen Geſchicklichkeit meiner ſehr gewandten Bootsleute bedurfte, meinen nur 10 bezw. 12 Meter langen Einbaum, ohne anzuſtoßen, durchzubringen. Dieſe Strecken würden alſo ebenfalls von einem ſolchen Dampfer nicht paſſiert werden können. Die Teilſtrecken der Flüſſe aber, die durchgehend von einem Heckraddampfer befahren werden können, ſind meiner Anſicht nach zu kurz, als daß ſich für ſie die Beſchaffung eines ſolchen lohnte.

Das eben Geſagte gilt nur für den Waſſerſtand zur Zeit meiner Erkundung, der damals infolge der teilweiſe ausgebliebenen Regenzeit ein abnorm niedriger war.

Wenn im April und Mai die meiſten Flüſſe aus ihren Ufern treten und die Ulanganiederung zum großen Teil überſchwemmen, kann ein flach gehender Dampfer wahrſcheinlich an Stellen gelangen, die in der Trockenzeit weitab von den Waſſerſtraßen liegen; ebenſo wird er dann anſtandslos die drei Flüſſe aufwärts bis zu ihren Schnellen befahren können. Das gilt aber nur für zwei bis drei, ausnahmsweiſe vier Monate im Jahr. Für dieſe kurze Zeit wird ſich die Anſchaffung eines Dampfers meiner Anſicht nach nicht bezahlt machen.

Flußkorrektionen proviſoriſcher Art dürften nicht ſchwierig herzuſtellen ſein; aber das Hochwaſſer der Regenzeit würde ſolche Bauten alljährlich zerſtören, ſodaß ihre Koſten mit dem Nutzen, den ſie gewähren, wahrſcheinlich nicht in Einklang gebracht werden könnten. Uferbauten aber, die die Flüſſe der Ulanganiederung in dauerhafte Verkehrsſtraßen verwandeln ſollen, müſſen wohl einer ſpäteren Zeit vorbehalten bleiben, in der das umliegende Gebiet eine höhere Kultur als jetzt erreicht hat.

Wenn ich die von mir erkundeten Flüſſe der Ulanga-Niederung für nicht geeignet für den Verkehr von Heckraddampfern erachte, ſo ſoll damit kein abſchließendes Urteil gefällt ſein. Da die alljährlich im Gefolge der Regenzeit eintretenden Hochwaſſer große Veränderungen an dem Bett und dem Lauf der Flüſſe bewirken können und der Unterſchied zwiſchen dem Durchſchnittswaſſerſtande in einem regenreichen und regenarmen Jahre ein ganz bedeutender ſein kann, ſo iſt von einer Erkundung kein feſtſtehendes Ergebnis zu erwarten.*)

Welches Ergebnis auch weitere Erkundungen haben mögen, zwei große Nachteile haften dem Rufidji an: Sein Lauf wird durch eine reichlich hundert Kilometer lange unbefahrene Strecke unterbrochen, und er führt durch die fieberreichſten, ungeſundeſten Landſchaften unſerer Kolonie. Die deutſchen Bauern, die mit Weib und Kind auf dem Waſſerwege nach Uhehe reiſen, werden zum großen Teil ſchwer erkranken, zum mindeſten ſtark mit Malaria infiziert werden und niedergeſchlagen, mutlos und arbeitsunfähig an der Stätte ihrer künftigen Thätigkeit ankommen. Dort aber haben ſie Geſundheit, Arbeitsluſt und Arbeitskraft beſonders nötig.

Unter dieſen Verhältniſſen erſcheint es mir notwendig, den Bau einer Bahn nach Uhehe und den Nyaſſagebieten, die bei Kiloſſa an die Zentralbahn anſchließen könnte, in Erwägung zu ziehen. Sie würde die Beſiedlung der geſunden und fruchtbaren Hochlande ſicher ermöglichen. Hoffen wir, daß ſie dem Schutzgebiete bald beſcheert werde!

*) Hauptmann v. Kleiſt und der Arzt Arning haben in den Jahren 1895 und 1896 die Flüſſe der Ulanga-Niederung mit dem Einbaum und teilweiſe auch mit einer tiefergehenden Dhau befahren und nicht die Schwierigkeiten gefunden, die ich hatte.

Frankreich in Weſtafrika.

II.

Eine Schilderung der Verhältniſſe in den einzelnen Kolonien ſoll darthun, wieweit die Franzoſen uns in Bezug auf ſtaatliche Leiſtungen gegenüber Togo und Kamerun überholt haben, und wie ſich infolgedeſſen die Entwicklung der Küſtenkolonien und Franz.-Kongos gegenwärtig anzeigt. Vorher ſei bemerkt, daß die Franzoſen die erſten Europäer geweſen ſein dürften, welche die Guineaküſte bereiſten; denn laut den übereinſtimmenden Zeugniſſen mittelalterlicher Chroniſten waren kühne Schiffer aus Dieppe und Rouen bereits im 14. Jahrhundert dort gelandet und hatten Niederlaſſungen gegründet, die indes ſchon infolge der langen Kriege mit England frühzeitig aufgegeben wurden.

1. Senegal.

In Senegambien fanden die Franzoſen die älteſten Stützpunkte für die heutige Entwicklung. Mehrere große Geſellſchaften hatten auf den Inſelchen Gorée und Saint-Louis, hart am Feſtlande vom Jahre 1626 an Faktorcien gegründet, die 1758 in den Beſitz der Briten fielen, 1779 von dem Herzog von Lauzun wieder erobert, 1809 abermals von den Briten beſetzt und erſt gemäß dem Pariſer Vertrag von 1814 Frankreich endgültig zurückgegeben wurden. England behielt ſeinen Beſitz am Gambiafluß; allein bei der ſpäteren Erforſchung des Innern ergab ſich, daß dieſer Fluß nicht weiter als bis zur Gebirgskette des Futa Djalon hinaufreicht, wogegen Frankreich auf dem Senegalfluß um das Gebirge weithin vordringen konnte. Letzteres geſchah indes erſt in den 1850 er Jahren, hauptſächlich unter der Leitung des nachmaligen Generals Faidherbe, der ſich auch im Kriege 1870/71 rühmlich hervorthat. Dieſer Offizier war es, der den Plan für das Vordringen nach dem Niger entwarf. An die Eroberung des ſenegaliſchen Binnenlandes knüpfen ſich glorreiche militäriſche Erinnerungen. Die dortigen und die weiteren weſtafrikaniſchen Feldzüge der Franzoſen wurden kürzlich in einer Reihe von Aufſätzen im Militärwochenblatt geſchildert; ſie haben für die Kolonialgeſchichte eine weittragende Bedeutung. Ein Mann wie Faidherbe wäre nicht aus bloßem Thatendrang vorgegangen. Als er zum erſten Mal nach dem Senegal kam, fand er eine ziemlich troſtloſe Lage. Es gab größere Niederlaſſungen nur auf den beiden Inſelchen, kleinere an einzelnen Punkten des Feſtlandes. Die Kaufleute, die ſich ins Innere wagten, ſtießen auf den Widerſtand der Tuareg, die Tribut und Durchgangszölle forderten. Hier galt alſo noch der alte Satz, daß die Flagge dem Handel folgt. Solange es ſich um das nahe Innere handelt, mag dieſer Satz gelten; allein er kehrt ſich in das Gegenteil um, ſowie das Hinterland erſchloſſen werden ſoll. In Deutſchland vermag man,

auf einen noch vor fünfzehn Jahren richtigen Ausſpruch Bismarcks hinweiſend, ſich immer noch nicht ganz mit dieſem Gegenteil zu befreunden. Dagegen haben die Franzoſen in neuerer Zeit durch zahlreiche, bis zum Sudan ausgedehnte Feldzüge dem Handel die Wege erſt geebnet, die ſonſt auf immer verſchloſſen geblieben wären, und es verſchlägt nicht, daß ihr früher manchmal ſchlecht unterrichtetes Parlament muhammedaniſchen Fanatikern gegenüber friedliche Eroberung vorſchrieb, d. i. in Wirklichkeit Entfaltung und Stillſtand. Um einem Feind entgegenzutreten, der nicht weniger kampffähig und tapfer war als die Moghrabiner, bildete Faidherbe eine Eingebornentruppe; denn nur eine ſolche iſt den Anſtrengungen eines heißen Klimas gewachſen. Es ergab ſich, daß ſolche Truppen ſich leichter ausbilden laſſen, als man auch nach den algeriſchen Erfahrungen annahm, daß ſie als Naturmenſchen wegen ihrer Gewandtheit die elementaren Stufen des ſoldatiſchen Handwerks leichter erſteigen als ſolche europäiſche Rekruten, die aus Stadt und Land eine erbliche oder berufliche Ungelenkigkeit mitbringen, daß ſie ſich bei geſchickter Führung mitſamt dem unabweisbaren Weibertroß wohl im Zaume halten laſſen und die nicht zu hohen Anforderungen an ihre Fähigkeiten im Felddienſt mit genügender Sicherheit erfüllen. Heute ſind die Senegalſchützen die Kerntruppen Frankreichs in Weſtafrika. Sie haben Marchands Zug nach Faſchoda mitgemacht, ſie haben am Kongo und am Tſchad gefochten, und bei der jetzt vor ſich gehenden Bildung des dritten Militärbezirks in Sinder und des vierten am Schari geben ſie die untern Cadres ab. Faidherbes Schöpfung ward vorbildlich für die Briten und die Deutſchen, von den Portugieſen abgeſehen, die ſich bekanntlich leicht mit den Eingebornen verſchmelzen. Der Kern der britiſchen Streitmacht in Weſtafrika iſt die W. A. Frontier Force, deren Standorte mit 3500 Mann die Nigerkolonieen ſind, wo gegenwärtig fortwährend Kriegszüge im Gange ſind.[1]) Ein afrikaniſches Stimmungsbild ohne gleichen iſt Pierre Lotis Roman d'un spahi, vielleicht ſein beſtes Werk, das auf ſenegaliſchem und guineeiſchem Boden die Empfindungen und die Leiden eines europäiſchen Soldaten ganz packend ſchildert. Im eigentlichen Senegal ſtehen gegenwärtig 2600 Mann, davon 1180 Eingeborene.

Wenn indes Loti Senegal als eine ſchon altersſchwache Kolonie bezeichnet, weil die Eingebornen des Vorlandes ihr Gebiet entwaldet haben wie die Spanier ihr Land, ſo widerſpricht dem die ſeitherige Entwicklung; denn die giebt ſich ſchon dadurch kund, daß der Handel ſich innerhalb der letzten zehn Jahre verdoppelt hat. Die Zunahme von 1898 auf 1899 beträgt 11 Millionen Fr.[2]) Von der Einfuhr von 50 Millionen kommen 30 Millionen auf Frankreich, das während des letzten Berichtsjahres u. a. bei der Haupteinfuhrware, den Baumwollſtoffen, durch einen gewaltigen Sprung das Ausland beinahe eingeholt hat, freilich mit Hülfe ſeiner indiſchen Kolonien. Die europäiſchen oder indiſchen Tücher erfreuen ſich einer ſolchen Beliebtheit im Innern, daß die Tuareg der Wüſte, die man ſich nicht anders als in flatterndem weißen Wollgewande einherreitend vorſtellt, ſich bereits in

[1]) Historie de la Conquête du Soudan, par le lieutenant Gatelot. Paris 1901.

[2]) Der Handel wurde im Jahre 1900 durch die Gelbfieberſeuche ungünſtig beeinflußt. Trotzdem iſt ein Niedergang, von 50 auf 46,6 Mill. Fr. nur in der Einfuhr zu verzeichnen, wogegen die Ausfuhr wieder von 23,2 auf 32,9 Mill. Fr. geſtiegen iſt; die Mehrausfuhr kam ausſchließlich Frankreich zugute.

blaue Tücher hüllen, die ſie in Timbuktu erhandeln. Die Handelsſtatiſtik umfaßt übrigens nur den Küſtenhandel, da Zollämter im Binnenlande nicht beſtehen. Bei der Ausfuhr haben die Erdnüſſe mit 12 Mill. Fr. den Löwenanteil. Die Verſchiffungen finden nach Bordeaux und Marſeille ſtatt, wo man dieſe Frucht bereits ſeit 1840 kennt. Wie oft mögen wir afrikaniſches Erdnußöl, in Marſeille gepreßt, als echtes Provencer Olivenöl genoſſen haben. Auch in Togo und Kamerun, bei den ackerbautreibenden Hinterländern, kommt die Erdnuß in Betracht. In Senegal iſt ſie ſchon Pflanzungsobjekt. Im Jahre 1900 wurden 60000 t Erdnußöl gewonnen. Wenn man für die Erdnüſſe vom Senegal einen Oelertrag von 32% annimmt gegen 40% bei denen der Koromandelküſte, ergiebt dieſe Menge 19000 t Oel. Kopalgummi (3,5) Mill.), gewonnen aus mehreren Akazienarten, wird gegenwärtig wegen des niedrigen Marktpreiſes vernachläſſigt. Der Kautſchuk (2,2 Mill.) erzielt befriedigende Preiſe. Die Regierung hat das Land auf Kautſchukgewinnung ſachmänniſch unterſuchen laſſen, und das Urteil des franzöſiſchen Spezialiſten iſt durchaus günſtig. Der Cearabaum wird vielfach angepflanzt. Die Kautſchukausfuhr iſt mit einem Wertzoll von 5% belaſtet. Die zukunftreichſte der heimiſchen Pflanzen ſcheint die Baumwollſtaude zu ſein. Da wir dieſer auch Togo mehr eröffnen wollen, würde ſich vielleicht ein Beſuch eines deutſchen Kulturtechnikers in Senegal mit Bezug auf Erdnüſſe und Baumwolle lohnen. Verſuchsgärten befinden ſich in Sohr gegenüber Saint-Louis und Richard-Toll am Senegal. Die Kolonie ſtellt Kulturtechniker an, die ein Staatsdiplom beſitzen müſſen; ſie erhalten ſehr geringe Gehälter, die man in Deutſchland für den Kolonialdienſt nicht anzubieten wagen würde. Die Eingebornen des Nigerthales bauen für ihren eigenen Gebrauch bereits Reis; ſie haben ſich daran gewöhnt, freilich bei gemiſchter Nahrung, ſodaß der Reis ſich doch wohl als Teilkoſt für die binnenländiſchen Pflanzungsarbeiter am Kamerunberg eignen würde. Bergreis reift auf Höhen von 600—1000 m. Im Jahre 1899 ſind 182000 gr Gold aus Galam ausgeführt worden. Seit einigen Jahren haben ſich in der Kolonie und der benachbarten Guinée ſyriſche Händler eingefunden, die bis nach dem Sudan ziehen, um Landeserzeugniſſe zu erhandeln. Sie ſind kürzlich einer beſondern Steuer von 30 Fr. monatlich unterworfen worden. In St. Louis beſtand ſeit längerer Zeit eine Notenbank (Banque du Sénégal) mit 800000 Fr. Aktienkapital. Sie iſt in der neugegründeten Banque de l'Afrique occidentale aufgegangen, deren Kapital 1½ Mill. beträgt; Zweigſtellen ſind in den andern Küſtenkolonieen errichtet. Die Einfuhrzölle betragen 5%; ausländiſcher Branntwein wird neuerdings mit 17% verzollt. Da der Islam ſich raſch ausbreitet — was auch noch aus Dahome berichtet wird — hofft man, daß die Branntweineinfuhr bald abnehmen wird. Die vier Städte, die eine regelrechte Ortsverwaltung für ſich und das umliegende Gebiet haben und unmittelbar dem Gouverneur unterſtehen, erheben Octroi. Es ſind: Saint-Louis mit 20 200, Dakar mit 1200, Gorde mit 2000 u. Rufiſque mit 8000 Einwohnern.

Dem Aufſchwung des Geſchäfts entſprechend iſt die Finanzlage ſo günſtig, daß die Kolonie ſeit einigen Jahren keines Zuſchuſſes des Mutterlandes zur Begleichung des Budgets mehr bedarf, ſondern bereits die ihr vorgeſchriebene Vermögensrücklage mit 6 Mill. Fr. voll beſitzt, einen kleinen Beitrag zu den allgemeinen Verwaltungskoſten für die Kolonien an das Mutterland abführt und ihre für öffentliche Arbeiten aufgenommenen Anleihen (20 Mill.) verzinſt. Im vorigen Jahre

hat das gelbe Fieber das Geſchäft gelähmt und die Finanzen beeinträchtigt; doch werden die Verluſte bald verſchmerzt ſein. Hoffentlich findet ſich einmal ein Statiſtiker, der berechnet, wie viele Millionen Frankreich hat ausgeben müſſen, bis die heute ohne Zuſchuß daſtehenden Kolonieen ſich ſelbſt genügen konnten. Das deutſche Reich hat bis jetzt im ganzen 70 Mill. M. für ſeine Schutzgebiete ausgegeben, die militäriſchen Ausgaben einbegriffen. So viel wenigſtens muß Senegal allein Frankreich gekoſtet haben, das heute noch die militäriſchen Koſten für dieſe wie für die andern Kolonieen trägt. Bei einer ihrer kühnen, aber doch fruchtbringenden Ausgaben, dem Bau der 264 km langen Eiſenbahn von St. Louis an der Senegalmündung bis Dakar am Kap Verde, erweiſt ſich der Zuſchuß bereits als einen Vorſchuß, indem die Betriebsgeſellſchaft dem Staat ſchon 1 Mill. Fr. zurückerſtattet hat. (Einnahme 1899: 2 Mill. Fr.)

Größere Schmerzen verurſacht noch der vom Staat unternommene Bau der ſog. Sudanbahn, die von Kayes am obern Senegal eine 577 km lange Verbindung nach Kulikoro, dem Punkte, wo der Niger ſchiffbar wird, herzuſtellen beſtimmt iſt. Das Mutterland trägt die eine Hälfte, die Kolonie die andere Hälfte der Ausgabe. Der Bahnbau dauert nun ſchon über zehn Jahre, und die Verzögerung ſcheint nicht ſo ſehr den noch vor einigen Jahren nötigen Feldzügen als dem Mangel an Berechnung und Verwaltung zu entſpringen. Urſprünglich waren die Baukoſten auf 24 Mill. Fr. veranſchlagt, es ſind jedoch einige Millionen mehr erforderlich, und es iſt zweifelhaft, ob die nun für 1903 in Ausſicht geſtellte Vollendung bis dahin Thatſache wird. Einſtweilen betragen die Betriebseinnahmen auf der fertigen Strecke von 267 km rund 500000 Fr. jährlich. Eine halbe Kompagnie Geniefoldaten iſt fortlaufend am Bau beſchäftigt. Ein weiterer Umſtand, den man der Kolonialverwaltung erſchwerend anrechnen kann, iſt, daß ſie doch die beſten Arbeiter, die man überhaupt in Weſtafrika kennt, grade in Senegal findet; auch für die Kongobahn mußten Arbeiter aus Senegal angeworben werden, und ſie haben ſich beſtens bewährt. Der Endpunkt der Bahn iſt gegenwärtig Badugu. Bis in die Gegend von Kita bieten ſich keine Bodenſchwierigkeiten; die dort vorkommenden Hinderniſſe werden verhältnismäßig leicht beſeitigt werden, da die Arbeiten an dieſer Stelle eingeleitet ſind. Weiter, bis Kulikoro, ſoll die Ausführung wieder leicht ſein. Da die ſudaniſchen Stämme des Nigerbogens arbeitſam und gute Abnehmer für beſſere europäiſche Waren ſind, iſt vorauszuſehen, daß die Bahn ſich rentieren wird. Das Reiſen iſt für Europäer ſchon jetzt im ganzen Nigerbogen weſentlich erleichtert; denn die Verwaltung ſorgt für gute Verkehrswege. Die unvollendete Strecke der Sudanbahn kann man auf einer, wenn auch unbeſchotterten Straße mit dem Motorwagen zurücklegen; für den Frachtverkehr haben ſich dabei allerdings Schwierigkeiten ergeben, die jedoch nur bei dem Unternehmer zu liegen ſchienen, an deſſen Stelle eine leiſtungsfähige induſtrielle Geſellſchaft getreten iſt. Eine ſchmalſpurige Eiſenbahn wird vorgeſchlagen, um von Luga, einer Station der Küſtenbahn St. Louis—Dakar, die Kopalvorräte des Yoloffgebietes zu erreichen, und in weiterer Ferne liegt der Plan einer Bahn von Thies (auf derſelben Küſtenſtrecke) nach Kayes am oberen Senegal. Was die Schifffahrt betrifft, ſo kommt zunächſt der Senegalfluß bis Kayes mit beinahe 700 km in Betracht, dann der Niger von Kulikoro bis Buſſang auf einer Länge von 2500 km. Allein während erſterer bis Bammako wenigſtens das ganze Jahr ſchiffbar iſt, hängt die Benutzung des mittleren Niger von dem Waſſerſtande und

vom Tiefgang der Fahrzeuge ab. Eine wichtige Wahrnehmung ist die des Majors Toutée, des bekannten Dahomeforschers: daß die Stromschnellen des Niger bei Bussang, die man bis vor einigen Jahren für unüberwindliche Hindernisse hielt, bei hohem Wasserstande von flachgehenden Booten mit einiger Vorsicht sehr wohl genommen werden können, wie Toutées eigenes Vorgehen, noch unter den Pfeilen der Anwohner, beweist. Das Hemmnis steht also in keinem Vergleich zu dem, das die afrikanische Terrasse an den Sannagafällen in Kamerun bietet. Da der Niger von seinen Mündungen aus bei Bussang ohne Schwierigkeit schiffbar ist, schicken die Franzosen sich an, die günstigen Umstände, die ihnen einen fortlaufenden, wenn auch Umladungen bedingenden Verkehr von der Senegalmündung über den Nigerbogen bis zu den Nigermündungen ermöglichen, auszunutzen, indem sie Boote aus Stahlblech sowohl für die Stromschnellen von Bussang wie zum Befahren des mittleren Laufes des Nigers bereits ausgesandt haben. Die schiffbare Strecke von 1400 km, zwischen Djenne und Say kommt für die Baumwollkultur in Betracht, da sich hier Ueberschwemmungsverhältnisse wie am Nil vorfinden. Der Telegraph reicht bereits über Timbuktu hinaus und soll bis Sinder geführt werden. Binnen kurzem wird Say am Niger erreicht sein. Senegal wird durch ein Seekabel mit dem Mutterlande verbunden werden, und da die französischen Kolonien Westafrikas bereits unter sich durch Land- und Seekabel verbunden sind (20 c. für das Wort im interkolonialen Verkehr), wird Frankreich, sobald es will, in ganz Westafrika von England im Kabelverkehr unabhängig sein. Einstweilen hat es der West African Telegraph Company, die seine Besitzungen berührenden Kabellinien: Bathurst-Bakar, Bathurst-Conakry, Akkrá-Saint Louis, Akkrá-Kotonu, Kotonu-São Thomé, São Thomé-Libreville für 3,6 Mill. Fr. abgekauft.

Erwähnen wir noch eine 500 m lange Eisenbahnbrücke, die vor fünf Jahren an die Stelle einer noch von Faidherbe angelegten Schiffbrücke zwischen St. Louis und dem Festlande gesetzt worden ist, und eine zerlegbare Lokalbahn, die der Küstenstadt Rufisque fortwährend bedeutende Mengen Erdnüsse zuführt, als Beispiele dafür, wie sehr die Franzosen ihre afrikanische Lieblingskolonie zu schätzen und auszunutzen wissen. Geplant sind noch Arbeiten für 7 Mill. Fr.: Hafenbauten in Dakar, Rufisque und Get-Ndar auf der Nehrung gegenüber Saint-Louis; die Anlage einer eisernen Landungsbrücke in Get-Ndar ist kürzlich beschlossen worden. Im Laufe des politischen Wettlaufs um Afrika ist Frankreich den am Gambiafluß ansässigen Briten so sehr zuvorgekommen, daß der letzteren Gebiet heute nur noch als ein schmales Einschiebsel in Senegal erscheint. Dabei haben die Franzosen, dank ihrer geographischen Lage und den zuletzt erwähnten Arbeiten, den Löwenanteil des Handels Gambias an sich gerissen. Die senegalischen Küstenplätze thun sogar, wie amtliche englische Berichte zugeben, dem Handel des weiter südlich gelegenen Sierra Leone Abbruch, von dem näheren portugiesischen Guinea gar nicht zu reden.

Die Verwaltung Senegals untersteht der Oberleitung des Generalgouverneurs von Westafrika, dann einem eigenen Gouverneur, dem außer einem zum Teil aus Beamten, zum Teil aus Privaten bestehender Regierungsrat (conseil privé) ein nach heimatlichem Muster gebildeter, aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgehender, mit parlamentarischen Budgetrecht ausgestatteter Generalrat von 20 Mitgliedern beigegeben ist. Wähler sind alle Einwohner der organisierten Gemeinden, also des Küstengebietes, Weiße und Schwarze. Die örtliche Zuständigkeit des Generalrats erstreckt sich nur auf das Gebiet der orga-

niſierten Gemeinden. Dieſe Einrichtung der Verwaltung iſt verfrüht geweſen und auf die jüngeren Kolonieen nicht übertragen worden. Das ſchlimmſte iſt, daß man an den Küſtenplätzen, die allein als franzöſiſches Gebiet gelten, wogegen das übrige Land noch unter Schutzherrſchaft ſteht, den Schwarzen das allgemeine Wahlrecht mitverliehen hat! Die Anſiedler ſorgen jedoch dafür, daß bei der Wahl des Abgeordneten für die Pariſer Kammer der richtige Mann bezeichnet wird und ſie ſelbſt Herren im Generalrat bleiben. Bei den Wahlen zu dem letzteren im Jahre 1893 machten die Schwarzen Krawall und riefen: „Ins Waſſer mit den Franzoſen!" Auch der Generalrat bewährte ſich nicht ganz, indem die Mitglieder die Gelder der Kolonie durch perſönliche Zuwendungen vergeudeten; dem Unfug iſt nun Einhalt geboten worden. Gouverneur und Regierungsrat ſetzen die Budgets der einzelnen Kreiſe feſt und verleihen die Landkonzeſſionen. Bemerkenswert iſt die in einer kürzlich verliehenen Konzeſſion vorkommende Beſtimmung, wonach Eingeborene aus Reſervaten, welche im Pflanzungsgelände die Ordnung ſtören oder den Betrieb ſchädigen, auf Veranlaſſung des Konzeſſionärs durch den Gouverneur aus den Reſervaten verwieſen werden können. Eine ſolche Beſtimmung thäte am Kamerunberg not. Das Bodenrecht iſt nach dem Muſter der auſtraliſchen Torrensakte, wenn auch einfacher, geregelt; eine Waldordnung bezweckt den Schutz der ſtets bedrohten Beſtände. Beſonders beachtenswert iſt die Anordnung, daß das Hinterland, das obere Senegalgebiet, wie es kurzweg genannt wird, bei der Angliederung des Hinterlandes an die einzelnen Kolonien der Verwaltung des Gouverneurs des Senegals, nicht aber auch der des Generalrats unterſtellt wurde.

2. Franzöſiſch-Guinea.

Die Guinée, früher Rivières du Sud, ſchließt im Hinterlande die Hauptketten des Futa-Djalon, der „afrikaniſchen Schweiz" und einen bis zum Niger reichenden Gebirgsſtreifen ein. Die Erwerbungsgeſchichte der Kolonie deckt ſich bis in die neueſten Zeiten und derjenigen des ſüdlichen Senegal, des Cazamancegebietes. Letzteres war unter dieſem Namen den Portugieſen vom 15. Jahrhundert an bekannt. Der Name wurde ſpäter mehr auf den Fluß bezogen, der dort ein Äſtuar bildet. An dem Fluß ließen ſich in den 1820er und 1830er Jahren Franzoſen nieder, die dann nach Süden ausſchwärmten und die Grundlagen zur Erwerbung der heutigen Guinée ſchufen. Mit Portugal fand 1866 eine Auseinanderſetzung ſtatt, mit England wegen Sierra Leones eine im Jahre 1881. Drei Jahre ſpäter erſchien Generalkonſul Guſtav Nachtigal an Bord der Ariadne an der Mündung des Dubrekafluſſes und ſchloß einen Schutzvertrag mit dem Häuptling Yatia ab, worauf er die deutſche Flagge hißte. Die Franzoſen machten indes geltend, daß dieſer Häuptling kein Recht habe, über das Land zu verfügen, da er in einem Vaſallenverhältnis zu eingeborenen Herrſchern ſtehe, die ihnen ſchon ergeben ſeien, und das deutſche Reich mußte auf das Gebiet, die ſogenannte Kerryküſte, verzichten.

Auch die Guinée befindet ſich in günſtigen Verhältniſſen. Das Budget weiſt einen namhaften Ueberſchuß auf, ſodaß die Rücklage bereits ganz bedeutend iſt, die Kolonie ihre Anleihen verzinſt und abgeſehen von den üblichen militäriſchen Koſten keinen Zuſchuß vom Mutterlande erhält. Das Gebiet des Futa-Djalon bildet ein Schutzgebiet. Der Beamtenſtab beträgt ein Fünftel der weißen Bevölkerung; für

eine französische Kolonie ist das nicht viel, allein in Kamerun kommt man mit einem Siebentel und weniger aus. Bei den Einnahmen kommen hauptsächlich in Betracht: ein Tabakzoll von 60 Fr. für 100 kg, ein allgemeiner Einfuhrzoll von 5%, ein Branntweinzoll von 140 Fr. für 100 l. (Deutschland liefert für 470000 Fr. Branntwein.) Die Zölle haben infolge Übereinkunft mit England gleiche Sätze wie in Sierra Leone. Eine Kopfsteuer für die Eingebornen brachte 1899: 862000 Fr. ein, ein Drittel mehr als im Vorjahr. Am Schluß des Finanzjahres 1900 verblieb ein Einnahme-Ueberschuß von 3,4 Mill. Fr., wovon allerdings noch Ausgaben für bereits bewilligte Arbeiten abgehen.

Die auf der Insel Tumbo gelegene Hauptstadt Conakry hatte vor einigen Jahren 8500 eingeborene und 150 weiße Bewohner; jetzt wird ihre Bevölkerung schon auf 13000 Einwohner geschätzt. Sie ist gut angelegt, gilt als verhältnismäßig gesund, ist der Sitz von etwa 30 Faktoreien und besitzt zwei private Landungsbrücken und seit kurzem eine öffentliche Landungsbrücke von 250 m Länge. Eine feste Brücke verbindet sie mit dem Festlande. Der Verkehr nach dem Innern geschieht auf mehreren Flüssen, die, wenn auch nicht weit landein und nicht fortdauernd schiffbar, sich immerhin als nützlich erweisen. An dem stetig zunehmenden Geschäft hat das Ausland einstweilen noch den größten Anteil. Deutschlands Anteil, so behauptet ein Bericht, wäre größer, wenn es die geeigneten Baumwollzeuge liefern könnte; unsere Fabriken sind indes wohl in der Lage, für Westafrika zu liefern, vielleicht sind die Handelsverhältnisse von deutscher Seite nicht genügend erkundet. Unter den Ausfuhrwaren nimmt mit 60% des Ausfuhrhandels der Kautschuk die erste Stelle ein. Vor einigen Jahren wurde er noch mit 9 Fr. das Kilogramm bezahlt, dann schnellte der Preis um 2 Fr. hinab, einmal, weil die gewinnsüchtigen Eingeborenen die Ballen mit Steinen beschwerten, dann weil infolge des Raubbaus der Belgier am Kongo der Markt überhaupt gedrückter ist. Um ersterem Übelstand abzuhelfen, dürfen in der Guinée nur mehr aufgeschnittene Ballen verkauft werden, damit die Fälschung erkannt wird. Andere Ausfuhrwaren sind: Kopra, Palmöl, Kopalgummi, Leder aus der Nigergegend, Sesam, Erdnüsse, Wachs, Kaffee, Goldstaub aus der Gegend von Bambuk am Fuß des Futa Djalon. Liberia-Kaffee wird versuchsweise am Dubreka, arabischer im Gebirge gebaut. Kaffee gehört zu den Erzeugnissen, die kraft des Zolltarifgesetzes von 1892 bei der Einfuhr aus franz. Kolonien im Mutterlande nach einem Vorzugssatz verzollt werden; die betreffenden Mengen, die zu diesem Satz zugelassen werden, werden vorher kontingentiert. Im Hochlande verspricht die Viehzucht den besten Erfolg. Es wird dort auf einer Musterwirtschaft zwar kein europäisches Vieh gezüchtet, wie in Buëa am Kamerunberg, sondern das kleine einheimische Rind, das jedoch mit 60—80 Fr. das Stück einen lohnenden Absatz nach Sierra Leone, der Elfenbeinküste und bis nach Franz.-Kongo findet. Dieses Vieh wird auch gezähmt und zur Arbeit verwandt. Damit das Schlachtvieh vor allem franz. Kolonien zugeführt werde, trifft ein Ausfuhrzoll von 20 Fr. jedes Stück, das für eine fremde Kolonie bestimmt ist.

Auſtraliſcher Brief.

(Aus einem Tagebuch).

Im Frühjahr 1901 beſuchten S. M. SS. Hanſa und Cormoran die auſtraliſchen Häfen, um an den Feierlichkeiten teilzunehmen, mit denen Auſtraliens Bevölkerung die neue Regierungsverfaſſung eröffnete. Bekanntlich war, um dieſem, vielleicht erſten Schritte zur Unabhängigkeit Auſtraliens vor den Augen der Welt ein anderes Ausſehen zu geben, das engliſche Kronprinzenpaar zu den Feſtlichkeiten erſchienen. Melbourne, die Hauptſtadt, war aufs Prächtigſte und Koſtbarſte geſchmückt, Triumphbögen, Ehrenpforten, Fahnen, Guirlanden, Feuerwerk, 200000 Fremde, Paraden, Soirees, Galavorſtellungen u. ſ. w. erhöhten den Jubel der Bevölkerung.

In und um Melbourne leben an 20000 Deutſche, teils naturaliſierte Auſtralier, teils Leute, die unter engliſcher und deutſcher Nationalität weiterleben, und zum Teil auch Menſchen, die echte Deutſche geblieben ſind.

Seit 16 Jahren waren S. M. SS. Hanſa und Cormoran die erſten deutſchen Kriegsſchiffe, welche im Hafen von Melbourne ankerten, zum allererſten Male wehte hier auf dem Waſſer die deutſche Admiralsflagge, ein beſonderes Feſt für die deutſche Kolonie. Ungezählte Maſſen beſuchten die Schiffe, und man darf ſagen, die deutſchen Elemente darunter betrachteten mit freudigem Stolz den ſtählernen Gruß aus der Heimat, ſie waren für dieſe Zeit ſicherlich alle gute Patrioten. Aber unwillkürlich drängte ſich einem doch die Vorſtellung auf: Sind die deutſchen Schiffe erſt fort, ſo wird bei vielen das patriotiſche Gefühl wieder den Geſchäftsintereſſen weichen müſſen. Ubi bene, ibi patria, der Spruch enthält für uns Deutſche zuviel traurige Wahrheit.

Der Mehrzahl der Deutſchen hier draußen ſcheint es glücklicherweiſe gut zu gehen. Viele von ihnen ſind in angeſehenen Stellungen, ſei es als Arzt, beim Eiſenbahnweſen, als Techniker oder Kaufmann. Sie alle beweiſen, wie hoch deutſcher Fleiß, deutſche Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit im Auslande angeſehen ſind. Auf dieſe Pioniere kann das Vaterland ſtolz ſein, beſonders wenn ſie dem Deutſchtume erhalten bleiben. Doch damit ſteht es leider nicht ſo glänzend.

Die engliſche Sprache iſt gewiß die Weltſprache, die Sprache des Verkehrs, wohin man kommt. Aber wenn die Geſchäftsſprache aus praktiſchen Gründen auch in der deutſchen Familie das Übergewicht über die deutſche erlangt, ſo iſt das eine ſehr bedauerliche Thatſache. Und wenn einmal außerhalb der Familie deutſch geſprochen wird, ſo hört es ſich traurig an; beſonders ſind es die jungen Kaufleute, die ſich auf ein recht ausländiſch durchſetztes Deutſch faſt etwas einzubilden ſcheinen. „No, ich muß zur office, die mail ſchließt, der steamer verläßt heute Abend die pier, acht o'clock fährt unſere launch zum letzten Mal.“ In der

Art wird unſere ſchöne Mutterſprache tauſendfach mißhandelt. Ein älterer Mann entſchuldigte ſich ſogar, er ſei des Deutſchen nicht mehr ſo recht mächtig, ſeit 20 Jahren ſpräche er nur engliſch. Die Kinder vieler deutſchen Familien verſtehen und ſprechen auch noch deutſch; aber man merkt es ihnen an, den meiſten iſt es ungeläufig. Woher ſollen ſie es auch können, wenn zu Hauſe ſogar das Engliſche bevorzugt wird. Die beſſern Schulen ſind engliſch; der deutſche Junge wird gehänſelt und gekränkt, wenn er ſich auf ſeine deutſche Abſtammung etwas zu Gute thun will. Unſere lieben, angelſächſiſchen Vettern ſcheinen es meiſterhaft zu verſtehen, alles Gute, Edle, Große zur engliſchen Tugend zu ſtempeln, das Gegenteil dem deutſchen Namen anzuhängen.

Einen großen Teil der Schuld hieran aber müſſen wir auf unſere Schultern nehmen. Wir machen es den Leuten zu bequem, das Deutſchtum aufzugeben.

Die Überproduktion an Bevölkerung, die in den 80er Jahren ins Ausland ging, hat ſich draußen nunmehr eine feſte Exiſtenz geſchaffen. Dafür iſt es ihr geſtattet, unter zweierlei Nationalität weiterzuleben, als Engländer und Deutſche in dieſem Falle. Nun beſteht aber ein Geſetz, daß derjenige Deutſche, der das Reichsgebiet verläßt und ſich 10 Jahre lang ununterbrochen im Auslande aufhält, ohne ſich in die Matrikel eines Konſulats eintragen oder ein etwaiges Reiſepapier oder Heimatsſchein entſprechend verlängern zu laſſen, dadurch ſeine Reichsangehörigkeit verliert. Der Engländer bleibt Engländer, ſo lange er lebt, und wo es auch ſei. Er hat ſtets ſeinen feſten Rückhalt an der Regierung, von der mit Stolz ein engliſcher Führer im Parlament vor wenigen Jahren erklären durfte, ſie ſei ſo ſtark und mächtig, daß keinem ihrer Unterthanen auf der Welt ungeſtraft ein Haar gekrümmt werden könne. Und wir, wir ſtoßen unſere Landesbrüder nach 10 Jahren aus unſerer Gemeinſchaft aus.

Ein zweiter großer Nachteil liegt für uns im Wehrgeſetz. Der junge Mann, der das dienſtpflichtige Alter erreicht, muß, um ſeiner Militärpflicht genügen zu können, die weite Reiſe nach der Heimat auf eigene Koſten antreten, um Soldat zu werden.

Zum Teil freilich können ſie der Dienſtpflicht auch auf unſern Schiffen draußen genügen. Aber das iſt ein verſchwindend kleiner Teil, zumeiſt Seefahrer, die ſo wie ſo nach der Heimat zurückkehren. Die große Mehrzahl gehört der erſtgenannten Gruppe an.

Damit werden die Menſchen ihrem Wirkungskreiſe auf Tauſende von Meilen entzogen. In der Heimat, Deutſchland, angelangt, ſteckt man ſie als Erſatzpflichtige auf 2 oder 3 Jahre in die Truppe; denn etwaige Zeugniſſe über den erfolgreichen Beſuch einer höheren engliſchen Schule berechtigen nicht zum Einjährigen-Dienſt. — Hat der Betreffende glücklich ſeine Dienſtzeit hinter ſich, ſo ſteht er gänzlich losgelöſt von ſeinem Berufe da, entweder ſucht er in Deutſchland neue Beſchäftigung, oder er iſt gezwungen, auf eigene Koſten nach Auſtralien zurückzukehren, wo nun ſeine Altersgenoſſen während der letzten Jahre in ganz andere Stellungen gekommen ſind; er iſt überflügelt, das Ziel ſeines ehemaligen Strebens hat ein anderer errungen.

Zu kritiſieren iſt leicht; wie aber dem Übelſtand abhelfen! Vielleicht tritt eine berufenere Feder für einen Vorſchlag ein.

Das gegebene Element, das Deutſchtum im Auslande zu fördern, iſt die Marine. Verleihe man doch den Kommandanten der deutſchen Auslandskreuzer

die Vollmacht, die betreffenden Dienſtpflichtigen, ihrem Berufe und der damit verbundenen Bildung gemäß, als Einjährige an Bord einzuſtellen. Wenn ſie auch nicht als Seeleute dienen können, ſo verwende man ſie als Artilleriſten oder beim techniſchen Perſonal. Wer den Ehrgeiz und die Fähigkeit hat, Reſerveoffizier zu werden, dem gebe man auch ruhig die Qualifikation für die Stellung, die er ſich gelegentlich, bei der Matroſen-Artillerie beiſpielsweiſe, erringen mag. Für Techniker entſpräche der Maſchiniſt, beziehungsweiſe Marineingenieur der Reſerve. Vom militäriſchen Standpunkte mag man manches dagegen einwenden, aber wir wollen mit ſolcher Erleichterung einem größeren Zwecke dienen als den Militarismus, dem nationalen.

Genügen die Mittel der Marine nicht, fehlt es an Kreuzern, um die Menſchenmaſſen zu bewältigen, ſo opfere man dafür die nötigen Summen; ſie werden hundertfältige Zinſen tragen, nicht an Reingewinn im kaufmänniſchen Sinne, aber an Kraft und Stärke für das größere Deutſchland, deſſen Zukunft auf dem Ozean liegt. Es wird eine Verſicherungsſumme dafür ſein, daß Deutſchland nicht zum Amboß werde.

Wie ſteht es aber jetzt, im Augenblick, um unſere heranwachſende Generation dort draußen? England-Auſtralien kennt keine Wehrpflicht. Um dem läſtigen, deutſchen Wehrgeſetze zu entgehen, wird man eben Engländer, und damit ſcheint die eigene, perſönliche Zukunft geſichert; dabei ſtets nur höflich, verbindlich und äußerſt zartfühlend erſcheinen den engliſchen Landeswirten gegenüber, Rückſicht üben in jeder Richtung gegenüber der Common-Wealth of Auſtralia. Hierfür ein Beiſpiel:

Zur Begrüßung des neuen deutſchen Generalkonſuls, des Admirals und der deutſchen Seeoffiziere in Sydney gab der deutſche Klub in ſeinem Hauſe ein Feſtmahl. Unter den Gaſtgebern befanden ſich mehrere Herren, die ſich das Eiſerne Kreuz erworben haben. Um jedoch bei den auſtraliſchen Mitbürgern nicht anzuſtoßen, haben die betreffenden Herrn Deutſchen ihr Ehrenkreuz zu dieſer Feier nicht angelegt, obgleich nach Art der Einladung kein Zweifel beſtand, daß großer, offizieller Anzug erbeten ſei!

Ein jeder iſt ſich ſelbſt der nächſte; wer hungert, der muß betteln gehen. Und ſo kommt es dazu, daß unſere Jugend dort draußen um ihr Brot betteln gehen muß bei Fremden; ſie wird ſelbſt zu Fremden, weil ihr die Thür zum großen Vaterhaus verſchloſſen ſcheint.

Drum öffne man die Pforten, mache ſie groß und weit und reiße die trennende, alte Mauer nieder! Den richtigen Weg führt uns die Flotte, ein ſtarkes, mächtiges Kreuzergeſchwader. R.

Frankreich in Weſtafrika.

III.

Die Kulturarbeit iſt noch wenig gefördert. Die Regierung iſt ſich bewußt, daß die natürlichen Bodenſchätze bei der jetzigen Betriebsweiſe vermindert werden und hat daher zunächſt einen Verſuchsgarten in Conakry angelegt; ſie ſtellt den Anſiedlern Land auf Tumbo unentgeltlich zur Verfügung und vermittelt ihnen auf dem Feſtlande die Erwerbung von Pflanzungsland. Während man ſich in den übrigen franz. Küſtenkolonien nach dem Vorgang von Franz.-Kongo zu dem Syſtem der „großen" Konzeſſionen entſchieden hat, will man in der Guinée nur „kleine" Konzeſſionen erteilen, d. i. ſolche bis zu 10000 ha. (Die größten Konzeſſionen am Kamerungebirge haben 14000 ha.) Daß der Verkehr aus dem Hinterlande von dem engliſchen Freetown (Sierra Leone) meiſt nach Conakry abgelenkt worden iſt, verdankt die Kolonie der Entwicklung ihres Straßenweſens. Eine Straße von 135 km iſt von Conakry bis Fringuiabé vollendet und völlig fahrbar; darüber hinaus bis zum Niger, 500 km von Conakry, iſt ein guter Weg in der Richtung vorgebaut, welche die Trägerkarawanen benutzen, und welche auch die Eiſenbahn verfolgen ſoll. Der letzteren iſt der Telegraph zum Niger bereits vorgeeilt, und es iſt dem Gouverneur und der Pariſer Regierung jederzeit möglich, Befehle bis zu den entfernteſten Poſten ergehen zu laſſen. Wie ärmlich erſcheinen gegenüber ſolchen Verkehrsanlagen die Verhältniſſe in den deutſchen Schutzgebieten! Man hat es jedoch in Frankreich als einen Übelſtand empfunden, daß die Nigerbahnen nicht vorhanden oder vollendet ſind, ſodaß die fällige Ablöſung am Niger wegen des Feldzuges gegen Rabbeh und der Fieberſeuche am Senegal um ein Jahr verzögert wurde, und will nun mit dem Bahnbau in der Guinée voranmachen. Die Eiſenbahn wird unter Umgehung des Futa-Djalon nach Kardamania am obern Niger, oberhalb des wichtigen Handelsplatzes Kuruſſa führen. Außerdem ſoll eine Zweigbahn den Futa-Djalon mit ſeiner rührigen Peulhbevölkerung erreichen; letztere ſind ſchon nicht mehr weit von der Senegalbahn entfernt. Man berechnet die Koſten einer ſchmalſpurigen Anlage bei der Nigerbahn auf 80000 Fr. für das Kilometer, da das Gelände bei einer Umgehung des Gebirges — die höchſten Berge ſind übrigens entgegen früherer Annahme nur 1300 m über Meeresſpiegel — keine beſonderen Schwierigkeiten bietet. Die erſte Strecke von 60 km iſt vor Jahresfriſt in öffentlicher Verdingung an einen Unternehmer vergeben worden; die Erfahrung in Senegal hat alſo genutzt, und der Staat tritt zurück. Die Ertragsberechnung beruht darauf, daß der gegenwärtige Handelsverkehr mit dem Binnenlande fünf Millionen Fr. beträgt. Man gedenkt die 120 erſten Kilometer in drei Jahren zu vollenden, da die Briten eine Erſchließungsbahn in Sierra Leone auf 100 km hin bereits gebaut haben und den Niger über-

haupt auf der kürzeſten Strecke zu erreichen vermögen. Die Kolonie Guinée trägt zu dem Bahnbau 400000 Fr. jährlich bei. Wenn wir ſchließlich hervorheben, daß die franz. Herrſchaft in der Kolonie ſich noch 1889 auf vier oder fünf Militärpoſten beſchränkte, daß auf der öden Inſel Tumbo nur ein größeres Haus, das der engliſchen Telegraphenbeamten, neben einer deutſchen und einer franz. Faktorei ſtand, ſo wird man zugeben, daß die Franzoſen, die mittlerweile noch Kämpfe im Lande zu beſtehen hatten, gewaltige Fortſchritte gemacht haben.

3. Die Elfenbeinküſte.

Auf die Guinée folgen an der Küſte Sierra Leone, Liberia und die Elfenbein- oder Zahnküſte (Côte d'Ivoire.) Nebenbei ſei gleich darauf aufmerkſam gemacht, daß der vortreffliche Kruſtamm aus Liberia auch noch an der Elfenbeinküſte zu Hauſe iſt, ſodaß die Franzoſen dieſe unentbehrlichen Bootsleute, die beſten Überwinder der weſtafrikaniſchen Brandung, nicht nach Liberia ſuchen gehen müſſen. Frankreich hat ſeit 1842, dem Zeitpunkt der erſten Anſiedlungen ſeiner Landsleute, geraume Zeit gezögert, bis es das Gebiet endgiltig erwarb oder eroberte. Nach allen Angaben iſt der Küſtenſtrich wie das Hinterland ungemein fruchtbar. In dieſer Kolonie erreicht der weſtafrikaniſche Urwald mit ſtellenweiſe 300 km ſeine größte Breite.

Der Handel, von dem etwa drei Viertel noch auf das Ausland kommen, wurde bis zum vorigen Jahre von etwa 15, meiſt engliſchen, Firmen betrieben. Eine gut fundierte Unternehmung, die Société française de l'Afrique occidentale, hat ſich kürzlich an die Stelle mehrerer engliſchen Firmen geſetzt, ſodaß die nächſte Statiſtik einen größeren Anteil Frankreichs am Geſchäft aufweiſen wird. Im Jahre 1900 war die Einfuhr weiter auf 9, die Ausfuhr auf 8,1 Mill. Fr. geſtiegen. Zur Ausfuhr gelangen Palmöl, Kopra, Kautſchuk und Mahagoni in ſtetig ſteigenden Mengen; wie in der Guinée nimmt die Ausfuhr von Kopalgummi ab. Um die Kautſchukgewinnung zu fördern und zu ſichern, hat der Bezirksamtmann von Tuba beſtimmt, daß die Eingebornen die Kopfſteuer in Kautſchuk entrichten können; gleichzeitig aber läßt er ſie in der rationellen Anzapfung der Pflanzen unterweiſen. Auch über den Urwald hinaus giebt es Kautſchuk, in der Landſchaft, Baulé. Die Kulturarbeit iſt gut eingeleitet; indes ſind die Eingebornen dazu wenig brauchbar und müſſen Pflanzungsarbeiter aus Sierra Leone, Liberia und Elmina (Goldküſte) herangezogen werden. Tabak und Zuckerrohr werden von den Eingebornen gebaut; jenſeits des Urwaldes herrſcht Negerkorn vor. Die Europäer bauen auf den Pflanzungen Kautſchuck, Kaffee, Kakao, Tabak und Vanille; die älteſte Kulturanlage, die von Elima im Küſtenkreiſe Kaſſinie, liefert bereits über 40000 kg jährlich. In dieſem Kreiſe ſind 125000 Kaffeebäume auf 200 ha angepflanzt. Die Enthülſung geſchieht auf mechaniſchem Wege. Andere Pflanzungen befinden ſich am Cavallyfluß an der Grenze gegen Liberia. Ein Erlaß vom Jahre 1893 beſtimmt, daß die Pflanzer eine Abgabe von 50 c jährlich für das Hektar konzedierten Landes zu entrichten haben; indes ſind die meiſten Konzeſſionen auf fünf Jahre, d. i. bis zu den erſten Erträgen, von der Abgabe befreit. Ein kleines Verſuchsfeld befindet ſich in Dabu, einem Pflanzungszentrum an der Lagune. Das Zollweſen iſt ſo geregelt, daß die eingeführten Waren einer einheitlichen Verbrauchsſteuer unterliegen, mit demſelben Satz wie in der benachbarten britiſchen Goldküſtenkolonie (Grenzvertrag vom 14. Juni 1898.)

Auch in dieſer Kolonie ſind dank einer günſtigen Finanzlage wichtige öffentliche Arbeiten in der Vorbereitung. Zur Erleichterung des Landungsverkehrs auf der hafenloſen Küſte iſt bei dem bisherigen Hauptort Grand-Baſſam über die Brandungswellen eine eiſerne Landungsbrücke errichtet worden, nach dem Muſter der älteren Brücke von Kotonu (Dahome). Eine ähnliche Brücke wird jetzt auch Lome in Togo erhalten. Der Brückenbetrieb in Grand-Baſſam iſt an einen Unternehmer verpachtet. Die Sätze betragen: ein Reiſender mit 200 kg Gepäck 3,50 Fr. bei der Landung und 4 Fr. bei der Einſchiffung; Waren 10 Fr. für die Tonne, einſchließlich Beſtellung im Orte. Die Brücke iſt indes bloß ein zeitweiliger Behelf, bis bei Petit-Baſſam, vor der Lagune von Abidjean, ein Durchſtich der Nehrung ausgeführt ſein kann, wodurch die Lagune zu einem Hafen ausgeſtaltet werden ſoll. Der Kanal wird 30 m breit, 800 m lang und 7 m tief. Man fand ſich zu dieſem Unternehmen angeregt durch das Gelingen des Durchſtichs der Goletta vor dem See und der Stadt Tunis. Die Lagune von Abidjean iſt 50 km lang, und mit einigen Baggerarbeiten hofft man, ſie mit den benachbarten Lagunen verbinden zu können und ſo eine fortlaufende Waſſerfläche von 2400 qkm zu erhalten. Die Koſten dieſer ſämtlichen Arbeiten werden auf 3,2 Mill. Fr. veranſchlagt, wofür die Kolonie allein aufkommen wird. Die Arbeiten ſollen in drei Jahren vollendet ſein. Im Hinblick darauf hat die Verlegung der Hauptſtadt von Grand-Baſſam nach Bingerville (Adjame), jenſeits der Lagune, ſtattgefunden. Bingerville iſt ſofort telegraphiſch und telephoniſch mit Grand-Baſſam verbunden worden. Noch in dieſem Jahre wird mit dem Bau einer Eiſenbahn begonnen, die von Bingerville in einer Länge von 280 km zunächſt bis in die Parklandſchaft Baulé reichen und ſpäter bis auf 500 km fortgeſetzt werden ſoll. Die Baukoſten werden auf 60000—80000 Fr. für das Kilometer geſchätzt, und man erwartet von der Stichbahn einen Verkehr von 25000—30000 t jährlich. Beim Bahnbau ſoll der Urwald in einer Breite von 100 m gerodet werden; das bedingt zwar erhebliche Ausgaben, allein man rechnet mit Sicherheit auf den Erlös der geſchlagenen Nutzhölzer. In der britiſchen Goldküſtenkolonie ſchätzt man den Wert der letzteren auf 2000 ℳ für das Hektar. Bei den Vorſtudien fand die Expedition Houdaille bis zu 16 Holzarten auf einem Hektar, davon 14 harte. Bis jetzt wird nur Mahagoni und Okume ausgeführt, und zwar faſt ausſchließlich nach Liverpool. Die Expedition berechnet den Holzreichtum auf 50 cbm für das Hektar; die Urwaldfläche beträgt etwa 6 Mill. Hektar, ſodaß dort 300 Mill. cbm vorhanden wären, die zu 50 Fr. das Kubikmeter, d. i. zu dem Preiſe des roh behaueuen Tannenholzes, einen Geſamtwert von 15 Milliarden Fr. darſtellen. Die Richtigkeit dieſer Berechnung dahingeſtellt, wollen wir den Holzreichtum an ſich gelten laſſen. Bei den mangelhaften Verkehrsverhältniſſen in unſern Kolonien hat man die Gewinnung von Nutzhölzern im Großen kaum erwägen können. Auf einer Fahrt auf dem Sannaga in Kamerun kann man den ungeheuren Reichtum an turmhohen, kerzengeraden Mahagoni- und andern wertvollen Nutzhölzern bewundern, die bis jetzt Niemand zu ſchlagen unternehmen kann. Die Ausſichten der Goldgewinnung in dem zu erſchließenden Gebiet ſeien bloß angedeutet. Einſtweilen erreichen die Franzoſen auf Grund eines Abkommens mit der britiſchen Regierung das Hinterland der Kolonie, namentlich die Landſchaft Kong, auf dem Waſſerwege, zunächſt über den Volta, dann über den Schwarzen Volta im Hinterlande der Goldküſte; eine Fluß-

flotille dient dieſem Zweck. Die weiter öſtlich gelegene britiſche Goldküſte hat außer ihren bekannten Goldgräbereien bereits einen ziemlich regen Pflanzungsbetrieb. Eine Erſchließungsbahn nach der Aſchanti-Stadt Kumaſſi iſt ſeit der Niederwerfung des letzten Aufſtandes gebaut worden. Wie es indes mit den Verkehrsverhältniſſen in Togo beſchaffen iſt, wiſſen wir nur zu gut. Profeſſor H. Lorin ſchreibt in dem Werke: L'Afrique à l'entrée du vingtième siècle: „Nur das deutſche Togo, das ſchlechte Verbindungen mit der See hat, hat noch keinen Erſchließungsplan aufgeſtellt."

In der Kolonie ſind Unterhandlungen wegen mehrerer Landkonzeſſionen im Gange; eine Gruppe bewirbt ſich um eine ſolche von 50000 ha. Das Konzeſſionsweſen iſt neuerdings in der Guinée, an der Elefantenküſte, in Dahome und Franz.-Kongo für die „kleinen" Konzeſſionen, d. i. die unter 10000 ha, die der Gouverneur verleihen darf, auf der Grundlage von ſteigenden Ertragsabgaben organiſiert worden. Man unterſcheidet zwiſchen Küſtenſtrich und Binnenland, und in dieſen Gebieten wieder zwiſchen Pflanzungs- und Weideland. Die nach dem Hektar bewieſenen Sätze ſind für Pflanzungsland höher und ſteigen von 0,10 im erſten Jahre auf 0,50 nach 10 Jahren im Vorlande und von 0,05 auf 0,40 Fr. im Hinterlande. Bei der Anpflanzung von Kautſchukbäumen oder Lianen tritt u. a. in Dahome Befreiung von der Abgabe während ſechs Jahren ein. Falls die Konzeſſionäre nach einem gewiſſen Zeitraum ihr Land nicht in Betrieb genommen haben, werden ſie ihrer Rechte verluſtig.

Der Kolonialminiſter hat eine Kommiſſion ausgeſandt, die das Gewohnheitsrecht der Eingebornen erkunden ſoll. Ihr Bericht ſoll die Grundlage zu Weiſungen bilden, die beſtimmt ſind, Rechtsbeugungen der eingebornen Häuptlinge umzuſtoßen.

4. Dahome.

Auf Togo folgt an der Küſte Dahome, ein ganz gefährlicher Nebenbuhler. Hier hatten die Marſeiller Firmen Borelli de Régis und Daumas u. Lartigue vor Jahrzehnten der ſtaatlichen Beſitzergreifung vorgearbeitet und ganze Gebiete für ſich erworben und koloniſiert. Die denkwürdigſten Ereigniſſe aus der Geſchichte der Kolonie ſind die Streitigkeiten und Kämpfe mit den gewaltigen Tyrannen von Abome, Glegle und Behanſin. Lange Zeit ließ Frankreich ſich von dieſen Barbaren Demütigungen gefallen. Romantiſche Abenteuer gab es genug. Das Parlament erwies ſich auch hier ſolange zaghaft, bis alles auf dem Spiele ſtand, und bewilligte dann mit einem Male 7 Millionen, ſodaß der Feldzug des Jahres 1894 ſtattfinden konnte, in welchem General Dodds mit Behanſin, ſeinen Amazonen und Menſchenſchlächtereien aufräumte. Seither herrſchen friedliche Zuſtände und ſind die kolonialen Ausſichten überaus günſtig.

Über den Handel dieſer Kolonie liegen bereits die Zahlen für 1900 vor: Einfuhr 15,2, Ausfuhr 12,7, zuſammen 27,9 Mill., 2,9 Mill. Fr. mehr als 1899, und etwa das Doppelte vom Außenhandel des Jahres 1892. Dagegen betrug der Handel Togos im Jahre 1892 nur 5,61 Mill. Mark. Vom Jahre 1900 erwartete man in Dahome bei dieſen Geſchäftsverhältniſſen einen Einnahme-Überſchuß von 800 000 Fr. für die Kolonialfinanzen. An der Einfuhr war Frankreich 1899 erſt mit einem Viertel beteiligt; doch tritt auch hier allmählich eine Verſchiebung

zu ſeinen Gunſten ein. Deutſchlands Anteil iſt der größte. Bei der Ausfuhr, die wegen der zu hohen Frachtſätze der franzöſiſchen Dampfergeſellſchaften vielfach auf engliſche und deutſche Schiffe über Lagos gelenkt wird, kommen die gewöhnlichen Stapelwaren in Betracht. Palmöl und Palmkerne ſtehen an erſter Stelle mit 11,9 Mill. Fr. Der Kautſchuk erzielt einen Preis von 5 Fr. für das Kilogramm; man pflanzt auch hier Cearabäume an und hofft, in drei Jahren deren 200 000 zu beſitzen. Im Küſtenſtrich werden Kokospalmen reichlich angepflanzt, namentlich in den Gegenden von Porto Novo und Whddah, wo auch ſeit etwa ſieben Jahren der Kaffeebau mit großer Sorgfalt getrieben wird, ſodaß die Ware in Frankreich ſehr gute Preiſe erzielt. Auch Kakaopflanzungen ſind bereits angelegt und im Ertrag. Ein Vergleich der Darſtellungen des franz. Majors Toutée für Dahome mit denen Prof. Wohltmanns für Togo ergibt für beide Kolonien ähnliche Bodenverhältniſſe, und dementſprechend haben ſich im Küſtenſtreifen und im nahen Hinterlande die Pflanzungsverhältniſſe in gleicher Weiſe entwickelt. Ferner lauten die Berichte über den Anbau von Baumwolle durch die Eingebornen ganz ähnlich, nicht aber was die regelrechte Kultur betrifft; denn Dahome iſt hier voraus, indem ſich in Dogba, 60—70 km von der Küſte, eine größere Baumwollpflanzung befindet. Der hauptſächlich in der Gegend von Savalu durch die Eingebornen gebaute Tabak iſt minderwertig. Wie in Togo ſind auch hier die wohlhabenden Eingebornen bereit, mit den Europäern in Geſchäftsgemeinſchaft zu treten. Das Konzeſſionsweſen im Sinne der „großen“ Konzeſſionen iſt erſt vor kurzem geregelt worden. Im vorigen Jahre hat die Compagnie de l'Ouemé 136 000 ha im Oſten der Kolonie erhalten; ſie hat für die erſten fünf Jahre je 1000 Fr., für die folgenden fünf Jahre 2000 Fr. und vom 10. Jahre an 2000 Fr. nebſt 15% des Reingewinns zu entrichten.

Die erſte größere öffentliche Arbeit war die Anlegung der Landungsbrücke bei dem Hauptort Kotonu, die durch einen über die Nehrung führenden Schienenſtrang mit der Lagune von Porto Novo in Verbindung ſteht. Die Verladungsgebühr beträgt 9 Fr. für die Tonne. Von Kotonu ſoll eine 700 km lange Eiſenbahn nach dem Niger geführt werden, ſodaß der mittlere Niger über franzöſiſches Gebiet unter Umgehung der Stromſchnellen von Buſſang mit der Küſte verbunden werden wird. Dieſes Unternehmen wird auch Togo einen gewaltigen Abbruch thun, wenn man ſich nicht ſchleunigſt entſchließt, für unſere Kolonie eine praktiſche Verkehrspolitik ſofort einzuleiten. Im Hinterlande der beiden Kolonieen führt nämlich ein Karawanenweg vom Tſchad und vom Niger her über Paraku (Dahome) nach Kete Kratſchi am Volta (Togo). Die Franzoſen wollen dieſen Verkehr nach Kotonu ablenken und daher ihre Bahn möglichſt ſchnell bis Paraku führen. Von Kotonu wird zunächſt eine Abzweigung nach Whddah angelegt. Die Hauptbahn geht durch das fruchtbare Alada und das volkreiche eigentliche Dahome. Die Vorſtudien ſind bis über die Hauptſtadt des letzteren, Abome, hinaus beendet, ſodaß der Leiter der Arbeiten hofft, den Unterbau bis Pauignau, 205 km, für Januar 1902 fertig ſtellen zu können. An dieſen Arbeiten ſind 6000 Arbeiter aus Alada und Dahome beſchäftigt; ihre Beköſtigung und Löhnung beträgt zwiſchen 60 Pf. und 1 Mk. täglich. Ob ſie freiwillig arbeiten, darüber widerſprechen ſich die Berichte. Den Unterbau ſtellt die Kolonie ſelbſt fertig; ſie wirft dafür 500 000 Fr. jährlich aus. Die Anlage des Oberbaus hat eine Ge-

ſellſchaft übernommen, bei der belgiſches Kapital ſtark beteiligt iſt. Sie hat die Konzeſſion vorläufig bis Tſchamu und erhält während der acht erſten Betriebsjahre einen Zuſchuß von 2000 Fr. für das Kilometer, ſowie 285 000 ha Land. Man hofft, daß die Eiſenbahn auf dieſe Weiſe, mit Meterſpur, nicht über 55000 Fr. das Kilometer zu ſtehen kommen wird. Das Endziel am Niger befindet ſich zwiſchen Karima und Madikali. Was den Ertrag angeht, ſo rechnet man darauf, daß der Verkehr mit Palmkernen ſich bedeutend heben wird, da er gegenwärtig über 120 km von der Küſte aufhört, mit Trägerdienſt lohnend zu ſein. Für das weitere Binnenland rechnet man auf die Arbeitſamkeit der Bewohner, die Hirſe und Reis bauen und ſich für neue Kulturen bereitwillig zeigen. Man hat in Kotonu bereits den Bahnhof errichtet. Bei alledem iſt hervorzuheben, daß Dahome in dem Ueme und Mono doch einigermaßen brauchbare Waſſerſtraßen hatte.

Von der Kolonie Dahome hängen die zwei Einſchlußgebiete von je 50 km ab, die Frankreich durch den Vertrag von 1899 in Foreados am Nigerdelta und Badjibo am Niger zugeſtanden worden ſind, und die es gegenwärtig zu Stapelplätzen herrichtet. Auch die Verkehrspolitik der Briten in Lagos ſtimmt mit der der Franzoſen überein. Die erſte Strecke einer Eiſenbahn, die von Lagos nach dem Hochland Illorin und von da nach dem Niger und der Landſchaft Sokoto führen wird, iſt im März d. J. eröffnet worden. Unter- und Ober-Nigeria haben im Niger und Benuë zum Nachteile Kameruns vortreffliche Waſſerſtraßen, allein niemand denkt an eine Eiſenbahn für unſere wertvollſte Kolonie.

Ein Oberrichter, der die Berufungsinſtanz und überhaupt eine vereinfachte Rechtspflege für die drei guineeiſchen Kolonieen einrichtet, hat ſeinen Amtsſitz in Kotonu. Eine 1899 eingeführte Kopfſteuer von 2,25 Fr. für jeden Eingebornen in der Küſtenniederung und von 1,25 Fr. darüber hinaus hat in demſelben Jahre ſchon 266 000 Fr. ergeben. Im Hinterlande darf die Steuer in Waren und Vieh entrichtet werden. Für die Beitreibung erhalten die Dorfſchulzen 20% vom Ertrag. Der Telegraph reicht bis zum Niger; die Verbindung mit der von dort nach Say geleiteten Linie iſt entweder ſchon hergeſtellt oder wird es in nächſter Zeit ſein. Die 1200 km lange Linie von Kotonu nach dem Niger iſt bisher von den Eingebornen nicht beſchädigt worden.

5. Franzöſiſch-Kongo.

Der Ausgangspunkt für die koloniale Ausbreitung war hier die Niederlaſſung am Gabuner Haff, die ſeitdem zu der Kongokolonie geſchlagen worden iſt. Die Portugieſen waren die erſten, die ſich dort angeſiedelt hatten; allein im Jahre 1838 fand der franzöſiſche Admiral Bonët-Willaumez den Ort geeignet als Marineſtützpunkt für die Unterdrückung des Sklavenhandels, worauf Frankreich 1843 das umliegende Land von den Häuptlingen erwarb. Noch 1870 war eine zeitlang die Rede von einem Umtauſch Gabuns gegen Britiſch-Gambia. Von den Ländern, welche dann die deutſche Loango-Expedition unter Baſtian und Güßfeldt erforſchte, iſt kein Zipfel deutſch geworden. Nach ihr gelang es dem jugendlichen S. de Brazza, auf dem Ogoweſluß und dieſen entlang ins Innere zu dringen, was ſpäter zu den bekannten Auseinanderſetzungen zwiſchen Brazza und Stanley und den Abmachungen auf dem Berliner Kongreß führte,

wobei Frankreich ſich außer dem Gabun- und Ogowegebiet das große Reich im Norden des Kongo-Staates ſicherte, das es erſt vor einigen Jahren durch eine ſehr vorteilhafte Abgrenzung mit den Belgiern nach dem Ubanghi und Uelle hin endgiltig abrundete.

Bis vor zwei Jahren mochte man daran zweifeln, ob Frankreich in dem weiten Gebiet von Libreville am Gabun bis zum Uelle, abgeſehen von dem Küſtenſtrich, eine andere Thätigkeit entfalten würde als Schildwachen ſtellen. Die Eröffnung der Kongobahn änderte die Lage mit einemmale. Die Franzoſen erreichen nunmehr bequem ihre Hauptniederlaſſung Brazzaville am Stanley-Pool nnd haben für ihr Gebiet ein großes Netz ſchiffbarer Flüſſe vor ſich; doch eröffnet dieſes Netz der Schifffahrt keine ſolch günſtige Entwicklung wie dasjenige des Kongoſtaates. Man wird ſich erinnern, daß der Gouverneur von Kamerun, Herr v. Puttkamer, vor zwei Jahren genötigt war, auf einer Reiſe nach der Südoſtecke unſeres Schutzgebietes, der Gegend zwiſchen Sanga und Ngoko, umzukehren: es war zur Trockenzeit, bei niedrigem Waſſerſtande, und nachdem Herr v. Puttkamer am Stanley-Pool die ihm zugeſagte Fahrgelegenheit mit großer Verſpätung erhalten hatte, war der durch franzöſiſches Gebiet fließende Sanga ſo geſunken, daß es nur mehr mit der zeitraubenden Kanufahrt hätte vorangehen können. Überhaupt war auf franzöſiſchem Gebiet das Verkehrsweſen kaum in Angriff genommen; alles mußten die Belgier beſorgen, auf deren Eiſenbahn dann die Franzoſen die Beſtandteile ihrer Dampfer endlich nach dem Stanley-Pool ſchaffen konnten, an dem ihre Hauptſtadt Brazzaville liegt. Bei der Verhandlung des vorjährigen Budgets konnte der Berichterſtatter in der Kammer noch ausführen: „Mit Ausnahme einiger hygieniſchen Arbeiten in Libreville und der Legung eines Kabels von Loango nach Kap Lopez und des Landtelegraphen von Loango nach Brazzaville (letztere Arbeit iſt noch nicht vollführt) giebt es am Kongo wenig öffentliche Arbeiten. Man muß auch zugeben, daß das Gebiet keine Spuren einer geordneten Verwaltung aufweiſt, obſchon es Beamte dort genug giebt.“ 1898 waren es nämlich allein 114 Zivilbeamte.

Seither iſt eine Wendung zum Beſſern eingetreten, inſofern 33 Dampfer und Motorboote von 2—40 t von den franzöſiſchen Erwerbsgeſellſchaften eingeſtellt worden ſind. Die Belgier verfügen über 29 Staats- und 19 Privatdampfer. Das Weſentliche iſt die vom Kolonialminiſter Guillain 1899 begonnene, von ſeinem Nachfolgee Decrais faſt vollführte Aufteilung der Kolonie, Küſten- und Hinterland, unter etwa 60 Geſellſchaften mit durchſchnittlich einer Million Fr. eingezahlten Kapitals. (Das im belgiſchen Kongo thätige Kapital wird auf 254 Mill. Fr. geſchätzt.) Dieſe Thatſache beweiſt, daß das ſonſt für gewerbliche und erſt recht für überſeeiſche Unternehmungen ſo ſpröde franzöſiſche Kapital — das allerdings bei Zeiten, wie beim Panamakanal, einer fieberhaften Spekulationsluſt verfällt — bereit iſt, ſich auf koloniale Unternehmungen einzulaſſen. Für die Anleihen der Kolonien wird der offene Markt nicht angerufen; ſie werden bei der Hinterlegungskaſſe aufgenommen. Es muß jedoch bemerkt werden, daß die Konzeſſionäre, vielleicht auch die von Madagaskar, vielfach belgiſche Kapitaliſten hinter ſich haben. Das den einzelnen Geſellſchaften verliehene Gebiet beträgt zwiſchen 2000 und 106 000 qkm. Man iſt alſo hier noch weiter gegangen als in Süd- und Nordweſtkamerun, wo die Konzeſſionen 80 000 qkm, je über

ein Siebentel des Schutzgebietes, betragen. Die größte der französischen Gesellschaften, die der Sultanats du Haut-Oubanghi, verfügt über das ganze Land rechts von diesem Fluß und dem Mbomu; ihr Kapital beträgt 9 Mill. Fr. Konzessionen bis zu 10 000 ha darf der Gouverneur verleihen; darüber hinaus entscheidet der Minister, der sich zu diesem Zweck hinter eine Begutachtungskommission verschanzt, damit man ihm nicht, wie das unter der dritten Republik Sitte ist, vorwerfen kann, er habe im eignen Interesse seine Freunde begünstigt. Die Hauptkonzessionsbedingungen sind: Vorwiegen des französischen Einflusses bei der Kapitalbildung, Mehrheit von Franzosen im Aufsichtsrat, Verpflichtung zum Aufforsten mit Kautschukpflanzen in dem Maße, wie der Bestand an solchen abnimmt, aufsteigende Geldleistung an den Staat (wir haben in dieser Hinsicht bei Dahome ein Beispiel gegeben), Einstellung von Dampfbooten in den Verkehr und zur Verfügung für öffentliche Zwecke. Diese Bedingungen sind mit peinlicher Genauigkeit aufgesetzt; wer sie aufmerksam liest, erkennt bald, daß die Konzessionen nichts weniger als geschenkt sind und die Inhaber sich in ihrem Besitz nie ganz sicher fühlen werden. Es ist daher zu befürchten, daß die Kapitalisten unter diesen Umständen Raubbau mit dem Kautschuk treiben und ihre Aktien dann losschlagen, ihren Nachfolgern das Nachsehen überlassend; denn die Verwaltung ist mit ihrem nicht allgegenwärtigen und nur zum Schreiberdienst vorgebildeten Personal nicht imstande, zu übersehen, ob der Aufforstungsklausel genügt wird. Auch die Vorschriften wegen der Schifffahrt werden als drückend empfunden und sind zum Teil schon gemildert worden. Einzelne Gruppen von Gesellschaften haben mit Zustimmung der Regierung kleine Schifffahrtsunternehmungen gegründet, auf die sie ihre Verpflichtungen in Bezug auf den Verkehr abgewälzt haben. Bis dahin habe ich mich an die französische Kritik des Konzessionswesens gehalten, es sei aber auch eine deutsche Stimme erwähnt, die des Botanikers R. Schlechter, der auf seiner Kautschukexpedition folgende Wahrnehmung gemacht hat: „Es ist interessant und recht bezeichnend für das Konzessionssystem der Franzosen, daß man hier zwischen dem Likuala-aux-herbes, welcher von Norden kommend, mit dem Sanga parallel läuft, und dem Sanga eine Landkonzession ausgegeben hat, welche fast nur aus großen Sumpfflächen . . . besteht. Bedenkt man nun, daß der Hauptanziehungspunkt zum Ankauf dieser Konzessionen der vermutliche Kautschukreichtum der Gegenden ist, so wird man wohl begreifen können, daß die durch Ankauf von nutzlosen Sümpfen enttäuschten Konzessionäre sobald als möglich versuchen werden, ihre Konzessionen, auf denen sie kaum genug trockenen Boden haben, um ein Haus zu bauen, zu verkaufen." Ebenso ungünstig beurteilt Schlechter das untere Sangathal. Das Land zwischen Sanga und Ubangi wird jetzt erst erforscht.

Der Handel hat sich im vergangenen Jahre weiter gehoben. Bis jetzt ist bekannt, daß die Ausfuhr der drei Hauptstapelwaren folgende Zahlen ergiebt: Nutzhölzer 6475 t (+ 772 t gegen 1899); Elfenbein 152 t (+ 52 t); Kautschuk 656 t (— 14 t). Die Elfenbeinausfuhr hat einen Wert von 2½ Mill. Fr. Der Anteil Frankreichs an dem Ausfuhr-Handel des Jahres 1899 betrug 1,6, der des Auslandes 5 Mill Fr.; bei der Einfuhr stellte sich das Verhältnis auf 2,4 und 4,2 Mill. Der Kongo ist von den fünf Kolonien die einzige, die außer den militärischen Ausgaben noch immer eines Zuschusses bedarf, in letzter Zeit 2 Mill. Fr., und trotzdem wiesen die Jahresrechnungen Fehlbeträge auf. Letzteres kommt daher, daß die Kolonie die Ausgaben des bisher noch nicht erschlossenen Schari-

gebiets zu tragen hatte, die nunmehr mit 1½ Mill. Fr. im franz. Kolonialbudget besonders aufgeführt werden; der Kongo enthält noch ½ Mill. Das Vorgehen der Franzosen vom Kongo zum Tschadsee hat für uns auch eine bedenkliche Seite. Am oberen Sanga bestehen Militärposten und hat der wirtschaftliche Betrieb bereits begonnen, wogegen auf der Kameruner Seite, abgesehen von der Thätigkeit der Gesellschaft Südkamerun in der Sanga-Ngoko Ecke, so ziemlich alles ruht. Es war daher den Franzosen möglich, die Einwohner von unserm Gebiet auf das ihrige hinüberzuziehen. Es wäre daher sehr erwünscht, daß außer der unter Herrn v. Carnap-Quernheimb stehenden gegenwärtigen Expedition der genannten Gesellschaft auch die künftige Tschadsee-Forschungs-Expedition bald stattfinden könnte, die auf ihrem Rückwege den östlichen Teil des Kameruner Schutzgebietes erkunden soll. Sollte noch der von Foureau und Fondère empfohlene Plan einer Eisenbahn vom Gabun nach dem Sanga zur Ausführung kommen, so wäre der Verkehr Kameruns mit seinem Hinterlande, wie im Westen durch den Benuë, so auch hier auf fremdes Gebiet abgelenkt. Der Zeitpunkt zur Ausführung dieses Planes ist vielleicht nicht mehr fern; denn mit dem Handel müssen sich die Finanzen der franz. Kongokolonie heben, die durch unrationelle Maßnahmen, wie u. a., die Belastung mit den Kosten der Marchandschen Expedition, in Verwirrung geraten waren. Die Erhebung einer Kopfsteuer von 1—3 Fr. oder einer Hüttensteuer wird bei einer geschickten Verwaltung Millionen einbringen. Im Küstenstrich bezeichnet man diese Steuer richtig als Schutzsteuer; denn die europäische Verwaltung sichert in Afrika den Eingeborenen Leben und Eigentum. Leider ist die Verwaltung noch sehr bureaukratisch. Die Zahl der Rundschreiben ist ganz ungeheuer. Ein Oberbeamter weist seine Untergebenen an, auf eine Besserung des Loses der Frauen hinzuarbeiten, sagt aber nicht, mit welchen Mitteln dies geschehen könnte. Der Gouverneur verlangt von jedem Karawanenführer eine namentliche Liste seiner Träger, für afrikanische Verhältnisse eine lächerliche Forderung, kurz, das Kongogebiet braucht zunächst einen verständigen Gouverneur. Immerhin hat der jetzige sich dadurch verdient gemacht, daß er außer dem Verwaltungsbeirat eine Handels- und Landwirtschaftskammer in Brazzaville eingesetzt und einen Verein zur Wahrung der landwirtschaftlichen Interessen der Ansiedler ermächtigt hat. Ein abschließendes Urteil über die Zukunft dieser Kolonie ist noch nicht möglich; es sind noch zu viele Verhältnisse im Fließen begriffen.

Am Ende dieser Ueberschau wären die Schlußfolgerungen für unsere eigene Kolonialpolitik zu ziehen. Wir sind gewohnt, die Hinweise auf die kolonialen Leistungen und Fortschritte der Briten deshalb nicht anzunehmen, weil die ganze Stellung Großbritanniens es auf die Kolonialpolitik verweist und weil es über ganz gewaltige finanzielle Mittel verfügt. Wir pflegen den Schwerpunkt unserer Interessen, und mit vollem Recht, in Europa zu finden. Dies trifft aber auch für Frankreich

zu, das nach wie vor ſeiner gewaltigen Ausbreitung über See vor allem eine feſtländiſche Macht bleiben will. Dennoch hat Frankreich nach 1870 nicht bloß Kolonien erworben, ſondern ſie auch mit den Einrichtungen ausgeſtattet, die dem Staat überall, in Europa wie in Afrika, zu ſchaffen obliegen. Mögen ſeine Leiſtungen in Weſtafrika und anderwärts im einzelnen der Kritik Raum geben, im ganzen hat es gut gewirtſchaftet und den namentlich von Guyana her geltenden Satz, daß die Franzoſen nicht koloniſieren können, Lügen geſtraft. Man blicke nur auf Tuneſien, in welchem man aus den in Algerien gewonnenen Lehren Nutzen gezogen hat, und das unter der franzöſiſchen Schutzherrſchaft eine Blüte erlebt, wie einſt zur Römerzeit. Für uns muß Frankreich, namentlich in Verkehrsfragen, vorbildlich ſein, ſchon weil es uns in Weſtafrika das Fett von der Suppe wegſchöpfen wird, wenn wir uns nicht aufraffen und Eiſenbahnen und Wege bauen. Bei ſolch' großen Ausgaben muß das Mutterland beiſpringen und die kleinlichen Mittel, die ihm bislang gut genug ſchienen, durch größere erſetzen. Was ſind beiſpielsweiſe 100000 Mk., die nach mehrjährigem Ringen endlich einmal für das zukunftsreiche Kamerun bewilligt worden ſind?

Auguſt 1901.

* * *

Die Oelpalme in Togo.

Von K. Fies.

(Mit 3 Abbildungen).

Nach dem als Beilage zum Deutschen Kolonialblatt 1901 erschienenen Jahresberichte über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete im Jahre 1899/1900 nehmen unter den Ausfuhrartikeln Togos die Produkte der Ölpalme die erste Stelle ein. Nach der angegebenen Statistik wurden 5818461 kg Palmkerne im Werte von 1291020 Mark und 2287193 Liter Palmöl im Werte von 774635 Mark von Togo ausgeführt. Die beständige große Nachfrage nach Kernen und Öl und die verhältnismäßig hohen Preise, die dafür bezahlt werden, lassen erkennen, wie wichtig und bedeutsam die Ölpalme ist. Togo eignet sich, was Boden und Klima betrifft, vorzüglich für die Ölpalmenkultur. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fr. Wohltmann rühmt in seinem Bericht über seine Togoreise (Beiheft zum „Tropenpflanzer" Dez. 1900, Verlag des Kolonial.-Wirtschaftl. Komitees, Berlin NW., Unter den Linden 40) die schönen Palmenhaine, welche er auf dem Wege von Lome nach dem Innern antraf. In seiner Erörterung über die Waldfrage empfiehlt er in erster Linie die Anlage von Ölpalmenhainen als Massenkultur seitens der Neger.

In der That, es sind zur Zeit in Togo noch weite Strecken von nutzlosem Buschwerk und hohem Elefantengras bewachsen, wo Palmenpflanzungen vorzüglich gedeihen und der Bevölkerung großen Nutzen bringen würden. Jetzt trifft man größere Ölpalmenhaine gewöhnlich nur in der Nähe der Dörfer, die am Fuße von Gebirgszügen oder an Flußniederungen liegen.

Die Ölpalme (Elaeis guineensis) macht keine großen Ansprüche an den Boden, sie wächst im Innern von Togo fast überall; allerdings gedeiht sie in gutem Boden besser, als in magerem. Am liebsten wächst sie am Fuße solcher Gebirge, wo die Verwitterungsprodukte sich abgelagert haben und der Boden mehr eine lehmige oder gar thonige Beschaffenheit zeigt und wo außerdem die Niederschläge reichlich sind. Auch in Flußthälern, wo der Boden feucht, wenn auch sandig ist, wächst sie gut. Bei Waya am Todschiefluß, wo der Boden so sandig ist, daß der Jams kaum wächst, finden wir die üppigsten Palmenwälder. Es ist eben da feucht, und oft stehen die Palmen wochenlang während der Regenzeit im Wasser, was ihnen jedoch durchaus nicht schadet. Etwa eine halbe Stunde südlich vom Adakln haben wir den gefürchteten, sich weit von Osten nach Westen erstreckenden Adaklnsumpf, der zwei bis drei Monate im Jahr kaum zu passieren ist. Auch hier finden wir vereinzelt schöne Palmengruppen; das ganze Terrain würde sich aber nutzbringend ausforsten lassen. So liegt das Land brach; für

Jams- und Maisplantagen eignet es sich nicht, da es zu feucht ist und nach jedem schweren Regen das Wasser oben steht. Würde nun etwas wenigstens für Abzug des Wassers gesorgt, so wäre das Land für die Ölpalme wie geschaffen. Ähnlich oder noch günstiger liegen die Verhältnisse am Kalagba und Nuwoenu zwischen Adaklu und Ho. Selbst auf dem steinigen Stationsterrain von Ho haben wir schöne Exemplare von Palmen, wie die beigegebenen Bilder zeigen. Auf trockenem, steinigem Boden wachsen sie bedeutend langsamer; aber sie können viel Trockenheit vertragen, und ich habe nie gesehen, daß eine Palme infolge von Trockenheit eingegangen ist. Außerordentlich üppig gedeiht die Ölpalme am Fuße des Agu, an den Ausläufern des Tavievhegebirges und im Tavievhe- und Maisethal; auch in den Einschnitten und Thälern des Avatimegebirges kommt sie gut fort.

Bei den primitiven Verkehrsmitteln- und Wegen kommen in diesen gesegneten Distrikten Palmkerne gar nicht und Öl nur wenig für den Export in betracht. Die Leute müßten mit einer Traglast vier bis fünf Tage nach der Küste unterwegs sein und würden nichts verdienen. Die entfleischten Kerne, deren Inhalt der Eingeborne für Seifenbereitung und zur Herstellung einer Hautsalbe nicht benötigt, werden weggeworfen und verderben. Das Öl wird im Binnenlande verkauft und für die Zubereitung der Speisen und als Brennöl verwandt. Würde natürlich über kurz oder lang eine Eisenbahn in's Innere, etwa bis Misahöhe oder Kpando gebaut werden, so würde sich die Ölpalmenkultur enorm heben; denn der Togoneger hat die Palme sehr gerne, verdankt ihr großen Nutzen und versteht es, sie rationell zu behandeln. Gerade der letztere Umstand ist für die Hebung dieser Kultur außerordentlich wichtig. Wir brauchen für diese Arbeit keine auswärtigen Kräfte. Außerdem mag darauf hingewiesen sein, daß die Ölpalme in Togo keine Feinde hat, die ihr die Lebensbedingungen stören. Die Webervögel, die es lieben, die Blätter zu zerzausen, um aus den langen, schmalen Streifen, die sie herunterreißen, ihre Nester zu bauen, kommen nur für solche Palmen in Betracht, die in einem Dorfe stehen oder in nächster Nähe desselben; denn der Webervogel hält sich, ähnlich wie unser Sperling, nur in der Nähe menschlicher Niederlassungen auf. An Palmengruppen und auch an einzelne Exemplare, die nur wenige Minuten vom Dorfe entfernt stehen, kommt er gar nicht heran; abgesehen davon, daß von einer Schädigung der Palme durch Webervögel überhaupt kaum die Rede sein kann. Wie schon erwähnt, kann sie Wasser und Trockenheit vertragen; der Nashornkäfer, welcher die Kokospalmen ungeheuer schädigen kann, schadet ihr nicht; auch die Heuschreckenschwärme lassen sie in Ruhe, während sie die Blätter der Kokospalme zuweilen bis auf die Rippen abfressen. Auch ein Begießen kennt man nicht; die einzige Pflege besteht eigentlich darin, daß man ihr von Zeit zu Zeit die unteren Äste abhaut. Was dem Hindu die Kokospalme, das ist dem Togoneger in gewissem Sinne seine Ölpalme (do). Hätte er diese nicht, so wäre er ein armer Mann, und reich ist nicht nur der, welcher Geld und mehrere Frauen besitzt, sondern auch einen Palmenwald sein eigen nennt. Aus einer achtjährigen Erfahrung heraus, will ich es in Folgendem versuchen, zu zeigen, wie der Togoneger seine Ölpalme behandelt, und welchen Nutzen er aus ihr zieht.

Eine nicht geringe Zahl von Ölpalmen wächst dem Neger, ohne daß er sie selbst pflanzt. Verschiedene Vögel lieben die reifen, rotgelben Nüsse, picken sie ab, tragen sie fort, und nachdem sie die den Kern umgebende Fleischhaut gefressen haben,

laſſen ſie jenen auf die Erde fallen, er geht auf und die junge Palme wächſt heran, ohnedaß der Neger ſich dabei gerührt hätte. Sie werden aber auch vom Neger ordentlich gepflanzt. Er gräbt die reifen Palmennüſſe, ohne ſie entölt zu haben, draußen im Palmenwald, oder wo er ſolchen anlegen will, in die Erde, aus welcher ſie nach etwa vier Monaten hervorwachſen. Sind die Pflanzen ungefähr einen Fuß hoch geworden, ſo werden ſie verpflanzt, ziemlich nahe bei einander (etwa mit 1,5—2 m Zwiſchenraum). Oder der Palmenbauer ſteckt die Kerne auf dem hergerichteten Lande gleich in der richtigen Entfernung von einander in die Erde, ſodaß eine ſpätere Umpflanzung nicht mehr nötig iſt. Die Ausſaat der Kerne iſt mit einem religiöſen Akt verbunden. An der Seite des Weges, der zum beſtellten Palmacker führt, und in der Nähe des letzteren, macht der Eigentümer zwei kleine, runde Beete zurecht. Auf jedes derſelben legt er je zwei Stückchen Jams und betet folgenden Spruch: „Ihr alle meine Volksgenoſſen, Handelsleute und Ackerbauern! Die Saaten, die ich hier gepflanzt, ſie gehören auch Euch! Möge keiner von Euch den Kopf drehen und durch einen böſen Blick mein Eigentum ſchädigen! Möge Thauregen fallen! Der Mann erwärmt ſich nicht bei dem Feuer, das im Zimmer brennt, ſondern bei demjenigen, welches im Freien iſt (ein Sprichwort und bedeutet hier ſo viel als: vom Ackerbau lebt man). Ihr Saaten ſpringet wie ein Froſch, d. h. wachſet ſchnell! Großer Gott Sodzea, der du wohl zürneſt, aber auch wieder gnädig biſt, mache den Boden weich wie Öl und ſende Thauregen!“

In den erſten drei bis vier Jahren ſieht man nichts von einem Stamm; es ſcheint als ob ein Büſchel Palmzweige, die in der Mitte das hellgelbgrüne Herzblatt umſchließen, aus der Erde hervorwachſe. Jeder Palmaſt hat zu beiden Seiten nicht nur die langen, ſchmalen, dunkelgrünen Blätter, ſondern auch, namentlich von unten herauf, ſcharfe Dornen oder Stacheln. Hat der junge Baum 10—15, etwa zwei bis drei Meter lange Äſte, ſo haut ſie der Neger ab und läßt nur das Herzblatt und höchſtens zwei bis drei junge Blätter, die das erſtere einſchließen, ſtehen. Der nur aus Mark und Fleiſch beſtehende Stamm entwickelt ſich jetzt raſch und zeigt eine ſchwarze, ruppige Rinde. Nach ungefähr acht Jahren wächſt der Stamm nicht mehr an Dicke, ſondern nur noch in die Höhe. Die vielen Zweige, welche die Ölpalme treibt, müſſen immer von Zeit zu Zeit abgehauen werden, weil dadurch ihr Wachstum beſchleunigt wird. Was hier von Menſchenhand geſchehen muß, beſorgt die Kokospalme ſelbſt, indem ſie die unteren Äſte von ſelbſt abſtößt. Iſt die Ölpalme acht bis zehn Jahre alt, und hat ſie eine Höhe von drei bis vier Meter erreicht, ſo beginnt ſie, Früchte zu tragen. Zwiſchen den Äſten wächſt aus dem Stamm eine ziemlich große Blütendolde hervor, die ſich ungefähr wie die Wallnußblüte entwickelt, nur daß die Blüten nicht einzeln, ſondern in der Dolde zuſammenſtehen. Die Dolden ſtehen rings um den Stamm herum, aufrecht zwiſchen den Äſten. Iſt die weibliche Blüte abgeſtoßen, ſo wächſt eine mit ſcharfen Dornen verſehene Dolde aus dem Blütenſtiel hervor. Zwiſchen den Dornen ſitzen die Nüſſe, die aus einer Kapſel hervorkommen, dicht beieinander. Nicht alle Fruchtknoſpen entwickeln ſich; von den 1500 und noch mehr Knoſpen an dem Fruchtſtengel entwickeln ſich etwa 3—500 Nüſſe. Dieſe Fruchttraube gleicht einer rieſengroßen Erdbeere. Im Anfang ſehen die Nüſſe ſchwarz aus; jede hat an der Spitze ein Dörnchen. Reift die Nuß, ſo fängt ſie an, von innen heraus gelb zu werden, bis ſie, wenn ſie reif iſt, feurig rot erſcheint. Die

Gefällte Oelpalme.

reife Nuß geht leicht von ihrem Sitze ab, während die unreife mit bloßer Hand nicht gebrochen werden kann. Um eine reife Traube abzunehmen, muß man erſt einige Palmwedel abhauen, ehe man zum Stiel der Frucht gelangen kann. Feſtſitzende Nüſſe kann man der ſpitzen Stacheln wegen nicht gut anfaſſen; wird nun der Fruchtbüſchel abgehauen und auf die Erde geworfen, ſo fallen die Nüſſe von ſelbſt ab.

Dieſe Palmnuß iſt nun zunächſt für den Neger von großem Wert. Hätte ſie der Neger nicht, ſo würde ihm das Leben faſt unmöglich ſein. Will die Negerfrau am Mittag oder gegen Abend die Hauptmahlzeit bereiten, ſo bringt ſie einige Dutzend friſche Palmnüſſe in einem bis über die Hälfte mit Waſſer gefüllten Kochtopf aufs Feuer und kocht ſie weich. Hierauf bringt ſie die gekochten Nüſſe in einen Mörſer und ſtößt die gelbe, mit vielen Faſern durchzogene Fleiſchmaſſe von dem inneren, ſchwarzen und harten Kern los. Die ganze zerſtoßene Maſſe wird nun in eine mit vielen kleinen Löchern verſehene Kalabaſſe gebracht und ſamt dem Waſſer, in dem die Nüſſe gekocht wurden, geſeit. Die ſchwarzen Kerne (Kernel) ſamt den Faſern, die in dem Sieb zurückbleiben, werden auf die Seite gelegt oder auch weggeworfen. Die reine, gelbe und ölhaltige Brühe wird in den eigentlichen Suppentopf gebracht und mit den nötigen Zuthaten von Salz, Pfefferſchoten, Fetri oder Kaſchokeln (das iſt ein ſehr eiweishaltiges und nahrhaftes Gemüſe, die einzelnen Früchte haben die Form einer Karotte, nur daß ſie nicht glatt, ſondern gefurcht ſind) und einigen getrockneten Fiſchen oder ſonſtigem Fleiſch ein bis zwei Stunden auf dem Feuer gekocht. Das iſt die berühmte Palmölſuppe, die mit dem Nationalgerichte der Togoneger, dem Fufu oder Jamsbrei, verzehrt wird.

Der Nutzen dieſer Palmnuß erweiſt ſich aber noch viel ausgiebiger in der ſehr einträglichen Ölbereitung. Gewöhnlich werden die friſchen Palmnüſſe in der Nähe des Dorfes auf einem freien Platz ausgebreitet, um von der tropiſchen Sonne erhitzt zu werden. Das dauert ſo lange bis ſie „ſchwitzen" oder, wie der Neger ſagt, das Öl zum Vorſchein kommt. Sind die Nüſſe nach Wochen ſo weit, ſo werden ſie in ein mit Steinplatten ausgelegtes Loch gebracht, das oben einen Durchmeſſer von 1—2 m hat, etwa 1 m tief iſt und ſich nach unten hin verengt. Jetzt beginnt das Geſchäft der Frauen. Mit einem 2 m langen, nach unten zugeſpitzten Pfahle ſtoßen ſie das Fleiſch von den Nüſſen. Gewöhnlich ſtehen mehrere Frauen um das Loch herum und ſtampfen aus Leibeskräften. Iſt der harte Kern von ſeinem Fleiſche befreit, ſo wird Waſſer in die Grube gegoſſen. Dadurch tritt das Öl an die Oberfläche und wird jetzt abgeſchöpft. Die vielen Fleiſchfaſern werden noch, um ſie gründlich vom Öl zu reinigen, mit den Händen ausgerungen. Jetzt hat die Frau ihr ami mumu, d. h. friſches Öl. Sind ſchlechte Nüſſe mit ausgeſtampft worden, ſo ſchmeckt das Öl darnach, und nicht umſonſt ſagt der Neger in ſeinem Sprichwort: Deku deka kple deku kata, d. h.: eine Palmnuß iſt imſtande, alle Palmnüſſe zu verderben. Da dieſes friſche Öl nun aber noch viel Waſſer enthält, ſo wird es aufs Feuer gebracht und tüchtig gekocht, bis nur das reine Öl zurückbleibt. Dieſes wird nun noch um der feinen Faſern willen durch fein durchlöcherte Kalabaſſen geſiebt. Dann wird das ſo fertig zubereitete Öl in große Thontöpfe gebracht, mit einem Deckel geſchloſſen und mit Lehm gut verklebt. Ein großes Quantum dieſer trüborangegelben Fettmaſſe wird von dem Neger ſelbſt im Lande verbraucht. Die Küſtenbewohner ſind, da die Ölpalme bei ihnen nur ſpärlich vorkommt, darauf angewieſen, dieſes Öl für die

Zubereitung ihrer Speiſen zu kaufen. Ihren Suppenſaucen wird dieſes reine Öl zugeſetzt und mit Akple, das iſt ein aus Maismehl in Waſſer gekochter, dicker Brei, zuſammen verzehrt. Auch die kleinen Fiſche der Lagune pflegt die Negerin in dieſem Öl zu braten; ſodann werden drei bis vier Brotarten als kleine, runde Kuchen in Palmöl gebacken. Im Innern des Landes, wo das Petroleum noch ſelten und ſehr teuer iſt, dient es dem Eingeborenen in einer primitiven Lampe als Brennöl. Letztere iſt eine kleine, viereckige Blechſchale, an welcher die vier Ecken etwas eingedrückt ſind. In die mit Palmöl gefüllte Schale legt der Neger einen fingerdicken, aus Baumwollfäden gedrehten Docht; das obere Ende desſelben ruht auf einem nach außen verlängerten Einſchnitt einer Ecke. Dieſes Ende wird angeſteckt und von Zeit zu Zeit mittels eines Stäbchens mit Palmöl beſtrichen. Es iſt dies aber ein qualmiges, ſchlechtes Licht. Eine weitere Verwendung findet das Öl zur Bereitung der Landesſeife. Auch zum Einſalben ſeiner ſpröden Haut gebraucht es der Neger; doch muß es zu dieſem Zweck noch ſtundenlang gekocht werden, bis es weiß oder wenigſtens hellgelb wird. Die Eingebornen gebrauchen aber zu dieſem Zweck lieber das aus den Nüſſen des Jo-Baumes gewonnene Fett, Jokumi genannt; noch angenehmer iſt ihnen europäiſche Pomade. Der weitaus größte Teil dieſes Palmöles, das hinter dem Küſtenſtrich und bis auf 4 Tagereiſen ins Innere hinein produziert wird, kommt in den Handel und wird nach Europa ausgeführt. Wie ich in Akuſe, einem für Palmöl ſehr bedeutenden Ort jenſeits des Volta, geſehen habe, kochen die Kaufleute das Öl in großen eiſernen Keſſeln noch einmal, bevor ſie es kaufen.

Die eigentlichen Kerne oder Steine, die nach dem Stampfen in der Grube zurückgeblieben ſind und ſchwarz oder dunkelgrau ausſehen, werden an der Sonne getrocknet und, falls der Weg nicht zu weit, an den Kaufmann oder ſchwarzen Händler verkauft reſp. als Tauſchobjekt gegen europäiſche Waren angeboten. Dieſe ſogenannten Kernel werden zu Tauſenden von Zentnern jährlich aus Weſtafrika ausgeführt. Früher wurden dieſe Nüſſe oder Kerne von den Negerfrauen mit einem Stein aufgeklopft, der Kern, etwa in der Größe einer Haſelnuß, herausgenommen und in größerer Anzahl geröſtet, gemahlen (auf der Handmühle) und ausgekocht. Dies ſo gewonnene Öl verwandte man hauptſächlich für Seife, auch wurde es bei Hautausſchlägen zum Einreiben gebraucht, da ihm eine beſondere Heilkraft zugeſchrieben wird. Doch geben ſich die Negerfrauen heute nur ſelten zu dieſer langweiligen Arbeit her.

Die Ölpalme liefert dem Eingebornen aber auch den ſehr geſchätzten Palmwein, das Nationalgetränk der Togoneger. Iſt die Palme zehn bis zwölf Jahre alt geworden, ſo iſt ſie auch fähig, Palmwein zu geben. Sie muß aber zu dem Zweck gefällt werden. Wie oben gezeigt, werden die Palmen dicht gepflanzt, und ſchon deshalb muß eine Anzahl Bäume herausgenommen werden (wie dies ähnlich in unſeren Forſten geſchieht); überdies wachſen wieder junge nach. Bei der Kokospalme iſt es allerdings ſo, daß, wenn ſie Wein liefern ſoll, der Bauer hinaufklettert und den Blütenſtengel oben abſchneidet. Aus dieſem fließt dann der Saft in einen oben feſtgebundenen Topf. Die Palme wächſt fort, und die Früchte an den übrigen Fruchtſtengeln wachſen und reifen weiter. Unſere Ölpalme liefert aber nur dann einen genießbaren Wein, wenn ſie gefällt und, wie im Folgenden gezeigt werden ſoll, behandelt wird. Palmwein wird übrigens das ganze Jahr gemacht; die beſte Zeit jedoch iſt die trockene, heiße Jahres-

zeit von Dezember bis März. Da hat der Neger Zeit, dieſe Arbeit zu thun; außerdem ſteht die Palme in dieſer Zeit gut im Saft und kein Regen verdirbt den Wein. Handelt es ſich nur um wenige Exemplare, dann beſorgt gewöhnlich der Eigentümer die ganze Arbeit ſelbſt; höchſtens hilft ihm ein Freund beim Fällen der Bäume.

Soll aber Palmwein im Großen gemacht und zu dieſem Zweck 60—80—100 Palmen gefällt werden, ſo iſt das eine äußerſt umfangreiche Arbeit, an der der Palmenbeſitzer jedoch nur geringen Anteil nimmt.

Zunächſt geht der Palmenbeſitzer, vielleicht von ſeinen Söhnen begleitet, in den Palmenhain und vollzieht einen religiöſen Akt. Er hat ungefähr ein halbes Pfund Maismehl mitgenommen, wovon er die Hälfte mit Palmöl vermiſcht. Beide Mehlſorten legt er unter die dem Fetiſch gepflanzten Palmen, die den beſonderen Namen „Akode“ tragen und nie gefällt werden dürfen. Dann nimmt er das reine weiße Mehl in die Hand, ruft die Namen aller ſeiner Vorfahren, welche dieſen Palmenwald beſeſſen, und betet: „Wenn ich jetzt Palmen fällen will, ſo thue ich das nicht von mir aus, ſondern im Auftrage meiner Väter, auch treibt mich Hunger und Leben dazu. Ich bin auch bei dieſem Palmenwald geboren und groß geworden, und darum darf ich wohl, wenn mich der Hunger plagt, die Nüſſe eſſen, welche ich finde, wenn ich hierher komme. Deshalb möge den Leuten, die ich jetzt ſenden werde, um Palmen zu fällen, nichts paſſieren! Möge, o Gott, ihnen alles wohlgelingen, und mögen ſie mir alles, was ſie finden, Totes und Lebendiges, bringen!“ Das weiße Mehl ſtreut er während des Gebetes als Fetiſchgabe und Dankopfer unter eine Fetiſchpalme; hierauf nimmt er auch das mit Palmöl vermiſchte Mehl in die Hand, und, während er um die Fetiſchpalmen herumgeht und dabei auf die Erde fallen läßt, ſagt er: „Wer kein weißes Mehl ißt, möge dieſes gelbe hinnehmen!“

Hat der Palmenbeſitzer ſo ſeiner religiöſen Pflicht genügt, dann geht er nach Hauſe und bittet 15—20 junge Männer aus ſeiner Verwandtſchaft, ihm die Palmen zu fällen. Dieſe Leute werden dochola (do-Palme, cho-herausnehmen, la iſt der Artikel) genannt und haben weiter nichts zu thun, als die Palmen zu fällen, was ſie in einem Tage fertig bringen. Der Bittſteller hat jedem der Männer das erforderliche Werkzeug zu geben. Letzteres heißt dzo und iſt ein 20—30 cm langes, obenherein hohles, nach unten hin breiter werdendes, ſcharfes Eiſen, das von den Eingeborenen geſchmiedet wird. Oben in die runde Öffnung wird ein circa 1,5 m langer Holzſtiel getrieben. Mit dieſem Werkzeug, das nach unten zu ganz unſerer Axt gleicht, werden, nachdem rings um die Palme herum die vielen Wurzeln etwas bloßgelegt ſind, dieſelben direkt unter dem Stamme abgeſtoßen, bis derſelbe fällt.

Nachdem ſo alles vorbereitet, führt eines Morgens der Palmenbeſitzer ſeine Arbeiterſchar in den Palmenhain, wo er ihnen die betreffenden Palmen, welche herausgenommen werden ſollen, bezeichnet. Er ſelbſt geht nun nach Haus und ſorgt dafür, daß für den Nachmittag, wenn die Arbeiter nach Haus kommen, ein kräftiges Mittageſſen für ſie bereit iſt. Seine Söhne oder Verwandte bleiben draußen, überwachen das Ganze und ſorgen für Trinkwaſſer. Das Fällen der Palmen iſt entſchieden die ſchwerſte Arbeit beim Palmweinmachen. Sind die Stoßeiſen ſtumpf geworden, ſo werden ſie auf einem eigens zu dieſem Zweck mit hinausgenommenen Schleifſtein geſchärft. Gegen Mittag iſt die Arbeit gethan. Die

Anzapfen der Palme.

Leute gehen nach Haus, nehmen ein Bad und eſſen hierauf bei dem Palmenbeſitzer. Letzterer begiebt ſich am folgenden Morgen mit Frau und Kindern zu jedem einzelnen dechola und ſagt ihm Dank. Lohn in Geld giebt es nicht; aber wenn die Palmen ſpäter Wein liefern, ſo bekommt jeder einige Kalabaſſen als Dank.

Nachdem die Palmen 1—2 Wochen ſo gelegen haben, bittet der Beſitzer etwa fünf Männer, die ihr Geſchäft gut verſtehen, die Zweige von den Palmen zu entfernen und letztere anzuzapfen. Dieſe Leute ſind die Fodelawo (fo-Palmaſt, dela- der Entferner, wo-Pluralform). Zu ihrer Arbeit brauchen ſie jeder ein gewöhnliches Meſſer, ein Buſchmeſſer und eine ſchmale Axt. Letztere muß ihnen der Arbeitgeber beſorgen. Mit Buſchmeſſer und Axt hauen ſie zunächſt hart am Stamm die Äſte ab. Dann wird da, wo das markige Fleiſch in das Herzblatt ausläuft, ein etwa 20—25 cm langes und 15 cm breites Loch in den Stamm geſchnitten bis beinahe auf die Rinde der unteren Seite des Stammes. Damit haben die Fodelawo ihre Arbeit gethan. Haben ſie ein großes Quantum von Palmen anzuzapfen, ſo müſſen ſie etwa zwei Tage, von Morgen bis gegen Nachmittag, arbeiten. Vormittags eſſen ſie nur Jams, der draußen geröſtet wird; gegen Mittag ſchickt ihnen der Arbeitgeber ein kräftiges Mittageſſen hinaus, auch etwas Rauchtabak, damit ſie ihre Arbeit gut machen. Mit klingender Münze werden auch ſie nicht bezahlt, ſie bekommen ſpäter ebenfalls ihren „Schluck" Palmwein. Iſt der Palmenbeſitzer geizig und ſchickt kein gutes Eſſen, oder kommt der Eſſenträger zu ſpät, ſodaß die Arbeiter auf ihrem Heimweg ihm begegnen, ſo haben ſie Zorn und eſſen nicht mehr. Es kann dann vorkommen, daß der eine oder andere der Männer am folgenden Tag mehrere Palmen verdirbt, dadurch, daß er ſie ſchlecht anzapft.

Jetzt beginnt die eigentliche Palmweinbereitung. Hiermit hat der Palmenbeſitzer bereits vier bis fünf Männer aus ſeiner Verwandtſchaft und ebenſo viele Knaben, dieſe im Alter von 12—14 Jahren, beauftragt. Die erſteren ſind die achakpalawo (kpa = ziehen und in Verbindung mit acha = Wein gewinnen); die Knaben heißen achayolawo (yo = rufen, in Verbindung mit acha bedeutet es, den Palmwein durch Feuerblaſen flüſſig machen.)

Nachdem die Palmen angezapft ſind, beginnen die achakpalawo ſofort ihre Arbeit, indem ſie mit einem runden, ſcharfen Eiſen (eine Art Bohrer, den der afrikaniſche Schmied für 25 Pf. anfertigt) am Boden des Loches durch die untere Rinde hindurch eine kleine, runde Öffnung bohren. Durch dieſes kleine Loch wird eine ausgehöhlte Holzröhre geſteckt, die mit dem unteren Ende in einen darunter geſtellten Topf mündet. So viele Palmen, ſo viele Töpfe; jeder koſtet 5 Pf. und wird von den afrikaniſchen Töpferinnen geformt und gebrannt. Der Saft fließt nun nach oben in das Loch und kommt Tropfen um Tropfen durch die Röhre in den Topf. Letzterer ſowohl, als auch die Öffnung an der Palme wird mit dem flechtenartigen Zeug, aus dem der Blütenſtengel hervorwächſt, gut verſchloſſen; ſonſt würden ſich die wilden Bienen über den zuckerhaltigen Stoff hermachen.

Am erſten Tag kommt ein Saft, Tugum genannt, der ſüßlich iſt und einen widerlichen Beigeſchmack hat. Von den Männern wird er verachtet; die Frauen dagegen trinken ihn gerne; ſie vermengen ihn wohl auch mit Maismehl und kochendem Waſſer und machen ſich einen Brei (dzogbo) daraus, den ſie mit großen hölzernen Löffeln eſſen. Der Saft nun, welcher am folgenden Morgen und Abend

weggenommen wird, heißt Dante, iſt ſehr ſüß, etwas klebrig und führt ſtark ab. Das iſt der Wein der Frauen, die ihn mit Vorliebe trinken. Nachdem nun am zweiten Tag gegen Abend der letzte „Dante“ weggenommen iſt, wird das Loch der Palme ausgebrannt, nicht aber wird, wie C. Heßler in ſeinem Buch, „Die deutſchen Kolonien“ (Beſchreibungen von Land und Leuten unſerer auswärtigen Beſitzungen, vierte Auflage, Leipzig 1887) Seite 207 ſagt, an den Wurzeln Feuer angelegt und dadurch der im Stamme befindliche Saft nach oben getrieben. Ein Junge bindet eine Anzahl dürrer Palmrippen zuſammen, ſteckt dieſes dünne Bündel mit dem untern Ende ins Feuer; ſobald die Palmrippen glühen, ſteckt er ſein Bündel in das Loch der Palme, und zwar gegen das Herz derſelben, und bläſt durch eine Holzröhre Luft in die Glut. Dieſe Erhitzung iſt eigentlich der „Anſtich.“ Durch das Ausbrennen, das etwa 4—5 Minuten bei jeder Palme in Anſpruch nimmt und jeden Abend wiederholt werden muß, verliert der Saft ſeinen Beigeſchmack, wird heller und ſtärker, und die Poren bleiben geöffnet. Iſt die Palme ſo ausgebrannt, daß die Wände des Loches ſchwarz ſind, ſo kommt der achakpala und ſchneidet mit einem ſcharfen Meſſer ganz wenig von den Wänden, namentlich dem Herzen zu, weg und verſchließt das Loch. Das wiederholt er jeden Morgen und Abend, nachdem er zuvor den Palmwein weggenommen. Die achakpalawo und achayolawo müſſen daher, ſolange der Saft läuft (etwa 4 Wochen), jeden Tag mehrere Stunden im Palmenhain ſein. Für ihr tägliches Eſſen müſſen ſie ſelbſt aufkommen; das heißt, ſie dürfen vom Abendpalmwein zuſammen für 50 Pf. verkaufen, wofür ſie ſich das nötige Fleiſch ꝛc. anſchaffen. Sodann kann jeder trinken, ſoviel er will; außerdem bekommt jeder der Männer vom Morgenpalmwein zwei Kalabaſſen geſchenkt, und ſchließlich erhält jeder von ihnen 3—4 Palmen, jeder der Jungen 1—2 Stück, deren Saft ſie für ſich verkaufen, als Lohn.

In den erſten 16 Tagen fließt der beſte Wein, während der 10—15 Tage nachher wird er immer ſtärker. Der Palmwein wird jeden Morgen und Abend abgenommen und zunächſt in große Töpfe, die auf einem ſchön geebneten Platz im Palmenhain eingegraben ſind, geſchüttet. Dieſe Stelle iſt der Verkaufsplatz und das öffentliche Wirtshaus. Der Morgenpalmwein wird gewöhnlich nach auswärts in die umliegenden Ortſchaften verkauft; auch Händlerinnen kaufen ihn, eilen mit ihrer Laſt zum Markt oder an belebte Durchgangsſtraßen, wo ſie den Wein mit Gewinn an die Fremden verkaufen. Was morgens nicht abgeht, wird abends mit verkauft. Der Abendpalmwein bleibt gewöhnlich im Dorf; ein großes Quantum wird ſchon im Palmenhain getrunken. Von nachmittags 3 Uhr an ſtellen ſich die meiſten Männer ein mit der Kalabaſſe und etwas Muſchelgeld in der Hand. Von allen Seiten kommen ſie von ihren Plantagen hier zuſammen. In das Dorf wird der Wein nur gebracht, wenn große Menge vorhanden iſt, oder wenn ein gemeinſames Trinkgelage veranſtaltet wird, was gewöhnlich an oder nach einem Gerichtstage geſchieht. Wird der Palmwein nicht zu raſch an Ort und Stelle getrunken, ſo nimmt jeder noch ein Töpfchen auf dem Kopf nach Hauſe mit. Auf dem Palmweinplatz herrſcht immer die fröhlichſte Stimmung; die Männer treiben Politik und beſprechen die Tagesgeſchichten, dabei trinken ſie und rauchen gemütlich ihr Pfeifchen. Tabak wird an Ort und Stelle von einer Verkäuferin angeboten. Oft treibt erſt die hereinbrechende Dunkelheit die fröhliche Geſellſchaft auseinander.

Der friſche Saft, am beſten mit friſchem Apfelmoſt, auch in ſeiner Wirkung,

„Rufen“ des Palmweins.

zu vergleichen, ist süß und schmeckt sehr angenehm, falls die Bedienung der Palme eine reinliche ist. Bleibt der Palmwein stehen, so gährt er stark, wird sauer und berauscht. Dieser Wein, „Safi“ genannt, wird nur bei großen Festlichkeiten, wie Totenkostüm, Häuptlings- und Königswahl ꝛc., getrunken. Weil die erforderlichen Quantitäten nicht an einem Tage produziert werden können, kaufen die Leute den Palmwein von etwa drei Tagen hintereinander auf und schütten ihn in große Töpfe, wo er durchweg zu „Safi“ wird. In manchen Gegenden wird scharf darüber gewacht, daß der Palmwein nicht mit Wasser vermischt wird; an anderen Orten, zum Beispiel im Nyambo-Gebiet am Agu, darf kein reiner Wein verkauft, sondern muß mit einem Drittel Wasser vermischt werden.

Der Preis für den Wein ist verschieden; gewöhnlich kostet die Kalabasse (1/2—3/4 l) einen Pfennig, an Markttagen wird das Doppelte und Dreifache bezahlt. Eine reife Palme wird 22—30 Tage fließen, und der Erlös aus Wein beträgt für das Stück 1 ℳ bis 1,50 ℳ.

Der älteste der Palmweinbauern oder der nächste Verwandte des Eigentümers hat während der Palmweinperiode die Aufsicht über das Ganze; er hat auch das Geld für den verkauften Wein an Ort und Stelle zu vereinnahmen und genaue Rechnung zu führen. Zu diesem Zweck hat er eine Anzahl Schnüre im Palmenhain. So oft er für eine Mark Wein verkauft, fädelt er in eine bestimmte Schnur eine Muschel oder einen Maiskern; verkauft er für 50 Pf., so fädelt er in eine andere Schnur einen Kern oder einen halben ein; ebenso hat er seine besondere Schnur für 25, 20, 10, 5 und 1 Pf. Hat er so seine Eintragungen gemacht, so übergiebt er das ganze Geld, Silber oder Muschelgeld, einem seiner Genossen, der zugleich sein Zeuge ist. Dieser bewahrt das Geld auf bis zum Schluß der Periode, da dann großer Rechnungsabschluß gemacht und der ganze Betrag abgeliefert wird. Jeden Abend giebt aber der Vertrauensmann dem Besitzer Bescheid, was eingegangen; dieser hat auch seine verschiedenen Schnüre und macht dieselben „Buchungen“ wie jener. Wenn alles vorbei, ist Rechnungsablage; erst werden die in den Schnüren gesammelten Muscheln oder Maiskörner, dann die Geldsumme gezählt. Ist das Geschäft gut ausgefallen, so bekommt jeder der Palmweinbauern noch ein kleines Geldgeschenk.

Nachdem der Saft abgezapft ist, stirbt die Palme und der Baum fällt rasch in sich zusammen. Von einer Verwendung des Stammes zu Brenn- oder Baumaterial kann gar keine Rede sein. Und doch findet man kaum eine Negerhütte, die nicht, was Holzwerk betrifft, gerade von der Ölpalme hergestellt ist. Baut der Togoneger sein Haus, so steckt er auf 30 cm Entfernung Pfähle in den Boden; an diese wird auswendig und inwendig der gespaltene Palmast, immer 15—20 cm von einander entfernt, quer festgebunden. Die so hergestellten Wände werden hierauf von außen und innen mit Lehm beworfen und mit der Hand glatt gestrichen. Was bei unseren Häusern die Latten auf den Dachsparren sind, das ist der Palmast bei der Negerhütte. Auf die Dachstangen bindet der Neger die Palmäste quer fest. Ist nun eine Schicht dürres Gras aufgetragen, so werden wieder Palmäste quer darüber gelegt und diese mit den unteren mittelst dürrer Schlingpflanzen verbunden. Der Dachdecker benützt hierzu eine Nadel, die ebenfalls aus dem Palmast hergestellt ist. Damit das Dach schön aussieht, wird die letzte Schichte Gras an den darunter liegenden Palmästen „festgenäht.“ Der Neger gebraucht ferner die Palmäste zu Thüren und Einfriedigungen, zur Errichtung

ſeines Badezimmers; die Plantagenhütte beſteht, außer wenigen Pfählen und der Dachbedeckung, ganz aus Palmäſten. Aus den geſchlitzten Palmrippen ſtellt der Neger auch Fiſchkörbe, Maiskörbe ꝛc. her. Kräftige Palmäſte werden auch als Jamsſtangen, an denen ſich die Jamsranke hinaufwindet, benützt. Bei der Errichtung des Jamshauſes, in welchem die reifen Jamsſtücke an den Innenwänden feſt gebunden und aufbewahrt werden, ſpielt der Palmaſt eine wichtige Rolle. Die biegſamen Enden der langen Wedel bindet die Negerfrau zu einem Beſen zuſammen und kehrt damit jeden Morgen ihr Gehöfte.

Aus dem Geſagten erhellt, wie hochwichtig die Ölpalme auch für den Neger iſt, und daß er es verſteht, dieſelbe vernünftig zu behandeln und ſich nutzbar zu machen. Es iſt für die Kolonie wie für das Mutterland von großer Wichtigkeit, daß die Palmenkultur möglichſt gefördert wird. Leider iſt in den letzten Jahrzehnten in den mir bekannten, inneren Diſtrikten von Togo auf dieſem Gebiet nicht nur kein Fortſchritt, ſondern ein Rückgang zu verzeichnen. Das beſtätigten mir auch ältere, durchaus glaubwürdige Neger. Es kommt nicht mehr oder höchſt ſelten vor, daß in dem Umfange, wie vorhin gezeigt, Palmwein gemacht wird; erſtens giebt es nicht mehr ſoviele Palmen, weil ſelten nachgepflanzt wird, und zweitens ſcheuen die Leute die nicht leichte Arbeit. Fragt man nach der Urſache, ſo bekommt man die Antwort: Der Branntwein untergräbt die Palmenkultur. Man hat zwar ſchon das Gegenteil behauptet und den Satz aufgeſtellt: Wir müſſen den Branntwein einführen, denn trinken muß der Neger; trinkt er keinen Branntwein, ſo trinkt er Palmwein und ruiniert zu dem Zweck die Palmenhaine und in Verbindung damit die Ausfuhr von Kernen und Öl. Das iſt aber, abgeſehen davon, daß der Neger nicht trinken *muß* und zwiſchen den Wirkungen des Branntweines und denjenigen des Palmweines ein ſehr großer Unterſchied iſt, — eine ganz verkehrte Anſicht und widerſpricht den thatſächlichen Verhältniſſen. Wo der Branntwein ganz oder teilweiſe an die Stelle des Palmweines getreten iſt, da giebt es auch keine richtigen Palmenhaine mehr. Ein durchaus glaubwürdiger, vernünftiger und an Erfahrungen reicher Neger hat mir einmal geſagt: „Früher wurden viele Palmen gepflanzt, heute nicht mehr; denn die Leute ſcheuen die Arbeit, ſie können ſich ja, ſeitdem der Branntwein ſo billig und überall zu haben iſt, ſchon für 25 Pf. zu jeder Tages- und Nachtzeit einen Rauſch antrinken.“ Früher wurde der Gaſt vom Gaſtgeber mit Palmwein bewirtet, heute ſtellt ſich letzterer ein Armutszeugnis aus, wenn er keinen Branntwein vorſetzt. So verhält ſich die Sache, mag man dagegen ſagen und ſchreiben, was man will. Der Branntwein verdrängt nicht nur den Palmwein, ſondern die Palme ſelbſt. Und wo Palmwein iſt, da finden ſich auch Öl und Kerne genug.

Man braucht nicht nach Togo zu gehen, um ſich zu überzeugen, wie der Branntwein ſeine Verehrer demoraliſiert, faul und intereſſenlos macht. Und wenn Prof. Dr. *Wohltmann* in ſeinem Bericht, Seite 221, ſagt, daß ſeines Erachtens unſere Aufgabe in Togo vor allem die iſt, die Eingebornen-Bevölkerung in jeder Beziehung zu fördern, um ſo den größten Gewinn aus ihr zu ziehen, ſo gehört dahin gewiß auch die Beſeitigung oder Einſchränkung ſolcher Mittel, die gerade in Togo geeignet ſind, eine geſunde Kulturentwicklung unter den gut beanlagten und fleißigen Bewohnern zu hindern.

Es iſt ſehr erfreulich, daß die Regierung durch die letzte bedeutende Zollerhöhung die Einfuhr von Branntwein erheblich erſchwert hat. Schreiten wir auf

dieſer Bahn weiter und kommt dazu die Fürſorge für Verbeſſerung der Wege, Anlagen guter Brunnen, Sicherſtellung von geſundem und reichlichem Waſſer und wird die ſchon oft beſprochene Eiſenbahn von Lome nach dem Innern über Miſahöhe gebaut und können die Palmbauern ihre Produkte an Öl und Kernen, ohne ſie Tagereiſen weit auf dem Kopf tragen zu müſſen, in nächſter Nähe zu annehmbarem Preiſe verkaufen, ſo wird das einen ungeahnten Aufſchwung der Ölpalmenkultur in den fruchtbaren Binnendiſtrikten zur Folge haben und dem Mutterland ſelbſt großen Nutzen bringen.

Die Entwicklung des Bismarck-Archipels.

Der hauptsächlichste Ausfuhrartikel des Archipels ist die Kopra, von der die größte Masse zur Zeit durch Händler, die im Schutzgebiet zerstreut sitzen, von den Eingebornen eingehandelt, der bis jetzt noch geringere Teil aus bereits tragenden Bäumen der großen Pflanzungen gewonnen wird. Die um Herbertshöhe herumliegenden Pflanzungen werden in wenigen Jahren soweit sein, daß aus diesen allein bis zu 3000 Tonnen Kopra im Jahr gewonnen werden können. Daher sollten die Firmen schon jetzt darauf bedacht sein, praktische Anlagen für die Beladung der Dampfer zu bauen. Diese hätten nach meiner Ansicht am besten aus einem gegen Brandung geschützten, so geräumigen Bootshafen zu bestehen, daß die Ladeprähme Platz fänden. Die Herstellung eines Anlageplatzes für Dampfer ist wegen zu geringer Wassertiefe ausgeschlossen. Die Regierung hat ebenfalls ein Interesse daran, für sich selbst einen geschützten Platz für ihre Boote zu bekommen; also könnte sie in dieser Frage Hand in Hand mit den Firmen vorgehen und sich einen großen Teil der Kosten ersparen.

Der Archipel ist hauptsächlich für Kopra geeignet.

Im Archipel giebt es noch sehr viel für Kokosnüsse bebaubares freies Land. Die Humusschicht ist meistens zu dünn für andere Tropenpflanzen; der Kokos gedeiht indessen fast überall, wo er die Seebrise hat.

Kopra ist dasjenige Pflanzprodukt, welches auf dem Markt am wenigsten Preisschwankungen unterworfen ist, und auch insofern ist sein Anbau ein sicheres Unternehmen, als die Ernten, wenn auch spät, doch mit Sicherheit eintreten und nie versagen.

Rentabilität der Kokospflanzungen.

Das Pflanzen von Kokosnüssen erfordert verhältnismäßig wenig Arbeit; Erträge fangen aber erst nach 6 Jahren an, die vollen Erträge erst nach 10 bis 12 Jahren. Indessen fehlen die Mißernten. Die Kapitalverzinsung geschieht erst nach langer Zeit, dann aber mit Sicherheit.

Eine volltragende Kokosnußpflanzung erzielt 12 Jahre nach Beginn ihrer Anlage etwa 30 Prozent des angelegten Kapitals jährlich.

Neue Unternehmer

Legt man diesen Satz zu Grunde, so würde z. B. derjenige, welcher 100 000 Mark im Laufe von 12 Jahren zum Betrieb in eine Kokosnußpflanzung von 300 ha gesteckt hat, nach Ablauf dieser Zeit einen Reinertrag von jährlich 30 000 Mark zu erwarten haben.

Hierbei ist ganz abgesehen von den üblichen Zwischenpflanzungen, Baumwolle (dieselbe gedeiht zwar gut, erfordert aber zuviel Arbeitsunkosten, hat sich in den letzten Jahren nicht bewährt), Mais u. s. w., die, wenn sie glücken, die Gesamtunkosten verringern oder gar decken und den Ertrag noch günstiger gestalten dürften.

Jeder Pflanzer wird nebenher Kopra-Tauschhandel mit den benachbarten Eingebornen unternehmen und dann hierbei je nach seiner eigenen Geschicklichkeit darin und je nach der Kauflust und Zahl seiner Kunden und nach der Lieferfähigkeit derselben es bis zu einem ansehnlichen Nebeneinkommen bringen.

Hieraus mag ersehen werden, welche Mittel ein neuer Unternehmer im Archipel haben müßte, um sein Kapital zu vergrößern.

Für Unbemittelte giebt es manchmal Stellen als Händler für die Firmen. Zuverlässigkeit, Nüchternheit und Tropenfähigkeit sind außer einem gewissen Talent für das Handeln mit Tauschwaren Vorbedingungen, wenn solche Leute etwas hinter sich bringen wollen. Sie bekommen Tauschwaren ꝛc. vorschußweise von ihrer resp. Firma geliefert und haben die Verpflichtung, Kopra einzuhandeln und zu einem bestimmten, vereinbarten Preis derselben abzuliefern. Der Verdienst dieser Händler besteht in dem Unterschied zwischen dem Preis, für welchen sie die Ware einhandeln, und dem mit der Firma abgemachten Preis. Einzelne derartige Händler haben recht bedeutende Verdienste erzielt.

Der Handel in dieser Form ist aber nicht das, was zur Entwicklung der Kolonie beiträgt, höchstens allerdings insofern, als die Eingebornen dadurch angeregt werden, von selbst mehr Kokosnüsse zu pflanzen; dies tritt aber selten ein.

Das meiste Glück haben die Händler in solchen Gegenden, wo die Eingebornen unter Hinterlassung ihrer tragenden Kokosbäume infolge von Seuchen u. dergl. ausgestorben sind.

Für die Entwicklung des Gebietes halte ich Leute mit einem eigenen Kapital von 30 000 bis 100000 Mark und mehr, die neue Kokosnußplantagen anlegen wollen, für die geeignetsten.

Es giebt auch solche Leute genug; ich habe persönlich eine ganze Reihe getroffen, denen es selbst nicht darauf ankäme, jahrelang in der Wildnis zu leben.

Jedoch weiß keiner von diesen unternehmungslustigen Leuten, wie die Verhältnisse dort liegen, wo sie Auskunft einholen können, und wie man mit dem Anfang zu beginnen hat.

Die bis jetzt erschlossenen Gebiete, d. h. die Nachbarschaft von Herbertshöhe in Neupommern und das Nusa-Gewässer (zwischen Neumecklenburg und Neuhannover) sind von den bereits im Schutzgebiete ansässigen Firmen so ziemlich mit Beschlag belegt. Damit ist aber das für die Anlage von Kokospflanzungen geeignete Land noch lange nicht erschöpft. Da sind die Admiralitätsinseln, die Salomonen, St. Mathias, Neuhannover und das ganze südliche Ende von Neupommern. Die Firmen strecken ihre Fühlhörner auch bereits nach allen diesen Ländern aus. Sie haben ihrerseits schwerlich ein Interesse daran, die Niederlassung von Konkurrenten in der Erschließung der Bodenschätze des Schutzgebietes zu fördern.

Die Regierungsverwaltung informiere neue Unternehmer.

Die Regierungsverwaltung ist allein in der Lage, hier zu helfen, und sie allein hat das Interesse an der allgemeinen Entwicklung des Gebietes; also sollte sie auch Mittel und Wege finden, in dieser Richtung die Entwicklung zu fördern.

Litteratur.

Das kürzlich erschienene Buch **„Die deutsche Flotte, ihre Entwickelung und Organisation"** von Graf Reventlow, Kapitänleutnant a. D. — Verlag von Fr. Lehmanns Buchhandlung, Zweibrücken i. Pfalz — nimmt entschieden in der auch für Laien bestimmten Marinelitteratur der Neuzeit einen hervorragenden Platz ein.

In leicht faßlicher Weise wird zunächst die Vorgeschichte, die Entstehung und die Weiterentwicklung unserer Kriegsmarine geschildert und hierbei namentlich deren bisherige Thätigkeit zum Schutze unserer überseeischen Interessen eingehend gewürdigt.

Nachdem sodann die Organisation der Kaiserlichen Marine geschildert ist, wird Deutschlands schwimmendes Flottenmaterial ausführlich und anregend veranschaulicht. Panzerlinienschiffe, Küstenpanzer, Panzerkreuzer, geschützte und ungeschützte Kreuzer, Kanonen- und Torpedoboote, Schulschiffe, Vermessungsfahrzeuge und die Kaiserliche Yacht „Hohenzollern", sie alle sind genau — viele sogar noch durch beigefügte Skizzen — dargestellt.

Hierauf werden die Vorschriften über die verschiedenen Laufbahnen in der Marine mitgeteilt, weshalb man das Werk den Vätern oder Vormündern derjenigen jungen Leute, die sich der Marine als Seeoffizier, Marine-Ingenieur, Sanitäts-Offizier, Marine-Zahlmeister, Schiffbau- oder Maschinenbau-Beamter widmen wollen, nur angelegentlichst empfehlen kann.

Dasselbe wird aber auch allen denen willkommen sein, die überhaupt ein Interesse für unsere Wehrkraft zur See besitzen; giebt es doch sozusagen wohl über alles Auskunft, was der Nichtfachmann wissen möchte. Kaliber und Länge der Geschütze, Gewicht der Rohre, Lafetten, Kartuschen, Stahl- und Sprenggranaten und die Durchschlagskraft dieser Geschosse werden angegeben. Desgleichen sind Torpedos und Seeminen beschrieben. Selbst die Seezeichen unserer heimischen Fahrwasserstraßen finden eingehende Erwähnung.

Ferner enthält das Buch Angaben über Zahl und Raumgehalt der Schiffe der Kriegs- und Handelsflotten der in Betracht kommenden Seestaaten, wodurch sowohl der großartige Aufschwung unserer Reederei seit 1871, als auch die Schwäche unserer Seestreitkräfte, im Vergleich zu denjenigen anderer Mächte, so recht zur Geltung kommt, sodann über die Schiffsbauten der letzten Zeit, sowie über die allen Nationen gemeinsamen Vorschriften bezüglich Ausweichens und Lichterführung der Schiffe.

Die Erklärung einer großen Anzahl technischer Ausdrücke bildet endlich den Schluß der trefflichen Ausführungen.

Einige kleine, an sich belanglose Irrtümer, wie z. B. die leider nicht zutreffende Angabe, daß auch Tutuila unter deutsche Botmäßigkeit gelangt sei, werden bei der hoffentlich bald erscheinenden zweiten Auflage zu vermeiden sein.

Außer den beiden Titelbildern Seiner Majestät des Kaisers und Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich haben noch viele gut gelungene Photographien, welche Episoden aus dem Bordleben, sowie verdienstvolle Seeoffiziere und Offiziere der Marine-Infanterie darstellen, Aufnahme gefunden.

Am Ende sind dem Werk noch mehrere Tafeln mit Uniformbildern, Flaggen und Kommandozeichen der deutschen Flotte, Kriegsflaggen verschiedener auswärtiger Seemächte, sowie die Flaggen des internationalen Signalbuchs angeheftet.

Die äußere Ausstattung des 300 Seiten enthaltenden Buchs ist gediegen, der Preis desselben — 3 ℳ — bei der Reichhaltigkeit des Inhalts niedrig bemessen.

Cattenstedt b. Blankenburg a/Harz. von Beltheim,
Kapitänleutnant der Reserve.

Studien zur Grammatik und Lexikographie der modernen Nordchineſiſchen Umgangsſprache.

Von A. Seidel.

Vorbemerkung.

Die nachſtehenden Studien befaſſen ſich nur mit der Grammatik und der Lexikographie der modernen chineſiſchen Sprechſprache und zwar lediglich mit den ſogenannten Mandarin-Dialekten oder dem Hochchineſiſchen (vergl. die Einleitung zu meiner Gramm. S. 2). Ein Mandarin-Dialekt wird z. B. in der Provinz Schantung geſprochen, der unſere deutſche Beſitzung Kiautſchou zugehört. Mandarin-Dialekte werden ferner auch geſprochen in den Provinzen Tſchili, Schanſi, Kanſu, dem nördlichen Kiangſu bis zum Yangtſe, einſchließlich Nankings; Anhui, Honan, Hupe, Setſchuan, Kueitſchou, einem Teile von Kuangſi und Hunan, ſowie in der Mandſchurei, Mongolei und den Thienſchan-Ländern (ſoweit in den beiden letztgenannten Gebieten überhaupt chineſiſch geſprochen wird).

Die Mandarin-Dialekte laſſen ſich wieder in drei große Gruppen teilen, nämlich

a) die nordchineſiſchen.
b) die mittelchineſiſchen,
c) die weſtchineſiſchen Dialekte,

als deren Hauptrepräſentanten die Dialekte von Peking (Nord), Nanking (Mittel), und Setſchuan (Weſt) angeſehen werden können. Die nachfolgenden Ausführungen bewegen ſich ausſchließlich auf dem Gebiete der nordchineſiſchen Dialekte (inſonderheit des Peking-Dialekts) und ſtreifen nur gelegentlich ausdrücklich auch das mittelchineſiſche Mandarin (Mittel-Hochchineſiſche).

Dabei iſt indeſſen zu bemerken, daß wenigſtens der Nanking-Dialekt in der Grammatik im großen und ganzen ſich mit dem Peking-Dialekt völlig deckt und nur in Einzelheiten kleine Abweichungen aufweiſt.

Die vorkommenden Beiſpiele ſind daher nach der Pekinger Ausſprache transſkribiert. Hierbei iſt das Syſtem zu grunde gelegt, das ich in meiner Grammatik verwendet habe und das ſich nicht weit von Wade's Umſchrift entfernt.

Grammatik und Wörterbuch des Nordchineſiſchen befinden ſich noch in ziemlich unordentlichem Zuſtande. Die nachfolgenden Studien werden für dieſe Behauptung mehr als einen Beweis erbringen. Auf dem Gebiete der Grammatik ſind ſelbſt viele ganz grundlegende Punkte bisher noch völlig verkannt, obwohl

ein ſo bedeutender Gelehrter wie Joſ. Edkins ſchon im Jahre 1857 ſeine Grammar of the Chinese collaquial Language veröffentlicht hat. Seine Arbeit iſt auch heute noch das Gründlichſte, was wir über die Grammatik des Mandarin-Dialekts beſitzen. Auch durch die neueſten Arbeiten von Arendt iſt zwar viel wertvolles Material beigebracht, aber wenig zur Aufhellung der grammatiſchen Struktur dieſer Sprache geleiſtet worden.

Vieles von dem, was im Folgenden beſprochen werden ſoll, iſt in Kürze und ohne nähere Begründung bereits in meiner im Jahre 1901 (bei Jul. Groos in Heidelberg) erſchienenen „Chineſiſchen Konverſations-Grammatik im Dialekt der nordchineſiſchen Umgangsſprache" dargelegt worden. Für dieſe Aufſtellungen trete ich hier den Beweis an. Anderes iſt völlig neu.

Die Beiſpiele, die zur Stütze meiner Aufſtellungen angezogen werden, ſind den allgemein bekannten Textſammlungen entnommen. Wo ſie im einzelnen zu finden ſind, habe ich daher nur in beſonderen Fällen angeben zu ſollen geglaubt.

I. Der abſolute Kaſus des Subſtantivs.

Auf S. 231 der erſten Auflage ſeiner obenerwähnten Grammatik des Mandarin-Chineſiſchen ſagt Edkins: The object is frequently taken from its position, after the verb, and placed before the copula. When in such cases the subject is omitted by ellipsis, the object seems to take its place. Ebenſo heißt es S. 234: the object also stands before its verb without an introductory verb.

Zu der erſten Stelle giebt er folgende Beiſpiele:

a) liang^{3} ði^{1} šou^{3} č'üe^{4} pu^{4} kan^{3} tung^{4} = er wagt es nicht ſeine Hände zu rühren. In dieſem Satze iſt šou^{3} zweifellos dem Sinne nach Objekt zu tung^{4}; das grammatiſche Subjekt iſt nicht ausgedrückt, ſondern liegt in kan^{3} tung^{4} (=t'a^{1} er); jedenfalls wäre es ganz ausgeſchloſſen, šou^{3} als grammatiſches Subjekt zu betrachten.

b) i^{2} ðü^{4} hua^{4} mei^{2} šuo^{1}-wan^{2} = er hat nicht einen Satz ausgeſprochen.

Hier iſt ebenſo zweifellos wie im vorigen Beiſpiele hua^{4} logiſches Objekt zu šuo^{1} und kann keinesfalls grammatiſches Subjekt zu šou^{1} ſein.

Auch hier ſcheint alſo nur der Schluß übrig zu bleiben, daß hua^{4} nicht nur logiſch ſondern auch grammatiſch als Objekt von šuo^{1} anzuſehen ſei, daß alſo das grammatiſche Objekt zu Zeiten auch vor das regierende Verbum treten könne.

Dies iſt denn auch, ſoviel ich ſehe, die Auffaſſung ſpäterer Grammatiker geblieben. Erſt noch neuerdings hat Arendt ſich dieſen Irrtum wiederum angeeignet und ihn im Tone eines großen Entdeckers vorgetragen.[1]) Ich werde zeigen, daß ſich dieſe Anſchauung nicht halten läßt.

Zunächſt wäre es merkwürdig, wenn eine Sprache, die in der Wortſtellung ihr vornehmſtes ſyntaktiſches Hilfsmittel und den Erſatz für die Flexionsmittel anderer Sprachen zu ſehen hat, die Stellung eines ſo wichtigen Satzteils wie des Objekts derartig freigäbe. Denn von einer völligen Freigabe müßte wohl die Rede ſein. Laſſen ſich doch die Beiſpiele für einen Satzbau nach den obigen Vorbildern häufen, ohne daß man einen anderen Grund — und dieſer Grund iſt

[1]) Handbuch der nordchineſiſchen Umgangsſprache, II, passim. Ebenſo P. G. von Möllendorf, Praktiſche Anleitung, S. 21.

gleichzeitig die einzige Beſchränkung — für die Voranſtellung des logiſchen Objekts erblicken könnte, als den Wunſch, dieſen Satzteil im gegebenen Falle hervorzuheben. In der That kann man jeden chineſiſchen Satz, der ein Objekt enthält, ſtatt der gewöhnlichen Wortfolge, wie mir jeder Kenner der Sprache beſtätigen wird, ſo umformen, daß man das Objekt ohne weiteres an die Spitze des Satzes bringt. Man müßte alſo vorausſetzen, daß die ſonſt ſo ſtreng feſtgehaltenen Stellungsgeſetze in einem ſo wichtigen Punkte durchbrochen worden wären. Dies iſt aber gänzlich unwahrſcheinlich.

Allerdings giebt es zwei Fälle, in denen die Stellung nicht minder wichtiger Satzteile in gleicher Weiſe, wie hier angenommen werden ſoll, in der That freigegeben iſt. Es kann nämlich das Subjekt intranſitiver Verben ſowohl vor wie hinter dem Zeitwort ſtehen[1]) und ebenſo das Prädikat vor wie hinter die Kopula ši⁴ geſetzt werden. Da der letztere Fall bisher nicht beachtet worden iſt, ſo ſei hier eine Belegſtelle angeführt[2]):

S. 10, Z. 6: i⁴ wo¹ feng¹ ši⁴ ti lai² lä = ein Schwarm Bienen ſeiend kamen ſie = ſie kamen wie ein Bienenſchwarm.

In dieſen beiden Fällen iſt aber die laxere Auffaſſung im Punkte der Stellung dadurch gerechtfertigt, daß einmal durch die beſondere Natur der intranſitiven Verben Mißverſtändniſſe ausgeſchloſſen ſind, da dieſe kein Objekt bei ſich haben, andrerſeits das Prädikat, wenn es auch vor ši⁴ tritt, immer noch hinter dem Subjekt ſtehen bleibt, z. B. tai⁴-fu¹ lai² ti ši⁴ = tai⁴-fu¹ ši⁴ lai² ti = der Arzt iſt kommend (kommt).

In dieſen beiden Fällen iſt alſo die größere Freiheit in der Stellung wohl begründet und unſchädlich. Ganz anders würde es beim Objekt ſein.

Wohlgemerkt, ich behaupte nur, daß die Nichtkennzeichnung des Objekt durch die Stellung — denn hiermit würde die Freiheit in der Stellung gleichbedeutend ſein — dem Geiſte der chineſiſchen Sprache nicht entſprechen würde. Dies würde indeſſen ſicherlich kein durchſchlagender Grund gegen die Möglichkeit ſein, daß trotzdem in dieſem Falle wie in den oben erwähnten beiden andern die Sprache ſich in der thatſächlichen Entwicklung von ihrem Prinzip einmal entfernt habe. Praktiſche Schwierigkeiten würden ſich dem gewiß nicht immer in den Weg ſtellen; wenigſtens würden die beiden oben aus Edkins angezogenen Beiſpiele vor Mißverſtändnis völlig geſchützt ſein, in andern Fällen aber würde eben natürlich eine derartige Konſtruktion vermieden werden müſſen.

Die Konſtruktion des vorangeſtellten Objekts widerſtritte alſo zwar dem Geiſt der chineſiſchen Sprache, wäre aber an ſich nichts deſtoweniger möglich und ohne große praktiſche Bedenken.

Es bedarf daher weiterer Gründe, um nachzuweiſen, daß šou⁴ und hua⁴ in den oben zitierten Beiſpielen nicht grammatiſches Objekt ſein können, oder, allgemein geſprochen, daß das grammatiſche Objekt nicht vor dem Zeitworte ſtehen kann.

Wenn wir das in den beiden Beiſpielen nicht ausgedrückte Subjekt (t'a¹)

[1]) Vergl. hierüber und zugleich über den Unterſchied im Gebrauch meine Gramm. § 268. (Edkins, S. 224 hält auch die Auffaſſung für möglich, dieſe Verben als tranſitiv zu betrachten; das iſt unhaltbar).

[2]) aus C. Imbault-Huart, Anecdotes, historiettes et bons mots en chinois parlé. Péking 1882.

ergänzen wollen, ſo fragt ſich, welche Stelle es einzunehmen haben würde. Nun kommen im allgemeinen bei rhetoriſch nicht beeinflußter Wortſtellung in der menſchlichen Sprache nur zwei Wortſtellungsarten vor, nämlich

a) 1. Subjekt. 2. Prädikat. 3. Objekt.

b) 1. Subjekt. 2. Objekt. 3. Prädikat.

Daß das Objekt ſogar auch vor das Subjekt tritt, kann allerdings in vielen Sprachen durch rhetoriſche Gründe veranlaßt werden, z. B. im Deutſchen: Seine Hände wagte er nicht zu rühren", aber z. B. nicht im Franzöſiſchen: Ses mains il n'osa remuer[1]). Im Chineſiſchen müßten alſo, wenn die Stellung des Objekts nicht gebunden wäre, folgende Ausdrucksweiſen denkbar ſein

a) t'a^1 č'üe^4 pu^4 kan^3 tung^4 liang^3 či^1 šou^3.

b) t'a^1 liang^3 či^1 šou^3 č'üe^4 pu^4 kan^3 tung^4.

c) liang^3 či^1 šou^3 t'a^1 č'üe^4 pu^4 kan^3 tung^4.

Hier ergiebt ſich nun aber die auffällige Thatſache, daß zwar die Ausdrucksweiſen unter a und c geſtattet, die unter b dagegen im Chineſiſchen verpönt iſt[2]). Grade die Stellung alſo, deren Zuläſſigkeit man erwarten müßte, wenn die Vorausſetzung hinſichtlich der Poſition des Objekts richtig wäre, gerade die Stellung iſt ausgeſchloſſen. Es kann alſo nicht zutreffend ſein, daß das Objekt auch vor dem Zeitwort ſtehen darf, und wo es ſo ſcheint, wie in den eingangs angezogenen Beiſpielen, muß eine andere Erklärung platzgreifen.

Dies wird durch andere Umſtände noch weiter erhärtet. Die Stellung des Objekts zwiſchen dem Subjekt und dem Verbum (ſ. oben unter b), iſt nämlich in einem Falle zuläſſig, wenn man daſſelbe nämlich mit einer der Präpoſitionen pa^3, čiang^1 oder na^3 verbindet, alſo: t'a^1 pa^3 (čiang^1, na^3) liang^3 či^1 šou^3 č'üe^4 pu^4 kan^3 tung^4 (vgl. Gramm. 202 c, 261 b, und 276 f.)[3]). Bekanntlich ſind dieſe Präpoſitionen nichts als adverbial-partizipialiſch gebrauchte Zeitwörter (pa^3 = faſſen, greifen; čiang^1 und na^3 = nehmen). Das mit ihrer Hülfe vorangeſtellte Objekt iſt alſo im Grunde als Objekt von pa^3, čiang^1 oder na^3 und nicht mehr von dem Hauptverbum (oben tung^4) des Satzes abhängig. Es bildet vielmehr mit pa^3, čiang^1 oder na^3 eine adverbiale Beſtimmung zum Hauptverbum und ſteht als ſolche wie gewöhnlich vor denſelben..

Auch hier zeigt ſich alſo die Regel von der Nachſtellung des Objekts nicht durchbrochen.

Ein mit pa^3 (čiang^1 oder na^3) umſchriebenes Objekt kann aber auch aus Gründen des Nachdrucks an die Spitze des Satzes, alſo vor das Subjekt geſetzt werden. Man kann alſo ſagen:

pa^3 liang^3 či^1 šou^3 t'a^1 č'üe^4 pu^4 kan^3 tung^4.

In der Bedeutung unterſcheidet ſich dies in nichts von der Ausdrucksweiſe: liang^3 či^1 šou^3 (t'a^1) č'üe^4 pu^4 kan^3 tung^4.

---

[1]) hierfür vielmehr: ses mains il n'osa les remuer, worin ses mains nicht mehr grammatiſches Objekt iſt.

[2]) Edkins giebt zwar (l. c.) auf S. 225 ein Beiſpiel (t'a^1 ši^4-ši^4 pu^4 či^1), das hierher zu gehören ſcheinen könnte und von ihm auch ſo gefaßt wird, dasſelbe iſt aber weiter unter korrekt erklärt.

[3]) Vergl. z. B. bei Imbault-Huart S. 60, Z. 5: wo^3 čiang^1 liang^3 č'i^4 čan^3 = ich breite die beiden Flügel aus.

pa³ liang³ čï¹ šou³ und liaug³ čï¹ šou³ ſind beide logiſche Objekte zu tung⁴, das erſtere — wenn auch mit Hülfe einer Umſchreibung — zweifellos auch grammatiſches Objekt. Wie ſteht es aber mit dem letzteren? Die Ausdrücke mit und ohne pa³ (čiang¹, na³) ohne Weiteres als grammatiſch gleichwertig zu betrachten, wird durch die obigen Ausführungen ausgeſchloſſen, wonach zwar die Audrucksweiſe: t'a¹ pa³ liang³ čï¹ šou³ č'üe⁴ pu⁴ kan³ tung⁴, nicht aber die andere: t'a¹ liaug³ čï¹ šou³ č'üe⁴ pu⁴ kan³ tung⁴ zuläſſig iſt.

Beide ſind alſo grammatiſch verſchieden; liang³ čï¹ šou³ iſt nur logiſches, nicht grammatiſches Objekt.

Wenn es dies aber nicht iſt, was kann es denn ſein? Auch grammatiſches Subjekt kann es nicht ſein, denn dies iſt in den beiden Beiſpielen, von denen wir ausgingen, das zu ergänzende Pronomen t'a¹, das ebenſogut dabei ſtehen könnte ohne die Sachlage zu verändern.

Wir haben alſo ein logiſches Objekt, das an der Spitze des Satzes ſteht, ſonſt durch nichts gekennzeichnet iſt, jedenfalls aber nicht grammatiſches Objekt ſein kann.

Derſelbe Fall findet ſich nun aber in vielen anderen Sprachen. So z. B. im Japaniſchen. Hier würde derſelbe Satz mit regulärer Objektskonſtruktion folgendermaßen lauten:

are ga ryōte wo aete ugokasan'.

Hier iſt ryōte wo (die beiden Hände) regelmäßiges Objekt, abhängig von ugokashi[1]) (bewegen). Daneben iſt aber auch eine andere Ausdrucksweiſe zuläſſig, nämlich:

ryōte wa are ga aete ugokasan'.

D. h. das logiſche Objekt ryōte wird aus dem engeren grammatiſchen Zuſammenhang herausgenommen und, losgelöſt von demſelben, (mit oder ohne die trennende Poſtpoſition wa) des Nachdrucks wegen an die Spitze des Satzes geſtellt. Logiſch bleibt ryōte Objekt, grammatiſch iſt es vollſtändig ohne Beziehung zu dem Verbum oder einem andern Satzteil, es ſteht abſolut (losgelöſt) an der Satzſpitze.

Ähnlich kann ſich bekanntlich auch der Franzoſe ausdrücken: ses mains il n'osa les remuer, nur daß er die zeriſſene Beziehung zwiſchen Verbum und Objekt durch Einſchiebung eines rückweiſenden Pronomens wieder etwas enger geſtaltet. Im deutſchen wird etwas ähnliches erreicht, wenn man das Objekt mit der Wendung „was . . . . anlangt" an die Satzſpitze ſtellt und nachher durch ein Pronomen wieder aufnimmt. Eine eigentliche abſolute Konſtruktion kennen wir nicht.

Der Chineſe verfährt genau wie der Japaner. Sollten hierüber noch Zweifel ſein können, ſo würden dieſelben noch durch folgende Thatſachen widerlegt werden.

Die Trennung eines abſolut an der Satzſpitze ſtehenden Satzteils wird im Japaniſchen durch die Partikel wa oder durch eine kleine Pauſe beim Sprechen markiert. Genau ſo macht auch der Chineſe nach dem abſoluten Kaſus eine

[1]) Im Japaniſchen ſteht das Objekt, durch die Poſtpoſition wo gekennzeichnet, ſtets vor dem Verbum.

Pauſe, die z. B. nach dem Subjekt — es ſei denn mit vielen Nebenbeſtimmungen verſtehen und daher ſehr lang — nicht eintritt. Nicht ſelten findet man dieſe Pauſe in ſorgfältigen Drucken durch ein Komma markiert.[1]) Das Chineſiſche hat aber auch eine Partikel, die wie das japaniſche wa zur Trennung des abſoluten Kaſus vom übrigen Satze verwendet wird; dies iſt čin⁴. So würde man ſehr gut ſagen können: liang³ čï¹ šou³ čiu⁴ č'üe⁴ pu⁴ kan³ tung⁴. Auch hierauf iſt bisher wenig geachtet worden.

Was aber ſchließlich jeden Zweifel beſeitigen muß, iſt die Thatſache, daß die abſolute Konſtruktion, die Loslöſung aus dem grammatiſchen Zuſammenhang und Stellung an die Satzſpitze, durchaus nicht auf das Objekt beſchränkt iſt, ſondern auf jeden Satzteil (mit Ausnahme des Subjekts) Anwendung finden kann.

Nehmen wir z. B. die Stelle bei Imbault-Huart (l. c.) S. 60, Z. 4: t'a¹ ti fa³-tsę tsę⁴-čï³ šang⁴ lă tang¹ = (was) ſein Mittel (anlangt), (ſo) wird er ſelbſt in die Falle fallen. Hier kann fa³-tsę nicht Subjekt ſein, denn dies iſt tsę⁴-čï³, auch nicht Objekt, denn dies iſt tang¹. Seine Beziehung zum Prädikat iſt eine viel entferntere, wir würden im deutſchen etwa ſagen: Mit (oder bei) ſeinem Mittel wird er ſelbſt hineinfallen. Dieſe entferntere Beziehung iſt durch nichts weiter angedeutet als durch den Mangel jedes grammatiſchen Beziehungsausdrucks. Grade für ſolche entferntere Beziehungen, die bei uns vielfach durch Verhältniswörter gegeben werden müſſen, iſt die abſolute Konſtruktion im Chineſiſchen außerordentlich beliebt.

Gleichzeitig wird hier der Unterſchied in der Bedeutung klar, der zwiſchen der abſoluten Konſtruktion und dem mit pa³ (čiang¹, na²) vorangeſtellten Objekt beſteht. Beide Ausdrucksweiſen heben das Objekt hervor, die letztere im Gegenſatz zu andern möglichen Objekten, die erſtere im Gegenſatz zu anderen möglichen Thätigkeiten (Prädikaten).

Es iſt alſo erwieſen, daß a) das Objekt im Chineſiſchen nicht vor dem Verbum ſtehen kann, es ſei denn mit pa³ (čiang¹ oder na²) verbunden. b) das Chineſiſche einen abſoluten Kaſus beſitzt.

Einige beliebig aus der Litteratur herausgegriffene Beiſpiele für die letztere Aufſtellung werden den Sachverhalt noch klarer ſtellen:

čê⁴-kŏ ši⁴-č'ing², kai¹ ši⁴ ni³ tsę⁴-čï³ na² č'ú³-i⁴ = was dieſe Angelegenheit anlangt (oder: in dieſer Angelegenheit) mußt du ſelbſt einen Entſchluß faſſen.

sę⁴-pai² č'ien², mai³ čê⁴ pęn³ šu¹ ni³ k'an⁴ pien⁴-i² pu² pien⁴-i² = 400 Käſch, um dies Buch zu kaufen, hältſt du (das) für billig?

čê⁴-kŏ i⁴-sz¹, hsien¹-šęng¹ ming²-pai² pu⁴ ming²-pai² = dieſe Anſicht anlangend, verſtehen Sie (ſie) oder nicht? u. ſ. w.

Die Annahme eines abſoluten Kaſus bietet die einzige Möglichkeit für die grammatiſche Erklärung ſolcher Konſtruktionen, und ich verſtehe nicht, wie die Grammatiker der modernen chineſiſchen Sprechſprache ohne dieſe Erkenntnis haben arbeiten können. Man ſcheint ſich etwaigen Schwierigkeiten gegenüber damit ge-

---

[1]) Vergl. z. B. Abſchnitt 40, Satz 1 im Chineſiſchen Text zu Krantz, Chineſiſche Lektionen: wo³ šuo¹ ti hua⁴, ni³ neng² t'ing¹-č'u²-lai² mŏ = meine Worte, kannſt du (ſie) verſtehen.

tröſtet zu haben, daß in der chineſiſchen Grammatik ja alles ein wenig uebelhaft ſei. Nur ſo kann man auch die ganz unzutreffenden Überſetzungen verſtehen, die ein ſo hervorragender Kenner des Chineſiſchen wie P. G. von Möllendorf (Praktiſche Anleitung zur Erlernung der hochchineſiſchen Sprache) zu vielen Stellen ſeiner chineſiſchen Texte geben konnte. Ich habe ſchon in dem Vorworte zu meinem Lehrbuche darauf hingewieſen, daß die Grammatik des Nordchineſiſchen einfach, klar und reich an feinen Nüancen, aber auch andrerſeits *ſtreng und gegen Abweichungen unduldſam* iſt.

Die Herrſchaft des abſoluten Kaſus reicht nun aber im Chineſiſchen erheblich weiter, als es auf den erſten Blick ſcheinen möchte. Eine ganze Reihe auffälliger und ſonſt unerklärlicher Erſcheinungen findet durch die abſolute Konſtruktion eine einfache und völlig befriedigende Erklärung.

Vorerſt ſei indeſſen darauf aufmerkſam gemacht, daß auch die Fälle nicht ſelten ſind, in denen zwei abſolute Kaſus neben einander treten. Ein gutes Beiſpiel dafür giebt Edkins (l. c. Seite 225), das er natürlich durch die fälſchliche Annahme eines vorangeſtellten Objekts erklärt: t'a^1 šï^4-šï^4 pu^4 čï^1 = Was ihn betrifft (und) was den Weltlauf betrifft, (ſo) kennt er (ihn) nicht.

Nur ſo läßt ſich auch die Konſtruktion von . . . tê^2 (= . . . bar ſein) erklären. Man ſagt z. B. čê^4-kŏ fan^4 čï^1 tê^2 = dieſe Speiſe iſt eßbar, kann gegeſſen werden. Mit der bloßen Angabe (ſ. Arendt), daß tê^2, einem Verbum angehängt, „können" bedeute und das ſo gewonnene Kompoſitum aktiv und paſſiv gebraucht werden könne, iſt nichts gewonnen. Es bleibt unerklärt wie tê^2 zur Bedeutung „können" kommt, warum das davon abhängige čï^1 davor ſteht und warum ſchließlich fan^4, das doch offenbar dem Sinne nach Objekt zu čï^1 iſt, demſelben nicht nachfolgt. Man erwartet vielmehr gerade die entgegengeſetzte Stellung: tê^2 čï^1 čê^4-kŏ fan^4 = man erlangt (d. h. bringt es fertig, zuſtande = kann) zu eſſen dieſe Speiſe. Alles dies iſt leicht, wenn man die abſolute Konſtruktion zu Hilfe nimmt und ſowohl fan^4 wie auch čï^1 als abſoluten Kaſus erklärt: Was dieſe Speiſe betrifft (und) das Eſſen betrifft, ſo erlangt man (es) = ſo geht es. Ich gehe hier auf dieſe Konſtruktion nicht näher ein, da ich ſie an anderer Stelle ausführlicher zu behandeln gedenke.

Mitunter kann man im Zweifel ſein, ob man es mit einem abſoluten oder einem *Adverbialkaſus* (vergl. Gramm. § 184) zu thun hat, da es an einem äußeren Unterſcheidungszeichen mangelt und der Sinn nicht immer eine Entſcheidung nach der einen oder der anderen Seite zuläßt, z. B. čê^4-kŏ yüe^4 žo^4 tê hen^2 = a) was dieſen Monat anlangt, ſo iſt es ſehr heiß (abſolut), b) in dieſem Monat iſt es ſehr heiß (adverbial).

Die Verkennung der abſoluten Konſtruktion hat zu einer Reihe von Irrtümern in Grammatik und Wörterbuch geführt, deren wichtigſte hier dargelegt werden ſollen; dabei wird es möglich ſein, gleichzeitig einen Überblick über die hauptſächlichſten Gebrauchsweiſen des abſoluten Kaſus zu gewinnen.

In vielen Fällen iſt der Abſolutus bishrr als reiner *Subjektskaſus* aufgeſtellt worden.

Hierher gehört beſonders das Verbum yo^3 und die Verneinungen mei^2, mei yo^3 und wu^2. Einen Satz wie wo^3 yo^3 č'ien^2 überſetzt man meiſt einfach mit „ich habe Geld", erklärt wo^3 als Subjekt, č'ien^2 als Objekt und giebt demgemäß

dem Verbum yo³ die Bedeutung „haben" (vergl. Edkins S. 178: to have; Stent, Chinese and English Vocabulary, s. v. yu³: to be, to have, to possess). Freilich kommt man ſchon in Verlegenheit, wenn man auf die Wendung yo³ žẹn² šno¹ (= es giebt Menſchen, welche ſagen) trifft; hier hat yo³ alſo die Bedeutung „vorhanden ſein". Aber auch wo³ č'ien² yo³ findet ſich neben wo³ yo³ č'ien;³ nach dem vorher ausgeführten kann č'ien² alſo doch unmöglich Objekt ſein. Aus allen dieſen Schwierigkeiten hilft auch hier wieder der abſolute Kaſus. Yo³ hat nie und nirgends eine andere Bedeutung als „vorhanden ſein' und entſpricht genau dem japaniſchen aru. Die japaniſche Konſtruktion watak'shi wa kane ga aru (= was mich anlangt, ſo iſt Geld da = ich habe Geld) findet ihr genaues Gegenſtück in dem chineſiſchen wo³ č'ien² yo³; wo³ iſt alſo abſoluter Kaſus, und č'ien² iſt das Subjekt von yo³. Da nun aber das Subjekt intranſitiver Verben auch hintergeſtellt werden kann, ſo iſt auch der Ausdruck wo³ yo³ č'ien² zuläſſig. Durch die Verkennung dieſes Sachverhalts hat ſich aber für yo³ in alle Wörterbücher die Bedeutung „haben" eingeſchlichen und die eigentlich beinahe überwuchert.

Solcher Beiſpiele laſſen ſich noch eine ganze Reihe anführen; beſonders werden die Verben šẹng¹ (entſtehen) und č'u¹ (herauskommen) häufig falſch konſtruiert. Beide ſind ſtets intranſitiv. Ein Objekt, das oft mit ihnen verbunden zu ſein ſcheint, iſt in Wirklichkeit das Subjekt, z. B. šẹng¹ č'i⁴ = es entſteht Zorn, nicht etwa: Zorn erzeugen. Der Satz wo³ šẹng¹ č'i⁴ bedeutet alſo nicht: Ich erzeuge Zorn", ſondern: „Was mich betrifft, (ſo) entſteht Zorn. Die Bedeutung „to bear" iſt daher im Wörterbuch bei šẹng¹ zu ſtreichen (vergl. Stent). Ebenſo bedeutet č'u¹ nur „to go forth or out, niemals to produce oder to beget (Stent). Wo³ č'u¹ li⁴ heißt nicht „ich bringe Kraft hervor", oder „ich wende Kraft an" (to exert strength), ſondern immer nur: „Was mich betrifft, ſo kommt Kraft hervor" = von mir geht Kraft aus.

Man ſieht, wie ſehr hierdurch die Unbeſtimmtheit in der Bedeutung vieler Wörter eingeſchränkt wird, die eine der größten Schwierigkeiten des Chineſiſchen bildet, und wie ſehr man genau zuſehen muß, wenn es von einem chineſiſchen Verbum heißt, es komme ſowohl in tranſitiver wie in intranſitiver, ſowohl in der Grundbedeutung wie auch in der davon abgeleiteten kauſativen Bedeutung vor; (vergl. meine Gramm. § 105, hiernach zu ändern). Nicht, daß nicht derartige Fälle vorkämen, aber eine große Zahl von Verben, die bisher hierher gerechnet wurden, ſind zweifellos auszuſcheiden.

Noch in einer anderen Beziehung hat die Auffaſſung des abſoluten Kaſus als eines Subjektskaſus große Verwirrung angerichtet. Indem man in einem Satz wie: „č'é¹-kò žẹn² ta³-sẹ³ lă" den Komplex č'é¹-kò žẹn² als Subjekt auffaßte, konnte man zu dem paſſiven Sinn, den die Phraſe haben ſoll, nur gelangen, indem man erklärte, jedes Verbum habe zugleich aktiven und paſſiven Sinn. Dieſe irrige Anſchauung iſt auch von dem letzten Sinologen auf dieſem Spezialgebiete (Arendt) nicht völlig aufgegeben. Die ganze Wendung iſt aber durchaus aktiv zu faſſen, das vermeintliche Subjekt iſt abſoluter Kaſus, das wirkliche Subjekt iſt unbeſtimmt („man"), alſo: „Was dieſen Mann betrifft", (ſo) hat (man ihn) totgeſchlagen[1]). Auf dieſem einfachen Wege gelangt man leicht zur Erklärung aller ſogenannten paſſiven Wendungen.

[1]) noch genauer: (ſo) iſt das Totſchlagen vollendet (ta³-sẹ³ liăo³).

In einer andern Verbindung iſt eine doppelte Erklärung möglich. Ausdrücke wie k'an⁴ pu² ɕien⁴ (nicht ſehen können) oder ɕuo¹ pu⁴ ɕ·u¹ lai² (nicht ausſprechen können), können entweder als reine adverſative Nebeneinanderfügungen erklärt werden, alſo: „Hinſehen, aber nicht bemerken" und „ausſprechen, aber nicht (damit) herauskommen." Es wäre aber auch möglich, ſie ſo aufzufaſſen, daß man den erſten Teil als abſoluten Kaſus betrachtet, alſo: „Was das Hinſehen betrifft," ſo bemerkt man nicht bez. „was das Ausſprechen betrifft, ſo kommt man nicht (damit) heraus."

Bericht über meine dritte Reiſe ins N.-W.-Gebiet des Hinterlandes von Kamerun.

Von G. Spellenberg.

Seewenalp, den 24. Auguſt 1901.

Obwohl die im folgenden zu beſchreibende Reiſe ins Nordweſt-Hinterlandsgebiet ſchon voriges Jahr ausgeführt worden iſt, möchte ich doch noch eine kleine Überſicht über dieſelbe geben, um in der Entwickelungsgeſchichte unſerer Miſſionsanfänge in dieſem Gebiet keine Lücken zu laſſen. Sie reiht ſich an die beiden erſten „Reiſen ins Barondoland" an, welche von Brr. Keller und Spellenberg in den letzten Jahren dorthin ausgeführt worden ſind.

Meine Abſicht war, diesmal bis zu den nördlichſten Barue- (Balue-) Städten vorzudringen, dann gegen Südweſten das Barue- bezw Rumpi-Gebirge zu durchziehen und womöglich einen Landweg bis zur Küſte zu finden und ſchließlich noch zu verſuchen, ob man am Meeresſtrand entlang nach Viktoria zu Fuß gelangen könne. Von dort aus war die Rundreiſe über Buea den Oſtabhang des Kamerungebirges hinunter nach Muyuka und weiter, den Mongofluß entlang bis Bombe, in vier Tagereiſen vollends leicht zu vollenden.

Wenn man in Afrika reiſen will, ſo iſt dies mit einer Menge von Vorbereitungen verknüpft und wenn man endlich glaubt, es ſei alles bereit und marſchfertig, ja wenn man ſchon im Abmarſch begriffen iſt, ſo kann's nochmals ein oder zwei Tage gehen, bis die Karawane wirklich in Bewegung kommt, denn der Neger verſteht es, nach dem Grundſatze zu leben: „Nur nichts übereilt". Da ich ſchon einmal einige Bakundu-Leute auf einer dreiwöchigen Reiſe als Träger gehabt hatte, wobei ſie manchmal tüchtige Märſche machen mußten, ſo wollte den neuangeworbenen Trägern bereits Angſt werden, als ſie von den früheren über dieſen Punkt aufgeklärt wurden. Die Schwarzen der Küſtengebiete reiſen nicht gerne über das Gebiet des eigenen oder gar des an ſie grenzenden Stammes hinaus. Als der Tag der Abreiſe immer näher kam, rückten ſie eines Tages an und baten um Aufſchluß, ob das Gerücht wahr ſei, welches im Dorfe gehe, daß ich nämlich in ein fremdes Gebiet nach dem Innern reiſen wolle, wo gegenwärtig Krieg ſei; zudem ſolle der Weg über Seen und durch große Flüſſe gehen, wo es Krokodile und allerlei böſes Getier gebe; wenn das wahr ſei, ſo würden ſie nicht mitgehen. Da war ich nun überfragt, denn ich kannte ſelber nur die Gegend bis zum Sodenſee hinauf; von dem, was darüber hinauslag, waren mir nur einige Namen vom Hörenſagen und von den Karten her bekannt. Ich konnte die Frager

nur dadurch beruhigen, daß ich ihnen ſagte: „Da wo der Weiße durchkommt, werdet ihr, als Kinder des Landes, hoffentlich auch mitfolgen können.“ Als endlich alles gepackt war und der Abmarſch beginnen ſollte, fehlte nur noch der Überſetzer, ein eingeborener Lehrer, welcher die im Hinterland übliche Bakunduſprache verſtand. Wir gingen eine halbe Stunde weit bis zum Zweigweg, wo der Lehrer von ſeinem Dorfe her mit uns zuſammenſtoßen ſollte. Dort warteten wir in Geduld ¾ Stunden, aber vergeblich; es blieb nichts anderes übrig, als mit Sack und Pack wieder heimzukehren und nochmals Boten hinzuſchicken, um den Lehrer zu rufen. Da ließ dieſer ſagen, er könne nicht kommen, er hätte anderes zu ſchaffen und müßte nach ſeinen Gemeindegliedern und Schülern ſehen. Der eigentliche Grund war eben Furcht vor den Anſtrengungen auf der Reiſe. Da ich mir keinen großen Erfolg verſprach, wenn man „den Hund zum Jagen tragen muß“, ſo mußte ein anderer Lehrer beſtellt werden, welcher nach zwei Tagen ſeine Sachen zur Abreiſe fertig gerichtet hatte, ſo daß wir endlich, nachdem wir drei Tage lang im Abmarſch begriffen waren, doch wirklich noch auf die Beine kamen. Das heißt reiſen in Afrika, wo man auf Schwarze angewieſen iſt. Und wenn der Weiße faſt vergehen möchte vor Ungeduld und Entrüſtung über ſolche Langweilerei, ſo wundert ſich der Neger höchſtens, wie man's nur auch ſo ſonderbar eilig haben könne. Wer da nicht Geduld lernt, lernt ſie überhaupt nicht mehr.

Nun aber zur Reiſe. — Rüſtig ging's mit dem ſchwarzen Lehrer, ſeinem Jungen und vier Trägern vorwärts. Erſterer hielt es trotz meines Warnens für nötig, ſtatt wie die anderen barfuß zu gehen, in ſchlotternden Gummirohrſtiefeln, welche er irgendwo erhandelt hatte, aufzutreten, dabei ohne Strümpfe, ſo daß er nach einem halben Tag mit wundgelaufenen Füßen hintennach hinkte und ſein Junge das Vergnügen hatte, die Stiefel wochenlang auf der Reiſe mitzutragen. — Der Weg führte nun erſt durch ein verlaſſenes Dörfchen Mbalange und Ediki. Gleich am erſten Tag gingen wir im Urwald irre wegen der vielen Elephantenpfade, welche den Negerfußwegen ganz ähnlich ſind. Doch führte uns der Weg dabei in ein mir vorher unbekanntes Barombidorf „Kang“, von wo aus einige Führer uns den Weg bis „Komba“, einer Außenſtation von Bombe unweit vom Elephantenſee gelegen, zeigten. Infolge unfreundlichen Verhaltens der Häuptlingsfamilie entſchloß ich mich, noch bei Nacht den einſtündigen Weg nach Kake (Beſingi ba Kake) zu machen, woſelbſt ich einer freundlicheren Aufnahme verſichert ſein konnte. In ſpäter Nachtſtunde zeigten wir noch unſere bibliſchen Bilder mit laterna magica und zogen am andern Morgen nach kurzer Predigt weiter über Komba nach der am Elephantenſee gelegenen Regierungsſtation Johann Albrechtshöhe, dann den See überſetzend, ans jenſeitige Ufer ins Töpfer- und Fiſcherſtädtchen Barombi ba mbu. Nach kurzer Predigt brachen wir dort wieder auf, um am ſelben Tage noch über einen hohen Bergrücken weg den mehrſtündigen Weg nach Bekondo zurückzulegen. Damit war ich bereits wieder im Gebiet unſerer erſten Barondoreiſe, welche ich mit Br. Keller 1½ Jahre früher gemacht hatte. Damals waren wir nur durchgereiſt, heute wollte ich dort übernachten. Schon vor der Stadt begegnete ich einigen ahnungslos plaudernden Frauen, welche über mein Erſcheinen ſich ſo entſetzten, daß ſie mit großem Geſchrei ins Gebüſch rannten. Wir kamen vollends in die Stadt, welche zu den größten im Gebiete zählt und etwa 1600 Einwohner haben mag, was für dortige Verhältniſſe viel heißt. Als wir nach dem Häuptlingshaus fragten, in dem der Fremde,

wenn er nicht gegen die Sitte verſtoßen will, zuerſt ankehren und nötigenfalls übernachten muß, wieſen uns die erſchreckten Leute die Straße hinauf; von dort wurden wir wieder in die Unterſtadt geſchickt, und erſt als die Leute merkten, daß wir uns nicht abtreiben ließen, wurde uns die richtige Häuptlingswohnung gezeigt. Ehe wir aber noch über die Schwelle kamen, wurde uns die Thüre vor der Naſe zugedrückt und von den Hausbewohnern gemeinſam zugehalten. Im Bewußtſein unſeres guten Gaſtrechts klopften wir erſt ganz anſtändig, dann als dies nichts half, etwas ſtärker, wobei wir die Leute durch die Thürſpalte hindurch mit freundlichen Worten zu beruhigen ſuchten. Als jedoch auch dies fruchtlos war, mußten wir eben auch afrikaniſch vorgehn. Gemeinſam ſtemmten ſich meine Leute gegen die Thüre, einige Leute aus der Stadt kamen nun auch herzu und halfen durch Drücken und Schimpfen mit; plötzlich flog die Thür auf und ſtaunend ſtand man ſich gegenüber. Doch ohne Übelnehmerei. Wir verſtanden uns bald. Ich fragte mit ſcheinbarer Entrüſtung, ob das wohl anſtändig ſei, einem ſie beſuchenden Weißen die Thüre zuzuhalten, — das übrige beſorgen dann immer die Schwarzen ſelber, indem ſie den Weißen noch zu übertreffen ſuchen. So ſchimpften ſie auch hier noch eine Weile ganz entrüſtet über den unbegreiflichen Mangel an Anſtand bei den Buſchleuten, dieſe gaben kleinlaut bei und ſchließlich lachten beide Parteien über die „Dummheit der Schwarzen", was ein ſtehender Ausdruck unter ihnen iſt; der Friede war damit hergeſtellt. Der Häuptling ſelbſt war ſcheints zuerſt durchgegangen und kam erſt ſpäter zurück, als ihm ſeine Kundſchafter wohl die Nachricht überbracht hatten, daß ich kein gefährlicher Weißer ſei. Mit großem Intereſſe hörten ſie der Predigt und den Erzählungen zu den bibliſchen Bildern abends und am andern Morgen zu, doch blieben ſie immer noch etwas zurückhaltend, und auf meine Frage, ob ſie nicht auch einen Lehrer für ihre Stadt wünſchten, erwiederten ſie, nein, nein, ſie wollten noch keinen. Die armen Leute ſind eben durch jeweils erfahrene Gewaltthätigkeiten von ſeiten der Weißen mißtrauiſch gemacht; dazu kommt ihre echt heidniſche, ſelbſtſüchtige Anſchauungsweiſe, nach der ſie nicht begreifen noch glauben können, daß die Weißen zu ihnen in ſelbſtloſer Weiſe kommen, nur um ihnen gute Lehren zu bringen. Sie glauben meiſt, unſere Predigt ſei nur Mittel zum Zweck, und wir beabſichtigten im Stillen andere ſelbſtſüchtige Zwecke. Darum wurde ich auch ſo viel belogen, wenn ich im Hinterlande nach Wegen und Städten fragte. So fragte ich auch hier nach einer dem Namen nach mir bekannten Stadt Butu, welche ich beſuchen wollte. Da behaupteten ſie, ich würde etwa zehn Tage bis dorthin gehen müſſen; thatſächlich kam ich aber in einem Tag dorthin. In ſolchen Fällen des Mißtrauens erzeigten ſich zwei unbedeutende Mittelchen als ſehr erfolgreich, um das Zutrauen der Leute zu gewinnen. Ich ließ in jedem Dorf die Kranken zu mir kommen und verabreichte ihnen Medizin, wofür ſie ſehr dankbar waren. Die Kinder aber rief ich her und gab jedem ein klein wenig Zucker, welchen ſie „Salz des Weißen" nannten. Ich brauchte nur ein Würfelchen unter vier bis ſechs Kinder zu verteilen, um fröhliche und zutrauliche Geſichter zu ſehen. Wenn irgendwo, ſo iſt hier das Sprüchwort angebracht: „Der Weg zum Herzen geht durch den Magen." Gilt das ſchon bei den weißen Kindern, ſo gilts bei den ſchwarzen noch viel mehr. Als ich von Bekondo abmarſchieren wollte und um einen Führer bat, hieß es erſt, es ſei keiner da, der den Weg dorthin wiſſe. Nachdem ſie jedoch mein Verhalten zu den Kindern beim Zuckerverteilen beobachtet hatten, war ſcheints das Mißtrauen

verſchwunden, und plötzlich erhielt ich drei Mann auf einmal, welche uns auf den rechten Weg leiten ſollten. Solche Wirkung kleiner Freundlichkeiten konnte ich oftmals auf meinen Reiſen wahrnehmen. Unſer Weg ging nun etwas öſtlich vom Sodenſee vorbei gegen „Butu", welches angeblich zehn Tagereiſen weit ſein ſollte. Abends kamen wir dorthin. Butu iſt bereits am Fuße des Rumpi-Gebirges gelegen, auf Felſen erbaut und hat einen intereſſanten Hintergrund gegen Norden. Düſter und wild heben ſich die dunkelblauen Rumpiberge mit den kahlen, ſteilabfallenden Felswänden am Horizonte ab, den ſie begrenzen und es ſcheint, als ob eine geheimnisvolle Welt dahinter verborgen liege. Als ich abends predigen wollte und die Leute zuſammenrief, hörte ich, daß die meiſten Leute im Wald beim Zerlegen eines Leoparden beſchäftigt ſeien, den ſie heute gefangen hatten; da den Frauen der Anblick eines Leoparden vom Fetiſch verboten ſei, ſo habe man das Tier nicht in die Stadt bringen und dort zerlegen dürfen. Ich konnte daher erſt ſpät abends beim Mondenſchein den Leuten das Evangelium verkündigen durch Predigt und Bilder, was ihnen ganz neu war. Während der Nacht hörte ich in der Nachbarhütte häufiges Stöhnen und Klagen, und als ich morgens nach der Urſache fragte, erzählten die Leute, daß geſtern bei der Jagd auf den Leoparden zwei Männer von dieſem gepackt und verwundet worden ſeien. Ich ließ mich zu den Leuten führen und beſah ihre Wunden. Der eine war mit langen Kratzwunden an den Beinen davongekommen, wogegen der andere noch eine tiefe Bißwunde im Schenkel hatte, die ihm von der Beſtie beigebracht worden war. Ich verband nun die Wunden und ließ ihnen noch etwas Verbandsmaterial zurück, was ſie mit Dank annahmen. Dagegen erbat ich mir als Andenken den Schädel und einige Krallen des Leoparden, was ich auch nach einigem Zögern erhielt. Die Leute pflegen nämlich ſolche Jagd-Trophäen zu Fetiſchen und Zaubermitteln zu verwenden. — Von Butu aus ging unſer Marſch am nächſten Tage nach Ngili, dann über den Uwe-Fluß mit ſeinem charakteriſtiſchen Felſenbett, bis wir abends nach Bakumba, einer ebenfalls größeren Mbonge-Stadt gelangten. Dort ſtellte ſich bald ein „alter Freund" in Geſtalt eines jungen Burſchen bei mir ein. Der erzählte mir, er kenne mich von einer früheren Reiſe her, da ſei ich ihm im Walde begegnet, als er vom Handel kam, und hätte ihn gefragt, woher er ſei, und ihm verſprochen, ich würde ſpäter auch einmal in ſeine Stadt kommen. Als Zeichen ſeiner Freundſchaft brachte er mir gleich einen Topf voll Eſſen mit Pfefferſauce, was ich unter einem Strom von Thränen verzehrte. Die Thränen waren weniger eine Folge der Rührung, als des entſetzlich ſcharfen Pfeffers. Während der Predigt, die ich am andern Morgen noch hielt, paſſierte eine Handelskarawane, die vom Innern herkam, unſere Straße. Der Anführer, ein hochgewachſener Neger, war mit Lendentuch, Juppe und einem feuerroten, breiträndrigen Filzhut bekleidet. Ich forderte die Hinterwäldler, welche von der Höhe des Rumpi-Gebirges herkamen, auf, ihre Laſten abzulegen und der guten Botſchaft zuzuhören, damit ſie die Kunde auch in ihre Heimat bringen können, bis ich Gelegenheit bekäme, ſelbſt in ihr Land zu kommen. Es waren die erſten Nord-Bakundu, die ich zu ſehen bekam, und von denen auch unſere Süd-Bakundu in Bonibe, Banga u. ſ. w. abſtammen. Mit großem Intereſſe hörten ſie, und ich verſprach ſchließlich bald in ihre Heimatgegend zu kommen. Wiederum ſetzten wir den Marſch weiter nach Norden fort über Lokando, woſelbſt einige hübſch koſtümierte Loſangomänner mir eins vortanzten. Der eine hatte ſilbergeſtickte, mit ſeinen Glöckchen beſetzte Gamaſchen an den

Beinen, der andere ſteckte in einer roh gewobenen Kleidermaske, die vom Kopf bis zum Fuß aus einem Stücke beſtand. Auf dem Kopfe flatterte an einigen Fäden ein von weiß und roter Leinwand hergeſtellter kleiner Drache hin und her, um die Lenden waren eine Anzahl feiner Tücher ſchärpenartig gebunden und aufgebauſcht, während an der Seite eine Glocke baumelte, die beinahe ſo groß war, wie eine unſerer kleinen Eiſenbahnglocken. Zwei Schritte hinter dieſem Loſangomann folgte ſein Flügel-Adjutant mit einer Lederpeitſche; wozu und für wen letztere beſtimmt war, konnte man nicht leicht erkennen, denn er hielt ſie beſtändig wie zum Schlage bereit und folgte dabei ſeinem ſcheinbaren Gebieter auf dem Fuße nach. Nachdem wir auch hier das Wort vom Kreuz verkündigt hatten, zogen wir am nächſten Tage weiter, immer bergan ſteigend gegen Dikume la Barue. Daß wir uns in höheren Regionen befanden, merkten wir nicht nur an der kühlen und leichten Luft, ſondern auch an der veränderten Vegetation: die Palmen hörten hier auf, und an ihre Stelle traten die eigenartigen Baumfarren. Nachmittags kamen wir in Dikume an. Ich war überraſcht über die Anlage und Größe dieſer nördlichſt gelegenen Barueſtadt, welche 170 Häuſer zählte, alſo eine Einwohnerſchaft von 1700 Seelen haben dürfte. Hier ſah ich zum erſtenmal in Afrika Ziegenhirten, Knaben, welche nackt und nur mit Täſchchen und Stecken verſehen, ganze Herden von Schafen und Ziegen über die Berge weg in grasreiche Thäler zur Weide führten und abends wieder nachhauſe brachten. Nirgends hatte ich vorher in einer Stadt ſo viel und ſo prächtiges Vieh beiſammen geſehen. Als ich meine Sachen auspackte und unter anderem meine Trompete zum Vorſchein kam (im Häuptlingshauſe), trat aus der umſtehenden Menge plötzlich ein alter Mann auf mich zu und reichte mir die Hand zum Gruße. Auf meine verwunderte Frage, warum er jetzt erſt mich grüße, da er doch ſchon lange hier ſtehe, ſagte er, er komme von einer weit entfernten Stadt im Süden, wohin ich vor einem Vierteljahr gekommen ſei, aber er hätte doch nicht wiſſen können, daß ich derſelbe Weiße ſei. „Ihr Weißen", ſagte er, „ſeht doch alle einer wie der andere aus, und erſt als du deine Trompete herausnahmſt, habe ich dich an derſelben wieder erkannt." Die Bewohner waren erſt ängſtlich und mißtrauiſch, da ſie fürchteten, ich ſei vielleicht der Vorläufer einer ſo gefürchteten militäriſchen Expedition. Doch wurden ſie allmählich zutraulicher. Nach Sonnenuntergang konnte ich die Leute zur Predigt zuſammenblaſen und hatte eine große und andächtige Zuhörerſchaft. Nachher als es Nacht geworden und der herrliche Mond die Straßen beleuchtete, vernahm ich plötzlich die untere Stadt herauf ein Schreien, vermiſcht mit einer Handglocke. Ich glaubte, es ſeien Händel. Der Lärm kam näher, und ſchließlich ſtellte ſich zu meinem Staunen heraus, daß es ein Stadtälteſter war, welcher die Hauptſachen meiner Predigt wiederholte und den Leuten noch einmal an's Herz legte, mit der Ermahnung, ſie ſollten ſich merken, was der Weiße heute geſagt habe, ſie müßten anders werden, und beſonders die Jugend müſſe ſich beſſern und den Alten mehr gehorchen. Das war immerhin eine erfreuliche Wirkung meiner Predigt. Bis tief in die Nacht hinein ſaßen wir beim Mondſchein auf der Straße und unterhielten uns über allerlei. Schließlich wollten ſie auch meinen Namen wiſſen und nannten mich nun Sango Eſembegi. Nachdem die Leute einige Klarheit über den Zweck meines Beſuchs erlangt hatten, baten ſie, ich ſollte ihnen nun durch einen Machtſpruch ihre ſchädlichen und gefährlichen Tiere, als Leoparden, Wildſchweine u. dgl. vertreiben oder töten, welche nach

ihrem Aberglauben von zauberkundigen, böſen Menſchen ihnen zugeſchickt werden.

Nach meinem urſprünglichen Reiſeplan wäre nun Dikume das nördlichſte Reiſeziel geweſen, von wo aus ich über den Gebirgsrücken gegen Südweſten ziehen wollte; da wurde mir aber in Dikume geſagt, daß die Nord-Bakundu, von denen ich ſchon öfters gehört hatte, unweit von hier ihre Wohnſitze hätten, und ich in einem oder zwei Tagen nach Mbakoa, der nächſten Bakunduſtadt gelangen könne. Da meine Träger Süd-Bakundu, alſo Stammes-Verwandte waren, ſo hielt ich es für eine paſſende Gelegenheit, wenigſtens in die nächſte Bakunduſtadt einen erſten Vorſtoß zu machen. Der Weg führte uns zuerſt nach Jſanga, der nördlichſten Mbongoſtadt, welche auf einem hohen Berge liegt. Sie bietet gegen Südoſten hinunter eine herrliche Fernſicht nach den etwa 20 Stunden entfernten Bakoſi- und Manenguba-Bergen. Der Häuptling dieſer Stadt zeigte ein reges Intereſſe an der Predigt und machte oft ſeine Bemerkungen dazwiſchen. Und als beim Vorzeigen der Bilder das Staunen allzulauten Ausdruck fand, ſchimpfte der Alte dermaßen, daß ich durch ſeinen Lärm noch mehr geſtört wurde, als durch das Geſchrei der Jugend. In dieſer Nacht wurde unſere Nachtruhe mehr als ſonſtwo von hungrigen Ratten geſtört. Obwohl ich in hochgefeſtigter Hängematte ſchlief, erwachte ich doch plötzlich, da ich die kalten Füßchen einer Ratte fühlte, welche auf dem Seile herübergeturnt war und mir eben auf dem Geſicht herumlief. Ich verſcheuchte ſie und ſchlief wieder ein; aber nach kurzer Zeit war wieder eine an meinen Ohren; ärgerlich über ſolche Aufdringlichkeit warf ich ſie energiſch auf den Boden und hatte nun Ruhe. Dafür machten ſie ſich nun hinter meine ſchwarzen Begleiter und nagten ihnen Löcher in die Fußſohlen, ſo daß einer von ihnen am folgenden Tage hinten nachhinken mußte. Die Schwarzen haben nämlich einen ſolch tiefen Schlaf, daß ſie es oft nicht ſpüren, wenn die Ratten ihnen die dicken Fußſohlen anfreſſen, wofür ſie eine beſondere Vorliebe zeigen. Es beſteht übrigens unter ihnen der feſte Glaube, daß die Ratten bei dieſer Arbeit eine Liſt gebrauchen, indem ſie beim Nagen durch öfteres Anblaſen den Wunden kühle Luft zufächeln, damit der Benagte nichts davon merke. Von Jſanga aus erreichten wir andern Tags auf ſchauerlichen Pfaden die erſehnte Bakunduſtadt Mbakoa mit ihrer eigenartig impoſanten Lage. Auf einem Bergrücken, am äußerſten Nordrand des Barue- (bezw. Rumpi-)Gebirges hoch droben gelegen, geſtattet ſie von hoher Warte aus einen Rundblick in ungeheure Weite nach dem Innern zu. Über ein tief unten liegendes Bergland, welches hauptſächlich von dem Banyangſtamm bewohnt iſt, ſchweift der Blick hinweg und hinein ins Innere wohl 40 Stunden weit bis zum fernen Horizont, wo die Berge in blauer Ferne wieder höher hinaufſteigen und die Treppe zum Hochland von Inner-Afrika bilden. Da liegen in der Tiefe außer den Banyang noch die Stämme der Bakundu, Batanga, Golo; gegen Nordweſten die Bangue und andere Völkerſchaften. Dort wo am fernen Horizont die Waldlandſchaften der Küſtengebiete aufhören und das Hochland von Inner-Afrika ſich erhebt, da beginnen auch bereits die Grasländer des Sudan, wo die Stämme der bekannten Bali, der Bafut, Bandeng und andere wohnen. O, welch ein ergreifendes Gefühl iſt es doch für den Miſſionar, ein ſolches Gebiet zu überſchauen, von dem er weiß, Nacht deckt ſo weithin noch das Land. Ach, wie gerne hätte ich mögen jedem Stamm und Dorf und jedem einzelnen Bewohner das Prophetenwort in Ohr und Herz hineingerufen: O Land,

Land, Land, höre des Herrn Wort! Vorerſt aber war ich am Ziel meiner Reiſe angelangt und mußte mich damit begnügen, wenigſtens einen Blick in dies gelobte Land gethan zu haben, in dem einſt auch noch dem Herrn Kinder geboren werden ſollen, wie der Tau aus der Morgenröte. Die Bewohner von Mbakoa waren erſt in großer Furcht, was wohl der Beſuch eines Weißen in ihrer entlegenen Gebirgsſtadt zu bedeuten habe, denn ich war der zweite Weiße, der überhaupt in ihre Gegend kam. Beim Gruß hatte ich ihnen geſagt, ich ſei auch ein Mukundu (Einzahl von Bakundu), denn ich wohne unter ihren Stammverwandten im Süden. Das wirkte ſchon etwas beruhigend. Als dann die Stadtälteſten ſamt dem Häuptling verſammelt waren, riefen ſie mir zu: A Mukundu ijaka! (Du Mukundu, komm jetzt!) Im Häuptlingshaus wurde nun eine volle halbe Stunde zwiſchen dem Häuptling und ſeinen Stadträten mit meinen ſchwarzen Begleitern mit ſolchem Geſchrei und Lärm über mich und den Zweck meines Beſuchs debattiert, daß mirs manchmal gruſelte, wenn ich die erregten Geſichter ſah, wie ſie ihre rollenden Augen auf mich richteten. Dem dicken Häuptling liefen oft die Thränen über die Wangen, die aber nur durch den Eifer der Verhandlungen hervorgerufen waren. Endlich waren ſie durch meine Leute ſoweit aufgeklärt, daß ſie ſich einigermaßen beruhigten und uns als Freunde willkommen hießen. Der Häuptling ſchrie auf die Straße hinaus, man ſolle Piſang ꝛc. für meine Leute bringen und ſchließlich führten ſie gar ein Schaf am Strickchen her und übergaben mir es feierlich als Stadtgeſchenk. Am Nachmittag hatte ich vollauf zu thun mit Krankenbeſuchen in den Häuſern hin und her. Ein etwas aufgeregter Stadtälteſter, der mich ſeinen Freund nannte, führte mich zu den Kranken, bis er endlich am Abend ſagte, jetzt ſolle ich aber aufhören und etwas eſſen. Auch hier hatte ich bei den Predigten ſehr dankbare und aufmerkſame Zuhörer. Als ich aber am andern Morgen nach der Predigt die Frage ſtellte, ob ihnen das gehörte Wort gefallen habe und ob ſie vielleicht bald einen Lehrer wünſchten, ſo ſagte der Häuptling in naiver Weiſe, nein, ſie wollten noch keinen Lehrer, denn ſie könnten der Sache nicht recht trauen, ſie hätten in letzter Zeit ſo viel Böſes über die Weißen gehört, und erſt kürzlich ſei ſo ein weißer Kriegsmann in der Nähe mit Soldaten durchmarſchiert, hätte da und dort Leute mitgenommen und manche erſchoſſen oder ſonſt umgebracht. Sie könnten nun nicht wiſſen, ob ich auch ſo einer ſei und irgend welche böſe Abſicht gegen ſie im Schilde führe. Was ich ihnen verkündigt hätte, ſei zwar gut und hätte ſie ſehr gefreut; denn ſie hätten derlei noch nie gehört und würdens ſchon gern wieder hören — aber einen Lehrer wollten ſie noch nicht. Sie wollten erſt mich und meine Sache kennen lernen, und wenn ich dann wiederkäme, dann könne man ja wieder über die Sache ſprechen. — Ich war von dieſen Erklärungen keineswegs überraſcht, denn ſie bezogen ſich auf die Croß-Schnellen-Expedition. So ſchied ich mit dem Verſprechen, ſie ſpäter wieder zu beſuchen.

Wir nahmen nun unſern Rückweg unmittelbar über die Berge hinweg nach Dikume, woſelbſt wir abends anlangten. Dort hatte mittlerweile ein großes Trauerfeſt zu Ehren des verſtorbenen Häuptlings ſtattgefunden. Tauſende von Menſchen waren daſelbſt von allen umliegenden Stämmen teils zwanzig Stunden weit zuſammengeſtrömt, um den Feſtlichkeiten beizuwohnen. Von weitem ſchon hörte man den Lärm der Trommeln, der toſenden Maſſen und als ich die Straße durchſchritt, bot ſich mir ein Anblick, der mich beinahe erſchaudern ließ. Die breite

Straße war gefüllt mit halbnackten Menschen, während der Festplatz vor der Häuptlingshütte von lauter Fetischleuten besetzt war. Diese hatten die mannigfaltigsten karnevalartigen Kostüme angelegt oder waren an Gesicht und Körper schrecklich bemalt. Als Zeichen der Trauer trugen die meisten ein schwarz-blaues Baumwollendentuch. Viele hatten farbenreiche Gewänder, rote englische Waffenröcke oder aus Pflanzenschnüre gewobene, den Leib von Kopf zu Fuß einhüllende Kleidermasken, allerlei Flitterwerk, Schürzen, von dem Körper baumelnde Glocken, schetternden und Lärm hervorrufenden Fetischkram u. dergl. Auf dem Kopfe prangten die feurigroten Losangomützen, von der Richard-See-Insel, mit ihren gleich den Stacheln des Igels sich spreizenden Papageifedern. Zur Vollendung des grauenerregenden Anblicks waren die Tänzer noch beschwänzt. Ein aus Rohr geflochtener Lendengürtel mit einem lang hinten hinausstehenden, steif gebogenen Endfortsatz bewerkstelligte diese künstliche Schwanzvorrichtung. Zur Vervollständigung waren die Schwänze mit Fellen von Leoparden, Affen, Antilopen oder Ziegen überzogen, und das Schwanzende zeigte oft noch einen bunten Federschmuck. So bewegten sie sich in weitem Kreise, die Musikbande, der Trommler und Pfeifer mitten inne in rasendem Einzeltanz in der Runde, daß man glaubte, man habe lauter Verrückte und Besessene vor sich. Bis in die Nacht hinein dauerte die Feier, so daß ich erst am andern Morgen noch einmal predigen konnte. Dabei hatte ich aber nun den Vorteil, daß viele fremde Festbesucher dem Evangelium zuhörten. So wurde die Kunde von dem weißen Gottesmann im ganzen Lande herumgetragen, und überall, wohin ich nachher kam, sagten die Leute, sie hätten bereits von mir gehört und auf meinen Besuch gewartet. Es war eine merkwürdige Bewegung und ein Befragen über den Weißen, den Gottesmann und den Zweck seines Kommens in den Städten umher, was für meine Arbeit von großem Nutzen war. — Dikume ist bei seiner etwa 1200 Meter hohen Lage ohne Zweifel fieberfrei, was für die Anlegung einer Missionsstation von großer Wichtigkeit sein dürfe. Von Dikume aus reisten wir nun gegen Südwest auf dem Rücken des Gebirges und besuchten eine ganze Reihe von Barun-Städten: Mosako, Ebobe, Betenge, Itende, Bongi, Weme, Bisoro, Narendi, Beriko und Kita. Fast überall wurde ich mit Freuden aufgenommen und sollte überall übernachten, da die Leute von Predigten, Geschichten und biblischen Bildern vernommen hatten. Besonders erkenntlich zeigten sie sich auch für die Verabreichung von Arzneien. Hunderte und aber Hunderte von bedauernswerten Kranken und großen Wunden hatte ich zu behandeln, ja selbst beim Marsch durch die Wälder hatten die Leute ihre Kranken aus dem Busch geholt und an den Weg gesetzt, damit ich ihnen helfe. Manchmal wurde mir aus Dankbarkeit und Freude ein Huhn geschenkt. In Betenge traf ich auch zum erstenmal die Spur von einem Missionsbesuch von Seiten eines englischen Missionars von Kalabar. In Weme fand ich eine freudige Aufnahme des Evangeliums. Als mein schwarzer Lehrer meine Predigt zu übersetzen anfing, bat ihn der Häuptling, er möchte doch recht langsam sprechen, damit sie ja alles verstünden. Nachts beim Vorzeigen der Bilder hatte ich den Leuten beim Bild des gekreuzigten Heilandes den Namen Jesu einzuprägen gesucht. Ich sagte unter anderem, daß dieser Jesus auch für die Sünden der Leute von Weme habe sterben müssen, und daß sie nicht denken dürften, er gehe nur die Weißen an. Da meinte ein junger Mann: nein, dieser Jesus habe nichts mit ihnen zu schaffen, sei auch nicht für ihre Sünden gestorben, denn sie hätten nichts böses gethan.

Da fuhren die andern über ihn her und ſchimpften mit ihm. Es entſtand eine Händelei, bis der erſtere ſich ganz kleinlaut zurückzog. Einer aber ſagte, ſie ſollten doch nur dieſes Bild anſehen, wie dieſer Mann am Kreuze dahinge, das ſei doch ein jammervoller Anblick, und gewiß habe er das auch für ſie, die Weme-Leute, gelitten, denn es ſei wahr, ſie hätten auch viele Sünden auf dem Herzen. Vor dem Abſchied bat mich der Häuptling im Namen des Dorfes, ich ſollte auch für ihre Stadt zu Gott beten, um ſeinen Segen und Schutz. Die nächſten Dörfer, Biſoro und Narendi, welche wir noch paſſierten, machten in ihrer Bergeinſamkeit einen armſeligen Eindruck. Sie hatten zum Teil auch viel durch Krankheit gelitten. Ich bekam beim Abfragen meiner Predigt dort durch die Antworten einen Einblick in traurige ſittliche Zuſtände, die man hier nicht wiedergeben kann. — Die letzten Tagesmärſche durchs Barue-Gebirge waren überaus anſtrengend und führten auf Wegen, die aller Beſchreibung ſpotten, denn ſie beſtanden nur aus einem grauſigen Chaos von Felsblöcken und Steingeröll. Von Narendi über Beriko kam ich endlich nach dreiwöchiger Tour in bekanntes Gebiet nach Kita, woſelbſt ich vier Monate früher den erſten Beſuch gemacht hatte. Dort wurde ich gebeten, ihnen doch bald einen Lehrer zu geben. Von hier aus machten wir nun einen kurzen Beſuch in die aus früheren Barondoreiſen bekannten Städtchen Ekondo, Ndiba, Netongo, Mukono, Lieni, woher wir ſeiner Zeit eine Anzahl Schüler nach Viktoria mitbekommen hatten. Zum Teil hatten ſich dieſe ordentlich gehalten, zum Teil auch nicht.

Nun wollte ich meine letzte Abſicht noch ausführen, nämlich einen Weg zu ſuchen, der vom Barondo-Gebiet nach der Meeresküſte führt und wenn möglich von dort am Meeresſtrand entlang zu wandern. Beides gelang, wenn auch unter großen Strapazen. Zwei meiner Träger entließ ich auf dem nächſten Weg nach Bombe zurück und ging mit den übrigen nun über Marumba und die Mbongu Faktorei, woſelbſt wir am Himmelfahrtstage wieder aufbrachen, den Memefluß überſetzten und nun eine Anzahl halb oder ganz verlaſſener Weiler und Städte paſſierten. Der erſte Weiler hieß Meme, ſodann kamen wir durch die einſt blühende Stadt Koani, von der nur noch Ruinen ſtanden, da ſie von einem Beamten zerſtört war. Die Leute waren in die Wälder geflüchtet und kein Menſch in der Ruinenſtadt zu ſehen. Weiter führte der Weg durch einen Weiler, welcher von einer einzigen Familie bewohnt war. Kurz vor Sonnenuntergang kamen wir dort an und fragten den Hausherrn, ob wir noch vor Nacht das nächſte Dorf erreichen könnten. Der Mann bejahte dies, da er offenbar fürchtete, wir würden ihn zum Haus hinaus eſſen! Wir gingen alſo guten Muts weiter, liefen in beſchleunigtem Gang eine halbe Stunde, eine Stunde — es wurde Nacht, aber von einem Dorfe keine Spur. Ich geriet in eine ſchwierige Lage, wenn wir nicht bald zu einem Dorf kamen, denn im Urwald ohne Zelt und Eſſen zu übernachten, konnte, vollends wenn noch ein Regen käme, für meine Geſundheit ſchlimme Folgen haben. Ich rannte allein im dunklen Urwald voraus. Das Nachtkonzert hatte im Walde bereits eingeſetzt. Rings um mich her tönte das Brüllen, Pfeifen, Zwitſchern und Singen von Cikaden, Vögeln, Nachtaffen und anderen Tieren. Auch der große himmelblau gefiederte Turako hatte längſt ſeine letzten majeſtätiſchen Lockrufe ertönen laſſen. Es war ein unheimlicher Marſch. Den Weg mußte ich mit den Füßen taſten und wenn er eine Biegung machte, fiel ich manchmal ins Gebüſch. Als ich ſchon die Hoffnung

aufgegeben hatte, noch ein Dorf zu erreichen, vernahm ich plötzlich menſchliche Stimmen. Was das für eine Wonne iſt mitten in finſterer, einſamer Verlaſſenheit des Urwaldes wieder menſchliche Laute zu hören, das habe ich erſt damals ſchätzen gelernt. Ich machte nun Halt, und als meine Leute eine Viertelſtunde ſpäter auch angelaufen kamen, und froh waren, daß ihre Befürchtung, es ſei mir etwas zugeſtoßen, nicht eingetroffen war, da rückten wir in ſpäter Nachtſtunde ins Dörfchen Mbongo ein, zur großen Ueberraſchung der Leute. Wir hatten, ſtatt einen Weg von einer halben Stunde zu machen, zwei volle Stunden marſchieren müſſen; ſo rückſichtslos hatte uns jener Mann belogen. Doch die Leute waren hier ſo freundlich und fürſorglich gegen uns, daß wir alle Strapazen vergaßen und trotz Müdigkeit bis nachts 12 Uhr unſere Bilder vorzeigten. Mit kindlichem Eifer übten ſie unter ſich den Namen Sango Yeſu und freuten ſich über die Geſchichten von Jeſu Sünderliebe. Andern Tages kamen wir noch durch einen Weiler Banjari und eine verlaſſene Stadt Boa. Eine Stunde ſpäter gelangten wir zu einem ſchwarzen Händler, der uns auf kürzerem Wege im Kanu vollends nach den Meeresſtrand bringen ließ. Wir kamen unerwartet beim Fiſcherdorfe Bamoſo heraus, das mir von der erſten Barondoreiſe her bekannt war. Dort übernachteten wir. Die Bewohner, ein reiches Fiſchervölkchen, wünſchten auch einen Lehrer. Nur der Häuptling, ein alter ergrauter Sünder, benahm ſich ganz ruppig. Statt daß er mich und meine Leute am andern Morgen über den Meerarm an den jenſeitigen Strand bringen ließ, damit wir weiter marſchieren konnten, ging er mitſamt ſeinen Leuten hinaus aufs Meer zum Fiſchfang, und nur mit Mühe konnte ich einen Fährmann bekommen. Dieſer ſuchte meine gerechte Entrüſtung dadurch zu beſchwichtigen, daß er mir unterwegs erklärte, ihr Häuptling habe eben keinen Sinn für etwas beſſeres; er trinke viel Schnaps; aber das jüngere Volk im Dorfe würde für einen Lehrer ſehr dankbar ſein. Wir gingen nun im Meerſand marſchierend bis Betikamalale, woſelbſt der Häuptling ſich ebenfalls ſehr unfreundlich benahm. Nur ein kleiner achtjähriger Knabe des Hauſes fühlte ſcheints ein menſchliches Rühren darüber und ſchenkte mir plötzlich zu meiner freudigen Verwunderung einen Fiſch. Als die Mutter des Knaben meine Freude ſah, beſchenkte ſie mich ebenfalls und allmählich wurde auch die Eiskruſte des Alten erweicht, daß er freundlich wurde. Die beiden Knaben waren bald ſo anhänglich, daß ſie beinahe ihren Wunſch bei den Eltern durchſetzten, mich nach Viktoria zu begleiten und dort die Schule zu beſuchen. Auch die Predigt hatte einen guten Eindruck hinterlaſſen und am andern Morgen begleiteten mich Kinder und Alte und ſchüttelten mir herzlich die Hand zum Abſchied mit der Bitte, doch bald wieder zu kommen. Wie dankbar war ich da immer dem Herrn, wenn ſich ſchließlich doch alles zum Guten hatte wenden laſſen und ich nirgends unzufrieden ſcheiden mußte, ſondern dem Evangelium Chriſti einen guten Geruch bei den Leuten machen durfte. Nun hatten wir noch drei anſtrengende Tagmärſche über die Europäer-Anſiedelungen Bibundi, Dibundja nach Viktoria. Die Sonne brannte mit aller Macht hernieder, der Sand war ebenfalls heiß. Bald ſtieg auch die Flut, daß wir kaum mehr Raum fanden zwiſchen unwegſamem Geſtrüpp und der anrauſchenden Brandung durchzukommen, welche mir Stiefel und Strümpfe durchnäßte. Als wir nach viertägigem Marſch am Meeresſtrand endlich Viktoria erreichten, hatte ich infolge der fortwährend durchnäßten Stiefel beide Füße wund gelaufen und mußte erſt

zwei Tage ausruhen. Dann ging der Schlußmarsch nach Bombe über Buea, wo wir Pfingsten mit den Geschwistern feierten. Von Buea stiegen wir den Ostabhang des Kamerungebirges hinab nach dem Mongofluß und kamen über Muyuka, Yoke, Malende. Zwischen Malende und Banga (Bakundu ba Nammele) verirrten wir nochmal. Die dort häufigen Elefanten hatten überall neue Pfade getreten, so daß wir die menschlichen Pfade von denen der Tierriesen nicht unterscheiden konnten. Wir konnten nur dadurch uns helfen, daß wir den Mongofluß aufsuchten und diesem entlang durch dick und dünn, durch Strauch und Gestrüpp, oft auf dem Bauche kriechend uns durchzwängten. Spät nachts kamen wir doch endlich am Bakundustrande an, übernachteten bei einigen Sklaven und erreichten am anderen Tage nach fünfwöchiger Reise, nun von Süden herkommend, wohlbehalten Bombe, von wo wir gegen Norden aus gezogen waren. Damit war die große Rundreise glücklich beendigt und ich konnte mit Befriedigung auf den Verlauf und die Erfahrungen derselben zurückblicken. Ich hatte den Namen des Herrn in fremde Gebiete tragen dürfen, wo die Predigt des Evangeliums bisher noch unbekannt gewesen war. Gebe Gott, daß dieses Hinterlandsgebiet bald in Angriff genommen und von einer festen Missions-Niederlassung aus bearbeitet werden kann.

Das Bakwirivolk in Kamerun.

Von A. Seidel.

Vorbemerkung:

Das Material zu den nachſtehenden Aufzeichnungen über die Bakwiri verdanke ich in der Hauptſache dem Herrn Geometer J. Scholze, der ſich längere Zeit im Lande aufgehalten hat und in der Lage war, ſeine eigenen fleißigen und verſtändigen Beobachtungen mit denen der unter dem Volke thätigen Miſſionare zu vergleichen und durch dieſelben zu ergänzen. Ich habe dazu gefügt, was ich in der Litteratur über Kamerun hier und da an zerſtreuten Notizen gefunden habe. Wo Scholze den Namen ſeines Gewährsmannes in ſeinen Notizen genannt hat, habe ich ſeine Angabe in Klammern wiedergegeben. Im übrigen beſchränkt ſich meine Arbeit auf die kritiſche Prüfung, überſichtliche Anordnung und, wie ich hoffe, lesbare Darſtellung des Materials.

Wohnſitze der Bakwiri.

Die Bakwiri bewohnen die ſüdlichen und ſüdöſtlichen Abhänge des Kamerungebirges. Im Oſten erſtreckt ſich ihr Gebiet bis an den Mongo (auf den Karten gewöhnlich fälſchlich Mungo genannt) doch ſind die Dörfer Mpundu, Muyuke ſowie Groß- und Klein-Yoke (letzteres iſt ein Sklavendorf) von Angehörigen des Balonſtammes (Balung) bewohnt. Nach der deutſchen Admiralitätskarte liegt ein Bakwiridorf ſogar auf dem jenſeitigen Ufer des Mongo. Im Weſten dürfte Kap Dibundja die Grenze ihres Gebietes ſein. Allerdings giebt Kurz an (Einiges über Sitten und Gebräuche der Bakwiri, Deutſche Kolonialzeitung 1893, Seite 109), daß auch noch in Bibundi im Norden von Kap Dibundja Bakwiri geſprochen werde. Wie weit die Bakwiri ihre Siedelungen nach Norden hin ausgedehnt haben, iſt noch nicht genau feſtgeſtellt. Wahrſcheinlich erſtreckt ſich ihr Gebiet mindeſtens bis 4° 20′. n. Br. Kurz (a. a. O. ſ. o.) nennt als nördlichſte Orte, in denen die Bakwiriſprache geſprochen wird, Ikata am Mongofluſſe und Bakundu Nambere (Bakundu ba Nammele.) Im Süden wohnen ſie bis an das Meer, den Bimbiafluß und den Möweſee. Doch iſt das Dorf Bota ba Woſe ebenſo wie die vorgelagerten Inſeln Mondole und Bobya ba Munja von Botaleuten ſowie die Dörfer Bimbia (von den Eingeborenen Bonabile und Bonangombe genannt) und Dikolo (auf den Karten fälſchlich Dikullu) von Subuleuten bewohnt. Das letztere Volk wird korrekt mit dem Namen Subu bezeichnet, nicht Iſubu, ein Name, welcher ihre Sprache bezeichnet (nach Miſſ. Spellenberg). Die Geſamtanzahl der Angehörigen des Bakwiriſtammes wird von Kurz auf 30000 geſchätzt,

ſie wohnen in 60 Ortſchaften. Die bevölkertſten und gleichzeitig auch die am höchſten gelegenen Dörfer der Bakwiri ſind Buea, Boba und Liſoka. Der Name der Völkerſchaft wird verſchieden geſchrieben. Die korrekte Schreibweiſe iſt Bakwiri (Spellenberg: Bekwedi), daneben kann höchſtens Bakwili in Frage kommen, da der Laut, der hier durch r beziehungsweiſe l bezeichnet wird, beiden gleich nahe ſteht. Die Bakwiri gehören zu den Bantu, wie ſowohl ihre körperliche Beſchaffenheit als auch ihre Sprache ausweiſen. Ihre Farbe variiert zwiſchen hellbraun und dunkelbraun, vorherrſchend iſt ein chokoladenbrauner Ton, ausnahmsweiſe findet ſich auch kupferrote Färbung. Die Männer ſind mittelgroße bis große, kräftige Geſtalten und gut gebaut, die Frauen klein und ſchmalſchulterig. Sie werden früh häßlich. Dem entſprechen auch die Unterſuchungen Virchows an Bakwiriſchädeln (Zeitſchrift für Ethnologie 1897, Seite 154.) Scholze hebt hervor, daß die Männer die Füße meiſt auswärts, die Frauen dagegen einwärts ſtellen. Die Körperhaltung beider Geſchlechter wird durch das Tragen aller Laſten auf dem Kopf vorteilhaft beeinflußt.

Die materielle Kultur der Bakwiri.

Kleidung.

Die urſprüngliche Tracht der Bakwiri war wahrſcheinlich eine Lendenbekleidung aus Farnkraut, die ſich nur noch bei den Nenkuweibern (ſ. u.) erhalten hat. Heute tragen die Männer ein Lendentuch, die Frauen zwei übereinander; auch Kinder gehen ſelten ganz nackt. Die Lendentücher ſind nach Farbe und Muſter von der Mode abhängig. In neuerer Zeit trägt man ſogar Tücher von Atlas und Sammet. Viele Frauen verhüllen auch die Bruſt mit einem Tuche. Auch europäiſche Kleidung beginnt bereits ſich einzubürgern; ſie ſteht den Eingeborenen indeſſen, da ſie ſich nicht recht darin zu benehmen wiſſen, vorläufig nicht beſonders zu Geſicht. Allerlei buntes Zeug kaufen ſie mit Vorliebe. Alte Uniformen und kurze Hemden erregen ihr beſonderes Wohlgefallen. Scholze ſah einſt einen Häuptling mit einem Winter-Damenjaquet bekleidet, einen Schleppſäbel an der Seite und dazu nur mit einem Lendentuch angethan. Die Füße bleiben ſtets unbekleidet.

Als Kopfbedeckung tragen die Frauen Tücher, die Männer Filzhüte, Strohhüte, Zipfelmützchen, kurz allerlei, was ſie in den Faktoreien kaufen können. Viele Männer und Frauen gehen aber auch barhäuptig. Zum Schutze gegen Regenwetter ſind europäiſche Regenſchirme ſehr verbreitet und beſonders bei den Frauen beliebt. Wer keinen Regenſchirm hat, ſucht ſich durch ein Stück Bananenblatt zu ſchützen, das mit der Hand über dem Kopf gehalten wird. Oft wird auch die Rippe des Blattes in der Mitte in drei Teile geſpalten. Die zwei äußeren Sehnen halten das Blatt an beiden Seiten des Kopfes feſt. Seltener ſieht man ein aus Palmzweigen geflochtenes gewölbtes Schutzdach.

Schmuck.

Die Bakwirimänner tragen außer Kupferringen an den Handgelenken keinen Schmuck. Dagegen ſchmücken ſich die Frauen auf mancherlei Weiſe. In den Ohren tragen ſie Federkiele, Holzſtückchen, kleine Perlenkettchen, europäiſche Ohrringe und Patronenhülſen, welch letztere gleichzeitig als Schnupftabaksbüchſen dienen. Jüngere Mädchen tragen indeſſen keinen Ohrſchmuck. Um den Hals

pflegen die Frauen eine oder mehrere Perlenketten zu ſchließen. Die Perlen werden meiſt einzeln gekauft, und die Ketten ſchwanken im Werte zwiſchen 1 und 20 Mark. In Form und Farbe ſind ſie ſtark der Mode unterworfen; ſo waren im Jahre 1899 goldene Perlen und Achatſteine die lateſt novelty. Die goldenen Perlen hoben ſich ſehr vorteilhaft von dem dunklen Körper ab. Auch unter dem Lendentuch tragen die Frauen 5 bis 10 Ketten von kleinen Perlen, die den Unterleib wie einen Gürtel umſpannen. Das Handgelenk wird durch Elfenbeinmanſchetten (im Werte von 10 bis 20 Mark), Elfenbeinringe, Perlen- Eiſen- und Kupferringe, ſowie mit europäiſchen Armſpangen geſchmückt; die gleichen Gegenſtände mit Ausnahme der Manſchetten dienen auch zur Zier der Fußknöchel. An den Fingern werden Ringe von europäiſcher Arbeit getragen. Amulette ſind nicht im Gebrauch, nur pflegt man kleinen Kindern, um ihnen das Zahnen zu erleichtern, Leopardenzähne umzuhängen. Bei Trauerfällen pflegt man ſich ſchwarz zu bemalen. Das Stammeszeichen beſteht aus zwei kleinen neben den äußeren Augenwinkeln angebrachten gleichſeitigen Dreiecken mit aufwärts gerichteter Spitze und einer Höhe von etwa 1 1/2 bis 2 cm. Auch ſonſtige Ziernarben kommen vor. Tätowierungen ſind bei beiden Geſchlechtern häufig, beſonders aber beim weiblichen Geſchlecht. Die Frauen ſind vielfach am ganzen Körper tätowiert. Die Tätowierungen werden erſt nach der Reife angebracht. Die Eckzähne werden bei beiden Geſchlechtern ſpitz gefeilt. Die Männer laſſen ihr Haar bis 3 cm lang wachſen, raſieren aber zeitweiſe den Kopf ganz kahl, wahrſcheinlich des Ungeziefers wegen, oder laſſen nur vereinzelte Büſchel ſtehen. Sie haben nur wenig Bartwuchs und flechten die Barthaare zu kleinen Zöpfchen. Die Frauen laſſen ihre Haare etwa 5 bis 10 cm lang wachſen und flechten ſie in mehreren Wülſten zu verſchiedenen Formen. Eine ſolche Friſur erfordert mehrere Stunden Arbeit und muß von einer anderen Frau ausgeführt werden. Dafür wird ſie aber erſt wieder erneuert, wenn das Ungeziefer allzuläſtig wird. Die Kämme ſind aus Holz geſchnitzt und haben an der oberen Kante einen Holzgriff. Die Bakwiri eſſen ihre Läuſe. Sie ſagen, ſie eſſen ihr Blut wieder, welches ihnen die Tierchen genommen hätten. Die Männer und Frauen raſieren ſich die Schamhaare, die Haare in der Achſelhöhle und oft auch die Augenbraunen, die ſie für unnütz erklären. Die Zähne werden ſehr gefeilt. Nach jeder Mahlzeit wird der Mund, wenn möglich, mit Waſſer ausgeſpült. Die Zähne werden täglich mehrmals mit einer weichen faſrigen Wurzel gereinigt, die, meiſt im Wollhaar ſteckend oder im Lendentuch eingebunden, ſtets mitgeführt wird. Die Nägel hält man kurz.

Ganz kleine Kinder werden täglich gebadet, größere Kinder und Erwachſene waſchen und baden ſich oft, wenn ſie am Waſſer wohnen. In Gegenden, wo das Waſſer in der Trockenzeit mitunter 1/2 Stunde weit hergeholt werden muß, wäſcht man ſich nur Geſicht und Hände, den übrigen Körper bei günſtiger Gelegenheit oder gar zu dringender Notwendigkeit. Häufig benutzt man den Saft abgeſchlagener Bananenſtauden zum Waſchen wie zum Trinken. Nach dem Bade wird der ganze Körper mit Palmöl eingerieben, was den üblen Geruch der Ausdünſtung beſeitigt und der Haut ein ſchönes, glänzendes Ausſehen verleiht.

Waffen.

Die urſprünglichen Waffen der Bakwiri ſind Speer und Schwert. Das Schwert hat einen Holzgriff, der mit einem Bleimantel umgeben iſt. Doch ſind

beide Waffen heute nur noch ſelten zu finden. Statt der Schwerter führt man jetzt die Buſchmeſſer (Cutleß), die mitunter in einer Scheide aufbewahrt und meiſt unter der Achſelhöhle getragen werden. Balidolche und Baliſpeere ſind ſehr beliebt. Bogen und Pfeile kennen die Bakwiri nicht, nicht einmal als Kinderſpielzeug. Dagegen kennen die Kinder eine Art Armbruſt, die vielleicht durch die Portugieſen eingeführt iſt. Im Kriege und bei Feſtlichkeiten tragen die Bakwirihäuptlinge eine Art Raupenhelm (mbili). Er beſteht aus einem korbähnlichen Geflecht und iſt mit ſchwarzem langhaarigen Ziegenfell überzogen. Das Ziegenhaar fällt dem Krieger in einem Buſch bis in die Stirne. Dieſe Helme ſind indeſſen nur noch ſelten zu finden. Die Leute entäußern ſich derſelben ſehr ungern. Steinſchloßflinten, die für 25 M. in den Faktoreien gekauft werden können, findet man faſt in jeder Hütte. Das Pulver kaufen die Bakwiri in kleinen Fäſſern. Als Geſchoß benutzen ſie Kugeln aus geſchmolzenem Zinn, Bierflaſchen und in kleine Stücke zerhackte alte eiſerne Töpfe. Die Munition wird in kleinen Kalebaſſen, die häufig mit Leder überzogen ſind, mitgeführt, manchmal für jede Ladung abgemeſſen und in Blattdüten eingewickelt. Nur der Häuptling Eſeſoa in Bonjongo hat von der Regierung die Erlaubnis, einen Hinterlader zu tragen.

Hausbau und Siedlung.

Die Bakwiri wohnen nach Kurz in weitläufig angelegten, mitunter 4 bis 5 km lang ſich hinziehenden Ortſchaften. Jedes Dorf iſt zum Schutz gegen plötzliche feindliche Ueberfälle mit einem Palliſadenzaun umgeben. Wenn Thore exiſtieren, ſo ſind ſie ſo eingerichtet, daß ſie raſch verſtellt werden können. Meiſtens wird der Zugang zum Dorfe dadurch vermittelt, daß an den Stellen, wo die Hauptwege auf den Palliſadenzaun münden, auf der Innen- und Außenſeite deſſelben in ſchräger Lage Baumſtämme mit eingehauenen Tritten angelegt werden. Über dieſe Stämme hinweg erfolgt der Verkehr. Iſt Krieg in Sicht, ſo werden dieſelben entfernt. Die Höfe liegen zerſtreut im Gras- und Buſchland und ſind meiſt von einem Bananenhaine umgeben. Die Haupthütten ſtehen gewöhnlich parallel zum Wege, manchmal auch rechtwinklig dazu. In einigen Dörfern zieht der Hauptweg ziemlich gradlinig in einer Breite von 1 bis 2 m von einem Ende zum andern. Meiſtens ſind die Dorfwege indeſſen ſchmal und durchziehen das Dorf nach allen Richtungen. Die einzelnen Dörfer ſind nur durch ſchmale Buſchpfade mit einander verbunden. Für die Inſtandhaltung derſelben wird nichts gethan. Verſperrt ein umgefallener Baum den Weg, ſo klettert der ſchwarze Wanderer entweder darüber oder kriecht unter ſeinen Äſten durch oder bahnt durch den Buſch einen neuen Weg, der das Hindernis umgeht. Vom Waſſer ausgefreſſene Löcher werden nicht zugefüllt, Steine nicht entfernt. Zur Regenzeit gleichen dieſe Pfade kleinen Bächen und ſind nicht ungefährlich zu paſſieren.

Einige Dörfer haben Marktplätze, die innerhalb oder außerhalb der Dorfgrenze liegen, meiſt kreisrund und von hohen Bäumen beſchattet ſind. In Viktoria befindet ſich der Marktplatz am ſchattenloſen Meeresſtrande. Auch vor den Häuptlingshütten pflegt man etwas mehr Platz als gewöhnlich zu laſſen. Palaverhäuſer und Tempel hat Scholze nicht beobachtet.

Die Hütten werden zum Schutz gegen das Regenwetter auf einem 1 bis

2 Fuß hohem Aufſatz aus geſtampftem Lehm errichtet, der mit Steinen eingefaßt iſt. Der Grundriß der Hütten iſt rechteckig. Je nach Reichtum und Anſehen des Beſitzers haben ſie eine Länge von 3 bis 20 und eine Breite von 2 bis 5 m. Die Wände ſind 1¾ bis 2 m hoch. Der Firſt hat eine Höhe von 2¼ bis 3 m und ruht auf 2 bis 4 Baumſtämmen, die etwa 15 bis 20 cm dick ſind. Eine dieſer Säulen iſt nicht ſelten mit Schnitzereien bedeckt. Die Wände beſtehen aus armdicken Pfoſten, die in grader Linie und einem mittleren Abſtand von 35 cm in den Aufſatz eingeſchlagen werden. Sie bilden das Gerippe der Wand. Die Pfoſten werden untereinander mit der Rippe der Raphiapalme verbunden. Zum beſſeren Schutze gegen Wind und Regen wird die innere Seite der Wand häufig noch mit Tafeln von Baumrinde bekleidet. Das Dach fällt nach zwei Seiten ab und ruht auf dem Firſtbalken und den vier Wänden. Auf drei bis vier armdicken Pfoſten ſind Raphiarippen in einem Abſtande von etwa 35 cm als Dachſparren befeſtigt; Matten von Palmblättern bilden die Bedeckung, wie bei den Duala. Das Innere einer Hütte zerfällt in verſchiedene durch Zwiſchenwände getrennte Abteilungen. Alle Hütten ſind einſtöckig. Ein Gehöft beſteht gewöhnlich aus 2 bis 6 Hütten, die in kleinen Zwiſchenräumen oder auch unmittelbar miteinander zuſammenhängend gebaut ſind. Vielfach ſtehen die Nebenhütten aber auch der Haupthütte gegenüber; eine beſtimmte Regel für die Anordnung der Höfe ſcheint nicht zu beſtehen. Die Nebenhütten dienen gewöhnlich als Fruchtſpeicher, Schlafräume oder dergleichen. Im allgemeinen werden Höfe und Hütten reinlich gehalten. Die erſteren von Zeit zu Zeit von Unkraut geſäubert, die Hütten täglich zwei- bis dreimal gekehrt. Jede Hütte beſitzt zwei Thüren, 150 bis 180 cm hoch, die einander an den Längsſeiten der Hütte gegenüber liegen. Die Thüröffnungen werden durch Schiebethüren geſchloſſen, die an den Thürpfoſten anliegen und im Innern der Hütte durch zwei dünnere Pfoſten feſtgehalten werden. Sie beſtehen aus ſtarken Brettern, die an beiden Enden in ausgenutete Pfoſten eingeklemmt ſind und ſo eine kleine verſchiebbare Wand bilden. Meiſt werden die Thüren nur nachts geſchloſſen. Kleine Hütten haben nur einen Herd, größere dagegen zwei, links und rechts der Thür je einen. Der Herd beſteht aus einigen Steinen, auf welche der Kochtopf geſetzt wird. In jeder Hütte befindet ſich auf einer Seite unter dem Dache eine kleine offene Kammer, die zur Aufbewahrung von allerlei Hausgeräten, Früchten und Feuerholz dient. Die Frauen ſuchen ihren Stolz darin, viel Holz im Hauſe zu haben. Der Boden dieſer Rumpelkammer beſteht aus Pfoſten und rohen Brettern. Die Hütten werden nachts nur durch das Herdfeuer erleuchtet. Zur Beleuchtung des Weges benutzt man einen glühenden Holzſpan, der durch Hin- und Herfuchteln glühend erhalten wird. Petroleumlaternen und kleine Lampen finden allmählich Eingang. Wenn die Nächte nicht mondhell ſind, gehen die Bakwiri nicht gern aus, weil ſie ſich vor Geiſtern fürchten und auch leicht auf eine Schlange treten könnten.

Hausrat und Utenſilien.

Faſt in jeder Ecke der Hütte befindet ſich eine Bettſtelle. Dieſelben ſind ¾ m breit und hoch und ſo kurz, daß man nur mit eingezogenen Knien darauf liegen kann. Eine Bettſtelle beſteht aus vier gabelförmigen in die Erde geſchlagenen

Pfählen. Auf je zwei Gabeln liegen ſtarke Stecken, auf denen dicht aneinander Querſtecken mit Lianen befeſtigt ſind. Hierauf wird eine Matte gelegt. Damit der Schlafende nicht von dem in der Hütte befindlichen Vieh beläſtigt werden kann, iſt die Bettſtelle mit einer aus Palmzweigen geflochtenen ſpaniſchen Wand oder von einem auf hohen Stecken hängenden Vorhang aus alten Lendentüchern umgeben. Stillende Frauen ſchlafen mit dem Kinde auf einigen aneinandergelegten auf Klötzen ruhenden Brettern unmittelbar neben dem Herdfeuer. Als Unterlage dient eine Matte oder eine Decke, unter den Nacken wird ein Stück Holz gelegt. Die nicht ſehr zahlreichen Hausgeräte liegen entweder auf dem Boden der Dachkammer oder hängen an den Wänden und Säulen. An einzelnen Gegenſtänden wie Töpfen, Löffeln, Hacken befinden ſich Haken zum Aufhängen an den Palmrippen der Wände. Kalabaſſen und dergleichen werden mittels Lianen oder Lederriemchen an die vielfach mit Schlitzen verſehene Baumrinde gehängt, Meſſer und Stemmeiſen einfach in das Holz geſpießt, Tragekörbe an die Wand gebunden. Zum Kehren benutzt man kurze Reisbeſen oder zuſammengewickelte Bananenblätter und als Kehrichtſchaufel ein Geflecht aus Ruthen.

Als Kochgeſchirr benutzen die Bakwiri ſelbſtgefertigte Töpfe, die 1½ bis 2 Liter Waſſer faſſen. Neuerdings kommen die in den Faktoreien feilgebotenen eiſernen auf drei Beinen ſtehenden Töpfe immer mehr in Gebrauch. Die im Gebrauch befindlichen Holzſchüſſeln haben einen Durchmeſſer von 25 bis 50 cm, eine Aushöhlung von 12 bis 18 cm, ſind 2 bis 3 cm dick und mit einfachen eingebrannten Verzierungen verſehen. Als Teller dienen die Blätter der Bananen und des Makabo. Schöpflöffel fertigt man aus Kokosnüſſen, ſonſt beſitzen die Bakwiri weder Löffel noch Gabeln; doch kaufen ſie neuerdings Löffel, Küchenmeſſer und anderes Küchengeſchirr immer häufiger in den Faktoreien. Als Reibeiſen benutzt man irgend ein Stück Blech, in welches Löcher geſchlagen werden. Als Trichter dient ein trichterförmig zuſammengewickeltes Blatt. Kalebaſſen giebt es von 5 bis 25 cm Durchmeſſer und 10 bis 30 cm Höhe. Die Kürbiſſe werden am Feuer oder an der Sonne getrocknet, worauf die Körner bald herausfallen. Am Halſe der Kalebaſſen befeſtigt man einen kleinen geflochtenen Henkel und an dieſem dünne Lianen zum Aufhängen. Kleine Kalebaſſen benutzt man zum Aufbewahren von Medizinen oder als Pulverhörner und Schnupftabaksdoſen. Große Kalebaſſen dienen zum Waſſerholen; ſie kommen aber immer mehr außer Gebrauch, denn faſt in jeder Hütte ſieht man jetzt eine oder mehrere 1 bis 10 Liter enthaltene Schnapsflaſchen, die zum Waſſertragen benutzt werden. Auch leere Petroleumtins werden gern zum Waſſertragen gebraucht. Halbe Kürbisſchalen und alte Konſervenbüchſen vertreten die Stelle von Gläſern. Auf der Reiſe benutzt man als Trinkbecher ein großes Blatt, welches zu einem Trichter geformt wird.

Das Brennholz wird von den Frauen geſammelt; ſie hacken es mit einheimiſchen ſtumpfen Beilen von Bäumen los, die ſich vom Sturm geknickt in ganz trockenem Zuſtande befinden.

Nahrungs- und Genußmittel.

Mit zweierlei Holz oder mit Feuerſtein und Zunder Feuer zu machen, verſtehen die Bakwiri nicht. Europäiſche Zündhölzer ſind wenig im Gebrauch, weil ſie durch die Feuchtigkeit ſchnell verderben. Das Feuer wird daher beſtändig

unterhalten. Geht es einmal aus, ſo holt man ſich aus einer Nachbarhütte einen glühenden Span. Im allgemeinen werden nur zwei Mahlzeiten eingenommen, eine Mittagsmahlzeit zwiſchen 11 und 3 Uhr und eine Abendmahlzeit zwiſchen 6 und 7 Uhr. Beide Mahlzeiten beſtehen aus Fleiſch und Gemüſe. Bei Fleiſchmangel lebt man lediglich von geröſteten Bananen und Maiskolben, Yams Makabo, Mielle, Planten, Reis mit Palmölbrühe und Bananen. Mais und Obſt werden als Nachtiſch und zwiſchen den Mahlzeiten genoſſen. Beliebte Früchte ſind: Mango, Orange, Kokosnuß, Erdnuß, Ananas, Saba-Saba, Sau und Papaje. Auch Zuckerrohr und manche Feldfrüchte werden gern gegeſſen. Fleiſchnahrung liefern Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Hühner, das Wild des Waldes, Vögel, Fiſche, ungiftige Schlangen, Schildkröten, Krebſe und Schnecken. Ziegen, Hunde und Hühner werden nur bei feſtlichen Gelegenheiten verſpeiſt. Schnecken eſſen gilt als Zeichen von Armut. Yams und Makabo wird erſt in einer Holzſchüſſel oder am fließenden Waſſer gewaſchen, dann in kleine Stücke geſchnitten und gekocht. Mielle wird von der Schale entblößt und ebenfalls in Stücke geſchnitten. Ueber die gekochten Schnitze wird eine warme, mit Landespfeffer ſtark gewürzte Palmölſauce gegoſſen. Spinat wird möglichſt klein geſchnitten und wie bei uns gekocht. Die beliebteſte Speiſe iſt Muſu. Gekochte Makabo wird in einer Holzſchüſſel zu Brei geſtampft und mit der erwähnten gepfefferten Palmölſauce übergoſſen. Die ſo zubereitete Speiſe iſt wohlſchmeckend und geſund. Mais ißt man gewöhnlich geröſtet oder friſch. Den ſehr beliebten Reis kaufen die Bakwiri von den bei der Regierung oder in den Pflanzungen beſchäftigten Arbeitern, denen Reis Hauptnahrung iſt. Er wird gekocht und gleichfalls mit Palmölſauce genoſſen. Die Saufrucht hat blaßrötliche bis blaue Farbe, Form und Größe einer Dattel und auch einen ähnlichen Kern. Sie ſchmeckt bitter und wird geröſtet oder gekocht. Das Fleiſch wird meiſt in kleine Stücke geſchnitten und in einem Topf gekocht. Seltener wird es über dem Feuer gebraten. Milch, Butter und Käſe ſind unbekannt. Eier werden nie roh gegeſſen, ſie werden nicht im Waſſer gekocht, ſondern ins Feuer gelegt, bis ſie innen hart ſind.

Beim Schlachten wird kleineren Haustieren der Kopf abgeſchnitten, Hühnern und anderen Vögeln der Kopf umgedreht oder abgeriſſen. Rinder werden geſtochen. Großen Tieren, wie Rindern, Schafen und Ziegen u. a. wird das Fell abgezogen. Kleinere Vierfüßler (auch Schweine) zerſchneidet man mit ſamt dem Fell in Stücke oder hält ſie ſolange übers Feuer, bis ſich die obere behaarte Haut abziehen läßt. Das Gefieder der Vögel wird ebenfalls abgebrannt. Die Eingeweide der Schlachttiere werden gereinigt und gelten als Leckerbiſſen. Ein Teil des Fleiſches wird in einem Räucherkaſten oder einem über dem Feuer hängenden Tragkorbe geräuchert, ein Teil, in große Blätter eingeſchlagen, an Nachbarn und Freunde verkauft.

Anthropophagie ſcheint nach den Beobachtungen der Miſſionare bei den Bakwiri niemals üblich geweſen zu ſein.

Die einzigen einheimiſchen Getränke ſind Waſſer und Palmwein. Der Palmwein wird folgendermaßen zubereitet: Frühmorgens und gegen Abend wird die Weinpalme mittels eines durch zwei kunſtvolle Knoten zuſammengehaltenen Klettergurtes beſtiegen. In die Krone des Baumes wird mit einem Stemmeiſen ein Loch geſchlagen und der Saft dann in einer Glasflaſche oder Kalebaſſe auf-

gefangen. Der Palmwein wird ſtets in friſchem Zuſtande getrunken. Man läßt ihn höchſtens einige Stunden ſtehen. Er wirkt bei weitem nicht ſo berauſchend und hat auch nicht im entfernteſten die ſchädlichen Folgen des leider ſo maſſenhaft eingeführten Branntweins. Man braucht nur an einem Markttage in Viktoria das wüſte Treiben zu beobachten, das ſich vor den Faktoreien abſpielt oder den Feſtlichkeiten der Bakwiri beizuwohnen, um ſich über die unheilvolle Wirkung des Schnapſes auf die Eingeborenen klar zu werden. Einſt übernachtete ich, erzählt Scholze, in Buenga, wo mich der Häuptling bat, ſeinem etwa neunjährigen kranken Mädchen Medizin zu geben. Da ich keine geeignete Arzenei bei mir hatte, gab ich dem Häuptling, der noch an demſelben Tage nach Viktoria aufs Bezirksamt mußte, den Auftrag, bei dem Miſſionar Keller Medizin zu kaufen. Auf ſeine Bitte ſchenkte ich ihm dazu 50 Pf., verlangte aber, daß er am folgenden Tage nach Viktoria in meine Wohnung komme, und mir das Gekaufte zeige. Er kam auch wirklich, aber in ganz betrunkenem Zuſtande. Nach anfänglichem Leugnen geſtand er ein, daß er das geſchenkte Geld für Schnaps verwendet habe und bat gleichzeitig um eine weitere Gabe, die ihm natürlich verweigert wurde. Der Schnaps war ihm alſo lieber geweſen als ſein krankes Kind. Das iſt ein Beiſpiel für Viele von dem unheilvollen Einfluß, den der Schnaps auf die Sittlichkeit der Eingeborenen ausübt.

Rauchen und Schnupfen iſt ſehr beliebt, Tabakkauen dagegen nicht bekannt. Die Bakwiri kaufen den Tabak, der der gangbarſte Tauſchartikel im Lande iſt, in Blättern von den Weißen. Sie rauchen den Tabak aus Thonpfeifchen. Frauen rauchen nicht, ſchnupfen aber ebenſo leidenſchaftlich wie die Männer. Ein Bakwiri erzählte dem Miſſionar Keller in Viktoria, daß er die Leidenſchaft des Schnupfens von ſeiner Mutter geerbt habe. Kurz vor ihrem Tode habe ſie ihn gerufen und zu ihm geſagt: „So, jetzt nur noch eins, gieb mir noch eine Priſe.“ Sie erhielt dieſelbe und ſtarb zufrieden mit den Worten na m'ala (ich gehe dahin). Damit die Mutter auch im Jenſeits noch ſchnupfen kann, legt ihr der Sohn von Zeit zu Zeit etwas Schnupftabak aufs Grab.

Der Schnupftabak wird folgendermaßen hergeſtellt: Gut getrocknete Tabaksblätter werden auf einem flachen Stein mittels eines kugelförmigen kleineren Steines zu Pulver zerrieben und dann mit Aſche von der Bananenſtaude und mit zerriebenem Landespfeffer vermiſcht. Die Männer tragen ihn meiſt in kleinen Kalebaſſen, die Frauen in Patronenhülſen im Ohr oder, in ein Blatt eingewickelt, im Lendentuch. Andere Alkoholika oder ſonſtige Reizmittel ſind nicht bekannt.

Phyſiologiſches und Hygieniſches.

Die Bakwiri erreichen kein hohes Alter. Die meiſten ſterben vor dem 40. Lebensjahre. Weißhaarige ſieht man ſehr ſelten.

Die Unmäßigkeit und Unregelmäßigkeit ihrer Mahlzeiten, durch welche viele Erkrankungen veranlaßt werden, mag nicht wenig hierzu beitragen. Im oberen Bezirke, wo namentlich in der Regenzeit ziemlich niedrige Temperaturgrade vorkommen, iſt auch Lungenentzündung nicht ſelten. Die Pocken fordern viele Opfer, ſind aber infolge der Schutzimpfungen bereits ſtark zurückgegangen. Geſchlechtskrankheiten ſcheinen bei den Bakwiri nicht häufig oder wenigſtens nicht bösartig zu ſein, ſodaß ſie ſich der Beobachtung entziehen. Sehr häufig ſieht man Nabel-

brüche, manchmal bis zur Größe eines kleinen Kinderkopfes. Auch Elefantiasis ist häufig zu finden. Albinos hat Scholze nur in vier Fällen (zwei Männer und zwei Frauen) beobachtet. Einen Fall von auffallendem Muskelschwund fand er in Bonjongo, wo ein sonst völlig gesunder Mann einen total abgemagerten Arm hatte.

Nach den übereinstimmenden Aussagen der Eingeborenen sind die Gebirgsgegenden in der Höhe von Buëa fieberfrei. Die Bewohner der höheren Küste denen ein wirksames Mittel gegen das Fieber fehlt, kommen ungern für längere Zeit in die Küstengegenden (Kurz, a. a. O.).

Die medizinischen Kenntnisse der Bakwiri sind sehr gering. Bei jeder inneren Erkrankung, bei Fieber, Kopfschmerz und Husten legen sie sich ans Feuer, bei Kopfschmerz wird die Stirn durch eine Liane oder ein Tuch fest eingeschnürt. Beliebte Arzeneien sind Hundeblut und Fleischbrühe von Hühnern, womit die Kranken eingerieben werden. Abscesse schneiden die Bakwiri mit irgend einem Küchenmesser auf. Die dadurch entstehenden Wunden verstehen sie ebenso wenig zu behandeln wie andere Verletzungen. Ohne die Wunde vorher zu reinigen, legen sie einen Brei darauf und binden ein Blatt oder ein altes Tuch darüber. Dieser Brei besteht aus einem Pflanzensaft und Pflanzenasche, wird in ein Blatt eingewickelt und am Feuer heiß gemacht. Schlangenbisse scheinen sehr selten zu sein. Dagegen wurde einer von Scholze's Leuten von einem Skorpion gestochen. Durch die Einreibung von Salmiakgeist in die Wunde wurden indessen üble Folgen verhütet. Gegen Schlangengift besitzen die Medizinmänner der Bakwiri wirksame Mittel. Diese Mittel beruhen auf folgender Beobachtung: Wenn zwei kämpfende Schlangen verwundet sind, so pflegt die Siegerin heilsame Kräuter und Blätter zu sammeln, um damit die verwundete wieder gesund zu machen. Diese Pflanzen werden nun von den Medizinmännern gesammelt. Gegen Brandwunden werden kühlende Pflanzensäfte angewandt. Sandflöhe verstehen die Bakwiri gut zu entfernen, ohne das Fleisch zu verletzen; sie werden von diesen Tieren sehr geplagt. Auch Ringwurm und Krokro kommen häufig vor. Zahnkrankheiten sind dagegen fast unbekannt, weil die Zähne sehr sorgfältig gepflegt werden. Die Kinderpflege ist ziemlich primitiv. Kleine Kinder bis zu einem Jahre werden häufig klystiert. Dabei legt die Mutter das Kind auf den Schoß und bläst ihm durch ein trichterförmiges Rohr eine grüne Brühe ein. Neugeborenen Kindern, deren Stirn etwas einwärts gebogen ist, wird eine Schnecke daraufgesetzt, wodurch die Stirn ihre normale Form wiedererhalten soll. Die Heilkunst liegt in den Händen der Medizinmänner. In schweren Krankheitsfällen läßt der Zauberer (Ngambi) den Yenku (s. u.) erscheinen. Ein Yenkuweib läßt in der Nacht außerhalb der Hütte des Kranken die Stimme des Yenku und die Yenkuklapper ertönen. Dafür wird der Zauberer mit allerhand Gaben bedacht. Durch Spiel und Tanz, Essen und Trinken wird am folgenden Tage das Erscheinen des Yenku gefeiert. Stirbt der Kranke, so ist der Zauberer nicht in Verlegenheit, sondern gebraucht die Ausrede, daß irgend jemand den Verstorbenen verhext (seine Seele gegessen) haben müsse. Die Familie gerät dann in große Besorgnis, daß der unbekannte Mörder noch weitere Opfer verlangen könne und bittet den Zauberer, denselben gegen Bezahlung ausfindig zu machen. Durch die Yenkuweiber über die Familienverhältnisse unterrichtet, giebt er gewöhnlich eine Person an, die mit der Familie verfeindet ist. Durch Gottesurteil muß diese ihre Un-

ſchuld beweiſen. Stirbt eine jugendliche Perſon, ſo glaubt man ſtets an einen unnatürlichen Tod und Hexerei. Einen ſolchen Fall erlebte Scholze im Juni 1898 in Mapanja (oberhalb Engelberg). Dort ſtarb ein etwa 18jähriges Mädchen, die Tochter des Häuptlings, nach kurzer Krankheit. Vor dem Tode hatte man ſie durch eine katholiſche Schweſter taufen laſſen, weil man glaubte, ſie könne dadurch geſund werden. Einige Tage vorher hatte ſich nämlich eine kranke Frau taufen laſſen und wurde darauf geſund, was man als eine Wirkung der Taufe anſah. Der herbeigerufene Zauberer bezeichnete als Übelthäter einen jungen verheirateten Mann, der früher dem Mädchen Liebesanträge gemacht hat. Er wurde zum Trinken des Giftbechers verurteilt, flüchtete ſich aber ins Schweſternhaus in Mapanja und wurde von der Regierung beſchützt Ein anderer Fall ereignete ſich in Buſumbu, Anfang September 1899. In der letzten Hälfte des Auguſt hörte Scholze in ſeinem Wohnorte Boniadikombo oft ſtundenlang heftiges Gewehrfeuer, dem er anfangs wenig Bedeutung beimaß, weil man ihm ſagte, es ſei nur „Play“ (Spiel, Unterhaltung). Bald aber ſchien es ihm auffallend, daß ſeine aus Buſumbu gebürtigen Arbeiter eine große Unruhe zur Schau trugen und ſich oft ohne Erlaubnis von der Arbeit entfernten. Als er dann ferner den Häuptling von Boniadikombo häufig nach Buſumbu gehen und ihn eines Abends ein Zauberlied (ſ. u.) ſingen hörte, fragte er einige ſeiner Leute nach der Urſache der Aufregung. Nach einigem Ausweichen erhielt er die Auskunft, daß ein Mann die Frau des Njo ermordet habe, und daß bereits drei Perſonen auf den Ausſpruch des Zauberers mittels Gift getötet worden ſeien und drei andere ſchwer krank darnieder lägen. Durch eine Anzeige beim Bezirksamt wurde natürlich ſofort der Angelegenheit ein Ende gemacht.

Die Bakwiri ſind in Krankheitsfällen äußerſt ängſtlich und empfindlich und fürchten bei jeder Krankheit ihren baldigen Tod. Allmählich lernen ſie auch europäiſche Medizin ſchätzen und kaufen viele Arzeneien bei den Miſſionaren. Sehr beliebt ſind Hoffmannstropfen auf Zucker und Rieinusöl. Viele von Scholze's Arbeitern ſtellen ſich krank, um dieſe beiden Arzeneien zu erhalten; eine Doſis bitteres Chinin heilte ſie aber bald. Wurmbonbons ſind ein gangbares Tauſchmittel.

Familienleben.

Nach dem Glauben der Bakwiri ſchmiedet der fliegende Hund ein Kind im Mutterleibe, wenn er ſeine Stimme „keng, keng“ ertönen läßt, was ähnlich dem Hammerſchlag des Schmiedes klingt. Wenn eine Bakwiri-Frau ſchwanger iſt, ſo geht der Ehemann vor allen Dingen zu einem kundigen Mann, meiſtens einem Ngambi und bittet ihn, ſeiner Frau die Geburt leicht zu machen. Der Ngambi fertigt eine lange Kette von einer gewiſſen Art ſchwarzer Bohnen. Dieſe Kette (isasa genannt) wird von der Frau um den Hals geſchlungen, ſo daß ſie bis zum Nabel herabfällt.

Die Kette wird bis zur Entbindung getragen und nachher wieder abgenommen. Für ſeine Bemühungen erhält der Ngambi zwei Ziegen, ein Huhn und einen Faden Zeug (Kurz a. O.).

Vor der Niederkunft pflegen arme Frauen und ihre Männer reichlich Fiſche zu ſammeln. Bei der Geburt liegt die Mutter oft auf feuchter ſchmutziger Erde, ſelbſt eine Matte wird ihr entzogen. Die Entbindungen ſind meiſt leicht. In der Geburtshilfe etwas bewanderte Frauen ſind als Helferinnen zugegen und waſchen ſich nach der Geburt die Hände in einer aus Pflanzen gekochten grünen

Brühe. Die Nabelſchnur wird erſt nach einigen Stunden gelöſt. Bei der Entbindung ſind Nachbarn, Freunde, Verwandten und große Kinder zugegen. Kleinere Kinder dürfen die Hütte erſt hernach betreten. Knaben ſieht man lieber als Mädchen, weil letztere die Eltern früh verlaſſen müſſen, um ihrem Käufer zu folgen. Zwillinge ſieht man nicht gern, weil die Mutter nicht imſtande iſt, ſie zu ernähren.

Die Wöchnerin ißt keinen Brei, ſondern nur Suppe, ſitzt 3 bis 4 Tage neben einem gloſtenden Klotz und verbleibt nach der erſten Geburt neun, bei ſpäteren Geburten fünf Tage in der Hütte. Einen Monat nach der Geburt beginnt ſie wieder mit leichterer Feldarbeit.

Die Kinder werden viel gebadet und zwar ſetzt man ſie in eine Holzſchüſſel und beſpült ſie mittels der Hand mit Waſſer oder reibt ſie mit einer ſchwammigen Baumrinde ab. Die Mutter nährt die Kinder zwei bis drei Jahre. Vom vierten Monat an bekommen ſie auch feſte Speiſe, die von der Mutter vorgekaut wird. Vom erſten Tage an erhalten die Kinder auch Waſſer zu trinken und zwar immer reichlicher, damit ſich, wie die Bakwiri ſagen, der Bauch ausweitet und ſie ſpäter tüchtig eſſen können. Die Kinder werden entweder auf dem Rücken in einem Sacke getragen, aus dem ſie kaum mit dem Kopfe herausſchauen können, oder man ſetzt ſie rittlings auf die Hüften und hält ſie mit einem Arm feſt. Uneheliche Kinder werden den ehelichen gleichgeachtet und ſind dann Eigentum des Mannes, der das Mädchen kauft.

Von einer Kindererziehung kann nur in ganz beſchränktem Maße die Rede ſein. Die Kinder wachſen ziemlich aufſichtslos heran und erhalten nur ſelten Schläge. Zur Reinlichkeit werden ſie nicht angehalten. In mehreren heidniſchen Familien bemerkte Scholze zwar, daß man die Kinder anwies, ihm die Hand zu geben und für Geſchenke zu danken, dies mögen aber Ausnahmen ſein. Die Mädchen müſſen der Mutter frühzeitig bei der Arbeit helfen und kleinere Geſchwiſter abwarten.

Am zweiten Tage nach der Geburt giebt der Vater dem Kinde einen Namen und zwar mit Vorliebe den eines verſtorbenen Verwandten. Später legen ſich die Knaben noch beſondere Mpeſanamen (Stutznamen) bei und bevorzugen dabei ſolche Wörter, die ſie oft von Weißen hören, wie Bismarck, Compas, Kamerun, Sixpence u. a. Oft geben ſie ſich auch Namen, die eine Eigenſchaft bedeuten wie, der Starke, der Mutige und dergleichen. Häufige Bakwirinamen (männliche) ſind: Ngoſſo, Nye, Ndi, Makoko, Ngumbe, Potemba, Pita Lionga, Manga, Ekanga, Etembe, Nyo (Leopard), Buenga (Taube), Ekoſſe, Motange, Eſenge, Mongi (Affe), Muſango (Frieda), Eboſi, Meiombe. Die Bakwiri haben ſtets zwei Namen, einen Geſchlechtsnamen und einen Vornamen. Nach Mitteilung des Reichsſchullehrers Fiſcher in Viktoria heißt eine ſeiner Schülerinnen Linjon La Neguwu. Linjon iſt Vorname (Mädchenname), Neguwu der Name des Vaters. Ein Knabe heißt Ndumb'a Soppo, d. h. Ndumbe (Name des Vaters aus dem Dorfe Soppo).

Die Reife tritt bei den Mädchen im 10. bis 12. Jahre, bei den Knaben im 12. bis 14 Jahre ein. Der Knabe wird nach Eintritt der Reife beſchnitten.*

*) Nach Kurz (a. a. O.) findet die Beſchneidung bereits im vierten Lebensjahre ſtatt. Haben die Eltern einen Knaben nicht beſchneiden laſſen, ſo wird er ſpäter verlacht und nicht für voll angeſehen.

Die Beſchneidung wird von wenigen darin geübten Männern ausgeübt (nicht dem Zauberer). Mittels eines kleinen aus Draht gefertigten Meſſerchens wird die Vorhaut abgeſchnitten und dann in der Nähe der Hütte in die Erde gegraben und darauf oder daneben eine Banane gepflanzt. Drei bis zehn Tage ſind die beſchnittenen Knaben arbeitsunfähig und halten ſich in dieſer Zeit unbekleidet in der Hütte hinter einem Verſchlage auf. Die Wunde wird mit einem Pulver aus Baumrinde beſtreut, aber nicht wie bei den Duala mit einem Blatt umwickelt. Nach der Heilung ſchlachtet und bereitet die Mutter ihrem Sohn ein Huhn und kauft ihm ein neues Lendentuch. Der Sohn dagegen erjagt ein Wild und macht ſeiner Mutter damit ein Gegengeſchenk. Nach der Beſchneidung kauft der Vater ſeinem Sohne eine Frau, die dieſer ſelbſt wählen darf. Reiche Väter kaufen ihren Söhnen ſchon vor der Beſchneidung eine Frau. Der Kaufpreis beträgt gewöhnlich 30 Schafe, kann aber auch in anderem Vieh oder europäiſchen Waren und zwar auf einmal oder in Raten entrichtet werden. Töchter von angeſehenen reichen Leuten können bis 2000 Mark koſten. Heiraten mit Angehörigen eines anderen Dorfes oder Stammes ſind erlaubt. Auf Unberührtheit der Braut wird kein Wert gelegt. Man betrachtet es vielmehr als ein gutes Zeichen, daß die Braut fruchtbar iſt, wenn ſie ledig gebiert, und hat damit eine gewiſſe Gewähr, daß das angelegte Kapital Zinſen bringen wird. Der Kaufpreis der Frau kann rückgängig gemacht werden, wenn ſie keine Kinder zur Welt bringt. Dieſe Landesſitte wird (nach Kurz) booto wo liva genannt. Daraus entſtehen oft Prozeſſe und der geſchädigte Ehemann ſtiehlt mitunter eine andere Tochter oder Frau ſeines Schwiegervaters, um ſich ſchadlos zu halten. Stirbt eine Frau ohne Kinder zu hinterlaſſen, ſo muß der Schwiegervater den Kaufpreis zurückzahlen oder eine andere Tochter hergeben.

Meiſt wird die Braut im Alter von 6 bis 10 Jahren verkauft und bleibt bis zur Reife bei ihren Eltern. Der Bräutigam kann ſeine Braut zu ſich nehmen, auch wenn der Kaufpreis noch nicht völlig bezahlt iſt. Das einer ſolchen Ehe entſpringende Mädchen bleibt aber ſolange Eigentum des Vaters der Mutter, bis die Frau ganz bezahlt iſt.

Vor der Hochzeit ſchlachtet der Brautvater eine Kuh oder eine Ziege und bringt dann das Fleiſch des Tieres mit ſeiner Tochter zum Schwiegerſohn. Die Hochzeitsfeier beſteht nur in einem feſtlichen Schmaus, an dem die Verwandten des jungen Ehepaares teilnehmen. Nach Kurz findet ſich auch die Sitte des Brautraubs. Einen Monat lang braucht die junge Frau nicht zu arbeiten. Ihre Mutter oder eine Verwandte beſorgt in den Flitterwochen das Hausweſen. Nach Ablauf dieſer Zeit ſchlachtet der Mann eine Ziege, bereitet der Wirtſchafterin einen Schmaus und erklärt ihr, daß von nun an ſeine Frau arbeiten und kochen müſſe.

Scheidungen ſind ſehr leicht. Der Mann kann ſeine Frau wegen Ehebruchs verkaufen, aber auch ſchon, wenn ſie ihm die Wirtſchaft nicht gut führt.

Das Bakwirivolk in Kamerun.

Von A. Seidel.

II.

Neun Manate lang trägt eine Witwe Trauertracht. Dieſe beſteht darin, daß ſie ihre alte Kleidung bis auf die Elaka ablegt und den ganzen Körper mit Ruß und Oel beſchmiert. Die Elaka beſteht aus einer um die Hüften gebundenen Schnur, an der ſich vorn ein aus Bananenbaſt geflachtenes etwa handgroßes Schürzchen und hinten ein ebenfalls aus Baſt beſtehender Schwanz befinden. Nach Ablauf der Trauerzeit trägt ſie wieder ein Lendentuch und als Zeichen, daß ſie wieder zu haben iſt, an der Hüfte ein viereckiges oder ein rundes Stück Blech von 2 bis 3 cm Durchmeſſer oder hinter den Ohren eine kleine Fruchtknolle von gleicher Größe.

Von einer anderen Sitte, an welche die Witwen gebunden ſind, berichtet Spellenberg (privatim). Sie müſſen die rote Frucht des wilden Kardamum (tondo) an die Stirn binden oder hinter dem Ohr tragen und ſieben Monate lang (bei angeſehenen Bakwiri auch länger) von den Kernen dieſer Früchte in den Mund nehmen und einen nach dem andern im Hauſe nach verſchiedenen Richtungen ausſpeien mit den Worten: O si po pe, o si po pe! (Komme nicht wieder!) und: O ma bole, nde wala di kandan! (Du biſt nun gegangen, wir ſind fertig miteinander.

Setzt ſich eine Eule auf die Hütte, ſo fürchten die Bakwiri, daß darin bald jemand ſterben muß. Sterben kurze Zeit nacheinander mehrere Perſonen in benachbarten Hütten, ſo glaubt man, der Tod habe dort Wohnung genommen. In beiden Fällen bricht man die Hütten ab und baut ſie an einer anderen Stelle auf, um dem Tode zu entfliehen. Die Toten werden gewaſchen, in neue Lendentücher gewickelt und in ihren Hütten begraben. Einem ſterbenden Häuptling oder Zauberer giebt man ſtets ein Buſchmeſſer in die Hand und ins Grab, andern Männern nur auf Verlangen. Das Grab iſt etwa $^3/_4$ m tief. Die Hütte wird dann verlaſſen und verfällt. In Viktoria iſt indeſſen durch die Fürſorge der Regierung bereits ein eigener Begräbnisplatz eingerichtet worden.

Schalze hatte Gelegenheit, im Juli 1898 im Dorfe Banjongo eine Totenfeier zu ſehen, die er, wie folgt, beſchreibt:[1])

Am 8. Juli hörte ich nachmittags 1 Uhr in der Nähe meiner Wohnung lautes Weibergeſchrei und die Töne einer großen Sprechtrommel. Als ich deshalb vor die Hütte ging, ſah ich einige Männer einen Toten bringen, den ſie auf einer

[1]) Vergleiche damit die Schilderung bei Kurz (a. a. O. S. 111.)

aus Aeſten und Lianen gefertigten Bahre liegen hatten. Der Mann war ein naher Verwandter des Häuptlings Eſeſoa und im Spital zu Viktoria geſtorben. Da in der Hütte des Toten wenig Platz war, wurde die Leiche in der geräumigen Häuptlingshütte auf einem $^3/_4$ m hohen Gerüſt aufgebahrt. Nach einer Stunde ſtrömten von allen Seiten Männer und Weiber ſchreiend und heulend herbei und traten in die Hütte, wo der Tote lag. Die Frauen desſelben wälzten ſich auf der Erde herum, ſchlugen mit Händen und Füßen um ſich, legten ſich zeitweiſe auf die Leiche und heulten dabei ganz entſetzlich. Manchmal ſtürzten ſie auch ins Freie und liefen vor der Hütte verzweifelnd auf und ab. Fortwährend ſchreiend, die Oberarme feſt an die Seite drückend, den Unterarm wagerecht vorgeſtreckt und die Fäuſte geballt, ſchritten ſie auf und ab, die Beine dabei ſo ſtellend, wie die Rekruten, wenn ſie langſamen Schritt üben. Von Zeit zu Zeit machten ſie eine Pauſe, um bald wieder von neuem zu beginnen.

Immer mehr Menſchen kamen herbei, ſodaß nach einer Stunde über 200 Männer, Frauen und Kinder verſammelt waren. Vier Männer trommelten unaufhörlich auf vier Trommeln, acht andere ſchoſſen fortwährend aus Steinſchloßflinten, einige bliefen auf Hörnern, und die große Menge brüllte ſo furchtbar, daß ein wahrer Höllenlärm entſtand.

Die anfängliche Trauer ging aber bald in ausgelaſſenſte Fröhlichkeit über. Mehrere Männer ſprangen wie toll auf dem Platze umher, fuchtelten mit den Händen in der Luft herum und nahmen mit den Beinen alle nur denkbaren Stellungen ein. Hierauf führten 20 Männer mit Steinſchloßflinten, alten Säbeln, Buſchmeſſern, Stecken und Steinen ein Scheingefecht aus. Während dieſes Kriegsſpiels riſſen ſie Gras aus der Erde, bekränzten ſich mit Schlingpflanzen und zogen ſchreiend vor die Hütte, in welcher der Tote mit einem Tuche bedeckt lag. Als wollten ſie der entflohenen Seele das Wiederkommen wehren, reckten ſie drohend ihre Waffen gegen die Leiche. Bis abends $^1/_2$6 Uhr wurde ununterbrochen gelärmt und geſchoſſen. Dadurch ſoll die Seele des Verſtorbenen, vor deren Wiederkommen man ſich fürchtet, vertrieben werden.

Während ſich beim Dunkelwerden die Menge verlief, trugen die Weiber den Leichnam hinter die Hütte, wuſchen ihn ab, kleideten ihn in neue Lendentücher und legten ihn dann wieder auf die Bahre. Die Angehörigen des Toten blieben die ganze Nacht bei ihm und ließen fortwährend ihre Klagerufe erſchallen. Am nächſten Vormittag wurde der Tote begraben. Zimmerleute aus Victoria hatten in Nachahmung des europäiſchen Brauchs einen einfachen Bretterſarg gezimmert. Dem Begräbnis ſelbſt konnte ich nicht beiwohnen. Als ich nachmittags 4 Uhr nach Bonjongo zurückkehrte, waren trotz des ſtrömenden Regens wiederum etwa 300 Perſonen vor des Häuptlings Hütte verſammelt und verurſachten durch Trommeln, Schreien und Lachen einen großen Lärm. Vor der Hütte waren zwei Ziegen an einen Pfahl gebunden, um welche ſechs Männer mit unſinnigen Sprüngen und Gebärden wie raſend herumrannten. Sie ergriffen alsbald blanke, geſchliffene Säbel, ſchwangen dieſelben wild um ſich und umkreiſten dabei die geängſtigten Tiere. Erſt ſtießen ſie nur zum Schein nach ihnen, bis endlich einer nach dem andern mit teufliſcher Luſt ſeinen Säbel durch den Leib der Tiere rannte, bis ſie verendeten. Hierbei brach die Menge des umſtehenden Volkes in großen Jubel aus und entfernte ſich dann allmählich. Die getöteten Tiere wurden ohne Zeremonien dem Toten ins Grab gelegt.

An den folgenden Tagen war Ruhe. Nur am 12. und 13. war abends bis Mitternacht in der Häuptlingshütte großer Lärm und Tanz. Am neunten Tage sollte das Hauptfest stattfinden, mußte aber aus mir unbekannten Gründen bis zum 20. Juli verschoben werden. Die auswärtigen Verwandten des Verstorbenen verweilten solange auf Besuch in Bonjongo.

Am 20. Juli mittags 1 Uhr begannen die Vorbereitungen zum Schluß der Totenfeier. Der Platz vor der Häuptlingshütte wurde gereinigt und das Gras abgemäht. Vor der Hütte schlug man in zwei parallelen Reihen in etwa 1½ m Abstand 25 meterhohe Stecken in den Boden. Seitwärts davon errichtete man aus dicken Pfählen ein Podium, auf dem vier Männer mit Trommeln Platz nahmen.

Um drei Uhr waren nur erst wenig Leute anwesend, als Häuptling Esesoa mit einer schönen Ziege aus seiner Hütte kam. Eine kurze Zeit lang sprang er mit dem Tier unter Gesang und allerlei Grimassen auf dem Platz herum und band dann die Ziege an einen der 50 Pfähle. Bald darauf brachte er und ein Zauberer je noch eine Ziege und verfuhren mit denselben ebenso. Der Zauberer hatte dabei ein Blechinstrument in der Hand (Minke genannt), das er mit einem Stück Holz schlug. In der nächsten Stunde strömten gegen 700 Leute herbei viele aus großer Entfernung. Eine Anzahl von ihnen führte Ziegen und Schafe mit sich, die mit Schlingpflanzen, Blumen und Früchten geschmückt waren. Etwa 100 Personen beiderlei Geschlechts gingen den Ankommenden ein kleines Stück Wegs entgegen und begleiteten sie jubelnd auf den Festplatz. Auch diese Tiere wurden an die Pfähle gebunden. Nun teilte sich die Versammlung in zwei große Haufen, nach den Geschlechtern getrennt und stellte sich einander gegenüber auf. Sie eilten jubelnd aufeinander los, durchbrachen gegenseitig die Reihen und kehrten dann wieder um, aufs neue sich begegnend. Dabei schwenkten sie Pflanzenwedel, Stecken und Buschmesser in der Luft und einige drehten aufgespannte Regenschirme wie Kreisel in der Hand. Die sonderbarsten Gestalten erblickte man unter der Menge, allerlei buntes Zeug, das aus einem Trödlerladen zu stammen schien, wurde zur Schau getragen. Selbst Frauen, die ihre Säuglinge auf dem Rücken trugen, beteiligten sich an dem Durcheinander. Die größte Freude malte sich auf allen Gesichtern mit Einschluß der trauernden Angehörigen des Toten, und durch Schreien, Singen, Trommeln und Hörnerblasen wurde ein ohrenbetäubender Lärm verursacht. Hieran beteiligte sich der größte Teil der Menge, während etwa 150 Personen verschiedenen Alters und Geschlechts auf den zwei Längsseiten des Platzes saßen oder standen und zuschauten.

Gegen 5 Uhr verstummten die Trommeln, das Volk bildete einen großen Kreis um die angebundenen Tiere herum und harrte in tiefer Stille der kommenden Dinge. Innerhalb des Kreises lief der Zauberer herum, schlug von Zeit zu Zeit auf die „Minke“ und richtete hin und wieder eine Anrede an das Volk. Der Häuptling Esesoa erklärte mir, daß er des Verstorbenen Tugenden rühme und dem Volke mitteile, wie viele Ziegen an diesem Tage getötet werden sollten. Darauf begann der Lärm von neuem. Von den Tieren wurden nun 15 Stück losgebunden und an zwei Pfählen befestigt, welche gesondert von den beiden Pfahlreihen in die Erde gestoßen waren. Die übrigen Tiere wurden fortgeführt. Darnach schlug ein Mann Tier für Tier mit einem Buschmesser auf den Kopf zwischen Augen und Nase, sodaß bei manchen die Nase herunterhing. Nur ein Schaf blieb unverletzt. Dies wurde an einen Baum gehängt, wo es nach einigen

Augenblicken ſtarb. Das Aufhängen geſchah zum Zeichen, daß im Dorfe ein reicher Mann geſtorben ſei. Dieſe Sitte wird nach Kurz „kwili“ genannt. Die verwundeten und ſchreienden Tiere wurden darauf wiederum an einen anderen Pfahl gebunden, einige Männer ſprangen wild um ſie herum und ſchlugen ſie mit Knütteln tot. Das Volk war ganz raſend vor Freude über dieſe grauſame Metzelei. Die noch zuckenden Tiere wurden nun losgebunden, in verſchiedene Hütten geſchleift und am folgenden Tage verſpeiſt. Die entfernter wohnenden Teilnehmer an der Feſtlichkeit brachen gegen 6 Uhr auf, während die übrigen bis zum Dunkelwerden in einer dicht mit Menſchen gefüllten Hütte tanzten. Um 7 Uhr war nur noch die Dorfjugend auf dem Platze verſammelt. Später tanzten nur noch die jüngeren Leute von Bonjongo einige Stunden lang in einer Hütte. Damit war das „big play“ beendet.“ Zum Schluß der Totenfeierlichkeiten für einen Häuptling oder ſonſtigen einflußreichen Mann wird (nach Kurz) von den Verwandten deſſelben ein Sklave gekauft. Ein beſtimmter Tag wird zu dieſer letzten Feierlichkeit („Egu“) feſtgeſetzt, und ſämtliche Verwandte und Bekannte werden hierzu eingeladen. Frühmorgens wird der Sklave, meiſt ein Kriegsgefangener, nach dem Platze herausgebracht, wo der Tote gewohnt hat, und hier an einem in den Boden getriebenen Pfahl feſtgebunden. Den ganzen Vormittag tanzen Weiber und Kinder auf dem Platze herum. Nachmittags kommen ſämtliche Männer in vollem Kriegsſchmuck, mit Speeren, Schwertern und Gewehren bewaffnet, und beginnen den Kriegstanz um den Sklaven aufzuführen. Hierbei darf ſich kein Sklave in der Nähe ſehen laſſen, ſonſt wird er getötet. Der Tanz wird allmählich wilder und wilder, die Krieger geraten in immer größere Raſerei, und nun wird nach dem Sklaven ſolange mit Speeren geworfen, wohl auch mit Pfeilen geſchoſſen, bis er tot iſt. Am nächſten Morgen ſcheeren ſämtliche Männer, welche an dieſer letzten Totenfeier teilgenommen haben, an einer Seite des Kopfes ihr Haar ab.

Frauen tragen die Trauertracht, wie ſie oben für die Witwen beſchrieben iſt, neun Monate lang, wenn ſie in erſter Linie verwandt ſind. Entferntere Verwandten berußen nur das Geſicht. Männer trauern fünf bis ſieben Monate, tragen in dieſer Zeit wie gewöhnlich ihr Lendentuch, ſchwärzen aber gleichfalls den Körper. Doch ſcheint das letztere nicht allgemein üblich zu ſein. Miſſionar Bizer in Buea erzählt, daß ein Bakwiri ſich einſt weigerte, eine Laſt zu tragen, weil er zwei Jahre (d. h. eine trockne und eine naſſe Zeit) nicht arbeiten dürfe, denn ſein Bruder ſei geſtorben. Seine Haare ließ er lang wachſen.

Alle Gegenſtände, die der Verſtorbene (Mann oder Frau) zu ſeinem eigenen Bedarf gebraucht hatte, werden von niemand mehr benutzt, auch wenn ſie noch neu ſind. Lendentücher, Mützen, Hüte, Schüſſeln, Gläſer, Tabakspfeifen, Schemel und dergleichen werden entweder außen auf dem Dache befeſtigt oder auf eine Stange oder einen Baum gehängt. Manchmal baut man auch eine beſondere einer Jahrmarktsbude ähnliche Hütte, in welcher dieſe Gegenſtände ausgeſtellt werden, bis ſie verweſen.

Beſchäftigung und Lebenserwerb.

Wie alle Gebirgsbewohner ſind die Bakwiri Ackerbauer, Viehzüchter und Jäger. Die Beſtellung der Felder erfolgt hauptſächlich durch die Weiber. Doch roden die Männer den Urwald. Auch die Bananen werden meiſt von Männern

gepflanzt. Alle übrige Feldarbeit aber liegt den Frauen ob. Die hauptsächlichsten Ackerwerkzeuge sind kleine eiserne Hacken mit kurzem Holzstiel. Die Aussaat geschieht im Monat Februar. Jede Frucht wird auf einem besonderen Stück Land gepflanzt. In neuerer Zeit ist es jedoch üblich geworden, Planten als Schattenpflanzen zwischen Makabo und Yams zu pflanzen. Kakao, Bananen und Planten werden in Reihen, Yams, Makabo, Mais in Flächen gesät. Das üppig wuchernde Unkraut wird sorgfältig gejätet. Düngung kennen die Bakwiri nicht. Ihre Felder erschöpfen sich deshalb nach einigen Jahren, dann wird ein neues Stück Urwald urbar gemacht. Auf dem brach liegenden Felde wuchert Unkraut. Solches Land dient den Haustieren zur Weide. Eine Hütte besitzt durchschnittlich 20 bis 30 a Feld. Auf diesen Umstand wurde leider bei der Berechnung und Abmessung der Eingeborenen-Landreservate nicht Rücksicht genommen. Die Dörfer erhielten pro Hütte meist 1 1/2 ha Land. Rechnet man hiervon das Land für Feld, Hofraum (etwa 10 a) und das reichlich vorhandene unbrauchbare Terrain ab, so ergiebt sich leicht, daß das übrig bleibende für Felderwechsel und Weide nicht ausreicht.

Besondere Erntegebräuche sind nicht beobachtet worden. Die Früchte wachsen das ganze Jahr hindurch, sodaß fast ohne Unterbrechung geerntet werden kann. Obstbäume erfreuen sich geringer Pflege. Pfeffer wächst wild und wird nur selten gepflanzt. Die Bananen werden gewöhnlich rings um die Hütten gebaut, sodaß die letzteren manchmal völlig in einem schattigen Haine von Bananen verschwinden. In vielen Dörfern beginnen die Bakwiri auch bereits mit der Kakaokultur, wenn auch meist erst in geringem Umfange.

Das eigentliche Vermögen der Bakwiri besteht in Vieh. Mit Vieh kaufen sie ihre Weiber und auch die europäischen Handelsartikel: Gewehre, Pulver, Rum, Baumwollenzeuge, Salz, Tabak, soweit sie diese Waren nicht gegen Ebenholz, Palmöl, Palmkerne und Kolanüsse eintauschen. Als Haustiere werden kleine, gut genährte, meist schwarze Rinder (die aber nicht gemolken werden), Schafe, Ziegen, kleine schwarze Schweine, Hunde und Hühner gehalten. Sie wachsen ziemlich wild auf. Am Tage suchen sie ihr Futter selbst, nachts halten sie sich in den Hütten auf. Zur Tränke geht das Vieh nicht, weil die Futterpflanzen genügend saftreich sind. Die Hühner schlafen nachts auf einer Stange, die etwa 2 m hoch über der Erde angebracht ist. Brütende Hühner werden zum Schutz gegen Schlangen in Tragkörbe gesetzt, die an der Wand befestigt sind. Nach Kurz wird im Gebirge viel Honig von wilden Bienen gefunden.

Die Jagd ist eine Leidenschaft der meisten Bakwiri. Sobald die Knaben heranwachsen, begleiten sie ihren Vater. Die Bakwiri sind gute Jäger, da sie ein scharfes Gesicht und Gehör haben. Beim Schießen legen sie das Gewehr nicht an die Schulter, sondern halten es möglichst weit von sich, weil sich oft ein Teil des Pulvers nach rückwärts entzündet. Gejagt werden hauptsächlich Elefanten (jetzt verboten), Flußpferde (am unteren Mongo), Leoparden (selten), Schimpansen, kleinere Affen, Zwergantilopen, Stachelschweine, kleine rötliche Wildschweine, Schuppentiere, Eichhörnchen, wilde Katzen, fliegende Hunde, Leguane, Schildkröten, Schlangen, Adler, Weihen, Pelikane, Papageien, wilde Tauben usw. Sämtliche Wildarten werden gegessen. Als Jagdtrophäen scheinen nur Affenschädel und Antilopenhörner verwendet zu werden. Elefanten werden in Fallgruben, viele andere Tiere mit Pfeilen und Schlingen gefangen. Die Jagd wird stets gemein-

ſchaftlich von mehreren Männern betrieben. Mit Hilfe von Hunden, denen man Klappern um den Hals gehängt hat, damit ſie recht viel Lärm verurſachen, treibt ein Teil der Jagdgeſellſchaft den Jägern das Wild zu. Dieſe Klappern beſtehen aus einer harten ſchwarzen Fruchtſchale mit einem Knochen als Klöppel. Seefiſcherei treiben die Bakwiri nicht, woraus man ſchließen kann, daß ſie erſt vor nicht allzulanger Zeit in ihre jetzigen Wohnſitze eingewandert ſind. Die Flußfiſcherei wird meiſt von Weibern und Kindern betrieben. Bäche und ſeichte Flüſſe werden mit Steinen abgedämmt. Mit trichterförmigen Körben von etwa 1 2 m Länge ſchöpft man dann die Fiſche und Krebſe aus dem Waſſer. Fiſchnetze ſcheinen urſprünglich nicht bekannt geweſen zu ſein. Nur in den Küſtenorten fertigt man mittels hölzernen Nadeln kleine Netze von Zwirn oder Schnur. Die Netzflechterei ſcheint von den Kru- oder Weinegern eingeführt worden zu ſein. Angeln ſind unbekannt.

Was die Metalltechnik anlangt, ſo ſollen die Bakwiri das Eiſen früher aus Raſeneiſenſtein gewonnen haben. Jetzt verwenden ſie zu ihren Schmiedearbeiten Draht, Faßreifen und ältere Eiſenabfälle. Geſchmiedet werden hauptſächlich folgende Gegenſtände: Beile aus Bandeiſen, Stemmeiſen, kleine Meſſer, Tätowierungsmeſſerchen uſw. Europäiſche Cutleſſe werden hier und da zu Schwertern umgearbeitet. Der Blaſebalg iſt den Bakwiri bekannt. In Viktoria werden auch Zodiakalringe gefertigt, aber nicht durch einen Bakwiri, ſondern durch einen fremden Neger.

Die Töpferei iſt im Rückgang begriffen. Sie wird noch in der Gegend öſtlich von Buenga geübt. Die Töpfe ſcheinen lediglich in verſchiedenen Größen, aber alle in einerlei Form und Verzierung hergeſtellt zu werden. Die Weiber bringen dieſelben aus der erwähnten Gegend nach Viktoria auf den Markt. Geſchickte Holzarbeiter giebt es nur einzelne. Das Zubereiten von Holz zu Thürpfoſten, Thürſchwellen und Brettern ſowie das Schnitzen von Hausgeräten wird indeſſen von den meiſten Bakwiri geübt. Nur kleine Bäumchen werden mit dem Beile und dem Buſchmeſſer gefällt, ſonſt liegen in den Urwäldern genug umgeſtürzte Stämme, die ohne weiteres in Gebrauch genommen werden können. Sägen kennt man nicht. Das Holz wird mit Glasſcherben geglättet. Als Schnitzwerkzeuge dienen Stemmeiſen und Meſſer. Löcher werden mit glühendem Draht gebohrt. Zierſchnitzereien findet man meiſt nur an Säulen, Schüſſeln und Häuptlingsſtöcken (aus Ebenholz). Jedoch ſind die Schnitzarbeiten der Bakwiri von geringer Bedeutung. Die Korbmacherei iſt Hausinduſtrie und nicht in allen Dörfern zu finden. Matten und Körbe ſah Scholze z. B. in Buſumbu verfertigen. Die Herſtellung der großen Körbe und Matten liegt vermutlich ausſchließlich den Männern ob; kleine Körbe und die Holzklappern werden auch von Frauen hergeſtellt. Außer den Körben zum Fiſchfangen ſind hauptſächlich drei verſchiedene Formen in Gebrauch. Nämlich Körbe in Form einer Kugelhaube mit oder ohne Fuß und in Form eines Kegelſtumpfes. Aus Bananenbaſt und dünnen Lianen werden Tragbänder geflochten. Über Lederöl und Fettbereitung iſt bisher nichts bekannt geworden. Gefärbt wird mit Rotholz. Die Matten werden nur in einem Muſter, aber in verſchiedenen Größen hergeſtellt. Die Rinde einer Sumpfpflanze wird in dünne Stäbchen geſchnitten, dieſe nebeneinander gelegt und an einem Ende durch Holz beſchwert. Von links beginnt man nun zu flechten. Die erſten neun Stäbchen werden hochgehoben und darunter drei Querſtäbchen gelegt. Dann legt ſich das Querſtäbchen über die nächſten

neun Längsstäbchen, dann wieder unter die neun folgenden usw. Der zweite Querstreifen legt sich zunächst über 1 bis 6 der Längsstreifen, dann unter 7 bis 16 und so fort. Die Ränder der Matten werden mit Schnüren verflochten. Sie haben im Durchschnitt eine Länge von 1,20 bis 1,70 m und eine Breite von 0,60 bis 0,75 m. Spinnerei und Weberei sind bei den Bakwiri unbekannt. Berufsmäßige Schneider sind gleichfalls nicht zu finden. Die Bakwiri nähen mit Lederriemchen, die Löcher werden mit einem Messer vorgestochen. Doch finden Nähnadeln und Zwirn allmählich Aufnahme. In Viktoria und Buea sind auch bereits einige Nähmaschinen zu finden.

Soziales Leben.

Wald, Busch, Grasland, Gewässer sind gemeinschaftliches Eigentum. Sobald jedoch ein Bakwiri ein Stück Land urbar gemacht hat, so geht sowohl dieses wie auch die darauf errichteten Hütten und die dazu gehörigen Hofräume, Felder und der Baumbestand in seinen Privatbesitz über. Läßt er sein Land aber brach liegen, so fällt es wieder an die Gemeinde. Grundstücksgrenzen werden nicht festgelegt. Die einzelnen Gehöfte nnd Felder sind meist durch Gebüsch von einander getrennt. Zäune, mit denen die Felder oft umgeben sind, sind nur als Schutz gegen Beschädigung durch das Vieh anzusehen.

Die Bakwiri haben kein gemeinsames Stammesoberhaupt, doch herrscht (nach Spellenberg) über 4—5 Dörfer ein Oberhäuptling. Jedes Dorf hat einen Häuptling, sango a mundi genannt, und einen Unterhäuptling nebst einigen „Ältesten". Im Dorfe Bonjongo, das man in Ober-, Mittel- und Unter-Bonjongo einteilen kann, sind drei Unterhäuptlinge vorhanden. Der Unterhäuptling ist der Vertreter des Häuptlings bis zum Regierungsantritt des Nachfolgers. Als Zeichen seiner Würde trägt der Häuptling einen geschnitzten Ebenholzstock. Nachrichten und Befehle giebt er durch die Sprechtrommel oder durch einen Boten kund, welcher als Beglaubigung den Häuptlingsstock oder auch den Häuptlingshut miterhält. Der Amtsantritt des Häuptlings wird durch ein Fest gefeiert, bei dem einige Ziegen unter ähnlichen Zeremonien wie bei den Totenfeiern getötet und verspeist werden. Die Verfassung ist durchaus patriarchalisch; die Häuptlingswürde vererbt auf den ältesten Sohn (auch bei den Bota). Ist ein männlicher Nachkomme nicht vorhanden, so wird (nach Spellenberg) ein neuer Häuptling gewählt. Einem Gemeinderat, der auf Ruhe, Ordnung und Kinderzucht zu sehen hat, gehören (bei Bakwiri und Bota) alle ältesten Leute an. Zur Teilnahme an den Volksversammlungen sind alle freien Männer berechtigt. Auch die jungen Männer haben Zutritt.

Häuptlinge oder reiche Leute halten Sklaven, aber wohl nie mehr als drei. Die Gesamtzahl der Sklaven ist daher sehr gering. Sie verlassen ihre Herren äußerst selten und sind durchaus nicht völlig rechtlos. Sie dürfen nicht veräußert werden, können aber durch Erbschaft an einen anderen Herrn übergehen. Sie wohnen in eigenen Hütten, die neben der Hütte des Herrn oder derselben gegenüber stehen. Sie werden gut behandelt, besitzen eigene Felder, müssen aber ihrem Herrn einen Teil der Früchte abliefern und Frondienste leisten. Der Sklave redet seinen Herrn mit sango (Vater) an, die Herrin mit nyango (Herrin). Die Bezeichnung für Sklave ist mokum. Nach Aussage von Missionaren giebt es auch Schuldsklaven. Genaueres darüber ist nicht bekannt. Spellenberg stellt

indeſſen merkwürdigerweiſe das Vorhandenſein von Sklaven ganz in Abrede. Das Wort mokum bedeute lediglich einen Mann, der der Trommelſprache nicht mächtig ſei. Seine Anſicht ſteht alſo der des Miſſ. Müller, von dem die obigen Notizen ſtammen, direkt entgegen, und es müſſen zur Klärung der Sache weitere Feſtſtellungen abgewartet werden.

Was die Stellung der Frauen anbetrifft, ſo führen dieſelben meiſt das Regiment im Hauſe. Polygamie giebt es nur bei den Wohlhabenden; arme Bakwiri haben nur eine Frau, reiche nur ſelten mehr als fünf. Die väterliche Gewalt über die Kinder iſt gering, die Ehrfurcht der Kinder nicht ſehr entwickelt. Nach dem Tode des Vaters erbt der älteſte Sohn die Hütte und eine der Frauen ſeines Vaters. Die übrigen Frauen, Schweſtern und Sklaven werden unter den Brüdern gleichmäßig verteilt, ebenſo auch das Vieh und das bewegliche Eigentum. Sind direkte männliche Erben nicht vorhanden, ſo geht die Erbſchaft an weitere Verwandte über. Schulden vererben ſich gleichmäßig.

Der übliche Gruß bei Begegnungen iſt mola koko, was (nach Pater König) guter Freund oder lieber Vetter bedeutet. Europäern gegenüber wird dieſer Gruß nicht angewendet. Ein anderer Gruß iſt die Frage „o jai bwam?“ d. h. befindeſt du dich wohl? Die Antwort darauf lautet faſt ſtets „eh“ (gedehnt geſprochen). Beim Abſchiede ſagt man „na m'ala“ (ich gehe). Bei der Begrüßung reicht man ſich die Hand, oder man legt die Arme ſo aneinander, daß eine Hand den Oberarm des andern umfaßt. Freunde und Verwandte grüßen ſich, indem ſie je einen Arm um des andern Hüften legen und die Schultern aneinanderſtoßen. Küſſen iſt bei den Bakwiri unbekannt. Sie lachen, wenn ſich Europäer küſſen. Vertraute Freunde trinken gegenſeitig von ihrem Blute. Will ein Bakwirimann in der Erzählung bezeugen, wie treu und feſt ſeine Freundſchaft zu einem Dritten ſei, ſo hakt er ſeine beiden Zeigefinger ineinander und ſagt dabei „ſo innig iſt unſere Freundſchaft.“

Europäer werden durch Abnehmen der Kopfbedeckung, den Verſuch einer Verbeugung und den Worten: „good morning“ begrüßt. Viele gehen auch ſtumm vorüber, nehmen aber meiſt ſchon auf 20 bis 30 Schritte Entfernung Hut oder Mütze ab und halten ſie entweder in der Hand oder drücken ſie an die Bruſt. Manchmal grüßen die Männer in militäriſcher Art, bald mit einer Hand, bald mit beiden, aber immer in höchſt drolliger Weiſe. Tritt ein Bakwiri in eine Hütte, in welcher gerade gegeſſen wird, ſo ſagt er „bibao“ (d. h. komm' ich gerade recht?) Durch ein lautes „eh“ (ja) wird er darauf gaſtfreundlich zum Mithalten eingeladen.

Spiele aller Art ſind bei den Kindern der Bakwiri ſehr beliebt. Künſtliches Spielzeug beſitzen ſie nicht. Knaben tummeln ſich gern am Strande, malen allerlei Figuren in den Sand und vergnügen ſich ſtundenlang im Waſſer. Wie unſere Kinder waten ſie mit Vorliebe in ſchmutzigen Regenpfützen herum. Sehr gern ſpielen ſie mit Armbrüſten, welche genau die Form europäiſcher Armbrüſte haben, nur fehlt ihnen der Drücker. Die Sehne wird deshalb mit einem Finger losgeſchnellt. Statt der Rinne für den Bolzen befinden ſich an den Armbrüſten zwei hölzerne Röhren, in welche dünne Holzſtäbchen geſteckt werden. Die früh in den Knaben erwachende Jagdluſt verleitet ſie häufig zu grauſamen Tierquälereien. Die Mädchen ſpielen mit Vorliebe Kochen. Schaukeln, Haſchen und Verſteckſpielen (ikutakuta), Ballwerfen mit Zitronen und Apfelſinen, Würfeln mit kleinen weißen

Muſcheln, die auf der offenen Seite mit einer Art Pech ausgefüllt ſind, gehören zu den beliebteſten Spielen. Sehr gern wird auch mit Klappern geſpielt, ſie beſtehen aus zwei hohlen Fruchtſchalen, die innen zum Teil mit kleinen Steinchen ausgefüllt und außen durch eine Schnur miteinander verbunden ſind. Die Schnur wird zwiſchen zwei oder drei Finger genommen und die Bälle dann im Takt bald auf der einen bald auf der anderen Seite aneinander geſchlagen. Die beliebteſten Geſellſchaftsſpiele ſind „Freie und Sklaven“, Livanga und Fega. Bei dem erſteren Spiel bilden Knaben und Mädchen einen Kreis oder zwei Reihen. Unter Singen und taktmäßigem Händeklatſchen werfen ſie bald das linke bald das rechte Bein mit großer Geſchwindigkeit nach vorn. Der Mitſpieler, welcher den Sklaven darſtellt, ſteht in der Mitte des Kreiſes oder zwiſchen den Reihen. Seine Aufgabe iſt es, auf einen der Umſtehenden loszuſpringen und dabei zu verſuchen, daß er gleichzeitig mit demſelben dasſelbe Bein in die Höhe wirft (alſo links auf links und rechts auf rechts). Gelingt ihm das, ſo iſt er frei, der andere wird nunmehr Sklave und trachtet, ſich auf dieſelbe Weiſe wieder zu befreien. Beim Livangaſpiel ſitzen Knaben und Mädchen auf einem Baumſtamm. Ein Knabe hat in der Hand eine Nuß oder einen Stein, geht zu jedem ſitzenden Mitſpieler und drückt ſeine Hand den Knaben in den Schoß, den Mädchen aber in die offene Hand. Ein ſeitwärts ſtehender Mitſpieler muß nun erraten, wer die Nuß erhalten hat. Gelingt ihm das, dann darf er die Nuß verſtecken und ein anderer muß raten. Beim Fegaſpiel ſtellen Knaben und Mädchen ſich in zwei Reihen auf und legen vor ſich in je einer geraden Linie kleine Steinchen. Eins nach dem andern treibt dann einen Kreiſel auf die gegneriſchen Steinchen. Wenn ein ſolches weggeſtoßen wird, ſo ſagen alle: mbonge o! (das Schneckenhäuschen). Als Kreiſel benutzen ſie ein etwa 6 cm langes Schneckengehäuſe, das am breiten Ende gleichmäßig geſchnitten wird. Es wird mit den Fingern in Drehung verſetzt.

Die Männer beſchäftigen ſich oft Stunden lang mit einem Brettſpiel (ngaka genannt), das wahrſcheinlich dem der Togoneger ähnlich iſt (Deutſche Kolonialzeitung 1899, Seite 372).

Frühzeitig üben ſich Knaben und Mädchen im Tanzen und nehmen an den Feſtlichkeiten der Alten häufig teil. Die Bakwiri tanzen meiſt zu zweien in folgender Weiſe: Ein Mann und eine Frau umfaſſen ſich ſo, daß ſie ſich umſchlingend ſich gegenſeitig die Arme auf den Rücken legen und die nackten Brüſte feſt aneinander drücken. In dieſer Haltung gehen ſie Schritt am Ort, zucken mit den Arm- und Bruſtmuskeln und ſingen dabei. Dazu wird die Trommel geſchlagen. Die Umſtehenden ſtimmen in den Refrain des Geſanges mit ein. Ein ſolcher Tanz dauert etwa 15 bis 20 Minuten, bis die Tanzenden von Schweiß triefen. Oft tanzen viele Paare gleichzeitig. Bei jeder Gelegenheit, bei Totenfeſten wie bei Gelagen, wird dieſer Tanz geübt.

Scholze hatte Gelegenheit, im Jahre 1898 einen Teil einer Tanzfeierlichkeit zu beobachten, die von 6 bis 12 Uhr nachts währte. Etwa 30 Perſonen verſammelten ſich in einer Hütte, 8 Männer, 3 Knaben, 3 Frauen und 3 Mädchen tanzten, zwei Männer trommelten, und die übrigen ſahen zu. Die tanzenden Männer und Knaben trugen ein Lendentuch und in einer Hand ein Büſchel Farnkraut. Auch die drei Frauen waren mit Lendentüchern bekleidet und trugen in einer Hand Farnkraut, in der andern die Klapper (?)ola). Die Mädchen hatten nur eine Schnur um die Hüften gebunden, an welcher vorn ein Schutzſchürzchen,

hinten einige Büſchel Farnkraut hingen. Schräg über die Bruſt trugen ſie eine aus Bananenbaſt geflochtene, rot gefärbte Schnur, in welche mitten auf der Bruſt ein Stück Schwamm eingebunden war. Bei Beginn des Tanzes traten Männer und Knaben den Frauen und Mädchen gegenüber. Darauf bildeten ſie einen Kreis, die Geſichter nach innen gekehrt. Nun nahmen die Mädchen ihre Klappern zur Hand, und alle begannen ſich von links nach rechts in aufrechter Haltung zu drehen, indem ſie mit geſchloſſenen Füßen ſeitwärts rutſchten und abwechſelnd kleine Schwenkungen des Körpers nach rechts und links machten. Dabei zuckten ſie mit den Bruſt- und Armmuskeln, wie bei allen Tänzen, drückten den Oberarm leicht an die Seite und ſtreckten den Unterarm wagerecht nach vorn. Bei den Seitenſchwenkungen klapperten die Weiber im Takte mit der Yola. Nach Verlauf einer Minute beugten alle den Oberkörper nach vorn und bewegten ſich in dieſer Haltung weiter. Dabei klapperten die Weiber und die übrigen ſangen. Dieſe Figur, die etwa eine halbe Minute währte, wurde viermal wiederholt, dann eine Pauſe gemacht und der Tanz von neuem begonnen. Dies wurde etwa eine halbe Stunde fortgeſetzt.

Nach kurzer Ruhe wurde zum zweiten Tanz angetreten. Nach Geſchlechtern geordnet, ſtellten ſie ſich kreisförmig hintereinander und bewegten ſich langſam vorwärts. Die Knie wurden ein wenig gebeugt, die Arme wie vorher gehalten und mit den Muskeln gezuckt. Alle Tanzenden ſangen und die Weiber klapperten dazu. In kurzen Zwiſchenräumen ſprang ein Mann oder eine Frau ſingend in die Mitte des Kreiſes, machte die tollſten Sprünge und Grimaſſen und kehrte dann in die Reihe zurück. Je wilder die Geberden, deſto höher die Freude. Dieſer Tanz dauerte zehn Minuten.

Wieder folgte eine kurze Pauſe, worauf ein neuer Tanz ſeinen Anfang nahm. Etwa fünf Minuten lang bewegte man ſich wie zu Beginn des ſoeben beſchriebenen Tanzes, blieb dann plötzlich ſtehen und ſtellte ſich in Form eines Dreiecks hintereinander auf, wobei die Hintermänner die Hände auf die Schultern der Voranſtehenden legten. In dieſer Stellung verharrten ſie einige Minuten und ſtampften mit den Füßen. Darauf kehrten ſie in die urſprüngliche Aufſtellung zurück und tanzten in derſelben noch ungefähr fünf Minuten.

Der Takt der begleitenden Tanztrommel beſtand aus 8 Schlägen, wovon 1 bis 4 und 6 bis 8 leichter und ſchnell hintereinander, 5 dagegen ſtark und ein wenig länger angeſchlagen wurden. Die begleitenden Geſänge waren wegen des großen Lärmes ſchwer zu verſtehen. Zwei Bakwiri diktierten Scholze nachträglich einen Teil des Geſanges, der, wie ſie ſagten, nicht in der gewöhnlichen Bakwiriſprache abgefaßt ſein ſoll. Ich gebe ſie im Folgenden ſo, wie ſie nach dem Gehör aufgeſchrieben ſind. Kein Bakwiri wollte den Text überſetzten. Erſt durch die Vermittlung eines Duala, eines ehemaligen Lehrers der katholiſchen Miſſion in Bonjongo, wurde die Bedeutung zum Teil feſtgeſtellt und dementſprechend neben dem Text angegeben:

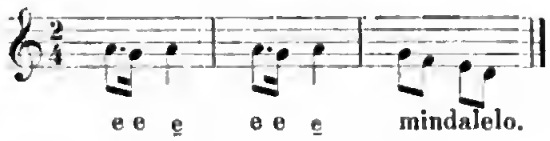
Eine Frau: meyénku onúmale ngome = wir führen einen Tanz auf. Von den Frauen wiederholt.

Männer: ye ele móbenă mendonde = die Frauen eſſen ein Schwein.

Frauen: maéndō masoko bála ngóa = wir ſingen beim Mondſchein und eſſen viele Schweine.

Alle: ală eă, ală eă, yă e lobénă, e e e eee, mindálelo = die Frauen eſſen Ziegen und Schafe, ja, ja, ja, wir ſingen viel.

Dies letzere wird nach ſogender Melodie geſungen:



Nach einer Pauſe alle: ngóaye eee, ngóaye eee.

Während der zweiten Figur des Tanzes ſpringt eine Frau mit einem Stecken in die Mitte des Kreiſes und alle ſingen:

mongo neándo = die Frau hat einen Stock.

Nachdem die Frau wieder in die Reihe eingetreten iſt, ſingen alle:

langóia e kúmă nángolo = ?ſpucken in den Topf.

Eine einzelne Frau erwiedert:

ngóa múnge e, ngóa múngo e.

Darauf alle (die Frauen und Mädchen tüchtig klappernd):

yóla o néă, yóla eee, eee.

Nach einer Pauſe wieder ein Mann:

ndénga woko wubúă eee.

u. ſ. w.

Andere Geſänge weigerte man ſich, zu diktieren, deutete aber an, daß ſie geſchlechtliche Gegenſtände beträfen. Da unter den 3 geſchmückten Mädchen eines etwa 13 Jahre alt und manubar ſein mochte, ſo iſt es wohl möglich, daß es ſich bei der Feſtlichkeit um eine Vorbereitung auf die Pubertätsfeier handelte. Auch das Wort Yenku beim Anfange des Geſanges ſpricht dafür, daß es ſich um ein Feſt religiöſen Charakters handelte.

Der Geſang der Bakwiri bewegt ſich nur innerhalb 5 oder 6 Tönen. Ihre Lieder ſind Improviſationen, zu denen der Chor den Refrain ſingt. Einer ſingt etwa: „die Sonne ſteht ſchon hoch, ich habe Hunger", dann wiederholen die andern: „ja, wir haben Hunger". Reichsſchullehrer Fiſcher beobachtete beim Tanzen einen Geſang, der mit ai begann, das drei- bis viermal wiederholt und mit Händeklatſchen begleitet wurde. Auf jedes ai antwortete der Chor mit he. Darauf der erſte: eongonya yese (d. h. ich habe viel Geld), worauf die andern antworteten he! = e! = ja, das iſt wahr.

Ein anderer Geſang lautete: mola na muembi na lemba (d. h. ich kenne dich, Freund).

Darauf folgte: na minye woli libna (d. h. ich habe dir viele Ziegen gegeben. Wirſt du ſie mir wiedergeben). Der Schluß iſt dann he!

Die Tanztrommel wird ſchief zwiſchen die Beine geklemmt und mit beiden Händen geſchlagen. Der Daumen liegt dabei am Rande der Trommel, während die vier übrigen Finger zu gleicher Zeit mit einander auf das Fell ſchlagen. Sonſt ſind noch folgende Muſikinſtrumente in Gebrauch: Hölzerne Kriegstrompeten (ca. ¾ m lang), Elfenbeinhörner in verſchiedenen Größen (am häufigſten 40 cm lang), ein Monochord in Form eines Bogens und eine Art Guitarre mit ſieben Saiten, die mit den Fingern geriſſen wird. Die Sprechtrommel iſt faſt in jeder Hütte zu finden, und faſt alle erwachſenen Männer verſtehen die Trommelſprache. Sie iſt genau wie bei den Duala gearbeitet.[1])

[1]) Vergl. Mittheilungen aus den deutſchen Schutzgebieten, Bd. XI, S. 1 ff.

Handel und Verkehr.

Ihren Nachbarvölkern liefern die Bakwiri Yams, Makabo, Bananen, Matten, Körbe, Töpfe. An die Europäer werden außerdem verkauft: Vieh, Hühner, Rotholz, Ebenholz, Palmöl, Palmkerne, Kautschuk und etwas Elfenbein und Kakao. Vieh, Hühner und Eier verkaufen sie ungern. Sie werden deshalb seit 1899 zu regelmäßigen Lieferungen von Schlachtvieh gezwungen. Ihrerseits beziehen die Bakwiri von den Balongleuten gewebte Kindertragsäcke, von den Duala geschnitzte Schemel, von den Bota- und Subuleuten Fische, von den ersteren außerdem runde Schachteln aus Baumrinde. Die in den Plantagen arbeitenden Bali liefern ihnen gewebte Taschen, Dolche und Speere. In den Faktoreien kaufen sie hauptsächlich wollene Decken, Lendentücher, Hemden, fertige Kleider, Hüte, Mützen, Regenschirme, Perlen, Schmucksachen, Spiegel, Tontabakspfeifchen, Tabak, Schnaps, Salz, Seife, Buschmesser, Küchenmesser, Steinschloßflinten, Pulver, eiserne Kochtöpfe, Blechkoffer, Draht, kleine Feilen zum Schärfen der Messer usw.

Haupthandelsort ist Victoria. Bis 1898 fand daselbst alle drei Tage ein Markt statt. Jetzt sind Dienstag und Freitag dagegen Markttage (gleichzeitig Gerichtstage). Dort kommen morgens von 7 bis 10 Uhr Bakwiri, Bota und Subu zusammen. Die Bakwiri, selbst aus einer Entfernung von 5 bis 6 Stunden, brechen schon am Tage vorher von Hause auf und übernachten unterwegs. Im Durchschnitt kommen 6 bis 800 Personen zusammen. Der Meeresstrand ist der Marktplatz; die Ordnung wird durch einen schwarzen Polizisten aufrecht erhalten. Nach dem Markte nehmen die Bakwiri (Männer und Frauen) Traglasten mit in ihr Dorf, oft bis zu 70 Pfund, und bringen sie von dort aus nach der Regierungsstation Buea und in die Missionsfarmen und Pflanzungen. Der mittlere Traglohn für eine Last nach Buea beträgt Mk. 2,50. Das Geld wird erst am Bestimmungsort ausgezahlt. Kleinere Marktplätze sind noch Buenga, Muea Ekona, Matango und Koke am Mongo. Auch in der Regierungsstation Buea findet jeden Montag ein kleiner Markt statt. Besondere Maße scheinen bei den Bakwiri nicht bekannt zu sein. Doch haben wahrscheinlich ihre Körbe eine bestimmte Größe. Ein Rind kostet im Durchschnitt 120 bis 160 Mk, ein Schwein 6 bis 10 Mk., ein Huhn 1 bis 1,50 Mk., sechs Eier 0,50 Mk. Früchte, Hühner, Eier und dergleichen kauft man am besten mit Tauschartikeln ein. Als solche sind am gangbarsten Tabak, Streichhölzer, Schnupftabaksbüchsen, Lendentücher, Perlen, Löffel, Spiegel, tönerne Tabakspfeifen, Wurmbonbons und dergleichen. Deutsches Geld ist ziemlich allen Bakwiri bekannt. Doch bezeichnen sie es mit englischen Namen. Die Mark nennen sie Schilling, 10 Mark Halspound, 20 Mark Pound, 50-Pfennig-Stücke Sixpence. Kupfergeld und Nickel, das sie mit dem Namen Copper bezeichnen, nehmen sie nur ungern. Sparen ist ihnen unbekannt. Alles Geld ist in kurzer Zeit wieder verbraucht. Sie entschuldigen sich damit, daß sie keinen sicheren Platz für die Aufbewahrung hätten, das Geld werde ihnen in ihrer Hütte gestohlen. Die Einrichtung einer Sparkasse für Schwarze wäre deshalb gewiß von segensreichen Folgen, namentlich auch für die in Kamerun lebenden Kru- und Weileute, die sehr sparsam sind, und von denen mancher durch Diebstahl um sein sauer verdientes Geld gebracht wird. Scholze berichtet, daß seine Arbeiter ihm stets dankbar gewesen seien, wenn er ihnen ihr Geld gegen eine Quittung (Book) aufbewahrte. (Schluß folgt.)

Dahome.

Nachdem wir kürzlich in der D. Kol.-Ztg. 1901 Nr. 37 über die Konzeſſion der Erſchließungsbahn für dieſes Schutzgebiet berichtet haben, ſeien heute einige Angaben über den Stand der Arbeiten mitgeteilt. Bekanntlich wird die Kolonie den Unterbau auf der ganzen Strecke fertigſtellen, um letztere der Konzeſſionsgeſellſchaft in Abſchnitten von je 50 km zu überweiſen, und zwar vom 26. Dezember d. J. an. Die Arbeiten begannen in Kotonu am 20. Juni 1900, nachdem das Geſtrüpp gerodet worden war, mit 250 von den Häuptlingen von Allada und Calavi geſtellten Eingeborenen, zu denen noch Freiwillige aus Porto-Nooo, Lagos, Togo und Norddahome kamen, ſo daß die Zahl der Arbeiter bald zwiſchen 500 und 1500 ſchwankte, je nach der Jahreszeit. Ende Juli erreichte der Unterbau bereits die Lagunen, die auf eine Länge von 3 km das ſandige Gelände zwiſchen Kotonu und Godomoy durchſchneiden. Das Aufſchütten von Dämmen von 2—3 m Höhe in dem oft meterhohen Brackwaſſer erforderte zwei Monate. Anfangs Dezember waren die Bahnarbeiten bis Weida (Whydah) gefördert; das Bahnhofsgelände wurde von dortigen Arbeitern geebnet. Unterdes wurde die Anfüllung der 250 m langen und bis 15 m tiefen Lagune von Lahu in Angriff genommen; die Arbeiten für die Anlage eines Dammes, der die Waſſerfläche um 5 m überragt, dauern noch fort. Die Herſtellung des Bahnkörpers auf der 40 km langen Küſtenſtrecke von Kotonu nach Weida erforderte 7 Monate.

Beim Eintritt der Trockenzeit im Oktober 1900 hatte ein Offizier die Bahnſtraße und das als Konzeſſionsland in Ausſicht genommene anſtoßende Gebiet in Niederdahome und der Prooinz Allada zum größten Teil vermeſſen. Da man in dieſer Gegend nur 4—5 Monate im Jahre arbeiten kann, wurde ſofort mit den Bodenarbeiten begonnen. Der Häuptling von Allada hatte aufgrund eines Vertrages Arbeiter geſtellt; die Leute arbeiteten meiſt nach einem Turnus. In wenigen Monaten war die 21 km lange Strecke von Wagbo bei Tſchitopa entwaldet und der Unterbau auf eine Länge von 12 km von Wagbo bis Toffo fertiggeſtellt. Für die Rodungsarbeiten wurden dem Häuptling 600—700 Frcs. für das Kilometer bezahlt, je nach der Dichtigkeit des Waldes; die Bodenarbeit, bei der 65000 cbm zu bewältigen waren, koſtete auf dieſer erſten Strecke nach Norden, wie auch an der Küſte, 1 Frc. für das cbm.

Die Arbeiten über die Lama hinaus wurden der Arbeiter wegen von Norden nach Süden unternommen und zwar von Cana aus. Die Abſteckung und die Bodenarbeit folgten einander hier unmittelbar. Arbeitsverträge waren mit den Häuptlingen der Provinz Abome abgeſchloſſen worden. Es konnten mit einem Male Ende 1900 25000 Mann eingeſtellt werden, die in drei Monaten

80000 cbm bewältigten. Die Hälfte dieses Abschnitts von 50 km ist fertiggestellt; man arbeitete darauf mit 200 Mann, die auf je einen Monat eingestellt werden, um die übrigen 25 km abzuholzen und 75000 cbm Boden zu bearbeiten; für letztere Arbeit stellt sich hier der Preis auf 0,75 Frc. Nach der Erntezeit gedachte man wieder eine größere Anzahl Arbeiter einzustellen. Mittlerweile wurden jedoch nördlich von Atscheribe die ersten Arbeiten unternommen, da die Strecke bis Pauignan zum Juni 1903 der Borellischen Gesellschaft übergeben werden soll. Hauptmann Bachellery wird die Trassierung von Atscheribe bis Sawa (letztere liegt 260 km von der Küste) vollführen.

Nachdem das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee beschlossen hat, eine Expedition zu Vorstudien für eine Eisenbahn nach Togo zu entsenden, dürften vorstehende Angaben auch in deutschen Kreisen Interesse erregen. Auch für unseren westafrikanischen Handel ist Dahome wichtig, da das dortige Geschäft vorwiegend in deutschen und englischen Händen liegt und voraussichtlich auf lange Zeit bleiben wird, wenn nicht durch die Konzessionen von Ländereien an die Eisenbahngesellschaft das Prinzip des freien Wettbewerbs, wie es für die Länder des Niederbeckens feststeht, durchbrochen wird. Die Hauptursache dieser Überlegenheit des nicht französischen Handels ist der Unterschied in den Frachtsätzen, die auf den übrigens wenig zahlreichen französischen Dampfern höher sind als auf den deutschen und englischen.

Der Gesamtwert des Außenhandels der Kolonie stieg von 25,07 Millionen auf 27,08 Millionen Frcs. von 1899 auf 1900. Die Einfuhr stieg von 12,72 auf 15,82 Millionen, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die Zollverwaltung seit vorigem Jahre höhere Wertbestimmungen eingeführt hat. Die Erhöhung des Einfuhrzolles auf Branntwein hat die bezweckte und erwartete Verminderung der Einfuhr von 4625 auf 3028 hl ergeben. An dem Einfuhrhandel ist Frankreich mit seinen Kolonien nur mit 3,82 Millionen Frcs. oder 24 Prozent beteiligt. Ein Teil dieser Einfuhr ist fremder Herkunft und in Frankreich nur verschifft worden; der Branntwein wurde meist aus Ungarn als Spiritus bezogen und in Marseille durch Zuthat von Essenzen zubereitet; das Mehl kommt von russischem Getreide, das in Frankreich zollfrei verarbeitet wurde. Wenn man noch berücksichtigt, daß Kaffee, Holz, Schmalz, Zement, Glasperlen, Seide, Steinkohle und zum Teil auch Wein vom Auslande kommen, so ergiebt sich, daß Frankreich kaum 13%, 2 Millionen Frcs., eigener Waren in Dahome einführt.

Die Ausfuhr ist von 1899 auf 1900 von 12,11 auf 12,18 Millionen Frcs. gestiegen. Palmöl, Palmkerne, Kopra und Kautschuk bilden die Hauptstapelwaren. Die Verschiffungen geschahen im vorigen Jahre, wie folgt:

Nach:		Palmkerne	Palmöl	Kautschuk	Kopra
Frankreich . .	kg	2851517	6353239	11092	218580
England . . .	»	38958	2000	72	—
Deutschland .	»	8229026	905149	979	—
Lagos . . .	»	10827916	1652383	7732	2000
Togo	»	40556	6588	—	—
Zusammen .	kg	21986043	8920359	19875	220580

Hiernach hat Deutschland den Löwenanteil, da ein sehr großer Teil des Frachtverkehrs in Lagos über die Woermanndampfer geht. Den Anteil

genau zu berechnen, geht jedoch nicht an; ein Verſuch eines engliſchen Konſulatsberichtes in dieſem Sinne iſt als mißlungen zu bezeichnen.

Die Londoner Wochenſchrift „West Africa" hat an einige in Dahome thätige Firmen Umfragen über die vorausſichtliche Wirkung der Borelliſchen Landkonzeſſionen auf den Handel der Kolonie gerichtet. Antworten ſind von Witt & Büſch in Hamburg und John Holt and Co. in Liverpool eingegangen. Erſtere Firma ſpricht die Anſicht aus, daß die Eiſenbahnſtationen und die Faktoreien der Bahngeſellſchaft meiſt zuſammengelegt erſcheinen werden, und die Geſellſchaft ihr Recht, Ländereien in der Nähe der Bahnſtrecke auszuwählen, gegen den freien Handel ausnutzen wird; John Holt and Co. verweiſen auf die Vorgänge in Franzöſiſch-Kongo hin, wo die Konzeſſionäre ſich gewiſſermaßen mit Gewalt ein Monopol verſchaffen. Wir können hinzufügen, daß deutſche Firmen vom Gabuner Bezirk ſich bereits von den Konzeſſionären haben auskaufen laſſen, um den Mißhelligkeiten zu entgehen. Auch glauben John Holt and Co., daß trotz der guten Abſichten des Herrn Borelli die Rechte der Eingeborenen auf das Land im Eifer des Geſchäfts geſchmälert werden. Die verdeckte Monopolwirtſchaft, die jetzt am Kongo eingeleitet wird, beſchäftigt bereits das britiſche Auswärtige Amt.

Einem Berichte des Gouverneurs Liotard iſt zu entnehmen, daß die öffentlichen Arbeiten in der Kolonie gut gefördert werden. In Athieme iſt eine Reſidenz errichtet worden. In Kotonu hat man mit dem Bau eines Krankenhauſes begonnen. Zwei weitere Reſidenzgebäude für Bezirksbeamte ſollen demnächſt errichtet werden. In Porto-Novo ſind die Straßen gerichtet und kanaliſiert, die Lagunen gebaggert und vertieft worden. Letztere Arbeit war ſchwierig, weil keine Dampfbaggermaſchine vorhanden war; es ſoll eine ſolche mit 20 Pferdekräften angekauft werden.

Die Finanzlage iſt befriedigend. Im vorigen Jahre betrugen die Einnahmen $3_{/4}$ Mill. Frcs. gegen $2_{/7}$ Mill. Frcs. im Jahre 1899; die Steigerung iſt hauptſächlich den örtlichen Verbrauchsabgaben zuzuſchreiben. Die Hüttenſteuer hat 588515 Frcs. ergeben; ſie war mit 350000 Frcs. veranſchlagt. Die Ausgaben betrugen $2_{/10}$ Mill. Frcs. gegen $2_{/14}$ Mill. Frcs. im Vorjahre. Sie ſtellten ſich im einzelnen wie folgt: Fällige Schulden 3600 Frcs., allgemeine Verwaltung 144266 Frcs., politiſche und Eingeborenen-Angelegenheiten 180593 Frcs., Polizeitruppe 199306 Frcs., Finanzverwaltung 403324 Frcs., verſchiedene Dienſtzweige 316504 Frcs., öffentliche Arbeiten, Flottille, Landungsdienſt, 704581 Frcs., Sanitätsdienſt 128638 Frcs., Ober-Dahome 478034 Frcs., Verſchiedenes und Unvorhergeſehenes 292161 Frcs., Ausgaben aus früheren Jahren 148699 Frcs. Bei faſt allen dieſen Poſten ſind Kreditüberſchreitungen zu verzeichnen, insgeſamt für etwa 800000 Frcs. Am 1. Juli 1901 betrug die Vermögensrücklage der Kolonie 810816 Frcs.

Marokko.

Von W. Jaap, Mogador.

In Nr. 32 der Deutschen Kolonialzeitung findet sich ein Aufsatz, der in verschiedenen Punkten der Richtigstellung bedarf, die in nachfolgenden Zeilen versucht sein möge.

Zunächst ist die Behauptung ein Irrtum, daß eine zahlenmäßige Feststellung deutscher Interessen niemals erfolgt sei. In dem vom Reichs-Marine-Amt der Flottenvorlage beigegebenen Bericht heißt es S. 9:

> „Im Konsulatsbezirk Tanger bestehen 16 deutsche Handelshäuser (inzwischen 20) mit einem Betriebskapitale von fast 2 Millionen Mark, die Einfuhr-, Ausfuhr- und Kommissionsgeschäfte besonders mit Deutschland und England betreiben. Die dem Handel durch deutsche Häuser gewährten Kredite übersteigen 2 Millionen Mark und sollen namentlich in Zeiten guter Ernten noch wesentlich höher sich bewerten . . . . . Der Grundbesitz beschränkt sich auf die Städte und ihre Umgebung; sein Wert überschritt 1897 nicht dreiviertel Millionen. In dem Schiffahrtsverkehre von vier der marokkanischen Häfen, auf die fast 1 Million Registertons entfielen, überwog die deutsche Flagge. Einschließlich der recht florierenden Vertretungen deutscher Industriefirmen und Versicherungen wird sich der Gesamtbetrag der mit diesem Lande verknüpften deutschen Geldinteressen auf 8 bis 10 Millionen Mark stellen."

Soweit der amtliche Bericht, bei dem nur noch zu bemerken bleibt, daß die Erwerbung von Grundbesitz sich nur auf Tanger und dessen nähere Umgebung beschränkt. Über diesen Kreis hinaus ist sie unmöglich, weil die marokkanische Regierung jedem Kauf seitens eines Europäers derartige Hindernisse zu bereiten versteht, daß dieser schließlich erlahmen muß und auf seine Absicht verzichtet. Weiterhin wird hierauf noch zurückzukommen sein.

Durch den obigen amtlichen Bericht erledigt sich die Behauptung des Herrn Dr. Hermann, die Zahl der angesessenen Reichsangehörigen auf Null einzuschätzen. Selbst in Fez, der nördlichen und Marrakesch, der südlichen Hauptstadt ist heuer je eine deutsche Firma ansässig. Keine andere Nation vermag diese Ziffern aufzuweisen und auch deutsche Handelsreisende besuchen in mindestens ebenso großer Zahl die Handelsplätze wie diejenigen anderer Nationen.

Wenn deutsche Interessen nicht noch bedeutender sind, nicht noch mehr Reichsangehörige sich angesiedelt haben, der deutsche Kaufmann Marokko etwas beiseite gestellt hat und der Schwerpunkt deutscher Interessen südlicher gewandert ist, so liegt dies alles an sehr verschiedenen Umständen.

Die hauptſächlichſten Gründe, auf die unſeres Wiſſens niemals hingewieſen worden iſt, bildeten:

a. die dünne Bevölkerung des Landes.

b. die Fremdenfeindlichkeit der jeweiligen Regierungen (nicht der Bevölkerung) und deren Beſtreben, den Fremden nur nicht über die Küſte hinauskommen zu laſſen und hierdurch:

c. die Unmöglichkeit einer Aufſchließung der Reichtümer des Landes.

In Marokko, mit einem Flächeninhalt ſo groß wie Deutſchland, leben nach allgemeiner Schätzung etwa 6—8 Millionen Menſchen. Wieviel ſollen dieſe denn ſchließlich an europäiſchen Erzeugniſſen verbrauchen? Wenn eine Vermehrung der Bevölkerung im Laufe der Jahrhunderte nicht ſtattgehabt hat, ſo iſt das bei den Kriegen und inneren blutigen Umwälzungen weiter nicht zu verwundern, und dieſe inneren Kriege werden nicht aufhören, ſo lange das Land von gänzlich verrotteten Regierungen gelenkt wird, deren junge Weisheit darin beſteht, die Unterthanen ſo arm zu erhalten, daß ſie an nichts anderes denken ſollen, als nur an die Aufbringung der ewigen Steuern. Ein Fernſtehender kann ſich gar keinen Begriff davon machen, in welch entſetzlicher Art und Weiſe das Land nach dieſem Grundſatz ausgeſogen wird.

Ein bezahltes Amt giebt es nicht, im Gegenteil, die Regierung verkauft die einzelnen Verwaltungsſtellen an den Meiſtbietenden und die glücklich zu Amt und Würden gelangten, in den weitaus meiſten Fällen vollſtändig unfähigen Perſonen quetſchen aus den Untergebenen neben den fortwährend von der Regierung verlangten Summen (Steuern) ſelbſtverſtändlich das für die Stellung Gezahlte mit Zins und Zinſeszinſen heraus. Ein ewiges Wechſeln der Beamten iſt die Folge des Syſtems. Hat der Eine ſeine Untergebenen mit Ruten gezüchtigt, ſo peinigt der Folgende ſie mit Skorpionen. Mag der Boden noch ſo ergiebig ſein, mögen die Ernten noch ſo groß ſein, dem hart arbeitenden Araber verbleibt von alledem nichts. Sein Kaid (unumſchränkter Gerichtsherr und Verwaltungsbeamter einer größeren oder kleineren Provinz bezw. gewiſſer Kabylen) zwackt ihm alles gründlich wieder ab, ſodaß die meiſten Araber ſchließlich nur das zu erlangen ſuchen, was zur Bezahlung der Steuern und zum Leben unumgänglich notwendig iſt. Kommt er trotz dieſer Steuerſchraube (bezw. Doppelſchraube, nämlich Steuern und unerſättlicher Kaid) durch eine günſtige Konjunktur oder ſonſtigen Zufall zu einem kleinen Kapital, ſo verbirgt er dieſen Reichtum vor ſeinen Blutſaugern, indem er das Bargeld vergräbt und weiter in Lumpen einhergeht. Auf dieſe Weiſe werden große Summen dem Verkehr entzogen und ſtirbt ein Araber, der Gelder vergraben hat, plötzlich oder fern von ſeinem Wohnort, dann nimmt er den Ort der Vergrabung als Geheimnis mit ins Grab. Das Eintreiben der Steuern geſchieht mit aller nur denkbaren Strenge. Kann ein Armer nicht zahlen, ſo wandert er ins Gefängnis, wo er für ſein Leben ſorgen mag; denn die Regierung giebt ihm nicht einen Biſſen Brot. Sorgt er auch jetzt noch nicht für Geld, ſo wird ſeine Habe um jeden Preis verkauft. Entfliehen kann er nicht, denn ein anderer Stamm nimmt ihn nicht auf.

Iſt es unter ſolchen Umſtänden zu verwundern, wenn der Abſatz europäiſcher Fabrikate ein recht beſchränkter iſt und iſt es ferner etwa verwerflich bei dieſer wunderbaren Wirtſchaft der marokkaniſchen Regierung, wenn die europäiſchen Kaufleute Araber unter Schutz nehmen, um ſie ihren Blutſaugern zu

entziehen? Viel ſchon iſt über dieſes Protektionsweſen geſchrieben, aber, anſtatt es einzuſchränken, wie es in den letzten Jahren von den verſchiedenen Geſandtſchaften beliebt worden iſt (jeder Firma werden nur noch 2 Vollbeſchützte und eine mäßige Anzahl Halbbeſchützter, ſog. Mochalaten zugeſtanden), ſollte man gerade im Gegenteil es ſo viel wie möglich ausbreiten und vergrößern; denn der Beſchützte, alſo der der marokkaniſchen Quetſchmaſchine Entzogene, gelangt bald infolge der Ergiebigkeit des Bodens zu einem gewiſſen Wohlſtand und wird größerer Verbraucher europäiſcher Induſtrieerzeugniſſe. Je mehr man durch dieſes Schutzſyſtem der marokkaniſchen Regierung an Untergebenen entzöge, deſto ſchneller würde ſie zu Reformen gelangen, die ihr durch diplomatiſche Noten nun und nimmermehr werden beigebracht werden.

Wenn bei dieſem ganzen Syſtem nicht mehr europäiſche, in unſerem Falle, deutſche Intereſſen feſtgelegt ſind, ſo ſollte man froh ſein. Wir glauben nicht zu weit zu gehen mit der Behauptung, daß von den erpreßten Steuern wohl 50% aus europäiſchen Crediten und Vorſchüſſen an Eingeborene herrühren, die dann meiſt als uneinbringliche Poſten in den Büchern der europäiſchen Kaufleute ſtehen und von Jahr zu Jahr weitergeſchleppt werden.

Es muß als Hohn bezeichnet werden, daß die Geſandtſchaften einem ſterbenskranken Staat gegenüberes noch nicht erreicht haben, daß ein Europäer Grundbeſitz erwerben kann. Die Fremdenfeindlichkeit der Regierung geht ſo weit, daß mit Ausnahme von Tanger, ein Europäer auch nicht bauen darf. Der Neuangekommene mag zuſehen, wo er Unterkunft findet und da die Bevölkerung in den Hafenplätzen fortgeſetzt ſich mehrt (durch Anweſenheit der Konſulate und vielen Europäer kann die marokkaniſche Quetſchmaſchine hier nicht unumſchränkt arbeiten), ſo wird der Wohnungsmangel täglich fühlbarer; in einzelnen Plätzen iſt überhaupt nicht ein leeres Gelaß zu finden. Der Regierung fällt es gar nicht ein, zu bauen: es könnten dadurch noch mehr Fremde ins Land gelockt werden. Walten nun derartige Verhältniſſe an den Küſtenplätzen, ſo iſt es den Fremden natürlich ganz unmöglich, im Innern feſten Fuß zu faſſen und ſo lange der Europäer nicht ins Land eindringen kann und ſolange das Ausſaugungsſyſtem weiter betrieben wird, ſo lange wird an ein Gedeihen von Marokko nicht gedacht werden können — von Marokko, das, vor den Thoren Europas gelegen, deſſen Kornkammer ſein könnte. —

Nachfolgend einige Tabellen, die die Ein- und Ausfuhr der wichtigſten Erzeugniſſe vom Hafen Mogador aufweiſen:

	Einfuhr:	Anteil Deutſchlands in %	Ausfuhr:	Anteil Deutſchlands in %
1891	M. 7.105.620	7,2	M. 5.975.500	10,4
1892	„ 4.757.740	5,	„ 5.045.190	11,5
1893	„ 4.758.500	5,8	„ 5.273.580	16,75
1894	„ 5.308.625	4,5	„ 5.651.700	19,9
1895	„ 5.248.470	7,	„ 6.995.800	12,5
1896	„ 5.250.760	13,3	„ 5.706.700	17,9
1897	„ 4.330.540	16,8	„ 5.355.420	14,5
1898	„ 7.900.980	6,4	„ 6.925.385	22,1
1899	„ 5.134.035	11,6	„ 7.154.380	24,7
1900	„ 7.909.765	5,7	„ 9.137.090	34,3

Einfuhr von

	Baumwollwaaren	Thee	Zucker
1891	M. 3616960	M. 351260	M. 945720 = 2544 Tons
1892	„ 2126300	„ 350300	„ 1244960 = 3179 „
1893	„ 2112000	„ 321000	„ 906200 = 2265 „
1894	„ 1859000	„ 277200	„ 1139700 = 2848 „
1895	„ 1583800	„ 514900	„ 1210500 = 3026 „
1896	„ 1740430	„ 487400	„ 820475 = 2725 „
1897	„ 1018645	„ 248360	„ 1156588 = 3855 „
1898	„ 2304500	„ 647415	„ 1137337 = 3791 „
1899	„ 1756615	„ 302680	„ 1350316 = 4500 „
1900	„ 1942900	„ 525500	„ 1495660 = 4985 „

Diese drei Artikel machen 75% der gesamten Einfuhr aus. Von den restlichen 25% bilden 10% vielleicht noch Bedarfsartikel der Eingeborenen; die weiteren 15% sind schon Luxusgegenstände für sie.

Interessant ist die Verteilung der Zuckereinfuhr auf die Herkunftsländer. Es entfielen auf:

	Deutschland	England	Frankreich	Belgien
1891	365 t	280 t	1738 t	161 t
1892	100 „	15 „	2907 „	157 „
1893	21 „	74 „	2090 „	80 „
1894	86 „	70 „	2437 „	255 „
1895	— „	187 „	1670 „	1169 „
1896	17 „	12 „	1513 „	1193 „
1897	251 „	37 „	2421 „	1146 „
1898	500 „	40 „	2380 „	871 „
1899	156 „	16 „	3247 „	1081 „
1900	32 „	108 „	4147 „	674 „
	5%	2%	73%	20%

Ausfuhr der bedeutendsten Erzeugnisse:

	Mandeln		Olivenöl		Ziegenfelle	
	Tons	Wert i. M.	Tons	Wert i. M.	Tons	Wert i. M.
1891	396	531500	940	829500	1297	1872480
1892	909	909000	156	109200	1126	1351600
1893	853	683500	1049	583000	1199	1309000
1894	856	549650	1093	496700	900	907800
1895	1045	717500	1298	649200	1308	1635100
1896	886	708800	219	887000	859	857000
1897	1047	837600	120	60000	1349	1686250
1898	1925	2309300	51	25500	1429	1715400
1899	1599	1918800	1515	984750	1329	2325750
1900	2988	4780800	961	480500	998	1416000

	Wachs		Eier	Gummi-Sandarak	
	Tons	Wert i. M.	Wert i. M.	Tons	Wert i. M.
1891	270	334900	14700	239	336500
1892	233	419600	4800	254	414400
1893	194	391100	36000	232	332200
1894	280	564400	103600	208	271800
1895	178	428900	102500	217	304000
1896	138	306600	96180	287	312100
1897	103	236900	88100	402	482400
1898	273	629050	80250	334	334000
1899	145	377000	130550	315	315000
1900	253	632500	326200	363	326700

Bei den meiſten Ausfuhrgütern ſpielt erſichtlich die Ernte, alſo das Wetter und eventl. die Heuſchrecken eine maßgebende Rolle. Die Einfuhrgüter werden durch die größere oder geringere Kaufkraft der Bevölkerung beeinflußt. Bei übergroßen Ernten wird auch mehr von Einfuhrgütern gekauft, aber — das iſt wohl zu beachten — nicht im Verhältnis, denn wie oben ausgeführt, zieht der Araber vor, — ſein überflüſſiges Geld zu vergraben und keinen Luxus — wenn dieſes Wort in der uns geläufigen Bedeutung für Marokko überhaupt angewendet werden kann — zu zeigen. Was heißt überhaupt Luxus für den Landbewohner, alſo der großen Maſſe des Volkes? Ein paar Gläſer, beſſer als die, aus denen er ſonſt ſeinen Thee trinkt, eine neue Theekanne, ein neuer Haik (Burnus), ein neues ſeidenes Kopftuch für die Frau und ein paar Meter Schirting für neue Unter- bezw. Oberkleider. Dieſes alles iſt ſchon Luxus für die große Maſſe.

Bei der Einfuhr ſind in vorhergehenden Tabellen nur die drei großen Stapelartikel in Rückſicht gezogen und wenn Deutſchland bisher einen ſo geringen Anteil bei der Einfuhr aufwies, ſo liegt das an der deutſchen Zuckerinduſtrie, die ſich zur Erzeugung der hier einzig und allein verkaufsfähigen kleinen Brode (1,8 bis 2 kg) nicht entſchließen konnte. Im gegenwärtigen Jahre hat ſelbſt Öſterreich dieſen Artikel angefaßt und iſt mit Frankreich und Belgien erfolgreich in Wettbewerb getreten. Nimmt die Entwickelung der Kubaniſchen Zuckerinduſtrie weiteren Fortgang, ſo wird ſich auch Deutſchland wohl oder übel für den bisher nach Amerika gewanderten Zucker ein anderes Abſatzfeld ſuchen müſſen und, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, die kleinen Brode in den Bereich der Fabrikation ziehen müſſen.

In den Baumwollwaren (Mancheſter) wird England vorläufig noch auf abſehbare Zeit hinaus unbeſtritten den Markt beherrſchen; es iſt indeſſen nicht einzuſehen, weshalb dies auch bei Thee der Fall ſein muß. Bei den heute zwiſchen deutſchen Häfen und Aſien beſtehenden Verbindungen ſollte es doch auch Hamburg oder Bremen nicht zu viel Mühe machen, London mit Erfolg das Feld in Gunpowder und Xyſſon ſtreitig zu machen. Nur dieſe beiden Arten werden von der Marokkaniſchen Bevölkerung verlangt.

Wenn Herr Dr. Hermann behauptet, daß bei der Einfuhr die Herkünfte von Öſterreich, Schweiz und Italien nicht genügend auseinandergehalten werden, ſo mag das im allgemeinen zutreffen. Aber dieſe Werte kommen ausſchließlich in der Statiſtik Frankreich zugut, weil die genannten Länder über Marſeille, als nächſten Hafen verladen, nur ein geringer Bruchteil öſterreichiſcher Erzeugniſſe

nimmt den Weg über Hamburg und erſcheint in der Statiſtik unter Deutſchland. Zu bemerken iſt indeſſen noch, daß aus den genannten Ländern ſtammende und in Marokko eingeführte Erzeugniſſe ausſchließlich durch deutſche Häuſer finanziert werden.

Daß Deutſchland in der Ausfuhr faſt die erſte Stelle einnimmt, weshalb das tadeln?

Die Induſtrie benötigt Rohprodukte und bezieht ſie von dort, wo ſie am günſtigſten oder für ihre Zwecke am geeignetſten zu haben ſind.

Von den anderen Häfen liegen uns die Statiſtiken in dieſem Augenblick nicht vor, aber ſie können leicht im „Handelsarchiv“, wo die Konſulatsberichte ergelmäßig veröffentlicht werden, nachgeſehen werden.

Was nun die politiſch geographiſche Stellung Marokkos anbetrifft, ſo möge der Behauptung des Herrn Dr. Hermann inſofern beigepflichtet werden, als die Nordküſte für Deutſchland nicht in Betracht kommt, weil England, Frankreich und Spanien ein weit größeres Intereſſe, wohl auch ein hiſtoriſch älteres Recht zur Geltung bringen können, wennſchon es bei Land- und Hafenerwerbungen weniger hierauf, als auf die Macht ankommt, die ſie vornehmen will. Billig zu bezweifeln iſt aber, ob die beregten Umſtände auch für die Atlantiſche Küſte zutreffen.

Der große wichtige Stützpunkt aller Verbindungen nach der Weſtküſte Afrikas und ganz Südamerika ſind die der Südgrenze Marokkos vorgelagerten Canariſchen Inſeln. Vorläufig gehören ſie noch Spanien, aber wie lange noch? Wie, wenn ſie in die Hände einer anderen Macht (Macht) gelangt und es von deren gutem Willen abhinge, ſie den übrigen Nationen als Stützpunkt dienen zu laſſen oder nicht? Daß auf dem Wege von Deutſchland bis zu ſeinen weſtafrikaniſchen Kolonien ein Stützpunkt nötig iſt, wird wohl niemand in Abrede ſtellen wollen. Und niemals iſt dieſer beſſer zu finden, als an der Atlantiſchen Küſte Marokkos. Eigentliche Häfen hat dieſe nicht aufzuweiſen, als einzig in Frage kommen könnten nur Mogador oder Agadir, die geſchützteſten von allen Rheden und beide mit dem geringſten Koſtenaufwand in ausgezeichnete Häfen umzuwandeln. Agadir iſt dem Handel bis jetzt noch geſchloſſen, iſt aber der natürliche Hafen des ſüdlich vom Atlas gelegenen reichen Landes, der ſogenannten Provinz Sus, die bis jetzt Magador als Hafen benutzen muß. — Marokko geht langſam, aber mit Sicherheit ſeinem Untergange entgegen, und wird die europäiſchen Kapitalien, wovon, wie oben ausgeführt, der größte Teil in die grundloſe Kaſſe der Regierung gefloſſen iſt, einzugreifen und es liegt doch wahrlich genügend Grund für die deutſche Regierung vor, die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu laſſen und ſich den erwähnten Stützpunkt zu ſchaffen, ganz abgeſehen davon, daß mit deſſen Erwerbung der große Vorteil verknüpft iſt, ein in jeder Hinſicht von der Natur reich bedachtes Stück Erde in Beſitz zu nehmen, deſſen Bevölkerung irgend eine europäiſche Regierung mit Freuden aufnehmen wird, ja nach einer ſolchen ſucht. Oder ſoll Deutſchland ruhig zuſehen, wie ein anderer den fetten Biſſen herunterſchluckt oder wohl noch gar den ehrlichen Makler ſpielen? Wo iſt denn auf der Erde noch ein Stückchen frei? Unter keinen Umſtänden kann ein Eingreifen Deutſchlands ein Abenteuer genannt werden. Nimmt Frankreich das Land in Beſitz, ſo iſt es mit Deutſchlands Handel vorbei; Algier und Tunis ſind hierfür redende Beiſpiele. In franzöſiſchen Kolonien will allein der Franzoie herrſchen und jeder Fremde wird ſolange drangſaliert, bis er den Staub von ſeinen Füßen ſchüttelt. England hat genügend Kolonien und ſchaut bei Marokko auch

einzig und allein nach der Nordküſte aus. Spanien kann wohl kaum in Betracht kommen.

Ziehen wir zum Schluß dieſe Ausführungen zuſammen, ſo ergiebt ſich: Deutſchland hat in Marrokko bedeutende Intereſſen, die bei Aufſchließung des Landes ſich gewaltig vergrößern würden; Marokko geht an ſich ſelber zu Grunde und früher oder ſpäter muß eine Intervention der Mächte erfolgen; es bildet in ſeinem ſüdweſtlichen Teile den idealen Stützpunkt für Deutſchland auf dem Wege zu ſeinen weſtafrikaniſchen Kolonien; und Deutſchland muß in ſeinem eigenſten Intereſſe dafür ſorgen, daß ihm dieſer Stützpunkt nicht durch eine andere Macht genommen werde.*)

Mogador, im September 1901.

*) Der vorſtehende Aufſatz iſt im Einverſtändnis mit der deutſchen Kolonie zu Mogador auf Grund langjähriger Kenntnis des Landes verfaßt. D. R.

Aus Liberia.

Nachdem wir in Nr. 34 der Deutſchen Kolonialzeitung verſchiedene Mitteilungen über dieſen Freiſtaat gebracht haben, ſei im Anſchluß an die Meldung über einen Beſuch einer Abordnung von drei leitenden Politikern aus Liberia in Liverpool und London mitgeteilt, daß die Abordnung wieder abgereiſt iſt mit dem Erfolge, daß zahlreiche Kapitaliſten ihr Anerbieten für eine Anleihe gemacht haben. Sie war indes zum Abſchluß eines Anleihegeſchäftes nicht ermächtigt, ſondern die Angelegenheit ſoll im Dezember in der ordentlichen Tagung des Kongreſſes zu Monrovia verhandelt werden.

Ob jedoch das Geſchäft zuſtande kommen wird, iſt vielleicht infolge von Streitigkeiten, die ſich mittlerweile in dem Freiſtaat wegen der Zulaſſung fremder Geſellſchaften zum Geſchäftsbetrieb im Lande abgeſpielt haben, fraglich geworden. Im Jahre 1869 wurde ein Geſetz erlaſſen, wonach es den Bürgern des Freiſtaates freigeſtellt wird, ſich mit ausländiſchen Kapitaliſten zwecks Schürfungen nach Steinkohle und andern Mineralien zu vereinigen. Eine zu dieſem Zweck gegründete Geſellſchaft ſoll Zollfreiheit für die zu ihrem Betriebe notwendigen Gerätſchaften genießen. Sie erhält ein Anrecht auf $^{2}/_{3}$ der von ihr auf öffentlichen Ländereien entdeckten Minerallager auf einen Zeitraum von 40 Jahren; außerdem werden die Ausfuhrzölle auf die Förderungsergebniſſe auf 5% vom Werte nach oben gebunden. Der Entdecker von Minerallagern iſt ferner berechtigt, zum Zwecke des Bergwerkbetriebes Ländereien in Abſchnitten von 100 Acker oder 40 ha in Pacht zu nehmen; es wird ausdrücklich beſtimmt, daß Liberianer ſich zu dieſem Ende mit Ausländern vereinigen dürfen. Endlich erhält nach Landesſitte jede etwaige Bergwerk-Geſellſchaft das Recht zur Notenausgabe.

Im Jahre 1883 erhielt eine Gruppe Liberianer eine Bergwerkkonzeſſion, die natürlich nicht verwertet wurde. Sechs Jahre ſpäter verſuchte ſie in Gemeinſchaft mit europäiſchen Kapitaliſten eine Geſellſchaft zu gründen, was jedoch fehlſchlug, weil der Kongreß Aenderungen am Geſellſchaftsvertrag verlangte. Eine andere Gruppe Liberianer hatte ſich Bergwerksrechte geſichert, die jedoch auf die Grafſchaft Maryland beſchränkt waren. Beide Gruppen vereinigten ſich in dieſem Jahre zu der Union Mining Company of Liberia, die darauf im Vertrauen auf das Geſetz von 1869 mit der Londoner Firma Quirk and Downing einen Vertrag abſchloß, wonach letzterer gegen eine angemeſſene Entſchädigung die vorhandenen Bergwerksrechte übertragen wurden. Darauf gründete die Londoner Firma die Weſt African and Gold Mining Company. Einer der Leiter dieſer Geſellſchaft machte dann einem Zeitungsberichterſtatter Mitteilungen über die Ausſichten des Unternehmens. Die Geſellſchaft habe Schürfrechte auf einem Gebiete von 180000 qkm

in Liberia, Goldquarz ſei reichlich vorhanden, 5 km von einem brauchbaren Hafen befinde ſich ein abbauwürdiges Kohlenfeld u. ſ. w. Die liberianiſche Regierung habe Aktien der Geſellſchaft, deren Kapital zwar nur 500000 £ betrage, die jedoch vorhabe, Tochtergeſellſchaften zu gründen. Als die betreffende Zeitung nach Monrovia kam, entſtand eine große Aufregung. Es wurde eine Volksverſammlung unter freiem Himmel abgehalten, die den Beſchluß faßte, der engliſchen Geſellſchaft ſei die Daſeinsberichtigung zu entziehen. Der Beſchluß deutete klar an, daß einige Beamte ſich bei der Sache perſönlich bereichern wollten.

Der Präſident der Republik G. W. Gibſon erwiderte andern Tags auf den ihm mitgeteilten Beſchluß, daß er bereits vorher dem Abkommen auf Uebertragung der Konzeſſionen ſeine Zuſtimmung verweigert habe. Eine Sondertagung des Parlaments, worin das Geſetz über die Eintragung der liberianiſchen Union Mining Compagny abgeſchafft werden ſoll, erklärte er ſich zum Oktober einzuberufen bereit. Auch geſtand er die von der Volksverſammlung geforderte Abſetzung von Beamten, richterlichen und anderen, bereitwillig zu. Ferner erfahren wir durch ſein Antwortſchreiben, daß die Liverpooler Rederei Elder, Dempſter and Co. die Koſten für die Sendung der drei Liberianer nach England beſtreitet; die Reiſe iſt überhaupt auf Einladung dieſer Firma erfolgt.

Aus dieſen Vorgängen geht hervor, daß die Liberianer noch keineswegs geneigt ſind, die Geſchäftsthätigkeit von Ausländern in größerem Umfang zuzulaſſen. Immerhin iſt es doch möglich, daß eine Anleihe zuſtande kommt, denn die Abgeſandten haben eine Eröffnung der ſämtlichen Landungsplätze an der Kruküſte für den fremden Handel in Ausſicht geſtellt. Ohne ein Zugeſtändnis dieſer oder anderer Art giebt es wohl keine Anleihe, und wenn es eine giebt, dürften die dafür gewährten Rechte ein Monopol darſtellen, ein Monopol für Engländer. Dies ſei den maßgebenden Stellen zur Beachtung empfohlen. Leider hat das Deutſche Reich nicht wie Frankreich ein Berufskonſulat in Liberia, um die dortigen Vorgänge verfolgen zu können.

Da von einem Monopol die Rede iſt, ſei erwähnt, daß engliſche Zeitungen die vorzeitige Aufhebung des von der deutſchen Firma Wiechers & Helm ausgeübten Arbeiterausfuhr-Monopols, das noch bis März 1902 zu Recht beſteht, in Ausſicht ſtellen. Es heißt, die Abfaſſung des Vertrages ſei derart, daß die liberianiſche Regierung ihn jederzeit gegen Zahlung von 12000 M. kündigen könne. (Wer würde ihr die vorſtrecken?) Uebrigens ſoll über das Arbeitermonopol in der Dezembertagung verhandelt werden.

* * *

Ein Beitrag zur Land- und Völkerkunde von Kamerun-Hinterland.

Von G. Spellenberg.

In Nachfolgendem soll eine Beschreibung in den Hauptzügen gegeben werden über Land und Leute des vom Kamerungebirge aus nördlich gelegenen Hinterlandgebietes, welches nach Norden bis an den Banyang-Stamm, nach Osten bis zum Mongolofluß, und nach Westen bis ins Barue- bezw. Rumpigebirge sich erstreckt, und ein Gebiet von ca. 6000 Quadrat-Kilometer mit ungefähr 40000 Einwohnern umfaßt.

Das Gebiet wird von folgenden Stämmen bewohnt:

Barondo, Mbonge, Barue, Bakundu; ferner von einigen Stämmeresten, bezw. Ausläufern von solchen:

Barómbi, Balong, Basó, Ekombe und Bayi.

I. Wohnsitze, Charakter und bedeutendere Städte der einzelnen Stämme.

A. Solche mit besondern Sprachen:

1. Ekombe und Bayi,
2. Basó,
3. Balóng,
4. Barómbi.

Um bei den kleineren anzufangen, können

1. Ekombe und Bayi zusammengenommen werden, denn sie zählen je einige kleine Städte und sprechen eine Sprache, welche dem Basó nahe verwandt, aber mit der Bakundusprache vermischt sein soll. Die bedeutendste Ekombestadt: Ekombendene (gleich: Großekombe) liegt im Süden an dem imposanten Memefall, den sogenannten „Dübenfällen", welche mit weit hörbarem Donner in der Breite von annähernd 100 m über eine 12 m hohe Felsentreppe herunterstürzen. Zum Bayi-Stamme gehören die Städtchen: Manyá, Sombe und Ediki. —

2. Die Basó mit ihrer eigenen Sprache, dem Basó, haben im Süden ein paar Städtchen als Ausläufer: „Basó ba Lieka" und Njanga nahe der Südwest- und Westbiegung des Memeflusses, wogegen der Hauptsitz des Stammes am Elefantensee (mit Komba, Mambanda) und nordwärts von demselben (mit Kiliwindi ꝛc.) zu suchen ist.

3. Die Balong, die etwa 12 Städte bewohnen ziehen sich von ihren nördlichsten Wohnsitzen: Mukonye und Mondame hauptsächlich dem Mongofluß entlang gegen Süden bis Mpondo. Sie haben ebenfalls ihre eigene Sprache, die zwar ihre Verwandtschaft mit dem „Bakundu" erkennen läßt, aber doch sehr

verſchieden von dieſem, der Bakaſiſprache näher ſteht. Die Balang beſchäftigen ſich hauptſächlich mit dem Zwiſchenhandel zwiſchen den Inlandsſtämmen und den von der Küſte her den Mongofluß heraufſahrenden Dualahändlern. Sie zeigen auch in ihrer Art und Lebensweiſe viel Aehnlichkeit mit den letzteren, beſonders in Bezug auf Reinlichkeit, fleißiges Baden und Salben, wodurch ihre Haut ſtets in ſchwarzem Ebenholzglanze erſcheint.

Ein anderer kleiner Stamm, der zwiſchen den Hauptſtämmen des Hinterlandes eingekeilt ſitzt, iſt der

4. Barombiſtamm mit ungefähr 10 Städtchen. Das Hauptgebiet der Barambi iſt: Bekurá, (mit Ndiba und Netongo,) Liweuja, Bangongo, Mukono. Dieſe Städchen ſind von den Barondo, — Barue — und Mbangegebieten umſchloſſen; doch ſind noch mehrere ihrer Dörfer an anderen Orten verſtreut. Sie haben von den, in dieſen Gegenden gelegenen 3 Inlandsſeen, 2 im Beſitz. Da iſt die Töpfer- und Fiſcherſtadt Barambi ba Mbu am Eleſantenſee gelegen, gerade gegenüber der auf den hohen Felſen des jenſeitigen Ufers kühn aufgebauten Regierungsſtation „Johann Albrechtshöhe," zu deren Gebäulichkeit der Aufſtieg von der Seeſeite her durch hölzerne, an den ſteilen Felswänden angebrachte Treppen ermäglicht iſt. Der andere, von den Barambi beſetzte See iſt der kleine „Richardſee" mit einem mitten drin gelegenen Inſelchen, das ſeinen Urſprung einer vulkaniſchen Eruption verdankt, und mit Lavaſchlacken überſät iſt. Dieſes Inſelchen, „Koto" genannt, iſt von einigen 100 Barombileuten bewohnt. Nebſt dem Feldbau, der in den um den See gelegenen Waldungen betrieben wird, leben dieſe Leute beſonders vom Fang der im See vorhandenen kleinen Fiſche. Was ſie nicht ſelbſt brauchen, wird geräuchert und getrocknet, um an umliegende Stämme verhandelt zu werden. Außerdem beſteht hier eine Fetiſchmützenindußtrie, die in einer Eigentümlichkeit der dortigen Vogelwelt ihren Urſprung gefunden hat. Und zwar iſt es die Sippſchaft des grauen, ratſchwänzigen Papageis, der ſonſt ein ſcheues Leben führt, und in unzugänglichen Mangravenwäldern niſtend, den Menſchen meidet. Hier nun macht er eine ſonderbare Ausnahme, welche wohl auf einer uralten, in der Vorzeit menſchlicher Beſiedlung der Inſel zurückreichenden Gewohnheit beruhen dürfte. Allabendlich nämlich ſtrömen von allen Richtungen die Papageien der ganzen, weiten Umgebung auf der kleinen Inſel zuſammen und laſſen ſich in unmittelbarer Nähe der Hütten auf einigen, nicht allzuhohen Bäumen des Dorfes, zur Nachtruhe nieder. Dabei werden dieſe Bäume von den grauen Scharen derart bedeckt, daß die zuletzkommenden ſich ihren Platz erſt erringen müſſen. Das gegenſeitige Rupfen und Puffen, Schreien und Händeln währt bis tief in die Nacht, und erſt gegen Mitternacht tritt allgemeine Ruhe ein. Beim erſten Morgengrauen ertönt der Weckruf für ſämtliche Inſelbewahner; denn ſelbſt der Neger mit ſeinem beneidenswert guten Schlaf, kann ſein Ohr dem Alles übertönenden Spektakel der wachgewardenen Jakos nicht verſchließen. Menſchen und Tiere erheben ſich. Die gefiederten Schreier aber, welche unter lebhafter, von Aſt zu Aſt geführter Unterhaltung noch kurze Toilette gemacht haben, ſchwingen ſich unter ungeheurem Jubelgeſchrei, mit Jauchzen und ſchrillen Pfiffen wie eine Wolke in die Lüfte empor, und ziehen ſchwarmenweiſe in alle Winde hinaus, um in den Wäldern, oder auch in den Maispflanzungen und Palmen ſich gütlich zu thun. bis ſie ſpät abends wieder zum altgewahnten Schlafplatz zurückkehren. Dieſe Erſcheinung dürfte in ihrer Art einzig daſtehen. Sie wird aber auch von

den Bewohnern des Inſelſtädtchens gewürdigt, und dadurch gepflegt, daß ſie jede Störung der Vögel vermeiden und daher nie mit einem Gewehr nach ihnen ſchießen. Sie ſchmieren zum Fang von Papageien einen Pflanzenleim auf die Äſte, in dem die aufſitzenden Vögel durch Trippeln und Flügelſchlag ſich derart verkleben, daß ſie ſchließlich hängen bleiben, oder beim Flugverſuch herunterfallen und von den Leuten ohne viel Lärm in Empfang genommen werden. Manche der jüngeren Vögel werden lebend verkauft, die meiſten aber gegeſſen, während die roten Schwanzfedern zu Fetiſch- oder Loſangomützen verarbeitet werden, was einen beſondern Induſtriezweig der Inſel bildet. Die Mützen beſtehen aus einem netzartigen Beutel, worin die roten Federn, feſt eingeflochten, wie die Stacheln des Igels ſich ſpreizen, während die innere Seite aus den Baſtbändern der Cokospalme ein natürliches Futter erhält. Die Mützen werden überall im Hinterland bei heidniſchen Feſten und Tänzen von den Fetiſchleuten getragen und laſſen ſich nach dem Gebrauch mit einem Druck umſtülpen, ſo daß die Federn in ſpiralförmiger Stellung kunſtvoll, ohne verwirrt zu werden, ſich in einander legen. — Der Richardſee mit ſeinem kleinen Inſelſtädtchen Barombi ba Koto, iſt mit dem Elefantenſee und den „Dübenfällen" des Meme bei Ekombendene unter die romantiſchſten Gegenden der Hinterlandsgebiete zu zählen. Der Weg zum erſteren, zum Memewaſſerfall, iſt auch in wenigen Stunden zurückzulegen und führt durch eine ebenfalls hochintereſſante Grasſteppe, mit weitausgedehntem, prachtvollem Fächerpalmenwald, der als ein Unikum in den Urwaldsdiſtrikten Kameruns daſteht.

Was nun die Sprache des Barombiſtammes betrifft, ſo iſt ſie von derjenigen der umliegenden Stämme ganz verſchieden; denn es iſt die Bankonſprache, d. h. die Sprache der Abobevölkerung (beſſer „Bo"), welche am Abofluſſe, Mangamba und Umgegend wohnt.

Die Barombi ſind jedoch der urſprüngliche Stamm, von welchem die Abobevölkerung eine Abzweigung bildet, deren Vorfahren ſeinerzeit von ihrem urſprünglichen Wohnſitz und Stamm ſich abgelöſt haben, und über den Mongofluß nach dem Mangambagebiet gegen Südoſten gezogen ſind. Ein Verbindungsglied zwiſchen Barombi und Abokſtamm iſt auch das Barombiſtädtchen „Kang", welches, unweit vom Mongofluß gelegen, auf den Weg hinweiſen dürfte, den die Abo bei ihrer Auswanderung von Barombi her gemacht haben.

Die Barombi ſind ein gutmütiges, gaſtfreundliches Völkchen, aber erregbarer als die ſie umgebenden Stämme. Der reiſende Weiße findet bei ihnen meiſt freundliche und verſtändnisvollere Aufnahme als im Hinterlande; auch ſcheint hier die Frau mehr Bedeutung zu haben als dort, wenigſtens beteiligt ſie ſich mehr am Geſpräch der Männer. In Ordnung und Reinlichkeit laſſen ſie manches zu wünſchen übrig.

B. Stämme mit gemeinſamer Sprache.

(Bakunduſprache.)

1. Barondo (auch Balondo),
2. Mbonge,
3. Barue (auch Balue),
4. Bakundu.

Die bedeutendſten Stämme des Hinterlandsgebiets ſind die zur Bakunduſprache gehörigen, welche, von kleinen dialektiſchen Unterſchieden abgeſehen, alle die Bakunduſprache reden. Es ſind dies die obigen 4 Stämme.

1. Die Barondo ſind an Zahl der kleinſte Stamm und ſcheinen überhaupt auf dem Ausſterbeetat zu ſtehen. Sie haben ihren Wohnſitz am Unterlauf des Memefluſſes, ziehen ſich aber von dort gegen die Küſte, dem Delta des Rio del Rey zu. Doch ſind dieſe Städte meiſt verlaſſen und zum Teil zerſtört Beſonders die Zerſtörung von „Iloani“ (u. „Boa“) hat dem Südgebiet den Todesſtoß gegeben; denn dieſe beiden waren die bedeutendſten Barondoſtädte, mit je ungefähr 100 Häuſern, was nach den Ruinen noch zu ſchätzen iſt. Die noch vorhandenen Bewohner dieſer Städte leben meiſt zerſtreut in den Wäldern. Die Pocken, die ums Jahr 1896 und 97 im Hinterland wüteten, haben beſonders unter den Barondo furchtbar aufgeräumt; zahlreiche Häuſer ſind vollſtändig ausgeſtorben und ſtehen heute verlaſſen da. Außer einigen Weilern giebt es nur noch drei eigentliche Barondoſtädtchen: Ekondo, Lobe (falſch „Ndobe“) und Kumbe. Alle andern ſind mehr oder weniger verfallen, beſonders die am linken Memeufer, nach der Küſte zu gelegenen. Die Barondo ſind von ſanfter, ruhiger Gemütsart und ohne viel Energie. Bei ihnen, wie auch bei dem nahverwandten Mbongeſtamm iſt die Sitte des Weiberkaufs weniger vorhanden. Die Heiraten kommen durch freie Wahl zuſtande, doch ſtellt ſich der Bräutigam beziehungsweiſe Schwiegerſohn durch die Heirat dem Schwiegervater gegenüber in ein gewiſſes Dienſtverhältnis, indem er verpflichtet iſt, für dieſen jede gewünſchte Arbeit zu verrichten. — Bis in die letzten Jahre hinein hatten die Barondo in ihrem Gebiet viel von Eleſanten zu leiden, welche ihre Plantagen plünderten und verwüſteten. Sie wohnten daher häufig in den Pflanzungen, um ſie des Nachts durch Feuer und Lärm vor den einbrechenden Eleſanten zu ſchützen. Zahlreiche Knochen und Eleſantenſchädel werden auch noch in den Städtchen umher gern zu Sitzbänken verwendet, wobei etwa zwei Schädel mittelſt eingeſteckter Querſtangen und Baumſtämmchen zu einer Ruhebank verwendet werden. Auch die dort üblichen, zuſammenlegbaren Bockſtühlchen ſind häufig mit einem Eleſantenohr ſtatt Antilopenfell als Sitzleder beſpannt. Doch auch hier iſt dieſer gewaltige Urwaldbewohner in ſtarkem Abnehmen begriffen.

2. Die Mbonge mit ungefähr 20 Städten ſind den Barondo an Sprache, Typus und Sitten am nächſtſtehenden. Ihr Gebiet grenzt an das der Barondo und erſtreckt ſich in nordöſtlicher und nördlicher Richtung hauptſächlich dem Memefluß entlang bis hinauf ins Rumpigebirge. Ihre weſtlichen Nachbarn ſind die Barombi und Barue, ihre öſtlichen die Südbakundu und Baſó. Die größte Mbongeſtadt iſt das am Weg vom Eleſantenſee zum Sodenſee (bezw. Liſonidorf) gelegene „Bekondo“ mit 160 Häuſern. Sie macht einen günſtigen Eindruck ſchon durch die ſorgfältige Pflege der etwas abſchüſſigen Straße, welche auf beiden Seiten mit ſchräg eingehauenen Stufen verſehen iſt, um ein ſicheres Gehen auf dem ſchlüpfrigen Lehmboden zu ermöglichen. Eine weiter ſüdlich gelegene, größere Stadt desſelben Stammes „Marumba“ macht trotz ihrer ſonſt hübſchen Anlage einen weniger guten Eindruck, da ihren Bewohnern in der nahegelegenen Mbongefaktorei Gelegenheit zu übermäßigem Schnapsgenuß gegeben iſt, der ſie von Jahr zu Jahr dem Ruine erſichtlich näher bringt. — Die nördlichſte Mbongeſtadt iſt das, auf einem hohen Berge des Rumpigebirges gelegene „Jſanga“. Der Platz, auf dem die öffentlichen Verhandlungen abgehalten werden, iſt hier die höchſtgelegene Stelle in der Stadt, und iſt mit einem hübſchen Raſen bewachſen. Von dieſem Zion aus ſchweift der Blick gegen Südoſten wohl 40 Stunden weit

über das Tiefland weg, aus welchem die bläulichen Gruppen der Bakoſi- und Manengubaberge ſich iſoliert erheben und aus der Ferne herüber grüßen.

In den ſüdlichen Mbongeſtädten des tiefer gelegenen Hügellandes, ſowie in einigen andern Städten dieſes Gebietes trifft man auffallend häufig Leute, welche mit ſonderbaren, lipomenartigen Auswüchſen an Armen, Rücken oder andern Stellen behaftet ſind. Sackartig herunterhängend übertreffen dieſelben oft die Größe eines Kinderkopfes. Auch Kröpfe ſind nicht ſelten. Die bei den Küſtennegern ſo verbreitete, unter dem Namen „Pola" (auch „Fora") bekannte Hautkrankheit mit ſchrecklichen, von innen aufbrechenden Wunden, iſt auch in dieſen Hinterlandsdiſtrikten häufig. Ferner haben ſeinerzeit die Pocken nicht nur unter den Barondo und Barombi, ſondern auch den Mbonge gehauſt.

3. Die Barue (auch Balue) mit etwa 20 Städten beginnen nahe bei den Riodel Rey-Kreeks (= Meerarmen) mit Kita und ziehen ſich in dem nach ihnen benannten Baruegebirge nach Nordoſten bis gegen das Nordende deſſelben, woſelbſt es auch Rumpigebirge genannt wird. Die Barue ſind als Gebirgsvolk etwas rauher als die Mbonge und Barondo, aber von gutmütiger und friedlicher Natur. Die Verkehrswege ihres Gebietes ſind dem gebirgigen Terrain entſprechend meiſt ſehr ſchlecht. Beſonders der ungefähr 12ſtündige Weg zwiſchen Kita, Narendi und Biſoro, desgleichen der nach Bafaka (auch Mafaka) beſteht aus einem, oft ſteil anſteigenden, fortgeſetzten Chaos von Felsblöcken und Steinen. Dieſe Wege ſind deshalb nicht nur äußerſt ermüdend, ſondern von den Weißen geradezu unter Gefahren zu paſſieren. Auch in den höchſtgelegenen Nordoſtgebieten des Gebirges erfordert das Begehen der Wege die größten Anſtrengungen infolge beſtändigen Wechſels von hohen Bergen und tief eingeſchnittenen, engen Thälern; ebenſo verhindern viele ausgetretene Löcher, maſſenhaft über den Pfad ſich ziehende Baumwurzeln, und glatt abgetretenes, reiches Baſalttuffgeſtein ein ſicheres Marſchieren. — Die nördlichſte, wohl 1200 Meter hoch gelegene Barueſtadt „Dikunte" (= la Barue = das Dikume des Baruestammes) mit 170 Häuſern iſt vielleicht die bedeutendſte Stadt des Gebietes bis zu den Banyang und nimmt auch unter den umliegenden Stämmen eine hervorragende Stellung ein. Dies konnte man z. B. wahrnehmen in der allgemeinen Teilnahme der letzteren an einem Trauerfeſt für den im Frühjahr 1900 verſtorbenen Oberhäuptling von Dikume. Dieſer hatte zwar ſchon einige Wochen zuvor das Zeitliche geſegnet und war, wie es beim Tode angeſehener Perſönlichkeiten Sitte iſt, in aller Stille begraben worden. Dagegen wurden in alle Barondo-Bakundu, Mbonge- Barueſtädte Boten geſandt, um zu einem großen „Ngando" (= Feſtreigen) für den „ſchwerkranken" Häuptling einzuladen. Erſt am Feſt wurde den zuſammengeſtrömten Beſuchern die Mitteilung vom Ableben des Stadtoberhauptes gemacht. Bei dieſer Gelegenheit waren Leute der genannten Stämme trotz der ſchlechten Wege zum Teil 15—20 Stunden weit hergewandert, um an den Feſtlichkeiten teilzunehmen. Für ſchwachbevölkerte Länder wie Kamerun, iſt es ein ganz überraſchender Anblick, Tauſende von Menſchen in einer Stadt verſammelt zu ſehen. Der Eindruck geſtaltete ſich aber zu einem grauſigen und mußte den ahnungslos eintreffenden Weißen, der nur von einigen eingebornen Trägern begleitet, durch die toſenden Maſſen ſeinen Weg zu nehmen hatte, ein Gruſeln überkommen, beim Anblick des ſich ihm bietenden Schauſpiels: die breite Straße der Stadt wimmelte von halbnackten Menſchen, während der Feſtplatz vor der Hütte des verſtorbenen Häuptlings faſt ganz von den Fetiſch-

leuten beſetzt war. Einige Hundert von dieſen hatten die mannigfaltigſten karnevalartigen Koſtüme angelegt, oder waren an Geſicht und Körper ſchrecklich bemalt. Faſt alle Tänzer hatten als Zeichen der Trauer ein ſchwarzblaues Baumwollleudentuch. Viele trugen farbenreiche Gewänder, rote engliſche Waffenröcke oder aus Pflanzenſchnüren gewobene, den ganzen Körper von Kopf bis zu Fuß einhüllende Kleidermasken, allerlei Flitterwerk, Schärpen, um den Körper baumelnde Glocken, ſchetternden und Lärm hervorrufenden Fetiſchkram, ja ſogar ſilbergeſtickte, mit kleinen Glöckchen beſetzte Gamaſchen. Auf dem Kopf prangten die feurigroten Loſango-Mützen von der Richardſee-Inſel, mit ihren, gleich den Stacheln des Igels ſich ſpreizenden Papageiſedern. Zur Vollendung des grauenerregenden Anblicks waren die Tänzer noch beſchwänzt. Ein aus Meerrohr geflochtener Lendengürtel mit einem lang hintenausſtehenden, ſteif gebogenen Endfortſatz bewerkſtelligte dieſe künſtliche Schwanzvorrichtung. Zur Vervollſtändigung waren dieſe Schwänze mit allerlei Fellen von Leoparden, Affen, Antilopen oder Ziegen u. dergl. überzogen, und das Schwanzende zeigte oft noch einen bunten Federſchmuck. — In weitem, die Straße füllendem Kreiſe, die Muſikbande der Trommler und Pfeifer mitten inne gelagert, bewegte ſich nun die höchſterregte Geſellſchaft in raſendem Einzeltanz in der Runde. Bald trippelnd und tänzelnd, oder hüpfend und Sprünge machend, oder in lauernder Haltung, wie auf Beute vorwärts ſtürzend, oder mit dröhnendem Getöſe den Boden ſtampfend und Staubwolken aufwirbelnd, drehte ſich die Maſſe in immer ſchnellerem Tempo, unartikulierte, faſt huſtende Laute hervorſtoßend. Auch das Mienenſpiel wurde immer erregter und ſchrecklicher, die Muskeln des Oberkörpers fingen an zu fibrieren und ſelbſt die Schwänze gerieten jetzt in auf- und abwärtsfedernde Bewegungen, wobei ſie, dem Takte der Beine folgend, fortwährend am Hinterkopf des Trägers leicht an- und abprallten. Der an ſolchen Anblick nicht gewöhnte Weiße bekommt unwillkürlich den Eindruck, als habe er lauter Beſeſſene und Verrückte vor ſich. Der ganzen Feſtlichkeit war übrigens der Stempel des Feierlichen dadurch aufgedrückt, daß eine ſchwarze, in Lebensgröße geſchnitzte Menſchen-Figur, auf einem Stuhle ſitzend und in feine Tücher gekleidet, auf dem Dache der Häuptlingshütte aufgeſetzt war. Vor dem Hauſe ſtanden auf einem, mit rotem Tuch überdeckten Tiſch zwei kleine Blumenvaſen, während an der Dachtraufe des Hauſes ein prächtiger Plüſchteppich mit eingewirkter Löwenfigur herunterhing. Das Ganze ſollte das verſtorbene Oberhaupt in ſeiner Häuptlingsherrlichkeit darſtellen. — Das war eine Totenfeier, wie ſie ſelten einem Häuptling widerfährt; ſie ließ aber auch deutlich erkennen, welch hervorragende Stellung die Stadt Dikume la Barue unter den Bakundu-ſprechenden Hinterlandsſtämmen einnimmt.

Eine andere, angenehme auffallende Erſcheinung in dieſer Stadt ſind die Schaf- und Ziegenhirten, welche an der Küſte nicht vorhanden ſind. Dikume iſt nämlich einer der viehreichſten Orte, welche im weiten Hinterlande zu finden ſind. Schafe und Ziegen werden täglich von Knaben, welche nackt und nur mit einem Täſchchen und Stöcken ausgerüſtet ſind, in kleinen und größeren Herden über die Berge hinweg in grasreiche Thäler zur Weide geführt und gegen Abend wieder nach Hauſe zurückgebracht. Dieſe höchſtgelegene Barueſtadt macht überhaupt den Eindruck einer angeſehenen und wohlhabenden Stadt.

Von Dikume aus erhebt ſich nun das Barue- bezw. Rumpigebirge noch eine Tagereiſe nordwärts bis zu der Nord-Bakundu-Stadt „Mbakoa", woſelbſt

es die Höhe von ca. 1500 m erreicht und weiterhin sehr rasch nach Norden abfällt. Von dieser Höhe bezw. der Stadt Mbakoa aus bietet sich dem Auge gegen Norden und Nordosten ein ungeheuer weiter Ausblick über das tief unten nach dem Innern sich ausbreitende Banyang-Land dar, dessen Bewohner von den bisher erwähnten Küstenlandsstämmen verschieden sind und nach Sprache und Typus schon zu den Grenzstämmen des Sudan gehören. Fast glaubt der Beobachter ein zauberhaftes Nebelgebilde in der Tiefe vor sich zu haben, wenn er von den äußersten Höhen des Barue-Gebirges den überraschten Blick in die endlose Ferne über das Banyang-Land hinweg schweifen läßt, denn wie ein gewaltiges Meer von Bergen dehnt es sich aus so weit das Auge reicht und nur noch höher aufsteigende Berge scheinen es am blauen Horizonte zu begrenzen, welche zugleich die Treppe zum innerafrikanischen Hochland des Sudan-Gebiets bilden. Ein ebenfalls interessanter Aussichtspunkt nach der entgegengesetzten Seite ist die Barueſtadt Betenge, welche in zwei getrennten Teilen auf einem Bergrücken gegen Südwesten am Wege Dikume—Mosako—Kita liegt. Der Nordwest-Abhang des Kamerungebirges nebst dem zugehörigen Tiefland ist bis gegen die Ausläufer der Rio del Rey-Meerarme hin noch sichtbar. Jene Städtelinie von Dikume, Mosako, Ebobe, Betenge, Itende, Bonji, Weme, Bisovo, Norendi, Beriko nach Kita zieht sich über die höchsten Rücken des Barue-Gebirges und endet bei Beriko-Kita im Tiefland nicht weit von den Kreeks entfernt.

Der Hauptstamm der Hinterlandsbewohner bis zur Banyang-Grenze, welcher durch Seelenzahl uud gute Eigenschaften seiner Bewohner eine in jeder Beziehung dominierende Stellung unter den sprachverwandten Stämmen einnimmt, sind die

4. Bakundu. Sie haben eine energische und als Gebirgsvolk etwas rauhe Art, was sie im Verkehr nicht gerade zu den höflichsten und feinsten Manieren verleitet. Der ganze Stamm mit annähernd 50 Städten zerfällt in zwei Teile, welche ihre Wohnsitze in zwei getrennten Gebieten haben, deren Grenzen etwa 20 Stunden von einander liegen. Es sind die Nord-Bakundu, welche an die Banyang-Grenze stoßen und die Süd-Bakundu, die das Gebiet zwischen Mongo- und Memefluß (O. u. W.) und dem Elefanten- und Richardsee (N. u. S.) größtenteils besetzt haben. Die Nord-Bakundu mit 30—35 Städten befinden sich noch am Ursitz des Stammes. Derselbe zieht sich in einem Halbkreisbogen, beim Bakosi-Gebiet (O.) beginnend, gegen N.-W. über die Nordspitze des Rumpi- bezw. Barue-Gebirges und biegt dann, dem Westabhang dieses Gebirges sich anlehnend, nach S.-W. gegen das Rio del Rey-Gebiet. Einige bekanntere Städte sind: Kombone, Konye, Koba, Mbakoa, Ibemi, Itoki, Mokange, Ituka, Mondemba, Ndiani ꝛc. Die Südbakundu zählen kaum 15 Städte, wovon besonders bekannt sind: Bombe (Basler Missionsstation), Banga (Bakundu ba Nambele), Kake, nahe beim Elefantensee, Marumba ꝛc. Dieser südliche Bakundu-Teil ist nur ein Ableger der Nordbakundu und ist ein vorgeschobener Posten einer früher stattgehabten kleinen Völkerwanderung, die einem allgemein vorhandenen Zug der Inlandsstämme nach der Küste und dem Stapelplatz der von den Weißen ins Land gebrachten Schätze und Herrlichkeiten entsprungen ist. Mehrere solcher Völkerwanderungen sind von den Bakundu schon ausgeführt worden. Nur die letzte ist den Älteren noch in Erinnerung, da viele von ihnen als Kinder noch daran teilgenommen hatten. Dieselbe fand, nach den Angaben

und dem Alter derſelben zu ſchließen, vor etwa 15—20 Jahren ſtatt. Ein Bakundu-Mann von Mbakoa, welcher als junger Burſche die Auswanderung nach Süden mitgemacht hatte und ſpäter wieder nach dem alten Wohnſitze zurückkehrte, erzählt darüber folgendes:

Nachdem ſchon in früheren Zeiten Teile ihres Stammes nach dem Süden ausgewandert waren, entſtand auch in Mbakoa und anderen Städten wie Ibemi, Koba u. ſ. w. eine Bewegung zur Auswanderung. Sie wollten auch dorthin, wo man den Schätzen der Weißen ſo nahe ſei und ſie ſo billig bekomme. Sie zogen nun nach (Süd-) Kombone, nach Boa, nach Nake und Bobe u. ſ. w. und ſiedelten ſich unter ihren Stammesgenoſſen dort an in der Hoffnung, jetzt bekämen ſie die Güter und Waren der Weißen halb umſonſt und müßten nicht mehr ſo viel Palmöl, Gummi und dergl. dafür an Zwiſchenhändler bezahlen, wie in ihrer Heimat. Aber bald hatten ſie erfahren müſſen, daß man hier die gehofften Herrlichkeiten auch nicht umſonſt bekomme. Zu aller Enttäuſchung hin ſeien ſie vollends von ihren egoiſtiſchen Stammesgenoſſen tüchtig übers Ohr gehauen und auf jede Weiſe ausgenützt worden. Waren Wege zu reinigen oder andere ſtädtiſche Arbeiten zu thun, ſo hieß es immer: „beſorget ihr's!“ Kamen ſtammverwandte Gäſte, welche ſolidariſch verbundenen Vereinen anderer Städte angehörten und daher von amtswegen freie Verköſtigung zu beanſpruchen hatten, ſo hieß es: Ihr Hergezogenen, bringet Piſang, bringet Palmöl und Fleiſch für die Gäſte. Für all dies mußten die Zugezogenen aufkommen. Gab es aber einmal Jagdbeute, ſo wurden ſie mit Stillſchweigen übergangen oder übervorteilt. Außer dieſer Aſchenbrödelſtellung behagte ihnen als freien Bewohnern luſtiger Bergregionen das dumpfigheiße Klima des Tieflandes gar nicht. Und als zu alledem auch noch ihre Kinder von der „Pola“ befallen wurden, welches eine tropiſche, unter den Küſtennegern allgemein verbreitete Krankheit mit ſchweren oft handgroßen Wunden iſt, da kam der größere Teil dieſer Wandervögel zu dem Entſchluß: Auf, laſſet uns wieder zurückkehren in unſer altes Heim, hinaus aus dieſem Dampfhafen und hinauf auf unſere Berge mit ihrer kühlen, herrlichen Luft. Fort aus dieſem Land, wo wir ſtatt der erhofften Schätze der Weißen nur Knechtſchaft und Betrug erfahren und unſere Kinder verhext unter Krankheiten hinſiechen müſſen. So kehrten die meiſten nach zweijährigem Aufenthalte im Süden wieder zurück in ihre alten Wohnſtätten und tragen nun ihr Palmöl, Gummi ꝛc. 20 Stunden weit auf dem Rücken nach dem Süden, woſelbſt ſie in den Mbonge- und Kita-Faktoreien Buſchmeſſer, Tücher, Tabak und leider auch Schnaps eintauſchen. Das iſt die Geſchichte der letzten Bakundu-„Völkerwanderung.“

Das Bakwirivolk in Kamerun.

Von A. Seidel.

III.

Laſten werden meiſt auf dem Kopfe getragen, auch wenn ſie ſehr leicht ſind. Ein Bananenblattwickel dient als Unterlage. Gefüllte Tragkörbe mit Früchten oder kleinen Gegenſtänden werden auf dem Rücken getragen und mit einem Gurt befeſtigt. Hühner bindet man mit den Füßen aneinander und trägt ſie an der Hand. Rinder befeſtigt man an den Hörnern und am Schwanz mit Lianen, welche vorn und hinten von je 5 bis 10 Männern feſtgehalten werden. Wird das Tier unruhig, ſo zieht man auf beiden Seiten feſt an. Ein ſolcher Transport verurſacht den Leuten große Aufregung; auf dem ganzen Wege ſingen ſie dazu. Schweine werden beim Transport an einem Hinterbein, Ziegen und Schafe am Kopf angebunden.

Schwere Gegenſtände befeſtigt man an einer Tragſtange, die von 2 Perſonen auf den Schultern getragen wird. Perſonen werden in europäiſchen Hängematten befördert. Der Lohn für Transport von Victoria nach Buea beträgt für 6 bis 8 Träger, die ſich im Tragen abwechſeln, 24 bis 32 Mark.

Die Flüſſe müſſen durchwatet werden; nur ſelten dient ein quergelegter Baumſtamm als Brücke. Brücken aus Lianen ſind im Bakwirigebiet nirgends zu finden. An kleinen ſeichten Flüſſen und Bächen ſind an manchen Stellen große Steine aneinandergelegt, um den Uebergang zu erleichtern.

Die geiſtige Kultur der Bakwiri. Religiöſe Anſchauungen der Bakwiri.

Die Bakwiri glauben an das Daſein Gottes, den ſie Loba nennen, aber nicht verehren; denn Gott zürne ihnen und wolle nichts mehr von ihnen wiſſen. Wenn aber ein Bakwiri in großer Not iſt, ruft er nach Gott: E Loba! Sie glauben, daß Gott die Erde und alles was darauf iſt, geſchaffen hat, auch die Geſtirne in ihren Bahnen lenkt. Nach ihrem Glauben zerfällt das Weltall in drei Abteilungen: die Oberwelt (wase), das Reich des Mukaſſe (ſ. u.) und das Totenreich[1]) (mundi ma bedimo).

Weil Gott den Menſchen nicht half, machten ſich die Bakwiri Götzen. Der Götzendienſt ſcheint aber jetzt gänzlich verſchwunden zu ſein. Nur ſelten noch findet man Götzenfiguren. Ein Untergott iſt Mukaſſe, den man als Teufel bezeichnen kann. Sie ſtellen ſich ihn als ein mächtiges, menſchenähnliches Weſen von rieſiger Geſtalt und weißem Ausſehen vor. Mukaſſe verwehrt den Verſtor-

[1]) Nach Miſſ. Keller.

benen den Eingang in die andere Welt (ſ. u.). Neben Loba und Mukaſſe werden viele Geiſter verehrt. So wohnt ein großer Geiſt auf dem Kamerunberg, der früher ein feuriges Ausſehen gehabt haben ſoll, jetzt aber nur in weißer Geſtalt erſcheint.[1]) Im Meere wohnen Waſſergeiſter. Wen dieſe lieben, den holen ſie zu ſich (er ertrinkt). Geſtesgeſtörte glaubt man von einem böſen Geiſte beſeſſen und hat deshalb große Scheu vor ihnen. Die Geiſter werden Edimo genannt.[2]) Der vornehmſte Geiſt iſt der Yenku. Man glaubt, daß er im Buſche wohne und allgegenwärtig ſei. Als Scholze einſt mehreren Bakwiri ein zoologiſches Bilderbuch zeigte und ſie das Walroß erblickten, ſagten alle, das ſei der Yenku. Das gewöhnliche Volk kann den Yenku nicht ſehen, nur die Zauberer und Yenkuweiber (ſ. u.) ſehen ihn. Der Buſchyenku ſcheint in irgend einem Zuſammenhange mit den Meergeiſtern zu ſtehen. Als nähmlich an einem Markttage von den Bergen ein vom Yenku bewohntes Weib nach Viktoria kam und des Meeres anſichtig wurde, verhüllte ſie ſofort das Geſicht und ließ ſich von anderen Frauen führen, weil, wie die Bakwiri ja auf Befragen antworteten, eine ſolche Frau das Meer nicht ſehen darf. Geſpenſtiſche, von böſen Geiſtern beſeſſene Tiere ſind der Schimpanſe, der Eleſant, der Leopard und die Eule. Auch vor einer dicken, $^3/_4$ m langen, gelb und ſchwarz gemuſterten Blindſchleiche haben die Bakwiri eine Abneigung, da ſie nach ihrem Glauben vom Himmel fallen ſoll und deshalb nyam a loba, (d. h. Gottestier) genannt wird. Einen Schlangenkultus giebt es indeſſen bei den Bakwiri nicht. Vor Blitz und Donner haben ſie wenig Furcht. Sie beſitzen auch weder heilige Bäume noch Tempel, dagegen mancherlei Fetiſche Amulette), (bei den Bakwiri ewongo genannt). Um z. B. junge Küchlein vor Raubvögeln zu ſchützen, ſteckt der Zauberer drei halbe Eierſchalen (von den ausgeſchlüpften Küchlein herrührend) auf einen Stab und befeſtigt ihn in einer Fuge unter dem Dache. Eine geſchnitzte Säule Gras- und Farmbüſchel ſchützen die Haustiere vor Krankheiten. Ein Oelpalmzweig, ſo an einem Dachſparren befeſtigt, daß die einzelnen Blätter herabhängen, ſoll die Ziegen vor Krankheit ſchützen und bewirken, daß ſie oft trächtig werden. (Dieſe letzteren Mitteilungen rühren von Herrn Reichsſchullehrer Fiſcher her.) Eine einflußreiche Rolle ſpielen die Zauberer, die unter ſich in geheimen Verbindungen ſtehen und als Helferinnen Weiber zur Seite haben, die dem Yenkuorden angehören. Die Zauberer behaupten u. a. verlorene Gegenſtände wiederzufinden oder einen Dieb zu ermitteln, wobei ſie das Volk durch mancherlei Taſchenſpielkünſte zu täuſchen wiſſen. Sie ſind beſonders gefürchtet, weil ſie behaupten, Medizin legen zu können, welche einen Menſchen tötet. Im ganzen Bakwiriſtamm giebt es indeſſen (nach Mitteilungen Spellenbergs) nur drei Zauberer. Bei den Bota heißen die Zauberer bato ba ngambi. Neben den Zauberern giebt es auch Regenmacher. Sie nehmen dünne, mit kleinen Blättchen verſehene Grashalme, reißen die Blättchen vom Stengel, zerreißen ſie mit den Händen und werfen ſie dann ins Feuer. Mit einem geſpaltenen Stecken ſpießt der Regenmacher das brennende Gras auf und ſuchtelt damit in der Luft herum. Darnach ſoll es regnen; er ſelbſt aber darf von dieſem Regen nicht trinken; weil er daran ſterben würde.

[1]) Hierin eine deutliche Hinweiſung auf die frühere vulkaniſche Thätigkeit des Kamerunberges. Die Bakwiri nennen dieſen Berg übrigens nicht mongo ma loba, ſondern fako. Der erſtere Name iſt bei den Balong gebräuchlich.

[2]) Vergleiche die Waſimo in Oſtafrika.

Die Yenkuweiber bilden einen Orden, der mit dem Yewhebund in Togo Ähnlichkeit zu haben ſcheint.[1]) Der Yenku nimmt nur in jungen, wohlbeleibten Frauen Wohnung. Die Ausbildung der Yenkuweiber dauert ein Bakwirijahr. Während dieſer Zeit tragen ſie kein Lendentuch, ſondern die Trauerkleidung der Wittwen, ohne ſich jedoch mit Ruß zu beſchmieren. Ihre Hütte darf von anderen Leuten nicht betreten werden. Nach der Vorbereitungszeit wird das Yenkuweib dem Volke vorgeführt und trägt dabei und auch einige Zeit darnach eine Lendenbekleidung aus Büſcheln von Farnkraut. Durch allerlei Verzerrungen der Glieder, Verdrehung der Augen und die umheimlich klingende, wahrſcheinlich durch Bauchrednerkunſt hervorgebrachte Stimme des Yenku wird dem Volke die Gegenwart des Geiſtes dargethan. In der Hand tragen die Yenkuweiber eine geflochtene Klapper, die Yola genannt wird. Wenn ein Yenkuweib die Yola an die Thür einer Hütte ſteckt, darf der Yenku den Bewohnern derſelben nicht helfen. Kann jemand den Zauberer nicht bezahlen, dann ſetzt ihm die Yenkufrau die Yola auf die Stirn, worauf er blind wird. Wahrſcheinlich ſtreut ſie ihm ein Pulver in die Augen. Um das Volk von der Allgegenwart des Yenku zu überzeugen, verſtecken ſich die Yenkufrauen zu gleicher Zeit an verſchiedenen Orten und laſſen die Yenkuſtimme hören, was das Volk in große Angſt verſetzt.[2])

Die Bakwiri glauben an ein Fortleben der Seelen, aber nicht an eine Auferſtehung. Die Seelen ſtellen ſie ſich als ſehr lang und weiß vor. Sie leben unter der Erde in Städten und Dörfern, genau ſo wie die Menſchen auf der Erde, befinden ſich aber in einem vergeiſtigten Zuſtand. Bevor die Seele in die Unterwelt kommt, muß ſie auf einem Baumſtamm über eine tiefe Schlucht wandern, in welcher der Mukaſſe ſich befindet und den Wanderer herunterzuziehen trachtet. Hat nun jemand Angſt, ſo packt ihn der Mukaſſe am Unterkiefer und renkt ihm denſelben aus (ſ. u.). Schreitet er aber mutig vorwärts, ſo reicht ihm die Mukaſſe ſchließlich die Hand und führt ihn ſelbſt in die unterirdiſche Stätte (mundi ma bedimo = Geiſterſtadt, nach Miſſ. Keller). Doch kommen nur die Seelen der Reichen in die Geiſterſtadt; die Seele eines Bakwiri, der im Buſche ſtarb oder wegen Armut keine Ziege ins Grab bekam, kommt in einen Schimpanſen. Damit die Seele mit dem Mukaſſe beſſer kämpfen kann, giebt man Häuptlingen und Zauberern ſtets, anderen Leuten nur auf Verlangen, ein Buſchmeſſer in die Hand, wenn ſie im Sterben liegen. Dasſelbe legt man ihnen auch ins Grab (ſ. o.). Wenn ein Toter im Todeskampf den Mund offen gelaſſen hat, ſo ſagt man: a nongi mo modumba, d. h. er (der Teufel) hat ihn beſiegt. Bei ſeiner Ankunft im Geiſterreich wird er dort ausgelacht und verſpottet (Miſſ. Keller). So erzählt Miſſionar Keller in Victoria, der Vater des jetzigen Häuptlings in Boniadikombo nahm im Todeskampf ein Schwert in die Hand. Darnach hatte er den Mund geſchloſſen, alſo den Teufel beſiegt, wie die Überlebenden ſagten. Der Mukaſſe habe deswegen gefürchtet, der Häuptling werde ihm ſeine ganze Herrſchaft abnehmen und ihn gebeten, laß los, ich gebe dir die Hälfte meiner Herrſchaft! Daher ſei der Häuptling aus der anderen Welt wiedergekommen und habe mehrere Leute ſeines Stammes umgebracht, damit er in der anderen Welt Bekannte habe. (Die Leute

[1]) Vergleiche darüber H. Seidel „Der Yewhekult in Togo". Zeitſchrift für afrikaniſche und ozeaniſche Sprachen. Jahrgang 3. Seite 157.

[2]) Über die Thätigkeit der Yenkuweiber und der Zauberer bei ſchweren Krankheitsfällen iſt bereits auf S. 157 f. berichtet worden.

wurden wahrſcheinlich durch Zauberer heimlich getötet). Um dieſem Morden ein Ende zu machen, ſeien die Leute von Boniadikombo in den Buſch gezogen und hätten mit ihren Gewehren nach allen Seiten hin geſchoſſen, um dadurch die Seele zu vertreiben. Den jetzigen Häuptling Mokoko von Boniadikombo beobachtete Scholze, wie er an mehreren Tagen gegen Abend etwa ¼ Stunde lang auf einer Palme, von der er Palmwein holte und hernach ebenſolange vor ſeiner Hütte immerfort ſang: tato tata máoa awele mokala. Auf Befragen erklärte man ihm, dies bedeute: mein Vater lebt bei den weißen Leuten.[1])

Die Wiederkunft der Seelen fürchtet man ſehr. Wer nachts eine Seele ſieht, muß ſterben. Den Seelen bringt man mitunter Eſſen in den Buſch, und um das Verbundenſein einer Seele mit den noch lebenden Angehörigen darzuthun, eſſen auch dieſe von der Speiſe, dürfen dabei aber nicht vorwärts ſehen, weil dadurch die Seele vertrieben würde. Auch das Seeleneſſen iſt bei den Bakwiri bekannt. In Muſumbu ſtarb ein Mann und der Zauberer gab an, daß ein anderer deſſen Seele gegeſſen habe (a dedi mudi máoa). Er wurde des Mordes angeklagt und nach Victoria zur Unterſuchung eingeliefert, wo er bald darauf im Gefängnis ſtarb. In einen Sack eingenäht, ſollte er zum Friedhof getragen werden, erwachte aber unterwegs, da er nur ſcheintot geweſen war und ſagte zu ſeinen Trägern: „Begrabt mich nicht, ich lebe". Trotzdem wurde er von denſelben lebendig begraben. Außer gewiſſen Feiertagen, die dem Jenku geweiht ſind, giebt es noch den Njo (= Leopard) = Feiertag.

Gerichtsweſen.

Der Häuptling iſt der oberſte Richter; ihm ſtehen der Unterhäuptling und die Aelteſten als Schöffen zur Seite. Die Gerichtsverhandlungen werden in der Häuptlingshütte abgehalten. Kläger und Beklagter ſamt den Zeugen müſſen perſönlich anweſend ſein. Die Verhandlungen werden ſehr gerecht geführt und dauern nicht ſelten bis in die Nacht hinein. Bei der Rechtſprechung ſpielen Willkür und Beſtechen eine große Rolle. Ein geſchriebenes Geſetz iſt nicht vorhanden. Die einzige Richtſchnur iſt die mündliche Ueberlieferung. Beim Fehlen anderer Beweismittel kann die Wahrheit durch Eid oder durch Gottesurteil erhärtet werden. Bei geringen Vergehen, genügt nach Miſſionar Müller der Ausſpruch „bei meinem Vater oder bei meinem Kopfe" zur Feſtſtellung der Wahrheit. Die Ausführung der Gottesurteile geſchieht durch den Zauberer, und zwar vermittels der Oelprobe (bei Diebſtahl, Hurerei und Notzucht) oder vermittels der Giftprobe (waende bei Hexerei). In erſterem Falle muß der Verurteilte ſeine Hand in heißes Oel ſtecken. Bekommt er Blaſen, dann iſt ſeine Schuld erwieſen. Durch ein Pflanzenpulver jedoch, das der Zauberer auf das Oel ſtreut, und welches die Haut ſofort mit einer dünnen Schicht überzieht, kann das Verbrennen der Hand nach Belieben verhütet werden (nach Miſſionar Keller). Bei der Giftprobe, muß der Angeklagte eine Schale Gift trinken, das aus einer Pflanze bereitet wird und bawe heißt. (Nach Miſſionar Müller heiß es kwa)

Die Strafen ſind mannigfaltig. Mörder wurden früher mit einem Buſchmeſſer oder Schwert enthauptet. Totſchläger wurden gehängt. Der Verurteilt, mußte auf einen Baum ſteigen, den Kopf in eine Schlinge ſtecken und ſich ſelbſt

[1]) Dies ſteht in Widerſpruch mit der Angabe auf S. 195.

erhängen. Einem Dieb wurde das Ohr abgeſchnitten, zugleich mußte er das Geſtohlene zurückzahlen. Merkwürdigerweiſe pflegt man auch ſtehlenden Hunden und Katzen die Ohren abzuſchneiden. Wer bei Hurerei und Ehebruch erwiſcht wird, erhält Prügel. Iſt der Ehebrecher ein fremder Mann, ſo muß er dem geſchädigten Gatten zwei bis fünf Ziegen geben; ein Verwandter hat nur ein Schwein als Entſchädigung zu liefern. Läßt ſich ein Bakwiri mit einem ledigen, aber ſchon verkauften Mädchen ein, ſo muß er dem Eigentümer des Mädchens 10 Fäßchen Pulver oder 6 bis 7 Ziegen zahlen.

Beleidigungen läßt ſich der Bakwiri zunächſt ruhig gefallen, vergißt ſie aber nicht, ſondern rächt ſich bei paſſender Gelegenheit. Sehr häufig kommt es vor, daß er einem Stück Vieh des Beleidigers, das ſich auf ſeine Farm verirrt, auf dem Rücken mit dem Buſchmeſſer eine klaffende Wunde beibringt, die den Eigentümer oft nötigt, das Tier zu ſchlachten, oder man pflegt auch das Vieh des Gegners zu vergiften, wozu das Gift einer Pflanze namens mbodo benutzt wird. (Nach Ausſage des Häuptlings Eſeſoa von Bonjongo). Ueber die Blutrache der Bakwiri berichtete Gouverneur Zimmerer im Deutſchen Kolonialblatt, Jahrgang 1893, Seite 288.

Können die Bakwiri eines Verbrechers nicht habhaft werden, ſo vollziehen ſie nach der Mitteilung von Miſſionaren die Strafe an einem Angehörigen oder einem Sklaven desſelben.

Rechnen, Zeitrechnung, Himmelskunde, Verſchiedenes.

Die Bakwiri können bis 100 zählen. Ihr Zahlenſyſtem iſt dekadiſch. 9 gilt als heilige Zahl. Kommt im Geſpräche eine Zahl von 1 bis 10 vor, ſo ſpricht der Redner dieſelbe nicht aus, ſondern zeigt ſie mit ſeinen Fingern an Der andere nennt dann die Zahl. Die Zahlen von 1 bis 7 werden z. B. folgendermaßen angedeutet:

1 = Vorſtrecken des Zeigefingers der rechten Hand.
2 = Vorſtrecken des Zeige- und Mittelfingers derſelben Hand.
3 = Vorſtrecken des Mittelfingers, Gold- und kleinen Fingers der rechten Hand.[1])
4 = Wie bei drei mit Hinzufügung des Zeigefingers.
5 = Alle Finger der rechten Hand.
6 = Mittelfinger, Goldfinger und kleiner Finger ausgeſtreckt, Daumen und Zeigefingers eingeſchlagen.
7 = Die Hände aufeinanderlegen oder Zeigefinger und Mittelfinger der linken Hand auf den kleinen Finger der rechten Hand legen und alle übrigen Finger ausſtrecken uſw.

Beim Rechnen pflegt man ein Blatt in gleich große Stücke zu zerreißen und ſie zunächſt nebeneinander auf den Boden zu legen. Ein Mann hebt hierauf jedes Blattſtück auf und zeigt es einzeln den Umſtehenden, damit ſie ſich überzeugen können, daß er nicht betrügt. Dann wird Blatt für Blatt in dekadiſcher Ordnung

[1]) Dies iſt mir zweifelhaft, da gewöhnlich hierzu der Zeigefinger, der Mittelfinger und der Ringfinger von den Schwarzen benutzt werden. Hiervon ſtammt auch die gewöhnliche Bezeichnung für die Zahl drei bei den Bantu. Vergl. darüber meine Abhandlung in meiner Zeitſchrift für afrikaniſche und ozeaniſche Sprachen, Jahrgang 5 Seite 25.

wieder auf den Boden gelegt und damit ähnlich operiert, wie mit der Rechenmaſchine eines ABC-Schützen.

Regen- und Trockenzeit bezeichnen ſie als je ein Jahr, zählen aber dieſe Jahre nicht. Sie wiſſen daher auch ihr Alter nicht anzugeben. Den Tag teilen ſie in Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Die Zwiſchenzeiten werden nach der Länge des Schattens oder nach dem Rufe des Stundenvogels, der etwa alle drei Stunden ruft, beſtimmt. Ihre Feſte beſtimmen die Bakwiri nach dem Monde, zählen aber die Mondumläufe nicht. Fragt man nach einer Entfernung, ſo erhält man nur zur Antwort, der Weg iſt ſehr weit oder der Weg iſt nicht weit. Das Himmelsgewölbe ſtellen ſie ſich als Waſſer vor. Von Sternbildern kennen ſie den Orion und wahrſcheinlich den großen Bären. Die Venus nennen ſie Frau des Mondes. Eine Sternſchnuppe halten ſie für einen reichen Mann, der auf einem vollbeſetzten Boote oben ſchnell vorüberfährt und dabei auf kurze Zeit ſichtbar wird. Ebenſo glauben ſie vom Gewitter, daß es von einem reichen Manne im Zorn erzeugt wird. Farbenbezeichnungen haben ſie nur für die Hauptfarben. Doch können ſie blau und grün unterſcheiden.

Volkslitteratur.

Sicherlich haben die Bakwiri, wie alle Bantuvölker auch einen reichen Schatz von Fabeln und Sprichwörtern. Doch iſt bisher nichts davon geſammelt worden. Nur zwei Rätſel werden von Miſſionar Müller mitgeteilt:

1. Welche Frau trauert immer? — Der Dachfirſt.

Erklärung: Trauernde Frauen beſtreichen ſich mit Ruß. Der Dachfirſt iſt immer von Ruß geſchwärzt.

2. Welche Frau bekommt ihre Kinder unter der Erde? — Die Makabopflanze.

Erklärung: Makabo heißt die Mutter. Mit dieſem Namen bezeichnet man aber auch ein Auge einer alten Frucht, das in die Erde gepflanzt wird, und aus welchem ſich dann neue Knollen (ihre Kinder) bilden.

Von ihren Tanzliedern und improviſierten Geſängen iſt bereits auf S. 170f. die Rede geweſen.

Die Sprache.

Vorbemerkung: Die Sprache der Bakwiri gehört zu den Bantuſprachen. Als Bantuſprache kennzeichnet ſich das Bakwiri

a) durch den Mangel der grammatiſchen Bezeichnung des natürlichen Geſchlechts. So heißt mo ſowohl „er“ wie auch „ſie“.

b) durch die grammatiſche Unterſcheidung zwiſchen lebenden und lebloſen Weſen, z. B. mu-lana (Weib), aber di-opa (Thür), bw-ee (Baum) u. ſ. w.

c) durch die vorzugsweiſe Verwendung von Vorſilben (Präfixen) zur Bezeichnung grammatiſcher Unterſchiede, z. B. mu-lana (Weib): ba-lana (Weiber); nofi (habe), aofi (hat) u. ſ. w.

d) durch die Einteilung der Hauptwörter in eine Anzahl durch Präfixe unterſchiedene Klaſſen, z. B. mu-lana (Weib), bw-ee (Baum), i-noni (Vogel) u. ſ. w. Die Plurale dazu lauten: ba-lana, mi-ee, ſi-noni.

e) durch die Exiſtenz eines beſonderen perſönlichen Fürworts für jede Nominalklaſſe, das, als Verbalpräfix verwendet, die Perſon bezeichnet, z. B. bwao bo-pongon nde bwee boko = der Kahn er wird gemacht aus einem Baum; eto e-tu, die Maus ſie iſt klein u. ſ. w.

f) durch die Wiederholung der Präfixe des Subſtantivs, beziehungsweiſe die Wiederaufnahme derſelben durch die entſprechenden perſönlichen Fürwörter vor andern, mit dem Subſtantiv in Beziehung ſtehenden Wörtern desſelben Satzes (Attribut, Prädikat, Genitiv, Verbum). Hierdurch entſteht eine Art Alliteration, die wir mit dem Namen Konkordanz bezeichnen, z. B.

mulimi mu moto = ein Alter von einem Manne = ein alter Mann.

lina l-aŋgo, dein Name. beyembe be mboa, Tiere des Hauſes.

g) durch die Stellung des Genitivs hinter ſeinem Regens, z. B. beyembe be-mboa, Tiere des-Hauſes.

h) durch den Mangel an Poſtpoſitionen (nachgeſtellten Verhältniswörtern), z. B. o wanga = auf den Feldern.

i) durch die Wortſtellung: 1. Subjekt, 2. Prädikat, 3. Objekt, z. B. na (ich) oŋgele (erwarte) oa (dich).

Andere Momente, die für Bantuſprachen charakteriſtiſch zu ſein pflegen[1]), finden ſich in der Bakwiriſprache, zum Teil in Übereinſtimmung mit den ſonſtigen Bantuſprachen Kameruns[2]), weniger entwickelt oder fehlen ganz. So ſind die ſchließenden Vokale vor n oder ṅ häufig abgefallen. Die objektive Form des Verbums, die in anderen Bantuſprachen eine ſo hervorragende Rolle ſpielt, ſcheint verſchwunden zu ſein. Auch die pronominale Antizipation des Objekts habe ich in dem bisher vorliegenden Materiale nicht beobachtet.

Wie Meinhof[2]) richtig vermutet hat, gehört die Bakwiriſprache zu den Bantuſprachen mit Duala-Charakter, für die der Gebrauch von motoba (mutoba) für die Zahl „ſechs" kennzeichnend iſt.

Quellen.

Die Quelle für die nachfolgende Skizze bildet hauptſächlich eine Reihe von Aufzeichnungen, welche der verſtorbene Lehrer Flad in Kamerun gemacht hat, und die mir von der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes zur Verfügung geſtellt worden ſind. Auch Scholzes Aufzeichnungen über das Bakwirivolk enthalten einige Notizen. Das Fladſche Material beſteht aus einem Wörterverzeichnis, etwa 80 kurzen Sätzchen mit Duala-Überſetzung und der Wiedergabe einiger Leſeſtücke der Chriſtallerſchen Dualafibel. Da Flad des Duala mächtig war, ſo hat er auch das Bakwiri offenbar ziemlich gut gehört und niedergeſchrieben. An der Korrektheit ſeiner Überſetzungsverſuche habe ich aber nach genauer Prüfung erhebliche Zweifel und durfte daher dieſen Teil ſeiner Aufzeichnungen nur mit großer Beſchränkung benutzen. Das bisher vorliegende Material genügt natürlich bei weitem nicht, um alle Einzelheiten der Grammatik ſchon jetzt klarzuſtellen. Immerhin wird die nachfolgende Skizze, wie ich hoffe, nicht ohne Nutzen für den praktiſchen Gebrauch wie auch als Unterlage für weitere Forſchungen ſein.

Die Laute und ihre Bezeichnung.

Die Vokale ſind

a

e̱ o̱

e o

i u

[1]) Vergl. meine Grundzüge der Grammatik der Sprache von Karagwe und Kole in Deutſch-Oſtafrika. Zeitſchr. für afr. und ozean. Sprachen IV, S. 369.

[2]) ſ. C. Meinhof, Die Sprachverhältniſſe in Kamerun. Ebenda II, S. 138 ff.

ę und ǫ lauten offen, alſo wie ä und a͡o (a im engliſchen water), die übrigen wie im Deutſchen. Die Vokale ſind meiſt kurz oder mittellang; beſonders lange Vokale werden durch das Längezeichen (ā) angedeutet.

Eigentliche Zwielauter giebt es nicht; ęi, ao, ua, oa, uę, ai, ea, ia und andere Vokalverbindungen ſind getrennt zu ſprechen.

Den Konſonantenbeſtand der Sprache zeigt die folgende Überſicht:

	Verſchlußlaute. 1. tenues	2. mediae	Reibelaute.	Zitterlaute.	Reſonanzlaute.
a) Kehllaute	k	g, ṅg	h	—	ṅ
b) Gaumenlaute	—	j, nj	y, ny	—	—
c) Zungenlaute	—	—	—	l, r, d	—
d) Zahnlaute	t	nd	s	—	n
e) Lippenlaute	p	b, mb	f, w	—	m

Hiervon lauten wie im Deutſchen k, g, h; t, s, n; p, b, f[1]), m, nd, mb.

j lautet wie dsch, ṅ wie ng (ohne Lautung des g), y wie j (in jagen).

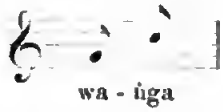
w wird mit beiden Lippen geſprochen, wie im Engliſchen; ṅg lautet wie ng (in lange), ny wie deutſches nj.

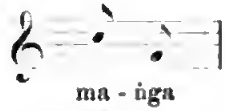
l, r und d werden durch Vibration der Zungenſpitze am vorderen Gaumen gebildet und ſind praktiſch nicht zu unterſcheiden.

Doppelkonſonanten oder Konſonantenverbindungen (außer der naſalierten Reihe ṅg, nj, ny, nd, mb) giebt es nicht.

Jede Silbe beſteht entweder aus einem Vokal allein oder aus einem Konſonanten mit folgendem Vokal. Nur am Wortende finden ſich geſchloſſene Silben auf n oder ṅ, die durch Vokalabfall entſtanden ſind (ſ. o.).

Wichtig iſt auch in der Bakwiriſprache der Tonfall der Wörter, der, wie es ſcheint, den gleichen Geſetzen folgt wie im Duala[2]), z. B.

wāṅgà: ſprich  wa - ṅga

māṅgà: ſprich  ma - ṅga

Dieſer Tonfall haftet feſt am Worte und dient in manchen Fällen zur Unterſcheidung der Bedeutung gleichlautender Wörter. Der Gravis (à) bezeichnet den tiefen, der Akut (á) den hohen Ton.

Das Hauptwort.

Das Hauptwort hat weder Artikel noch Deklination. Dativ und Akkuſatio unterſcheiden ſich vom Nominativ nur durch ihre Stellung hinter dem Zeitwort. Über die Umſchreibung des Genitivs ſ. u.

Die Hauptwörter zerfallen in folgende Klaſſen:

I. Wörter mit dem Präfix mu-, die Perſonennamen bezeichnen.

Z. B. mulana, Weib. mutaṅga, Sklave. muana, Kind.

Als Nebenform findet ſich auch mo-, z. B. moto, Menſch.

[1]) p und f erſcheinen in dem vorliegenden Materiat oft miteinander vertauſcht, z. B. ofa neben opa (haben). Dies läßt vermuten, daß weder p noch f den eigentlichen Laut richtig bezeichnen

[2]) Vergl. Th. Chriſtaller, Handbuch der Duala-Sprache. Baſel 1892. S. 2 f.

Unter gewiſſen Verhältniſſen ſcheint das Präfix auch die volle Form emu- annehmen zu können[1]).

Dieſe Wörter bilden die Mehrzahl mit dem Präfix ba-, das anſtelle von mu- oder mo- tritt: balana, batanga, bato. Vor folgendem a ſteht nur b-, z. B. bana (Kinder).

II. Sonſtige Wörter mit dem Präfix mu-.

Z. B. mulonge, Schaf. muleli, Eſſen. mucbe, Küche. muango, Sprache; Streit. mukō, Piſangſtaude. musai, Korb. munye, Finger. mukomba, Gewehr.

Vor folgendem o (o) lautet das Präfix m-, z. B. m-opo, Kopf. m-opi, Fluß. Ebenſo iſt auch m-ata (Schulter) gebildet.

Den Plural bilden dieſe Wörter mit dem Präfix mi-, z. B. milonge, miebe, mikō, misai, minye, mikomba u. ſ. w.

Mit dem gleichen Präfix bilden auch einige zu andern Klaſſen gehörige Wörter ihre Mehrzahl, z. B. bakalala (Mais), Pl. mibakalala.

III. Wörter mit dem Präfix bw-.

Z. B. bwee, Baum. bwao, Kahn. Daneben kommt eine verlängerte Form der Vorſilbe vor, z. B. ebwao (Kahn). Für die Formen bo- (und b-) des Präfix, die im Duala häufig ſind, fehlen Beiſpiele.

Auch dieſe Wörter bilden ihre Mehrzahl mit mi- (vor Vokalen mitunter zu m- verkürzt), z. B. miee (Bäume), mao (Kähne).

IV. Wörter mit dem Präfix di- (li-).

Z. B. diopa, Thür. disonga, Zahn. libonde, Becher, Taſſe. liwendi, Meſſer. lina, Name. lioki, Salbe. libato, Tuch. diwunga, Bauch. dinongo, Bett.

Vor Vokalen nimmt das Präfix gewöhnlich die Form j- an, z. B. jimbi, Sprechtrommel.

Die Mehrzahl bilden dieſe Wörter mit der Vorſilbe ma- (vor Vokalen mitunter verkürzt zu m-), z. B. maopa (Thüren), masonga (Zähne), mabonde (Becher, Taſſen) u. ſ. w.

Viele Wörter haben das Singularpräfix verloren, bilden aber ihre Mehrzahl dennoch mit ma-, z. B. ndawo (Haus): mandawo; loba (Gott): maloba u.ſ.w.

V. Wörter mit dem Präfix e-.

Z. B. ebwie, Banane. eto, Maus. eyombe, Habicht. esae, Feder. ediba, Schnecke. esele, Pfand. eboki, Teller. elinge, Seele, Geiſt.

Die Mehrzahl bilden dieſe Wörter mit der Vorſilbe be-, z. B. bebwie (Bananen), beto (Mäuſe), beyombe (Habichte), besae (Federn) u. ſ. w.

Auch manche Abſtrakta haben das Präfix be-, ohne Pluralbedeutung zu haben, z. B. beboteri, Anfang.

Anm. Statt e- und be- ſchreibt Flad in einzelnen Fällen i- und bi-[2]).

VI. Wörter mit dem Präfix i-.

Z. B. inoni, Vogel. ikako, Rippe. iluwan, Schlüſſel.

Einzelne Wörter haben im Singular das Präfix j-, z. B. jondo, Ring.

Die Mehrzahl hat das Präfix lo-: lononi (Vögel), loluwan (Schlüſſel), londo (Ringe).

ikako hat im Plural okako.

[1]) Ähnlich wie in der Sprache von Uganda, der Yao, der Herero u. ſ. w.

[2]) Im Wörterbuch ſind ſolche Wörter vorerſt unter e- eingereiht.

VII. Wörter ohne beſonderes Präfix.

Eigentlich haben die Wörter dieſer Klaſſe das Präfix n, das vor b und p zu m, vor g zu ṅ, vor Vokalen zu ny- (längere Formen auch en-, em-, eṅ-, eny-) wird, ſonſt aber meiſt abgefallen iſt.

Im Plural bleiben ſie unverändert.

Hierher gehören z. B. njo, Leopard. njoku, Elefant. mboli, Ziege. mbaṅgo. ṅgoso, Papagei. ṅgaṅgo, Regenſchirm. ṅgomba, Stachelſchwein. nyama, Tier. mbende, Geſetz. mbwa, Hund u. ſ. w.

Das Genitivverhältnis.

Der Genitiv ſteht hinter dem regierenden Hauptwort. Zwiſchen beide tritt eine Partikel, welche aus dem charakteriſtiſchen Pronomen der Klaſſe des regierenden Hauptwortes mit (oder ohne) Hinzufügung der Präpoſition a (von) gebildet iſt, z. B. masoṅga ma eto = die Zähne die von (ma = ma-a) der Maus = die Zähne des Maus.

Die Genitivpartikeln der einzelnen Klaſſen ſind

	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.
Sing.	a, mu	ma, mu	ba	la	a	**a**	a
Plur.	ba	**ma**	**ma**	ma	**ba**, be	**la**	a

Die durch den Druck hervorgehobenen Formen, die aus dem vorhandenen Material nicht zu belegen waren, ſind nach Analogie des Duala ergänzt und wohl völlig ſicher.

Der Schlußvokal des voraufgehenden Wortes wird vor der Genitivpartikel a elidiert, z. B. mot'a disoṅgo, Mann der Jagd (= Jäger); muan' a eyombe, Junges des Habichts.

Das Eigenſchaftswort.

Iſt ſchon im Duala die Zahl der Eigenſchaftswörter ſehr beſchränkt, ſo ſcheinen ſie in der Bakwiriſprache ganz zu fehlen. Sie werden erſetzt

a) durch Zeitwörter wie

moṭo, müde ſein.	yoka, fröhlich ſein.
woka, krank ſein.	pili, traurig ſein.
lo, ſchön, gut ſein.	tu, klein ſein.

b) durch abſtrakte Hauptwörter im Genitiv (attributiv) oder im Nominativ (prädikativ), z. B. masoṅga ma leyaṅga = Zähne der Schärfe = ſcharfe Zähne. bwao bo beli bowawa, Kahn er iſt Länge = der Kahn iſt lang.

Das Fürwort.

Das perſönliche Fürwort hat zwei Formen, eine längere, die wie das franzöſiſche pronom disjoint gebraucht wird, und eine kürzere, die als Subjekt mit dem Verbum verbunden wird.

a) das abſolute Pronomen:

mba, ich, mir, mich.	so (?)[1]), wir, uns.
oṅ, du, dir, dich.	anyu (?), ihr, euch.
mo, er, ihm, ihn; ſie, ihr, ſie.	babo, ſie, ihnen.

Dieſe Formen bezeichnen, wie man ſieht, ſowohl das Subjekt wie auch das (nähere und entferntere) Objekt.

[1]) Flad giebt mbambite und so.

b) das Konjugationspronomen.

na, ich.	di, wir.
o, du.	lo, ihr.
a, er, ſie.	ba, ſie.

Die Pronomina a und ba können nur mit Bezug auf lebende Weſen gebraucht werden, gleichviel, welcher Klaſſe im übrigen das Hauptwort angehört, auf welches ſie ſich beziehen.

Bezieht ſich das Fürwort der dritten Perſon dagegen auf ein Hauptwort, das einen lebloſen Gegenſtand bezeichnet, ſo treten beſondere Formen, je nach der Klaſſe und Zahl des Hauptwortes ein:

	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.
Sing.	mu	bo	li	e	i	e
Plur.	mi	mi	ma	be	lo	i

Bezeichnet ein Hauptwort der II.—VII. Klaſſe ein Lebeweſen, ſo können in Beziehung darauf entweder die Pronomina a und ba oder die eben erwähnten Klaſſenfürwörter gebraucht werden.

Die beſitzanzeigenden Fürwörter ſtehen hinter dem Hauptworte; ſie lauten:

-am, mein.	? unſer.
-aṅgo, dein.	-anyu, euer.
-ao, ſein, ihr.	-abu, ihr.

Vor dieſe Silben tritt nun noch die entſprechende Genitivpartikel, mit welcher ſie zu folgenden Formen verſchmelzen.

	I.		II.		III.		IV.	
	a) Sing.	b) Pl.	a) Sing.	b) Pl.	a) Sing.	b) Pl.	a) Sing.	b) Pl.
mein	am	bam	mam	mam	bam	mam	lam	mam
dein	aṅgo	baṅgo	maṅgo	maṅgo	baṅgo	maṅgo	laṅgo	maṅgo
ſein	ao	bao	mao	mao	bao	mao	lao	mao
euer	anyu	banyu	manyu	manyu	banyu	manyu	lanyu	manyu
ihr	abu	babu	mabu	mabu	babu	mabu	labu	mabu

	V.		VI.		VII.	
	a) Sing.	b) Pl.	a) Sing.	b) Pl.	a) Sing.	b) Pl.
mein	am	bam	am	lam	am	am
dein	aṅgo	baṅgo	aṅgo	baṅgo	aṅgo	aṅgo
ſein	ao	bao	ao	bao	ao	ao
euer	anyu	banyu	anyu	banyu	anyu	anyu
ihr	abu	babu	abu	babu	abu	abu

Die Formen mit anlautendem a werden alſo gebraucht bei den Klaſſen Ia, Va, VIa, VIIa und VIIb; die mit anlautendem b bei Klaſſe Ib, IIIa, Vb; mit anlautendem l bei Klaſſe IVa, VIb, mit anlautendem m bei Klaſſe IIa, IIb, IIIb, IVb.

Beiſpiele: lina laṅgo, dein Name; bana bam, meine Kinder.

Die hinweiſenden Fürwörter ſind noch nicht bekannt; ſie unterſcheiden ſich vermutlich, wie im Duala, nach Klaſſen und Zahl. Nur zwei Beiſpiele finden ſich in meinem Material: y'etanda, dieſer Käſer (ſtatt ye etanda), und nin loko, dieſe Frucht.

Auch über die relativen und die fragenden Fürwörter wiſſen wir noch wenig. ne heißt wer? z. B. lina laṅgo li beli ne, dein Name (er) iſt wer? wie heißt du?

Das Zahlwort.

Die Grundzahlen ſtehen hinter dem Hauptwort. Die von 1—5 ſind veränderlich nach Zahl und Klaſſe des Hauptwortes; die Abwandlung erhellt aus der folgenden Überſicht:

Klaſſe	1.	2.	3.	4.	5.
I.	mo, moko	babake	bayao	banei	bata
II.	mo, mokō	mibake	miyao	minei	mita
III.	bō, boko	mibake	miyao	minei	mita
IV.	diwo, diwoko	mabake	mayao	manei	mata
V.	ewo, ewoko, epoko	bebake	beyao	benei	beta
VI.	iwo, yoko (yo, jo)	lobake	loyao	lonei	lota
VII.	po, poko	ibake	iyao	inei	ita.

Beim Zählen verwendet man die Formen yoko (epoko), ibake (bebake), iyao (beyao), inei (benei), ita (beta).

Die folgenden Zahlen ſind unveränderlich; nur 1—5 werden auch in zuſammengeſetzten Zahlen abgewandelt:

6. motoba	20. mbange[1])
7. disamba	30. muayao
8. ewambi	40. muanei
9. dibua	50. muata
10. diome	60. mumotoba
11. diome na yoko	70. mudisamba
12. diome na -bake	80. muewambi
13. diome na -yao	90. mudibua
14. diome na -nei	100. ebwe
15. diome na -ta	200. bebwe bebake
16. diome na motoba	300. bebwe beyao u. ſ. w.

1000 iſt iko, Pl. loko (-li); 10000 diome la lokoli. Die einzelnen Teile zuſammengeſetzter Zahlen werden durch na (und) verbunden, z. B. lokoli lota na bebwe ewambi na muayao na bebake = 5832. Wie die veränderlichen Zahlen ſcheint auch -ti (wieviel?) behandelt zu werden, z. B. balana bati (wieviel Frauen?), mao mati (wieviel Bote?).

Das Zeitwort.

Das Zeitwort bildet ein Aktiv und ein Paſſiv, hat eine Form für die Gegenwart und die Vergangenheit, muß aber das Futur durch Umſchreibung bilden. Die Perſon wird durch Vorſetzung der perſönlichen Konjugationsfürwörter gebildet, z. B.

na beli, ich bin	di beli, wir ſind
o beli, du biſt	lo beli, ihr ſeid
a beli, er (ſie) iſt.	ba beli, ſie ſind.

Anm. In der dritten Perſon gelten natürlich hinſichtlich der Wahl des Fürworts die oben S. 203 gegebenen Regeln.

Die Grundform iſt der Imperativ: bola, gieb!

Gleichlautend damit iſt der Infinitiv, der oft mit o (zu) verbunden wird: o bola, zu geben.

[1]) oder muaya (?).

Die Grundform endigt meiſt auf a, oft aber auch auf o oder e (auch u und i?) z. B.

la, eſſen	samba, ſagen
bia, wiſſen, kennen	mende, zurückkehren
ja, kommen	kokise, vermehren
diá, ſitzen, wohnen	le, ſchön ſein
wa, ſterben	tu, klein ſein
bwea, thun	ene, ſehen.

Das Präſens wird einfach durch Verbindung des Subjektsfürworts mit der Grundform gebildet: na la, ich eſſe; eine Dauerform desſelben ſcheint durch die zwiſchen Fürwort und Verbum tretende Partikel mu (ma) bezeichnet zu werden: na mu la, ich eſſe eben gerade (engliſch: I am eating).

Die Vergangenheitsform hat wie im Duala teils die Endungen -i, -o (e), teils die Endung -edi, z. B. na sambi, ich ſagte; na ledi, ich aß; na jedi, ich kam; a wedi, er ſtarb. Genaueres darüber läßt ſich z. Zt. noch nicht ſagen.

Eine Vergangenheitsform der Dauer wird mit Hilfe von bei (= boli, ſein) gebildet, z. B. di bei di ofa, wir hatten (entſprechend dem Duala: di ta di ben).

Das Futurum wird mit dem Hilfszeitwort ende (gehen) und folgendem Infinitiv umſchrieben:

n'ende bene, ich werde haben
o ende bene, du wirſt haben
a ende bene, er wird haben.

Das Verbum haben wird teils durch bene (verkürzt ben), teils durch ofa (oder opa) ausgedrückt. Das letztere wird für das Präſens in der Vergangenheitsform gebraucht, ſcheint alſo eigentlich „bekommen" zu bedeuten:

n' ofi, ich habe	di ofi, wir haben
o 'fi, du haſt	l' ofi, ihr habt
a ofi, er hat	ba ofi, ſie haben.

Die Verneinung iſt sa (oder si?); ſie tritt zwiſchen Subjektspronomen und Verbum, z. B. a sa bei a opa, er hatte nicht.

Das Paſſiv iſt bisher nur in einer Form nachgewieſen: e sambabe es wird geſagt, von samba (ſagen); es wird alſo wie im Duala gebildet.

Von abgeleiteten Grundformen finden ſich die Kauſativform auf ise und die Gegenſeitigkeitsform auf en(e), z. B. kokise, vermehren; longamene, einander begegnen.

Verhältniswörter.

Mit Sicherheit läßt ſich bisher o als allgemeine Ortspräpoſition (in, an) feſtſtellen.

Wörterverzeichnis.

a. Bakwiri-Deutſch.

Vorbemerkung: Die Promina und die Zahlwörter ſind nicht nochmals aufgeführt.

andi, kaufen.	bele, rufen.
bakalala, Pl. mibakalala, Mais.	bende, zerbrechen.
banga, laufen.	bene, haben.
beboteri, Anfang.	benge, wieviel.

beono, Yams (ſ. loyono).
bia, wiſſen, kennen.
bola, geben.
bowawa, Länge.
bwao (ebwao), Pl. mao, Kahn.
bwea moson (mnsoni), arbeiten.
bwee, Pl. miee, Baum.
da, Perf. dedi (ſ. la), eſſen.
diá, ſitzen, wohnen.
dia, Hand, ſ. lia.
diaŋgaka, erwarten.
dibua la, eine Menge von viel.
dikaŋ, der untere, mit dem Stamme verwachſene Teil des Blattſtieles der Piſangſtaude.
dike, fällen (Holz).
diko, Pl. mako, Piſangſtaude (ſ. muko).
dinoŋgo, Pl. manoŋgo, Bett.
dioŋgo, Pl. maoŋgo, Topf.
diopa, Pl. maopa, Thür.
disoŋga, Pl. masoŋga, Zahn.
disoŋgo; mot'a disoŋgo, Jäger.
ditobo, Erbſe.
diumbe, Ohrfeige.
diwoŋgo, Sprechtrommel (= iwoŋgo).
diwnŋga, Pl. mawuŋga, Bauch.
diwuse, Pl. mawuse, Termite.
diya, Felſen.
doŋgamene, einander begegnen.
dúà, Weinen.
ebambu, Brett.
ebenye, ein Stück Wellblech.
eboŋgo, Pl. beboŋgo, Stock.
ebwei, Sonne.
ebwie, Pl. bebwie, Banane.
ediba, Pl. bediba, Schnecke.
eja (Flad ija), Pl. beja (bija), Schuppentier.
eboki, Pl. beboki, Teller.
ekoko, Bruſt.
ekola, Pl. bekola, Korb.
ekidi (ikidi), Ebenholz.
ekopi, Trinkglas.
ekoto, Mütze.
elaka, Trauerſchürzchen.
eliŋge, Pl. beliŋge, Seele, Geiſt.
eluka (iluka), Flaſche.
ema, Pl. ema, Meerkatze.
emo, Pl. bemo, Geſpenſt.
endene, bringen (hin).
ene, Perf. eni, ſehen.
enyano, Biene.
enyoa, Gürtel.
epaka, Pl. bepaka, Zimmer.
epaki, Ruder.
epindi, Schießpulver.
eponji, Faß.
esae, Pl. besae, Feder.
esilo (isilo), Fauſt.
eso, Säge (engl. saw).
esopi, Seife (vom engl. soap).
etanda, Pl. betanda, Käfer.
etenge (itenge), Thongefäß.
eto, Pl. beto, Maus.
etoko, Löffel.
etone, Nagel.
ewaŋg'a moto, reicher Mann.
eyeki, Pl. beyeki, Eiſen, Waffen.
eya, ja.
eyemba, Pl. beyemba, Freund.
eyi, Schärfe.
eyoba, Schuppe (des Fiſches).
eyoko, unbeſchnitten.
eyombe, Habicht.
eyube, Huhn (ſ. ynba).
ijoko, Pfeffer.
ikako, Pl. okako, Rippe.
ikidi, Kamm.
ikondi, Bohne, Reis.
ikwa, Salz.
iluwan, Pl. loluwan, Schlüſſel.
imbi, Palmnuß.
inoni, Pl. lononi, Vogel.
iwoŋgo, Sprechtrommel.
ja, Perf. jedi, kommen.
jae, nein.
jeje; muana jeje, mein Bruder, meine Schweſter.
jeli, o-onu, geht es dir gut?
jimbi, Sprechtrommel.
jodi, Brennholz.
jojo, viel.
jondo, Pl. londo, Ring.
joŋge, Ente.

jo̱ńgo, Pl. lo̱ńgo, Topf.
jo̱ńgo, Leguan.
jome̱te, etwas.
jumbe, nagen.
kema, Pl. kema, Meerkatze.
kokise, vermehren.
kule, fertig ſein.
la, Perf. leli, eſſen (ſ. da).
lea, teilen.
le̱e, zeigen.
le̱nde, gehen.
leti, ſehr.
leyańga, Schärfe (?).
lia, Hand.
libato, Tuch.
libonde, Becher, Taſſe, Krug.
lina, Name.
lioki, Salbe.
liwe̱ndi, Meſſer.
lo̱yono, Yams.
lo, ſchön ſein, gut ſein.
loba, Pl. maloba, Gott, Götze.
loo; mos'a loo, Fiſcher.
maimbi, Kraft, Macht.
makuwe, Fröſche.
mańga, Ledertaſche.
mase̱ńge, Floſſen (?).
mata, Pl. miata, Schulter.
mbańgo, Pl. mbańgo, Löwe.
mavuja, Palmöl.
mbambe ńgo, meine Großmutter.
mbende, Geſetz.
mbeńga, Taube.
mboa, Haus.
mboli, Pl. mboli, Ziege.
mbwa, Hund.
meko, Piſangfrüchte.
me̱nde, zurückkehren.
mimba, Palmwein.
miso, Augen.
mōndo, Schwanz.
mo̱nye, Erde, Grundſtück.
mo̱pi, Pl. mio̱pi, Fluß.
mopo, Pl. miopo, Kopf.
moso, Waſſer.
moso̱n (= muso̱ni), ſ. bwea.
mote, lang.
moto, Pl. bato, Menſch.
mo̱to, müde ſein.
muambala, Katze.
muana, Pl. bana, Kind.
muańgo, 1) Sprache, 2) Streitſache, Palaver.
mugbe, Pl. migbe, Küche.
mue̱n (emue̱n), Gaſt.
mnende, Fuß.
mneńgu, Pl. mieńgu, Halskette.
mnkō, Pl. mikō, Piſangſtaude.
mnkomba, Pl. mikomba, Gewehr.
mnlana, Pl. balana, Weib.
mule̱be, na beli — ich bin faul.
muleli, Pl. mileli, Eſſen.
mulińgan, lieben, gern thun.
mulo̱ńge, Pl. milońge, Schaf.
muna, alt.
mundeneńgo, Pl. bandeneńgo, Häuptling.
munya, das Grasabbrennen.
mnnye, Finger.
mupesa, Knabe, Diener.
mnsai, Pl. misai, Korb.
mutańga, Pl. batańga, Sklave.
na, und (wortverbindend).
nate̱na, bis.
ndawo, Pl. mandawo, Haus.
nde, und (ſatzverbindend)
ndidi (indidi), Wind.
ndosanja, Krokodil.
ne̱ni, bekommen, erhalten.
ńga, ſehr.
ńgańgo, Regenſchirm.
ńgata, Korb.
ńgoa, Pl. ńgoa, Schwein.
ńgomba, Stachelſchwein.
ńgombe, Zeit.
ńgonja, Matte aus Palmblättern.
ńgoso, Papagei.
ni, wo?
njambi, Buſchmeſſer, Schwert.
njo, Leopard.
njo̱ku, Pl. njo̱ku, Eleſant.
no̱to, müde ſein (n'o̱to?)
nyama, Pl. nyama, Tier; Fleiſch, nyamabwabe, Schlange.

nyopinga, Apfelſine.
o, in.
oba (yoba?), ſprechen; oba muaŋgo, erzählen; obana, ſagen zu.
oka (woka?), krank ſein.
olo, Größe.
onn, ſ. jeli.
opa (ofa), bekommen; n'opi, ich habe.
oten, dort.
paki, Ruder (ſ. epaki).
pe, auch.
pili, traurig ſein.
pimba, werfen.
saa, werden (Hilfszeitwort der Zukunft?).
samba, ſagen; sambang, ſagen zu.
see, nicht (da) ſein.
tate, Herr.
tati (Perf.), a tati, er wurde zornig.
te, wenn; e eni te, wenn er ſieht.
teŋ, klein ſein.
tinda, ſteuern.
tofo, Streit.
tu, klein ſein.
wa, Perf. wedi, ſterben.
waŋga (baŋga), davonlaufen.
wàngá, Feld, Wald.
waŋga, ſagen.
wawa, lang ſein.
wele, können.
wilaŋga, wegnehmen.
woŋgo, Kartoffel.
wunya, Tag.
wusa, herauskommen, hinausgehen.
yabon, heute.
yobo, Arzenei.
yoka, fröhlich ſein.
yokwe, Trockenzeit.
yoma, Ding, Sache.
youdaŋga, o-, zu Hauſe.
yuba (ſ. eyube), Huhn.

b) Deutſch-Bakwiri.

alt, muna, mutiti.
Anfang, beboteri.
Apfelſine, nyopinga.
arbeiten, bwea moson.
Arzenei, yobo.
auch, pe.
Augen, niso.
Banane, ebwie, Pl. bebwie.
Bauch, diwuŋga, Pl. mawuŋga.
Baum, bwee, Pl. miee.
Becher, libonde.
begegnen, einander, dongamene.
bekommen, neni.
Biene, enyano.
bis, natena.
Bohne, ikondi.
Brennholz, jodi.
Brett, ebaunbu.
Bruder, mein, muana jeje.
Bruſt, ekoko.
Buſchmeſſer, njambi.
da, nicht — ſein, see.
davonlaufen, waŋga (baŋga).
Diener, mupesa.
Ding, yoma.
dort, oten.
Ebenholz, ekidi (ikidi).
Eiſen, eyeki.
Elefant, njoku, Pl. njoku.
Ente, joŋge.
Erbſe, ditobe.
Erde, mouye.
erhalten, (= bekommen), neni.
erwarten, diaŋgaka.
erzählen, oba muaŋgo.
Eſſen, muleli, Pl. mileli.
eſſen, la (da), Perf. leli.
etwas, jomete.
fällen (Holz), dike
Faß, epouji.
faul, ich bin —, na beli mulebe.
Fauſt, esilo (isilo).
Feder, esae, Pl. besae.
feilen, lea.
Feld, wàngá.
fertig, kule.
Finger, mouye.
Fiſcher, mot' a loo.
Flaſche, eluka (iluka).
Fleiſch, nyama.

Floſſen, masenge (?).
Fluß, mopi, Pl. miopi.
Freund, eyemba, Pl. beyemba.
fröhlich ſein, yoka.
Fröſche, makuwe (Sing. dikuwe?).
Fuß, muende.
Gaſt, (e) mugn.
geben, bola.
gehen, lende; geht es dir gut? o jeli onu?
Geiſt, eliñge, Pl. beliñge.
gern thun, muliñgan.
Geſetz, mbende.
Geſpenſt, emo, Pl. bemo.
Gewehr, mukomba, Pl. mikomba.
Gott, loba, Pl. maloba.
Götze, loba, Pl. maloba.
Grasabbrennen, mnnya.
Größe, olo.
Großmutter, meine, mbambeñgo.
Grundſtück, monye.
Gürtel, enyoa.
gut ſein, lo.
haben, bene, opa (ofa).
Habicht, eyombe.
Halskette, mueñgu, Pl. mieñgu.
Hand, dia (lia).
Häuptling, mundeneñgo, Pl. bandeneñgo.
Haus, ndawo, Pl. mandawo; mboa, zu Hauſe, o yondañga.
herauskommen, wusa.
Herr, tate.
heute, yabon.
hinausgehen, wusa.
hinbringen, endene.
Huhn, eyube (yuba?).
Hund, mbwa.
in, o.
ja, eya.
Jäger, mot' a disoñgo.
Käfer, etanda, Pl. betanda.
Kahn, bwao, Pl. mao.
Kamm, ikidi.
Kartoffel, woñgo.
Katze, muambala.
kaufen, andi.
kennen, bia.
Kind, muana, Pl. bana.
klein ſein, teñ, tu.
Knabe, mupesa.
kommen, ja, Perf. jedi.
können, wele.
Kopf, mopo, Pl. miopo.
Korb, ekola, Pl. bekola; musai, Pl. misai; ñgata.
Kraft, maimbi.
krank ſein, oka (woka?).
Krokodil, ndosaja.
Krug, libonde.
Küche, muebe, Pl. miebe.
lang, mote (?); — ſein, wawa.
Länge, bowawa.
laufen, bañga.
Ledertaſche, mañga.
Leguan, joñgo.
Leopard, njo.
lieben, muliñgan.
Löffel, etoko.
Löwe, mbañgo, Pl. mbañgo.
Macht, maimbi.
Mais, bakalala, Pl. mibakalala.
Matte (aus Palmblättern), ñgonja.
Maus, eto, Pl. beto.
Meerkatze, ema, Pl. ema; kema, Pl. kema.
Menge, dibua.
Menſch, moto, Pl. bato.
Meſſer, liwendi.
müde ſein, moto, noto. mutiti, alt (ſ. muna).
Mütze, ekoto.
Nagel, etono.
nagen, jumbe.
nein, jae.
Ohrfeige, diumbe.
Palaver, muañgo.
Palmnuß, imbi.
Palmöl, mavuja.
Palmwein, mimba.
Papagei, ñgoso.
Pfeffer, ijoko.
Piſangfrüchte, meko.
Piſangſtaude, mukō, Pl. mikō; diko, Pl. mako.

Regenſchirm, ŋgaŋgo.
reicher Mann, ewang' a moto.
Reis, ikondi.
Ring, jǫndǫ, Pl. lǫndǫ.
Rippe, ikakǫ, Pl. okako.
Ruder, epaki.
Rufen, belɛ.
Sache, yoma.
Säge, esǫ.
ſagen, samba, oba, waŋga; — zu, obana, sambanɛ.
Salbe, lioki.
Salz, ikwa.
Schaf, mulǫŋge, Pl. uuloŋge.
Schärfe, eyi, leyaŋga (?).
Schießpulver, epindi.
Schlange, nyama — bwabɛ, Pl. nyama — bwabɛ.
Schlüſſel, iluwan, Pl. loluwan.
Schnecke, ediba, Pl. bediba.
ſchön ſein, lǫ.
Schulter, mata, Pl. miata.
Schuppe (d. Fiſches), eyoba.
Schuppentier, eja, Pl. beja (Flad: ija, Pl. bija).
Schwanz, mondo.
Schwein, ŋgoa, Pl. ŋgoa.
Schwert, njambi.
Schweſter, meine, muana jejɛ.
Seele, eliŋge, Pl. beliŋge.
ſehen, ɛnɛ, Pl. ɛni.
ſehr, ŋga, leti (?).
Seife, esopi.
ſitzen, diá.
Sklave, mutaŋga, Pl. bataŋga.
Sonne, ebwei.
Sprache, muaŋgo.
ſprechen, oba (yoba), samba.
Sprechtrommel, iwoŋgo, diwoŋge, jimbi.
Stachelſchwein, ŋgomba.
ſterben, wa, Perf. wedi.
ſteuern, tinda.
Stock, eboŋgo, Pl. beboŋgo.
Streit, totǫ.
Streitſache, muaŋgo.
Tag, wunya.
Taſſe, libonde.
Taube, mbeŋga.
Teller, eboki, Pl. beboki.
Termite, diwusɛ, Pl. mawusɛ.
Thongefäß, etengɛ (itengɛ).
Thür, diopa, Pl. maopa.
Tier, nyama, Pl. nyama.
Topf, joŋgǫ, Pl. loŋgǫ; dioŋgǫ, Pl. maoŋgǫ.
Trauerſchürzchen, elaka.
traurig ſein, pili.
Trinkglas, ekɛpi (vom engl. cup.).
Trockenzeit, yokwe.
unbeſchnitten, eyoko.
und, na (wortverbindend), nde (ſatzverbindend).
vermehren, kokisɛ.
viel, jojǫ; dibua la (w. eine Menge von).
Vogel, inɛni, Pl. lonɛni.
Waffen, beyɛki.
Wald, wàngá.
Waſſer, moso.
wegnehmen, wilaŋga.
Weib, mulana, Pl. balana.
Weinen, dŋà.
Wellblech, ein Stück, ebenyɛ.
wenn, tɛ.
werfen, pimba.
wieviel, beŋge.
Wind, (i)ndidi.
wiſſen, bia.
wo, ni.
wohnen, diá.
Yams, loyono, beono.
Zahn, disoŋga, Pl. masoŋga.
Zeit, ŋgombe.
Zerbrechen, bendɛ.
Ziege, mboli, Pl. mboli.
Zimmer, epaka, Pl. bepaka.
zornig; er wurde —, a tati.
zurückkehren, mendɛ.

Ein Beitrag zur Land- und Völkerkunde von Kamerun-Hinterland.

Von G. Spellenberg.

II.

Ungefähr um dieselbe Zeit hat übrigens auch bei einem Teil der Süd-Bakundu einige Verschiebung stattgefunden, welcher die beiden, am rechten Ufer des Mongo-Flusses gelegenen Städte „Bombe" und „Banga" (Bakundu ba Nammwele) ihre Entstehung verdanken. Erstere ist Basler Missionsstation. Diese südlichsten Bakundu hatten ihre alten Wohnsitze südlich vom Elefantensee verlassen und sich am Mongo-Fluß angesiedelt, um nicht nur den Duala-Händlern näher zu sein, welche die Schätze der Weißen von der Küste heraufbrachten, sondern auch um an einem fischreichen Wasser für ihre tägliche Nahrung besser versorgt zu sein. Die Bombe-Leute kamen von der Bakundu-Stadt „Kake" her, deren Bewohner noch heute in nahen Beziehungen zu Bombe stehen, und noch heute werden auch die letzteren oft kurz die „Bakake", d. h. die von Kake, genannt. Den Namen Bombe erhielt die Stadt, wie dies sehr häufig Sitte ist, vom betreffenden Quell oder Flüßchen „Bombe", an dem sie gegründet wurde. Die Bewohner von „Banga", die ihre Stadt ebenfalls nach dem an ihr vorbeifließenden kleinen Wasser „Banga" benannten, hatten ihren früheren Wohnsitz nahe bei der Bakundustadt „Marumba", woselbst noch jetzt ein verwachsener Grasplatz die Stelle des verschwundenen Dorfes kennzeichnet.

II. Lebensweise.

Die Lebensweise der Hinterlandsstämme ist im ganzen bei allen ziemlich gleich. Sie unterscheiden sich von den Küstenstämmen in wohlthuender Weise vor allem durch größeren Fleiß und Arbeitsamkeit, durch Ordnung in Stadt und Haus und weniger anspruchsvolles Benehmen. Auch fällt auf, daß, je mehr man ins Innere kommt, desto größer und bevölkerter auch die Dörfer werden. Und während die Küstenstämme ihre Städte in zerstreuter Ausdehnung oder gar in versteckten Einzelhütten und -Höfen im Busch anlegen, wie besonders die Bakwedi am Kamerungebirge, so betritt man hier beim Passieren der Palisadeneingänge eine breit und schön angelegte, lange Straße, welche von den dicht aneinandergebauten Häusern der Stadt eingefaßt wird und zuweilen noch Seitengassen besitzt. Wo aber Lücken vorhanden sind, da stehen Pisang und Bananen oder sieht man hübsche Kürbisanlagen, deren riesige, flaschenartige Früchte auf vorsorglich eingerichteten Stangengerüsten der Reife entgegenharrend ruhen, um später zu Oel- und Wassergefäßen verwendet zu werden. Die meist mit Lehm ausgemauerten Häuser sind höher und

luftiger als die der Küſtenſtädte. Auf der Hinterſeite ſchließen ſich kleinere, im Viereck dicht angebaute Hütten an, welche für die Frauen des Hauſes als Wohnung dienen und ein kleines Höfchen zur Verrichtung häuslicher Arbeiten umfaſſen. Zweiſtöckige Hütten kommen nur ſelten vor, zeugen aber doch von einem Sinn für Schönheit und Zweckmäßigkeit. Die Schlafſtätten befinden ſich in Haupt- und Nebengebäuden und beſtehen in Holzpritſchen. Meiſt ſind ſie mittelſt einer Art ſpaniſcher Wand aus Matten oder Tüchern abgeſchloſſen. An den Wänden der Hüttenräume ſind auf ſtarken Balkengerüſten mächtige Lager von Brennholz aufgetürmt. Dieſe werden während der Trockenzeit täglich vermehrt, indem die Frauen und Mädchen bei der Heimkehr vom Felde noch die ſchwerſten Laſten dürrer Holzſcheite, welche von umgeſtürzten Bäumen des Urwaldes losgeſpalten werden, nach Hauſe ſchleppen. Obgleich unmittelbar unter dieſen Holzſtößen die offenen Feuerſtellen am Boden ſich befinden und ſcheinbar eine große Feuersgefahr für jene bilden, ſo gehören doch ſonderbarer Weiſe Brandfälle zu den Seltenheiten. Ein vollbeſetzter Holzſpeicher iſt der Ruhm der Hausfrau und nach dem Tode wird ihr Fleiß nach der Größe des hinterlaſſenen Holzvorrates beurteilt. — Die Arbeiten des täglichen Lebensunterhaltes ſind hier gleichmäßiger auf Mann und Frau verteilt, als dies unter den Küſtenſtämmen geſchieht. Bei letzteren hat die Frau nicht nur die Haushaltungs-, ſondern auch die Feldarbeiten, zu verrichten, wobei der Mann nur dem Fiſchfang, Jagd, Handel und Nichtsthun obliegt und jeder Feldarbeit ſich ſchämen würde. Die Hinterländler dagegen arbeiten täglich einen halben Tag im Felde, und was ihnen an Gelegenheit zum Fiſchfang fehlt, das ſuchen ſie durch Jagd zu erſetzen; denn Ziegen, Schafe und Ochſen werden nur bei feſtlichen Gelegenheiten geſchlachtet, und Hühnerfleiſch zu eſſen iſt dem gemeinen Manne vom Fetiſch bei Strafe verboten, nur der Häuptling hat als Oberprieſter das Monopol, und höchſtens bei Feierlichkeiten dürfen auch Mitglieder der Loſangovereine im Fetiſchhaus Hühner als Götzenopferfleiſch verſchmauſen. Eine ſtrafbare und ſchwere Beleidigung iſt es, wenn einer den andern bezichtet, er hätte im geheimen Hühnerfleiſch gegeſſen. Statt deſſen iſt alles Getier des Waldes, „was da kreucht und fleucht", wenigſtens den Männern eine erlaubte und ſtets willkommene Beute. Außer dem Elefanten, den ſie teils in Gruben fangen, teils ihm mit Steinſchloßgewehren, welche mit Eiſen-, Kupfer- und Meſſingſplittern vollgepfropft ſind, zu Leibe rücken, beſteht das Wild in allerlei Antilopen, deren es wohl ſechs oder mehr Arten giebt. Auch kleinere Büffelarten kommen vor. Die Wildſchweine ſind zahlreich und bilden an manchen Orten eine Plage, indem ſie die Felder verwüſten. Auch Stachelſchweine mit ihrem wohlſchmeckenden Fleiſch ſind ſehr beliebt; Wildkatzen und beſonders Zibethkatzen werden häufig als Jagdbeute nach Hauſe gebracht. Mit den Affen, als Meerkatzen, Paviane und dergl., gelingt es den ſchwarzen Jägern nicht ſo leicht wegen der großen Behendigkeit, mit der jene von Baum zu Baum eilen, und vor dem Schimpanſen fürchtet ſich der Schwarze einerſeits, weil er dem Menſchen ſo ähnlich ſei, und andererſeits wegen ſeiner Ohrfeigen und Schläge, welche dieſer Affe mit ſolcher Wucht austeilen könne, daß einem nicht nur Hören und Sehen, ſondern ſogar das Lebenslicht ausgehen könne. Gelingt es zuweilen, einen Leoparden zu erlegen, ſo geht es natürlich ſelten ohne mehr oder minder ſchwere Biß- und Kratzwunden ab. Hat ſich ein ſolcher ſchon mancher Viehdiebſtähle im Dorfe ſchuldig gemacht, ſo kann ihm noch das ehrenrührige Los zuteil werden, daß er zur Strafe an den Galgen kommt, wie es in Bombe einmal geſchah, wo

der maustote Leopard an einem Baum in der Stadt aufgeknüpft worden ist. Diesem Leoparden wurde eine Fetischmütze aus Papageifedern auf den Kopf gesetzt; und während ein wilder Freudentanz um den Viehräuber herum aufgeführt wurde, kühlten die Leute ihr Mütchen an ihm, indem sie ihn noch weidlich durchprügelten, dann zerteilten, in Kessel und Töpfe wandern ließen und zu einem guten Schmause zubereiteten. Schädel, Zähne und Krallen solcher Tiere werden dem „Jsango" (Götzen) zu Ehren dem städtischen Götzenkram einverleibt. — Bemerkenswert ist beiläufig noch eine Behauptung der Schwarzen, daß gewisse Antilopenarten auch Fleisch fressen sollen, was als bekannte Thatsache unter ihnen feststeht.

Die Jagd auf all dieses Wild wird mittelst Netzen ausgeführt. Sie ist Gemeindesache und legt als solche jedem fähigen Manne die Verpflichtung auf, an den jeweiligen Jagden teilzunehmen. Jn jedem Hause hängen zu diesem Zwecke ein oder mehre weitmaschige Jagdnetze, die etwa 1½ Meter breit und 20 Meter lang sind. Jeder hat sein Netz an das des andern anzufügen und am Boden und Gebüsche in vertikaler Stellung gut festzubinden. Auf diese Weise wird ein größeres Stück des Urwaldes im Halbkreis umzäunt. Während außerhalb des Netzes in entsprechenden Entfernungen Leute mit Buschmessern und Gewehren aufgestellt sind, dringen bewaffnete Treiber von der offenen Seite her mit großem Geschrei und Lärmen vor und scheuchen das aufgeschreckte Wild gegen das Netz, in dem es hängen bleibt und von den Treibern oder Wächtern niedergehauen oder geschossen wird. Hat einer sein Netz nicht vorschriftsmäßig befestigt, sodaß ein Tier entschlüpft ist, so hat nach altem Brauche jeder Knabe das Recht, den Schuldigen, selbst wenn dieser schon graue Haare hat, wie einen Buben zu beschimpfen. Außerdem erhält der Schuldige keinen Beuteanteil und muß sogar den Wert des entkommenen Wildes ersetzen. Nach Beendigung der Jagd wird auf einem freien Platze nahe der Stadt sämtliche Beute niedergelegt, gemeinsam zerhauen und verteilt.

Jn Ermangelung von Wildbret werden besonders von den Weibern Bäche und Flüßchen mit kleinen, reifförmigen Handnetzen nach kleinen und kleinsten Krebschen und Fischchen ausgefischt. Viele Tier- und Vogelarten sind den Weibern überhaupt zu essen verboten. Als Delikatessen gelten auch fette Engerlinge und Raupen, welche mit Pfeffertunke zubereitet werden und „sehr gut" sein sollen. Die tägliche Hauptnahrung besteht hauptsächlich aus Pisang mit Pfeffertunke. Zur Abwechslung werden auch einige Arten von Knollenfrüchten, Jams, Minde, Coloeasia, Makabo und Süßkartoffeln gegessen. Mais und Bohnen werden viel gepflanzt und geröstet oder mit Pfeffertunke gekocht, meist aber zu Mehl zerrieben, mit etwas Palmöl vermischt, tüchtig mit Pfeffer gewürzt und der orangefarbige Brei in einem Bananenblatte gekocht. Der daraus entstehende Ballen hat mit weichem Brot viel Ähnlichkeit und ist eine nahrhafte Speise. Alle Mahlzeiten werden von den Negern aus hölzernen und irdenen Geschirren mittelst der Finger eingenommen, dabei wie üblich auf dem Boden hockend, und zwar essen die Männer und Söhne gemeinsam, desgleichen jede Frau mit ihren Mädchen hernach für sich. Übrigens haben die Hinterländler auch schemelhohe Tischchen, die sie bei besonderen Anlässen zu den Mahlzeiten als Speisetafeln zurichten. Dazu gehören dann noch die überall gebräuchlichen, zusammenlegbaren Klappsesselchen, welche mit Antilopenfell oder Elefantenohr überspannt sind und zu allen Sitzungen und Verhandlungen mitgebracht werden. Zur Beleuchtung ihrer Hütten haben diese

„Buſchſtämme" ebenfalls eine praktiſche Einrichtung, einfach und ſinnreich zugleich. Während die Küſtenbewohner gar kein ſtändiges Licht beſitzen oder auf die Erdöllampen der Weißen angewieſen ſind, ſchmieden die Buſchleute eiſerne Lampen in Form von kreisrunden, flachen Schalen mit daran angebogenem langen Haken zum Aufhängen an Dach oder Wänden. Das gelbe Palmöl dient als Brennmaterial. Der aus einem alten Tuchfetzen gerollte Docht wird derart in das Öl gelegt, daß das angezündete Ende über dem Rand der Schale vorſteht und eine geruchloſe, helle Flamme giebt. Das Eindringen der letzteren in die Ölpfanne wird durch Auflegen eines Scherbens hinter derſelben verhütet. Nicht ſelten trifft man ſogar Kronleuchter, die von 6—8 an eiſernen Armen angehängten Lampen zuſammengeſtellt ſind.

III. Soziale Einrichtungen und Religion.

Was nun das ſoziale Leben betrifft, ſo wird dieſes in ſeinen hauptſächlichſten Äußerungen durch die Religion bezw. den heidniſchen Kultus geregelt. Dieſer iſt Gemeindeſache und wird vom Häuptling und den Stadtälteſten ausgeübt. Auf ihnen ruht die Verwaltung der weltlichen und religiöſen Angelegenheiten, weshalb auch im Häuptling weltliche und religiöſe Gewalt vereinigt iſt und von ihm allein gehandhabt wird. Wird jemand wegen eines Vergehens beſtraft, ſo geſchieht dies durch den „Iſango" (Götzen), im Hinterland auch „Bekari" genannt. Der Übelthäter kann zur Prügelſtrafe verurteilt werden, meiſt hat er jedoch eine materielle Buße in Vieh oder Lebensmitteln u. dergl. zu entrichten. Dem Verurteilten wird unter Umſtänden ein Fetiſch vors Haus geſteckt, den niemand anzurühren wagt. Derſelbe hat den Zweck, einen Druck auf den Schuldigen behufs ſchleuniger Bezahlung ſeiner Strafe auszuüben, und wird erſt nach Entrichtung derſelben wieder entfernt. Dieſe Gerichtseinkünfte werden zwiſchen Häuptling und Stadtälteſten, welche in Fetiſchvereinen verbunden ſind, verteilt.

Der Kultus der beſprochenen Hinterlandsſtämme zeigt nebſt vielen Ähnlichkeiten mit dem der Küſtenſtämme mehr Urſprünglichkeit als bei letzteren. Von allen Stämmen nehmen beſonders auch im Kultus wieder die Bakundu eine maßgebende Führerſtelle ein. Alle Zeremonien und Ritualformen, ſowie die wehmutsvoll klingenden, religiöſen Hymnen, welche nicht ſelten ſogar zweiſtimmig vorgetragen werden, ſtammen nach ihren eigenen Ausſagen von den Bakundu. Die hauptſächlichſten Erſcheinungen des religiöſen Lebens ſind vielerlei Zermonien, Verehrung von Götzenfiguren, Feſtlichkeiten mit wilden Tänzen, Gebeten zu Gott, den ſie obasi nennen, beſonders aber Verehrung und Anbetung der „medimi"-Geiſter ihrer verſtorbenen Eltern und Vorfahren, von denen ſie alle Hilfe, allen Schutz und Segen für ihr Leben, für die Stadt, für Feldbau und Jagd und Bewahrung vor zauberiſchen Einflüſſen böſer Leute erwarten. Die Gebete für das öffentliche Wohl der Stadt verrichtet der Oberprieſter, bezw. der Häuptling auf einem eigens dazu errichteten Gebets- und Zermonienhügel, „Ikono" oder „Dikili" genannt, wobei er eine Trommel vor ſich ſchlägt und unter lautem Rufen ſein Gebet an Gott und beſonders die Geiſter vorträgt. Aber auch der einzelne Familienvater betet bei beſonderen Anläſſen. Wenn z. B. der Bakundu morgens zur Jagd ausziehen will, verrichtet er etwa den Abend vorher folgende Gebetszeremonie: Er holt eine Schüſſel mit Waſſer, ſtellt ſie im Hauſe nahe der Thürſchwelle auf den Boden, nimmt ein gewiſſes Kräutchen und legt es neben die Schüſſel. Sodann gebietet er ſeiner Familie Stille. Niemand darf jetzt mehr zur Thüre aus- oder

eingehen. Nun ſetzt er ſich vor die Schüſſel, faßt die Kräutchen und ſchlägt damit fortwährend auf den Schüſſelrand; dazu betet er etwa folgendermaßen: „Bitte, bitte, bitte, bitte, bitte, o Gott des Himmels, und bitte, bitte ꝛc. . . ., ihr Geiſter meiner Eltern und Vorfahren, bitte, helfet mir morgen auf der Jagd, daß ich viel Beute mache. Bilte, Gott, hilf mir, und bitte, ihr Geiſter von Vater und Mutter, wie ihr auch auf Erden einſt geweſen ſein möget, ob bös oder gut, bitte, erbarmet euch meiner und ſegnet mich bei der Jagd!“ — Nach dieſem Gebet nimmt er ſein Kind, ſtellt ſeinen eigenen und den Fuß ſeines Kindes zuſammen vor die Thürſchwelle und ſchüttet das Waſſer der Schüſſel darauf. Domit ſind ſeine Tritte und Handlungen geſegnet und geweiht. — Die Geiſter denkt ſich der Bakundu im Innern der Erde, woſelbſt eine große Stadt ſein ſoll. Die Geiſter der Guten haben dort ein ruhiges, friedliches Leben, aber die der Böſen werden von andern Geiſtern fortwährend geplagt, auch läßt man ſie nur auf ſchlechten und ungereinigten Wegen gehen. — Eine andere Erſcheinung religiöſer Art, welche große Bedeutung für das Volksleben hot, iſt das Beſtehen vieler heidniſcher Vereine „Bekari“, d. heißt Fetiſchvereine, unter dem Protektorat der Häuptlinge und Stadtälteſten, welche die leitenden Glieder derſelben ſind. Der Oberhäuptling hat dabei als Oberprieſter die Oberleitung aller Vereine, er iſt alſo auch Mitglied derſelben. Im Gegenſatz zur gewöhnlichen Art von Fetiſchvereinen werden aber hier nicht bloß einige Auserkorene zu Mitgliedern angenommen, ſondern jeder junge Menſch hat nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht, dem einen oder andern dieſer Vereine beizutreten. Er muß aber zu dieſem Zwecke jahrelang erſt ſeinen Eintrittstribut in Tüchern, Vieh, Feldfrüchten, Jagdbeute und anderen Dingen entrichten, bis er den feſtgeſetzten Eintrittspreis abbezahlt hat; dann erſt wird er aufgenommen. Auf dieſe Weiſe fließen den Vereinen ſchöne Einkünfte zu, welche vom Oberhäuptling unter die Mitglieder verteilt werden und ihm ſelber den größten Gewinn einbringen. Darum halten auch beſonders die Alten mit Zähigkeit an dieſen Bräuchen feſt, ſoweit ſie dies ungeſtraft fortſetzen können. Die deutſche Regierung hot zwor dieſe Einrichtungen im Grundſatz verboten; doch beſtehen ſie in etwas unauffälligerer Form faſt überall noch weiter. Dieſe heidniſchen Vereine veranſtalten von Zeit zu Zeit gewiſſe Feſtlichkeiten, die je nach ihren Veranſtaltern beſtimmte, oft ſonderbare Formen haben. So fällt zum Beiſpiel dem Reiſenden auf, daß in jeder Stadt nicht nur ein oder zwei, der Zahl der Häuptlinge entſprechende Fetiſchhäuſer bezw. -Ruinen vorhanden ſind, ſondern auch je ein oder zwei hufeiſenförmige Erdhügel, welche mitten in der Straße errichtet, ſprungbrettartig anlaufen und ringsum mit Pflöcken eingedämmt ſind. Eine an unſere Wappenform erinnernde kleine Steinplatte iſt am Rande des 1 bis 2 m tiefen Steilabfalls angelehnt und iſt geeignet, den ganzen Erdhaufen den Anſchein eines Grabhügels zu verleihen. Die Hügel heißen „Ikono“ oder „Dikili“ und dienen gewiſſen Vereinen zu zeremoniellen Zwecken; z. B. wird die erwähnte Steinplatte als Sprungbrett für Knaben und junge Vereinsmitglieder benutzt, welche von früher Jugend auf ſich darin übten, gleich den Cirkus-Clowns Luſtüberſchläge vom Hügel herab auszuführen, ſodoß ſie unten wieder auf die Beine zu ſtehen kommen. Es ſind meiſt Knoben, die wegen beſonders eifriger Teilnahme an den Fetiſchangelegenheiten ſchon frühe in die Gemeinſchaft des ſogenannten „Geiſtervereins“ aufgenommen wurden. Gelingt ihnen dann gor dieſe Kunſt des Überſchlagens, dann dürfen ſie dieſe Purzelbäume als Feſtzeremonie zum Stolz ihrer Angehörigen aufführen und werden dafür von jedermann geprieſen und beneidet.

Dem Oberhäuptling bezw. Oberprieſter dient der Hügel als Gebetsort, wenn er bei Feſten ſeine offiziellen Gebete für die Stadt zu verrichten hat. Dies beſorgt er bei Tagesanbruch. Er ſteht dabei auf dem Hügel, bearbeitet eine vor ihm ſtehende hohe Trommel, um die Geiſter aufmerkſam zu machen, und trägt dazwiſchen ſein Gebet an „obasi“-Gott und beſonders an die „medimi“-Geiſter der Eltern und Vorfahren mit lautem Rufen vor. Er bittet letztere um Hilfe, Schutz und Segen für die Stadt, für Feldfrüchte, für Jagd und Abwendung aller verderblichen Einflüſſe von Zauberern und Hexenmeiſtern. Außerdem dienen die Ikono noch dem Oberhäuptling als Rednerbühne. Er hält von da aus bei beſonderen Feſten mit großer Selbſtgefälligkeit unter üblichem Wortſchwall und zugehörigem Armefuchteln eine gewaltige Rede an die erſtaunte Feſtmenge, zählt all die Vereine mit Namen auf, welchen er als Mitglied und Oberhaupt angehört und rühmt ſeine Macht und Herrlichkeit und ſeinen Reichtum. Die Menge aber beneidet ſein herrliches Los, preiſt ihren Häuptling ehrfurchtsvoll und ruft: Was iſt doch das für ein großer Herr, ſo reich und mächtig und angeſehen!

So ſehr nun dieſe Vereine mit ihren Einrichtungen an unſere ſozialen Verſorgungsinſtitute erinnern, und wenn auch bei zweckmäßiger Regelung ihnen ein gewiſſer Nutzen nicht abzuſprechen iſt, umſoweniger, weil in ihnen auch die Autorität des richterlichen Amtes eine große Rolle ſpielt, ſo ſind ſie doch andererſeits ein Krebsſchaden für das gedeihliche Volksleben. Sie waren ſeither als gleichzeitige Vertreter der richterlichen Gewalt und der ſie ſtützenden religiöſen Einrichtungen ein notwendiges Übel, wirken aber da, wo eine europäiſche Regierung oder Miſſion eingeſetzt hat, nicht nur nutzlos, ſondern hemmend und ſchädigend; denn der Arme oder Schwächliche, der den Tribut behufs Mitgliedſchaft nicht aufbringen kann, iſt, ſtatt unterſtützt zu werden, den Brandſchatzungen der Vereine ſchutzlos preisgegeben und muß oft ſein weniges Erſpartes an Vieh u. dergl. den brutalen Forderungen eines Vereins zum Opfer bringen und für dieſen ſchlachten. Will er ſich aber deſſen weigern, ſo werden ihm noch weitere Tributleiſtungen als Strafe auferlegt. Auch greifen dieſe Vereine in die perſönlichſten Angelegenheiten des einzelnen ein. So iſt es zum Beiſpiel einem Nichtmitglied nicht geſtattet, Hoſen oder beſſere Tücher und Kleider anzulegen. Das dürfen ſich nur Vereinsgenoſſen erlauben.

(Ein dritter Artikel folgt)

Menelik und Leontiew.

Von Karl von Bruchhausen, Major a. D.

Noch heute wird vielfach das „Zukunftsreich Leontiews" als ein belächelnswertes Sagengebilde betrachtet, obgleich es eine durchaus greifbare Gründung darstellt, hinter der europäische Handelsgesellschaften stehen. Der russische Gardeleutnant Leontiew war gelegentlich einer halbamtlichen Mission — die russische geographische Gesellschaft entsandte ihn — zuerst nach Abessinien gelangt. Er war unternehmungslustig, Menelik fand Gefallen an dem hellen Kopf mit der stattlichen Erscheinung und verlieh ihm den — nach und nach auch in Rußland anerkannten — Grafentitel. Dann ernannte er ihn unterm 1. Juli 1897 zum Generalgouverneur der „Abessinischen Aequatorialprovinzen", d. i. weitgestreckter Gebiete zwischen dem weißen Nil und Dschuba einerseits und dem 2. Grad und etwa 5½ Grad nördlicher Breite andererseits, auf die Menelik Anspruch machte, ohne sie thatsächlich unterworfen zu haben. Nach anderen Angaben begriffe das ungeheure Reich im Westen sogar noch das Thal des Sobat in sich, erstreckte sich also hier etwa bis 8½ Grad nördlicher Breite.

Aus diesen Angaben ergiebt sich ohne Weiteres, daß das Leontiewsche Reich den Engländern ein Dorn im Auge sein mußte; denn es schloß ausgedehnte Länder in sich, die auch England für sich verlangte. Bekanntlich hat Menelik sich mit seinem Nachbarn im ägyptischen Sudan äußerlich auf einen guten Fuß gestellt; aber die Grenzregelung kommt nicht vom Fleck. Das kann sie auch nicht, da Menelik die Länder zwischen dem Bahr-el-Dschebal (Oberlauf des weißen Nil) und dem Rudolf-See für sich verlangt und am 2. Grad nördl. Breite als Südgrenze seines Reiches hartnäckig festhält. Hiernach würde diese bis an die Nordspitze des Albert-Sees stoßen!

Aber der mögliche Verlust eines schon als sichere Beute betrachteten, in vieler Beziehung wertvollen Gebietes von etwa 150,000 oder gar 300,000 qk ist es nicht allein, der in England verschnupfte. Diese abessinischen Ansprüche stellen, sofern es nicht gelingt, sie zu beseitigen, den liebgewonnenen Plan der Kap-Kairo-Bahn in Frage. Die Verbreiterung des Nil zu einem ausgedehnten Seen- und Sumpflande oberhalb der Sobatmündung erlaubt dort nicht, die Eisenbahn wie unterhalb Khartum im Nilthale weiterzuführen. So ist man bereits auf den Gedanken gekommen, die Bahn den blauen Nil hinauf und dann westwärts am Rudolf und Baringo-See (besonders ausbeutefähige Gebiete) vorbei nach Uganda zu bauen. Hier soll sie durch den Anschluß an die beinahe fertige Uganda-Bahn dem britischen Reiche eine Schienenverbindung zwischen dem Mittelmeer und dem Indischen Ozean bieten, die bei einer Sperrung des Suezkanals (im Kriegsfalle etwa) von der allergrößten Wichtigkeit sein würde. Ihre Bedeutung erlitte aber eine Einbuße, wenn die Bahn auf eine Strecke von vielleicht 1000 km durch abessinisches Gebiet geführt werden müßte. Eine andere Möglichkeit würde sich eröffnen, wenn der gewaltige, in Lord Cromers jüngstem Jahresbericht erwähnte Plan zur Ausführung gelangte, den Nil — um mehr Wasser im Unterlauf für Schifffahrt

und Berieſelung zu gewinnen — auf der 250—300 km langen Sumpfſtrecke regelrecht einzudeichen. Die Ausführung eines ſolchen Planes, die vielleicht mehr als eine halbe Milliarde koſten würde, liegt aber noch in ſehr weitem Felde, und erſt nach ſeiner Ausführung könnte die Eiſenbahn den Fluß begleiten. Daher die britiſche Verſtimmung gegen die abeſſiniſchen Aequatorialprovinzen unter Leontiew, die noch dadurch verſtärkt wird, daß es ſich gerade um einen Ruſſen handelt, deſſen Regierung ſeinem Vorhaben freundlich gegenüber ſteht, wenn ſie ſich auch hütet, direkt fördernd einzugreifen.

Menelik hatte Leontiew Abgabenfreiheit auf fünf Jahre und Förderung ſeiner Pläne durch abeſſiniſche Soldaten zugeſagt. Später ſollte er, ebenſo wie die anderen Ras, einen Tribut von 10% zahlen. Auf dieſe Bedingungen hin brachte Leontiew in Brüſſel die „Société anonyme des provinces équatoriales“ mit einem Kapital von 1,800,000 frcs. zuſammen, die ſich die wirtſchaftliche Ausbeute der in Rede ſtehenden Gebiete nach jeder Richtung hin zum Ziel ſetzte. Anfänglich war auch der kürzlich verſtorbene Prinz Heinrich von Orleans mit im Bunde: er ſollte der Adlatus ſeines ruſſiſchen Freundes ſein. Doch veruneinigten ſich die beiden bald, und der Prinz ſchied aus. Im Herbſt 1898 ging Leontiew, deſſen Pläne durch eine ſchwere Schußverletzung, die er ſich durch Unvorſichtigkeit zugezogen, eine ſtarke Verzögerung erlitten hatten, mit einer Menge Waren und einem Stabe franzöſiſcher Ingenieure wieder nach Abeſſinien ab. Anfang Juni 1899 wurde er zu Adis-Abeba feierlich in ſein Amt als Statthalter-Unternehmer eingeführt, und am 18. Juni zog er mit einer Anzahl franzöſiſcher Schützen vom Senegal und etwa 2000 abeſſiniſchen Soldaten aus, um ſein Reich erſt zu erobern.

Das iſt zum Teil auch geſchehen. Ende Dezember desſelben Jahres kehrte Leontiew (nach franzöſiſchen Quellen) mit ſtarken Viehheerden und vielem Elfenbein nach Adis-Abeba zurück. Ob er dieſe Schätze im Wege eines einwandfreien Tauſchhandels oder — more abessinico — durch eine verheerende Razzia erworben hat, entzieht ſich der Kenntnis. Ohne Bedenken kann man in letzterer Beziehung nicht ſein; denn das Beiſpiel des Kongoſtaates lehrt klar, wohin es führt, wenn die mit Truppenmacht ausgeſtattete Verwaltung eines afrikaniſchen Kolonialſtaates ſelbſt Unternehmer und Kaufmann iſt.

Ueber dieſen Zug in die Aequatorialprovinzen hat Leontiew, der am 11. Februar 1900 in Marſeille landete, und ſich jetzt mit Vorliebe Deſchak (abeſſiniſcher General, nächſte Stufe unter Ras) nennen läßt, ſelber mancherlei erzählt. Danach hat er den ganzen Omo erkundet (zum Teil iſt das ſchon vor ihm durch den Italiener Böttego geſchehen) und feſtgeſtellt, daß dieſer Fluß ſchon fünf Tagemärſche von Adis-Abeba entfernt, ſchiffbar iſt. So verſpricht er, dereinſt einmal eine wichtige Handelsſtraße zu werden; denn die Ausfuhr aus den hier in Frage kommenden reichen Gegenden weiſt nach Fertigſtellung der Bahn Dſchibuti-Adis-Abeba nach dem genannten franzöſiſchen Hafen. Erſt eine Bahn Khartum-Uganda vermöchte darin Wandel zu ſchaffen. Außer dieſen beiden Linien könnte nur noch der Waſſerweg des Dſchuba in Frage kommen.

Leontiew hat nun am Rudolf-See die dort gehißte engliſche Flagge entfernt. Nach einer Meldung der „Morning Poſt“ vom 20. März 1900 aus Adis-Abeba hätte ſich der Engländer Herbert Vivian von dort aufgemacht, um die niedergeholte Flagge neuerdings an derſelben Stelle zu hiſſen. Er dürfte wenig Erfolg damit gehabt haben. Am 12. Juli 1900, nachdem alſo die Erzählungen des längſt nach

Europa zurückgekehrten Leontiew durch alle Blätter gegangen waren, wußte Mr. Brodrick, damals noch Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, auf eine Anfrage im Unterhause nur mitzuteilen, die Expedition Leontiew solle am Rudolf-See angekommen sein! — Dieser hatte längst in den durchzogenen Gebieten eine Anzahl von Posten errichtet, die mit Senegalesen unter dem Kommando von Weißen (Franzosen) — augenscheinlich nur schwach — besetzt sind. Leontiew nannte das die „administrative Ordnung" jener Länder, und er hat ihr im Frühjahr 1900 daheim, d. h. in Frankreich, Belgien und Rußland, die „kommerzielle" folgen lassen.

Widerstand seitens der Bevölkerung der durchzogenen Gebiete fand er dank seiner starken Schutztruppe nirgends; ja, die Eingeborenen ließen sich willig zur Verstärkung der einzelnen Posten anwerben und von den Senegalesen eindrillen.

Bis zur Südspitze des Rudolf-Sees oder gar über diese hinaus scheint Leontiew aber nicht vorgedrungen zu sein; im übrigen mag er mit der Behauptung, daß der wichtigste Zweck der Expedition: die Ausbreitung der abessinischen Herrschaft, erreicht sei, nicht ganz Unrecht haben. Es ist ein Gebiet thatsächlich besetzt, auf dem bislang nur wenig besagende Flaggenhissungen vorgenommen waren.

Leontiew benutzte seinen europäischen Aufenthalt, um die Geschäfte der hinter ihm stehenden Gesellschaft zu besorgen, den abessinischen Pavillon auf der Pariser Weltausstellung einzurichten und dem Zaren seine Aufwartung zu machen. Im Mai 1900 ging auch das Gerücht durch die Blätter, er habe seine Anrechte auf die Ausbeutung der abessinischen Aequatorial-Provinzen dem belgischen Oberst Thys gegen Zahlung von 20% vom Reingewinn (wovon dann wieder 10% an Menelik abzuführen gewesen wären) überlassen. Leontiew hat dies auf das Entschiedenste in Abrede gestellt. Am 30. Januar 1901 ging er von Marseille wieder nach Abessinien ab. Diesmal scheint es ihm hauptsächlich um die Goldgewinnung im Baro-Gebiet zu thun zu sein; denn ihm ist Anfang Juni für diesen Zweck eine Anzahl von belgischen Offizieren und französischen Ingenieuren gefolgt. Diese Expedition ist mit allem Nötigen — sogar mit 150 Brieftauben — ausgestattet.

Ob die Ausbeutung der Goldlager am Baro Leontiew auf Grund seiner Generalgouverneurschaft in den Aequatorial-Provinzen zusteht oder von Menelik in einer besonderen Konzession zugebilligt ist, läßt sich nicht klar erkennen. Nach verschiedenen Angaben wäre letzteres der Fall und Lagarde (entweder der bisherige Vertreter Frankreichs am Hofe von Adis-Abeba oder dessen Bruder) wäre Teilhaber der Konzession.

Nach einem Bericht der „Nowosti" hat sich Leontiew einem Ausfrager gegenüber dahin geäußert, daß der Wert der Goldlager am Baro (Oberlauf des zum weißen Nil abfließenden Sobat, auch Upeno und von dem Italiener Bóttego Saint Bon genannt) von englischen Ingenieuren auf fünf Millionen Fr. geschätzt sei, daß diese Schätzung aber höchst wahrscheinlich absichtlich hinter der Wahrheit zurückbleibe, weil jene Engländer so am leichtesten die Konzession von Menelik zu erlangen hofften. Er selbst habe sich an Ort und Stelle mit Goldgewinnung beschäftigt und veranschlage den Wert auf mindestens das Doppelte. Auch Silber und Aluminium kämen dort vor. Die großen Schwierigkeiten und Kosten der Ausbeutung beruhten auf den mangelhaften Transportmitteln (der Baro ist infolge von Katarakten, Sperren durch fortgeschwemmte Riesenbäume und sumpfartigen Erweiterungen nicht schiffbar) und der Arbeiterfrage. Die Ein-

geborenen des Landes seien wohl willig, aber sie leisteten nichts, sodaß er sich bei freilich viel kostspieligeren weißen Arbeitern doch besser stehen würde. Für diese sei wieder die Verpflegung besonders schwierig. Wenn er einige Millionen hinter sich hätte, wie die in Abessinien spekulierenden Engländer, so wäre sein erstes, daß er den Baro schiffbar machte.

Zu bemerken bleibt hierzu, daß Marchand, als er z. Zt. unter dem Drucke Englands Faschoda räumen mußte, mit seinem Dampfer „Faidherbe" den Sobat-Baro bis Ichop, d. i. fast bis zum 30. Grad östlicher Länge von Greenwich, hinauffuhr. Der Weg zum Nil existiert aber anscheinend für den Russen in abessinischen Diensten nicht.

Leontiew ist dann Mitte ds. Js. nach dem Baro abgezogen; aber gleichzeitig war „sein Stern bei Menelik gänzlich untergegangen" Schon vor mehr als einem Jahre sagte Ilg, die rechte Hand Meneliks, zu einem Bekannten, daß es lediglich von Leontiews Takt abhänge, ob er es zu etwas bringen werde. Diesen Takt scheint er nicht besessen zu haben; denn der Engländer Pease schrieb im April ds. Js. aus eigener Anschauung: „Leontiew ist mit der Zeit allzu sehr Geschäftsmann geworden, als daß er sich den Takt und die diplomatische Feinheit bewahrt hätte, wodurch er früher Menelik bezauberte." — Im April ds. Js. kam aus Paris die unaufgeklärt gebliebene, überraschende Meldung, Leontiew habe bei zwei Antwerpener Banken mit Rücksicht auf seine Goldminenkonzessionen Beschlag auf die Depots Ilgs in der Höhe von fast zwei Millionen gelegt. Ein so überraschender Schritt ließ sich nur mit der Thatsache in Verbindung bringen, daß Ilg inzwischen von Menelik auf fünfzig Jahre die Konzession der Goldminen im Lande der Wallega, hart nördlich des Baro, erhalten hat und Antwerpener Geldleute hinter ihm stehen. Dann wurde Ende August der Londoner „Colonial Review" aus Adis-Abeba gemeldet, daß es zwischen Menelik und Leontiew so ziemlich zum Bruch gekommen sei. Leontiew habe die bisherigen Erträgnisse der Aequatorial-Provinzen auf die Goldgewinnung am Baro verwandt. Da er aber infolge der gewaltigen Schwierigkeiten des Unternehmens mit dem Gelde nicht gereicht habe, sei er, ohne Menelik erst zu fragen, auf ein günstiges Angebot der „Abyssinian Exploration Company Lim." zu London eingegangen, das in Frage kommende Gebiet auf eigene Rechnung nach Mineralien auszubauen. Menelik habe erst davon erfahren, als ein Abgesandter der Gesellschaft in Adis-Abeba eingetroffen sei und die demnächstige Ankunft englischer Ingenieure angekündigt habe. Der Negus habe voller Zorn den Durchzug der letzteren verbieten wollen, ihn schließlich, um das gute Einvernehmen mit der englischen Regierung nicht zu trüben, aber doch gestattet.

Es kann sich, falls diese aus englischen Quellen stammende und mit Rücksicht auf die oben erwähnten Vorgänge nicht recht begreifliche Nachricht auf Wahrheit beruht, vorläufig nur um die Erlaubnis und nicht um den thatsächlichen Durchzug der englischen Ingenieure gehandelt haben; denn diese sind erst am 26. Juli ds. Js. von London abgegangen, konnten also Ende August unmöglich bis nach Adis-Abeba gelangt sein.

Mit Leontiews abessinischer Herrlichkeit dürfte es aber — immer unter der Voraussetzung, daß die englische Darstellung des Sachverhalts zutreffend ist — fortan schnell bergabgehen.

Die neueren Bestrebungen zur Bekämpfung der Malaria.

Von

Professor Dr. H. Kossel,
Regierungsrat am Kaiserl. Gesundheitsamt.

Die Fortschritte, welche während der letzten Jahre in der Erkenntnis der Ursachen der Malariaerkrankungen zu verzeichnen sind, haben abgesehen von dem hohen wissenschaftlichen Wert eine große praktische Bedeutung. Eine ganze Reihe verschiedener Vorschläge sind gemacht worden, um die Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen für die Bekämpfung der Malaria in den heißen Ländern zu verwerten. Einer Aufforderung der Redaktion dieser Zeitschrift nachkommend, will ich versuchen, auf dem knappen, mir zur Verfügung stehenden Raum eine Skizze dieser Bestrebungen zu entwerfen.

Als unumstößliche Thatsache müssen wir seit den Beobachtungen von R. Koch und vor allem seit den Arbeiten des englischen Arztes Roß und seiner Nachfolger, der italienischen Forscher, anerkennen, daß die Malaria auf den Menschen durch den Stich gewisser Stechmücken der Gattung Anopheles übertragen wird. Der niedrigsten Klasse des Tierreichs entstammt der von dem Franzosen Laveran entdeckte Parasit, welcher durch seine Ansiedlung auf den roten Blutkörperchen und durch seine Vermehrung im Körper des Menschen die Krankheit hervorruft. Diese äußert sich bekanntlich in ihrem akuten Stadium durch hohes, das Leben unmittelbar bedrohendes Fieber, in den chronischen Fällen durch eine zunehmende schwere Blutarmut, welche die Folge der Wirkung des Parasiten auf die roten Blutkörperchen und die blutbildenden Organe ist. Wird das parasitenhaltige Blut eines erkrankten Menschen von einer Stechmücke aufgesogen, so können sich die Parasiten in dieser weiterentwickeln. Vorbedingung hierfür ist, daß sich gewisse Entwicklungsstadien der Malariaparasiten in dem aufgenommenen Blut befunden haben, welche in eine für das Leben in der Mücke geeignete Form überzugehen vermögen. In der Wand des Verdauungskanals der Mücke findet ihre erste Ansiedlung statt; hier wachsen sie und bilden sehr zahlreiche kleine Keime, welche sich im Körper der Mücke ausbreiten, schließlich in die Speicheldrüsen wandern und sich dem von der Drüse abgesonderten Saft beimengen. Mit diesem werden sie entleert, sobald die Mücke sticht, und so können sie abermals den Wirt wechseln und z. B. in den Blutkreislauf eines gesunden Menschen gelangen, um von neuem ihre krankmachende Wirkung zu entfalten.

Ließ schon das Ergebnis der höchst mühevollen wissenschaftlichen Untersuchungen keinen Zweifel an der Richtigkeit dieser Auffassung, so wurde der direkte Beweis durch gelungene Übertragungsversuche geliefert. Z. B. ließ sich der Sohn

des hochverdienten engliſchen Arztes Manſon, ſelbſt ein Arzt, in London, alſo an einem völlig malariafreien Orte, von Mücken ſtechen, welche in Rom Blut von Fieberkranken geſogen hatten und dann nach London geſandt waren. Er bekam einen echten Anfall von Malaria, in ſeinem Blut konnten die Malariaparaſiten nachgewieſen werden.

Wir haben keine Beweiſe dafür, daß die Malaria noch auf andere Weiſe übertragen werden kann als durch den Stich infizierter Mücken. Alle gegenteiligen Behauptungen haben ſich bisher als nicht begründet erwieſen. Natürlich hat die „Mückentheorie", wie jede neue Anſchauung, noch viele Gegner, weniger unter den Ärzten als unter den Laien. Es wiederholt ſich hier dieſelbe Erſcheinung wie nach der Entdeckung der Erreger und der Übertragungsweiſe bei anderen Infektionskrankheiten. Vielen Leuten erſcheint die Erklärung zu einfach, und ſie können ſich nicht von alten Anſchauungen losreißen, die grade durch ihre Unklarheit einen beſonderen Reiz auszuüben ſcheinen. Daß eine ſo unbedeutende Verletzung wie ein Mückenſtich Malaria hervorrufen ſolle, will ihnen nicht in den Sinn. Sie vergeſſen dabei, daß nicht der Stich der gewöhnlichen Mücke die Krankheit verurſacht, ſondern nur der Stich der Anophelesmücken, und dieſer auch nur da, wo dieſelben Gelegenheit haben, die Paraſiten der Malaria in ſich aufzunehmen.

Will man alſo auf Grund dieſer Erfahrungen an die Bekämpfung der Malaria herangehen, ſo ſtehen zwei Wege offen. Entweder man bemüht ſich, den Menſchen vor den Stichen der gefährlichen Mücken zu ſchützen, oder man ſucht zu verhindern, daß die letzteren ſich immer wieder mit dem Infektionsſtoff beladen.

Die Schwierigkeit, den einzelnen Menſchen gegen Mückenſtiche zu ſchützen, iſt nun unter verſchiedenen Verhältniſſen recht verſchieden groß. Durch ein gut ſchließendes Mosquitonetz kann man dieſes Ziel in vielen Fällen zur Nachtzeit, der Hauptſchwärmzeit der Anopheles, wohl erreichen; ebenſo verleiht die in Indien allgemein verbreitete Punkah durch den ſteten Luftzug, den ſie hervorruft, Schutz vor den Mücken. Um auch außerhalb der Stunden, in denen man das Mosquitonetz zu benutzen pflegt, den gefährlichen Inſekten zu entgehen, hat man vorgeſchlagen, die Fenſter und Thüren der Häuſer in den Tropen durch Gaze zu verſchließen, und beſonders in Italien hat man dieſen Vorſchlag ausgeführt. Engliſche Ärzte haben z. B. in den verrufenen Sümpfen bei Oſtia in einem ſolchen Hauſe gelebt, ohne von der Malaria befallen zu werden. Es iſt aber ſehr unwahrſcheinlich, daß ſich ein ſolches Vorgehen in den Tropen allgemein durchführen läßt. Vor allen Dingen würde dieſe Maßregel nur an dem ſtändigen Wohnort in Frage kommen; auf Expeditionen z. B. würden die Europäer dieſen Schutz entbehren müſſen. Neuerdings werden auch von F. Plehn für dieſen Zweck mosquitoſichere Zelte empfohlen. Die Praxis wird lehren, ob dieſer Vorſchlag ſowie das Tragen von Mückenſchleiern u. dgl. ſich bewähren wird. Bei der leichten Kleidung, welche die Europäer in den Tropen tragen, werden ſich trotz der Benutzung von Schleiern wohl immer noch genug Angriffspunkte für die Mosquitos finden.

Ferner iſt man beſtrebt, den gefährlichen Mückenarten das Leben möglichſt ſchwer zu machen. An eine gänzliche Ausrottung derſelben durch Abtödtung ihrer im Waſſer lebenden Larven (Begießen der Gewäſſer mit Petroleum u. ſ. w.) iſt natürlich im Ernſt nicht zu denken. Selbſt wenn auch zeitweilige Erfolge mit

dieſem Vorgehen erzielt werden ſollten, ſo kann eine dauernde Wirkung nicht erwartet werden. Hier kann eine nachhaltige Abhilfe nur durch Beſſerung der Bodenverhältniſſe (Trockenlegung von Sümpfen u. dergl.) geſchaffen werden. Allerdings ſind manche Maßnahmen geeignet, wenigſtens in der Nähe der von Europäern bewohnten Häuſer die Zahl der Mücken einzuſchränken. In dieſer Richtung kann ſicherlich Manches von den Bewohnern ſelbſt geſchehen. Bei der Anlage der Ortſchaften muß möglichſt darauf Rückſicht genommen werden, daß nicht ſolche Plätze gewählt werden, in deren unmittelbarer Umgebung ſich geeignete Brutplätze für den Anopheles befinden. Die Bewohner müſſen darauf achten, daß nach Möglichkeit Waſſeranſammlungen in der unmittelbaren Umgebung der Häuſer vermieden werden; es iſt dabei zu beachten, daß nicht nur größere Waſſeranſammgen, ſondern auch leere Konſervenbüchſen, Regentonnen u. dgl. Gefäße zu Brutſtätten der Anopheles werden können. Ferner iſt daran zu denken, daß die Anopheles nachdem ſie geſtochen haben, mit Vorliebe dunkle Schlupfwinkel in den Häuſern und Wohnräumen aufſuchen, wo ſie bleiben, bis ihre Eier gereift ſind. Hier kann alſo gleichfalls etwas zu ihrer Beſeitigung geſchehen.

Aber wie geſagt, alle dieſe Maßnahmen ſind nur geeignet die Gefahr für den Einzelnen zu vermindern, nicht ſie zu beſeitigen. Der einzelne Menſch kann überhaupt in vielen Fällen ſich ſehr wirkſam gegen eine Erkrankung an Malaria dadurch ſchützen, daß er in beſtimmten, regelmäßigen Zwiſchenräumen Chinin nimmt (nach Kochs Vorſchrift am beſten jeden zehnten und elften Tag je 1 Gramm Chinin). Unſer Hauptbeſtreben aber muß es ſein Maßnahmen zu treffen, welche der Allgemeinheit zu Gute kommen. Zu dem letzteren Ziel verſucht R. Koch dadurch zu gelangen, daß er den Mücken die Gelegenheit, ſich mit Malariakeimen zu beladen, zu nehmen ſucht.

Wie wir oben geſehen haben, nehmen die Anopheles den menſchlichen Paraſiten auf, wenn ſie Blut eines Malariakranken ſaugen. R. Koch hat nun nachgewieſen, daß in den Malarialändern eine Altersklaſſe die Mücken ſtets reichlich mit Malariaparaſiten verſorgt; das ſind die Kinder. Er fand, daß bei den Völkerſchaften, welche man bisher als nicht empfänglich für die Malaria angeſehen hat, bei den Eingeborenen derjenigen Gegenden, in denen anſcheinend nur die Europäer ſchwer unter der Malaria leiden, auch nicht alle Individuen gegen die Malaria gefeſtigt (immun) ſind. Bei ſehr ausgedehnten Unterſuchungen in Neuguinea fand Koch, daß zwar die erwachſenen Eingeborenen ſich einer Immunität gegen die Malaria erfreuen, daß jedoch die Kinder ſchwer unter der Krankheit leiden, und daß die Zahl der Kinder, welche in ihrem Blut Malariakeime beherbergen, beſonders in den erſten Lebensjahren, außerordentlich groß iſt. Er fand zuweilen 80—100% der Eingeborenenkinder unter 2 Jahren mit Blutparaſiten behaftet; mit ſteigendem Alter nahm die Zahl der infizierten Perſonen ab. Dieſe Thatſache iſt ein Beweis für die Richtigkeit der zuerſt vielfach beſtrittenen Behauptungen Kochs, daß bei der Malaria, ebenſo wie bei anderen Inſektionskrankheiten, das Ueberſtehen der Krankheit einen gewiſſen Grad von Unempfänglichkeit (Immunität) hinterläßt. Dann aber giebt ſie einen Fingerzeig, wo wir die Paraſiten treffen können, wenn wir ſie vernichten wollen

R. Kochs Methode der Malariabekämpfung beſteht nun darin, daß an dem befallenen Orte möglichſt alle Menſchen, welche Malariakeime beherbergen, ausfindig gemacht und durch eine zweckmäßige Behandlung mit Chinin von den Paraſiten befreit

werden. Dann wird den Anopheles die Möglichkeit entzogen, ſich immer wieder mit den Anſteckungskeimen zu beladen. Die erſtere Forderung läßt ſich natürlich nur mit Hülfe geſchulter, mit der mikroſkopiſchen Unterſuchung vertrauter Aerzte erfüllen, welche zugleich die Behandlung der als krank befundenen Individuen übernehmen. Derartige Beſtrebungen werden unter Oberleitung R. Kochs augenblicklich in verſchiedenen Teilen unſerer Kolonien praktiſch durchgeführt. Man darf geſpannt ſein auf das Ergebnis, und es iſt nur zu wünſchen, daß alle Europäer beſtrebt ſind, durch ſtrenge Befolgung der Vorſchriften das Ihrige zu dem Gelingen des Werkes beizutragen. Die Schwierigkeiten, welche bei der farbigen Bevölkerung zu überwinden ſind, werden vielfach nicht geringe ſein, und da iſt es doppelt wünſchenswert, daß die weiße Bevölkerung Gemeinſinn genug zeigt, an der Löſung einer Aufgabe geſchloſſen mitzuarbeiten, welche eine Lebensfrage unſerer Kolonien betrifft.

Die wirtſchaftlichen Intereſſen Deutſchlands in Guatemala.

Von F. C. von Erckert.

I.

Einleitung. Wirtſchaftliche Entwickelung des Landes und der deutſchen Intereſſen.

Als anläßlich der letzten Flottenvorlage eine amtliche Statiſtik der deutſchen Kapitalsanlagen in überſeeiſchen Ländern erſchien, riefen manche der darin enthaltenen Ziffern durch ihre unerwartete Höhe Erſtaunen hervor, darunter diejenigen über Mittelamerika und namentlich über die Republik Guatemala, in der die deutſchen Kapitalien anfangs 1898 auf 183 Millionen ℳ geſchätzt wurden. Dieſe an ſich ſchon hohe Ziffer fällt noch mehr ins Gewicht, wenn man die für überſeeiſche Begriffe geringe Ausdehnung des Landes, nach Abzug der Urwälder von Peten kaum $^1/_6$ derjenigen Deutſchlands, ferner die ſchwache Bevölkerung von $1^1/_2$ Millionen, worunter mehr als die Hälfte Indianer, in Betracht zieht. Es dürfte kaum ein zweites transozeaniſches Gebiet geben, auf dem, natürlich nicht abſolut, wohl aber relativ ſo bedeutende deutſche Intereſſen beſtehen, d. h. letztere in ſolchem Umfang auf ſo kleinem Raum konzentriert ſind. Selten auch dürfte der wirtſchaftliche Einfluß Deutſchlands auf die Geſchicke eines fremden Landes ſich ſo fühlbar gemacht haben wie in jener kleinen Republik. Es verlohnt daher der Mühe die dortigen deutſchen Intereſſen einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Wir werden dabei ein intereſſantes Stück transatlantiſchen wirtſchaftlichen Lebens kennen lernen, wir werden ein ſchönes Beiſpiel dafür finden, was Fleiß und Unternehmungsgeiſt deutſcher Landsleute in fernen Ländern zum eigenen und des Vaterlandes Nutzen zu ſchaffen und zu erreichen vermögen, wir werden aber auch auf der andern Seite ſehen, mit welchen Schwierigkeiten und welchem Riſiko wirtſchaftliche Thätigkeit in derartigen Ländern verbunden iſt, und was für ſchwere Rückſchläge dabei zu gewärtigen ſind.

Die Entwickelung unſerer Intereſſen in Guatemala ging Hand in Hand mit deſſen wirtſchaftlicher Erſchließung überhaupt. Nach der Eroberung durch die Nachfolger des Cortes ſchlief das Land, deſſen früher auf hoher Kulturſtufe ſtehende Bevölkerung von den Spaniern mit Abſicht geiſtig niedergedrückt wurde,

den Schlaf aller jener spanischen Kolonien, in denen edle Metalle sich nicht fanden oder bald erschöpft waren. Die Lostrennung von Spanien, die sich in den 20er Jahren ohne Kampf vollzog, brachte zunächst keine Änderung. Erst als das jeglicher Neuerung abgeneigte konservativ-klerikale Regiment der Republik durch die liberale Revolution von 1870 gestürzt wurde, die statt der Kreolen die Ladinos, d. h. die Mischlinge von Weißen und Indianern, ans Ruder brachte, kam ein frischerer Zug in das wirtschaftliche Leben Guatemalas. Unter der langen Regierung des Präsidenten Rufino Barrios, dessen rücksichtsloser Energie trotz der großen Schattenseiten seines Charakters das Land viel verdankt, hoben sich Handel und Landwirtschaft, hauptsächlich durch Verbreitung des Kaffeebaues. Auch die folgenden Präsidenten Barillas und Reina Barrios erstrebten die wirtschaftliche Hebung des Landes. Alle drei begünstigten den Zuzug fremder Geschäftsleute und fremden Kapitals.

Bei den natürlichen Schätzen und den günstigen klimatischen Verhältnissen des Landes entstand bald eine Periode großer Prosperität. Allenthalben wurden Pflanzungen angelegt oder vergrößert, die Wege wurden verbessert, Eisenbahnen gebaut, Banken gegründet, neben dem Exportgeschäft entwickelte sich die Einfuhr durch den Bedarf der Landwirtschaft — kurz, alles hob sich. Der Höhepunkt fiel in die Jahre 1890—97. Es waren die Glanzjahre, aber zugleich auch die Gründerjahre, und als solche bargen sie bereits den Keim naher Gefahren.

Seit 1897 ist denn auch thatsächlich ein Rückschlag[1]) eingetreten, der anfänglich nur vorübergehend zu sein schien, der aber nun schon über 3 Jahre angehalten hat und daher doch recht bedenklich geworden ist. Den ersten Anstoß zur Krisis gaben die die Hülfskräfte des Landes übersteigenden Unternehmungen, in die Reina Barrios den Staat stürzte, wie der Bau der Nordbahn, die Hafenbauten von Iztapa, große Anlagen in und bei der Hauptstadt, und die resultatlose zentralamerikanische Ausstellung. Leider leisteten die leitenden Finanzkreise diesen und privaten Handels- und Plantagenunternehmungen über ihre Mittel Vorschub; bezüglich letzterer gingen die europäischen (deutschen) Kreditgeber in der Gewährung von Vorschüssen ebenfalls zu weit. Geld und Kapital wurden nun knapp. Banken und Finanzleute hatten ihre Mittel erschöpft bezw. in der Art fest angelegt, daß ihre Flüssigmachung zu weitgehenden Zahlungseinstellungen geführt hätte. Der Banknotenumlauf war so gewachsen, daß nur noch 20% durch Metall gedeckt waren, und es mußte für dieselben zeitweise der Zwangskurs eingeführt werden. Das Goldagio stieg enorm, die Aktien fielen, die ausländischen Kredite wurden entzogen oder eingeschränkt, und Geld wurde immer seltener. Das Verlangen der Kreditgeber nach nachträglichen Sicherheitsleistungen brachte viele Landwirte und Kaufleute in ernste Verlegenheiten und führte zu Moratorien und Liquidationen. Man begreift, daß der Importhandel unter diesen Umständen auf das Nötigste beschränkt wurde und die Zollerträge sanken. Dazu trat noch das Fallen der Kaffeepreise, das auf die Pflanzer ebenso drückte, wie die Geldknappheit, also der Mangel an Betriebskapital, diese und die Kaufleute störte und ihnen teilweise das Weiterarbeiten unmöglich machte. Durch alle diese Umstände wurde auch die Finanzlage der Regierung immer mehr verschlechtert, wozu noch die schweren innerpolitischen Wirren der Jahre 1897 und 1898, während derer Reina

[1]) Vgl. Deutsches Handels-Archiv, Mai-Heft 1898, Teil 2, Seite 219.

Barrios ermordet wurde, beitrugen. Es ist also kein erfreuliches Bild, das das Land gegenwärtig bietet.

Die Zunahme der deutschen Interessen ging mit der Entwicklung des Landes gleichen Schritt, ja letztere war bis zu einem gewissen Grade die Wirkung der ersteren. Nachdem bereits in den 60er Jahren sich einzelne Deutsche, Hamburger und Bremer, in Guatemala niedergelassen hatten, nahm die deutsche Kolonie seit Mitte der 70er Jahre stetig zu. Deutsche Geschäftshäuser wurden in der Hauptstadt und den größeren Provinzialorten gegründet, zahlreiche Pflanzungen und zur Anlage von solchen geeignete Ländereien wurden von Deutschen erworben und durch rationelle Bewirtschaftung wertvoll gemacht, wobei die von Hamburg und Bremen gewährten Kredite eine große Rolle spielten. Auch einheimischen Kaufleuten und Pflanzern wurden große Vorschüsse gegeben. In Aktienunternehmungen und Staatspapieren wurden deutsche Gelder angelegt. Eine Reihe von Jahren hindurch wurden aus allen diesen Geschäftszweigen beträchtliche Gewinne gezogen, die zum Teil nach Deutschland gelangt sind, zum Teil aber auch im Lande selbst wieder Anlage gefunden haben. Daß durch die Krisis nun leider auch die deutschen Interessen stark bedroht sind, ergiebt sich nach dem Gesagten von selbst.

Einen Maßstab für das Anwachsen unserer Interessen gewährt die Art der amtlichen Vertretung Deutschlands in Guatemala. 1875 wurde dort ein Generalkonsul, der zugleich als Geschäftsträger fungierte, ernannt. Nach einigen Jahren wurde die deutsche Vertretung zur Ministerresidentur und darauf zur Gesandtschaft erhoben, die mit der Zeit ein vollzähliges Personal erhielt. Zu ihrem Geschäftsbereich gehören auch die vier anderen mittelamerikanischen Republiken. Die konsularische Vertretung wird durch das Konsulat in Guatemala (für die ganze Republik, aber auch mit engerem Amtsbezirk), ferner durch die Vizekonsulate in Quezaltenango, Retalhuleu und Coban, sowie durch die Konsularagenturen in S. José und Ocos besorgt. Sie werden sämtlich durch Wahlbeamte verwaltet.

Ehe wir nun zur Schilderung der deutschen Interessen auf den verschiedenen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens übergehen, sei noch bemerkt, daß sich die Angaben im allgemeinen auf Anfang 1898 beziehen. Die meisten Daten sind an Ort und Stelle gesammelt; daneben sind auch die im deutschen Handelsarchiv veröffentlichten Mitteilungen benutzt worden. Für die letzten Jahre fehlt es an statistischen Unterlagen; doch ist der veränderten Verhältnisse überall durch entsprechende Hinweise gedacht worden. Wo von Deutschen die Rede ist, sind stets Reichsangehörige gemeint.

1. Plantagenbesitz. Landwirtschaftliche Kredite.

Unsere landwirtschaftlichen Interessen verdienen an erster Stelle geschildert zu werden, einmal weil sie ihrer Wertziffer nach die bedeutendsten sind, ferner weil sie gewissermaßen die Grundlage des ganzen Systems bilden, auf der sich die übrigen Interessen aufbauen, endlich weil es sich hier um Verhältnisse handelt, die für Guatemala besonders charakteristisch sind.

Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß in keinem außerdeutschen Gebiete, unsere eigenen Kolonien nicht ausgenommen, ein, wenn nicht absolut,

ſo doch relativ ſo umfangreicher und örtlich ſo konzentrierter ländlicher Grundbeſitz in deutſchen Händen iſt wie in Guatemala. Dabei muß man allerdings von den Ackerbaukolonieen in Südbraſilien abſehen; aber die dortigen Deutſchen beſitzen nur zum geringſten Teile noch die deutſche Staatsangehörigkeit. Ein nicht unbedeutender deutſcher Plantagenbeſitz beſteht auch in andern amerikaniſchen Staaten wie Venezuela, Nicaragua und Mexiko, nirgends aber findet man ihn auf ſo kleinem Gebiete in ſolcher Ausdehnung bei einander liegend.

Es ſoll hier zunächſt eine tabellariſche Zuſammenſtellung unſerer Plantagen in Guatemala im Jahre 1898 gegeben werden. Zur Erläuterung iſt Nachſtehendes zu bemerken:

Die einzelnen Grundſtücke ſind numeriert. Falls mehrere derſelben dem gleichen Beſitzer bezw. der gleichen Beſitzergruppe (Conſortium, Aktiengeſellſchaft) gehören, ſo ſind ſie durch Buchſtaben bezeichnet und ohne Rückſicht auf ihre oft getrennte Lage einheitlich unter einer Nummer zuſammengefaßt. Das Geſamtareal des unter derſelben Nummer aufgeführten Plantagenbeſitzes iſt, in Quadratkilometern[1]) ausgedrückt, in Klammern hinter den Namen der Beſitzer angegeben; ſeine Größe hat als Grundlage für die in der Tabelle beobachtete Reihenfolge gedient. Der Flächeninhalt der einzelnen Plantagen iſt außerdem, ſoweit er ſich feſtſtellen ließ, in der vorletzten Rubrik beſonders erwähnt. Zur Bezeichnung der Lage ſind häufig außer den Namen der ſtaatlichen Departements auch die vielfach gebräuchlicheren geographiſchen Diſtriktsbezeichnungen in die Tabelle aufgenommen. In der Rubrik „Anbau und Produktion" iſt für das Haupterzeugnis, den Kaffee, durch die in Klammern dahintergeſetzten beiden Ziffern eine Klaſſifikation gegeben worden. Die erſte Ziffer bezieht ſich auf die Anzahl der Kaffeebäume, die zweite auf die jährliche Produktion in den einzelnen Plantagen bezw., wenn für dieſe die Ziffern nicht zu ermitteln waren, dem Geſamteigentum desſelben Beſitzers, und zwar ſind unterſchieden worden folgende

Anbau-Klaſſen		und	Produktions-Klaſſen.			
Kl. 1	mehr als 1,000,000	Bäume.	Kl. 1	mehr als 10,000	Ztr.[2])	enthülſten Kaffees.
Kl. 2	500,000—1,000,000	„	Kl. 2	5000—10,000	„	„ „
Kl. 3	250,000—500,000	„	Kl. 3	2500—5000	„	„ „
Kl. 4	100,000—250,000	„	Kl. 4	1000—2500	„	„ „
Kl. 5	unter 100,000	„	Kl. 5	unter 1000	„	„ „

Schließlich iſt noch zu betonen, daß die Tabelle zwar mit möglichſter Sorgfalt zuſammengeſtellt worden iſt, daß deren Ziffern aber doch zum Teil auf Schätzungen beruhen und daher auf abſolute Genauigkeit keinen Anſpruch erheben können. Immerhin dürften die Abweichungen von der Wirklichkeit unerheblich genug ſein, um die Geſamtreſultate nicht weſentlich zu beeinträchtigen. Ueber einige Beſitzungen geringeren Umfanges waren keine Daten zu erhalten. Auf dieſe, ſowie auf gewiſſe Ländereien, deren Beſitzverhältniſſe noch ſtreitig waren, bezieht ſich der letzte Abſatz der Tabelle. Wir laſſen nun dieſe ſelbſt folgen:

[1]) Das landläufige Flächenmaaß iſt die Caballeria = 44,7 ha. Der beſſeren Verſtändlichkeit halber iſt hier die Umrechnung auf das metriſche Syſtem vorgenommen worden.

[2]) Es ſind ſtets ſpaniſche Zentner zu 46 Kilogramm zu verſtehen. Die Produktion iſt auch dort, wo der Kaffee in Hülſen ausgeführt wird, ſtets auf enthülſten Kaffee umgerechnet.

Tabellariſche Zuſammenſtellung des deutſchen Grundbeſitzes in Guatemala.

Nr.	Name des Grundſtücks	Namen der Beſitzer (Geſamt-Areal)	Departement (Diſtrikt)	Areal in qkm	Anbau und Produktion
		A. Beſitztümer von mehr als 100 qkm Geſamtareal.			
1	Trapiche Grande	Hamburger Konſortium. (516,4)	Suchitepequez	516,4	Wald, Weide, Kakao, Zucker. Wenig bebaut.
2a	Seritquiché	F. Gerlach (360,3)	Alta Verapaz	357,6	Kaffee (3,3)
2b	Sillap		„		
2c	Chiſolom		„		
2d	Aciela		„		
2e	Tzalamila		„		
2f	Olas de Moca		Solola(Chicacao)	2,7	Kaffee (5,5)
3a	Amazonas	Hockmeyer, Sanders & Co. (160)	Alta Verapaz	134,1	Kaffee (5,5)
3b	Capucal		Zacapa	25,9	Kaffee (4,5), Zucker.
		B. Beſitztümer von 50—100 qkm Geſamtareal.			
4a	Chiacam	Sapper & Co. (93,9)	Alta Verapaz	—	Kaffee (3,3)
4b	Campur		„	—	
4c	Chirriquin		„	—	
4d	Chinama		„	—	
4e	Chirrizquiché		„	—	
5	Trece Aguas	Gebr. Fickert-Forſt (80,5)	„	80,5	Kaffee, (4,5)
6	Porvenir	Porvenir Plant. Geſ. (68,8)	San Marcos (Tumbador)	68,8	Kaffee (1,1), Zucker.
7a	Las Vinas	Hanſeatiſche Planiagen Geſellſchaft (68,4)	Santa Roſa	26,9	Kaffee (2,2)
7b	Zapote		Escuintla	32,6	Kaffee(2,3),Zucker
7c	Los Diamantes		„	8,9	Kaffee(2,3),Zucker
8a	Cubilquitz	H. v. Türckheim (58,1)	Alta Verapaz	53,6	Kaffee (4,4)
8b	Chicoyo		„	4,5	Kaffee (5,5)
9a	Saſis	O. v. Noſtitz. (55,9)	„	—	Kaffee (3,3)
9b	Chicuc		„	—	Zucker
9c	Chimax		„	—	
10a	Olpan	E. P. Dieſeldorff (55,9)	„	44,7	Kaffee (5,0)
10b	Chajcar		„		
10c	Chiachal		„		
10d	Secac		„		
10e	Seacté		„	11,2	Kaffee (5,5)
11a	Chulac	E. H. Knapp (51,5)	Alta Verapaz	—	Kaffee (5,5)
11b	Mayugua		„	—	
11c	S. Criſtobal		„	—	

Nr.	Name des Grundstücks	Namen der Besitzer (Gesamt-Areal)	Departement (Distrikt)	Areal in qkm	Anbau und Produktion
	C. Besitztümer mit 25—50 qkm Gesamtareal.				
12a	Setal	M. Hesse & Co. (44,7)	Alta Verapaz	—	Kaffee (4,4)
12b	Chibut		„	—	
13a	Sacabnab	J. Hartmann (44,7)	„	—	Kaffee (5,0)
13b	Sezuj		„	—	
14	Unbenannte Ländereien	Verapaz-Bahn-Gesellschaft (44,7)	„ „	44,7	Noch unbebaut.
15a	La Rochela	Plant. Ges. Rochela-Osuna (44,7)	Escuintla	—	Kaffee (1,1)
15b	S. Andres Osuna		„	—	
16a—16e	Concepcion u. 4 Dependancen	Plant. Ges. Concepcion (41,1)	„ „	—	Kaffee (2,2), viel Zucker
17	Cerro Redondo	G. Müller, G. Thomsen, R. Kleinschmidt (41,1)	Santa Rosa	41,1	Zucker, Kaffee (2,3)
18a	S. Vicente		Alta Verapaz	—	
18b	Chipac	Gebr. Möller (40,2)	„	—	Kaffee (4,4)
18c	Chirrejo		„	—	
19a	Tual	Euler & Co. (35,8)	„	—	Kaffee (5,4)
19b	Rubelnac		„	—	
20a	Chimax		„	—	
20b	Semox		„	—	
20c—20i	Unbenannte Ländereien	R. Sapper (35,8)	„ „ „	—	Kaffee (5,5)
21a	Panzamala	L. Eyssen (33,5)	„	—	Kaffee (4,4)
21b	Sajabal		„	—	
22	Samilha	W. A. Dieseldorff, C. Thomsen (33,5)	„	33,5	Kaffee (5,0)
23a	S. Rafael		Solola	13,9	Kaffee (2,3), Zucker
23b	Potosi	Andersen &	„	2,2	Kaffee (4,4), Zucker
23c	El Guatalon	Höpfner (32,2)	„	10,7	Zucker, Kakao
23d	La Chorrera		„	5,4	Kaffee (5,5)
24a	Guaxpom	Dieseldorff & Co. (31,3)	Alta Verapaz	—	Noch unbebaut.
24b	La Tinta		„	—	
25a	Saxoc		„	—	
25b	Sachal	A. Herrenschmidt (31,3)	„	—	Kaffee (4,4)
25c	Chirrimax		„		
26a	S. Fr. Miramar	Koch, Hagmann & Co. (30,4)	Quezaltenango (Costa Cuca)	9,8	Kaffee (3,1)
26b	Reposo			9,0	Weide
26c	Morelia		Escuintla	11,6	Kaffee (3,2)
27a	Xicacao	Leipprand & Co. (26,8)	Alta Verapaz	—	Kaffee (4,4)
27b	Rubelcruz		„		
28	Secux	Dieseldorff & Co. (26,8)	„	26,8	Noch unbebaut.
29a	Chamiquin	A. Rösch & Co. (26,8)	„	—	Kaffee (5,5)
29b	Pancus		„	—	
30	Chocola	Chocola Plant. Ges. (25)	Suchitepequez (Costa Grande)	25	Kaffee (2,1), viel Zucker.

Nr.	Name des Grundstücks	Namen der Besitzer (Gesamt-Areal)	Departement (Distrikt)	Areal in qkm	Anbau und Produktion
		D. Besitztümer mit 5—25 qkm Gesamtareal.			
31a	S. Isidro	Glade, Temme&Co. (22,6)	Suchitepequez	2,2	Kaffee(5,5),Weide
31b	Zambo		„	1,8	Kaffee(4,4),Weide
31c	Las Nubes		„	7,2	Kaffee (4,4)
31d	Altamira		„	1,5	Kaffee (4,4)
31e	Chinan		Solola(Chicacao)	0,9	Kaffee(5,5),Weide
31f	Milan		„	9,0	Kaffee (4,4)
32	Ribaco	G. Rosen (22,4)	Alta Verapaz	22,4	Noch unbebaut.
33a	Paija	E. P. & W. R. Dieseldorf (22,4)	„	—	Kaffee (5,5)
33b	Salto		„	—	
34a	China	Plant. Ges. China-Sanub (20,1)	„	—	Kaffee (5,4)
34b	Sanub		„	—	
35a	S. Diego	Krauß, Schröder & Co. (18,3)	Escuintla	13,4	Kaffee (4,4) viel Zucker.
35b	Helvetia		Chimaltenango	1,8	Mais, Holz, Mühle [1]
35c	S. Bonaventura		Solola	3,1	Kaffee (5,5), Mühle [1]
36a	Esperanza	Gebr. Sterkel (17,9)	Alta Verapaz	—	Kaffee (4,4)
36b	Coyauté		„	—	
37	Yaxtunja	Spiegeler & Hagemann (13,9)	„	13,9	Kaffee (5,5)
38	Unbenannte Ländereien	J. Christ (13,4)	Alta Verapaz	—	Noch unbebaut
39	S. Clemente	Gebr. Trawitz Humbert&Co.(13,4)	„	13,4	Kaffee (5,5)
40	Germania	Ascoli & Rockstroh (13,4)	Zacapa	13,4	Kaffee(4,5),Zucker
41a	Mercedes	G. J. Hockmeyer (11,2)	Quezaltenango (Costa Cuca)	9,4	Kaffee (3,1)
41b	S. Domingo				Weide
41c	Berlin			1,8	Weide
42	S. Jacinto	W. R. Dieseldorff (11,2)	Alta Verapaz	11,2	Kaffee (5,4)
43	Samac	A. Helmrich (11,2)	„	11,2	Kaffee (5,4)
44a	Dolores	E. Altschul (11,2)	„	6,7	Kaffee (5,5)
44b	Sachamach		„	4,5	Kaffee (5,4)
45	S. Elena	W. Thom (11,2)	Chimaltenango	11,2	Holz,Sägemühle
46a	Buena Vista	Kuhfiek & Koch (8,9)	Retalhuleu	8,0	Kaffee(4,4),Zucker
46b	Monte Cristo		Quezaltenango	0,9	Kaffee (4,4)
47a	S. José	R. Schilling & Co. (8,9)	Alta Verapaz	—	Kaffee (5,5)
47b	Sacantilla		„	—	
48	Plata Grande	G. Callmeyer (8,0)	Zacapa	8,0	Kaffee (4,5)

[1]) Getreide-Mühle.

Nr.	Name des Grundstücks	Namen der Besitzer (Gesamt-Areal)	Departement (Distrikt)	Areal in qkm	Anbau und Produktion
49	Chicoy	Stalling & Dieseldorff (6,7)	Alta Verapaz	6,7	Noch unbebaut
50	La Providencia	Klug & Ludwig (6,7)	„	6,7	Kaffee (5,5)
51	Secacao	F. Muft (6,7)	„	6,7	Noch unbebaut
52a	Chisap	Wolters Erben (6,7)	„	—	Kaffee (5,5)
52b	Chirrepec		„	—	
53	Rosario	Matthies & Lüttmann (6,7)	S. Marcos (Tumbador)	6,7	Kaffee (3,3)
54	Soledad	M. Roßbach (6,7)	Chimallenango	6,7	Holz-Sägemühle
55a	La Corona	Kaun & Weinberg (6,5)	Solola (Chicacao)	2,2	Kaffee (4,5)
55b	La Suisa			1,2	Kaffee (5,5)
55c	S. Isabel			3,1	Kaffee (5,5)
56a	La Humildad	Peizner & Co. (6,5)	Chimaltenango	—	Kaffee (4,4)
56b	S. Juliana		Solola	—	
56c	Luisiana			—	
57	Alameda	H. Reutze (5,8)	Chimaltenango	5,8	Getreide, Flachs ic.
58	Candelaria	Ad. Meyer (5,0)	Quezaltenango (Xolhuitz)	5,0	Kaffee (4,3)
59	S. Geronimo	H. Peper (5,0)	Solola	5,0	Kaffee (4,4), Zucker
60a	Monte Carlo	H. Span (5,0)	Solola (Chicacao)	—	Kaffee (4,5)
60b	Pie de la Cuesta			—	

E. Besitztümer von 1—5 qkm Gesamt-Areal.

61	Temal	R. Wilhelm (4,5)	Alta Verapaz	4,5	Kaffee (5,5)
62	Chimo	Th. Stalling (4,5)	„	4,5	Kaffee (5,5)
63a	Soledad	E. Hockmeyer (3,6)	S. Marcos (Costa Cucho)	—	
63b	Margaritas			—	Kaffee (4,3)
64	La Paz	R. S. Fahr (3,4)	S. Marcos (C. Cucho)	3,4	Kaffee (4,3)
65	Armenia	H. Wundram (3,1)	S Marcos (Tumbador)	3,1	Kaffee (4,5)
66	Nahuatancillo	Edelmann & J. Lüttmann (3,1)	S. Marcos (Tumbador)	3,1	Kaffee (3,2)
67	Petet	Feyer & Stalling (2,7)	Alta Verapaz	2,7	Kaffee (5,5)
68	Candelaria	A. Horn (2,6)	S. Marcos (C. Cucho)	2,6	Kaffee (4,3)
69	El Eden	R. Schultz (2,3)	Quezaltenango (Xolhuitz)	2,3	Kaffee (4,4)
70a	Chipoc	H. R. Dieseldorff (2,2)	Alta Verapaz	--	Kaffee (5,5)
70b	Coban		„	—	
71a	Chivencorral	M. Thomä (2,2)	„		Kaffee (5,5)
71b	Tucuru		„		Weide
72a	Aradia	Klinkert & Lüttmann (2)	S. Marcos (Costa Cucho)	1,1	Kaffee (4,4) Zucker
72b	Naranjo			0,9	Kaffee (5,5)
73	Chimalha	L. Sapper & Co. (1,8)	Alta Verapaz	1,8	Kaffee (5,5)
74	Las Fuentes	C. F. Bierguß (1,5	Quezaltenango (Xolhuitz)	1,5	Kaffee (5,5)

Nr.	Name des Grundstücks	Namen der Besitzer (Gesamt-Areal)	Departement (Distrikt)	Areal in qkm	Anbau und Produktion
75	El Transito	Büsse & Hermann (1,1)	Quezaltenango (Costa Cuca)	1,1	Kaffee (4,4)
76	Esmeralda	H. Hermann (1,0)	Quezaltenango (Costa Cuca)	1,0	Kaffee (4,4)
77	La Marina	E. Sinner (1,0)	S. Marcos (Tumbador)	1,0	Kaffee (5,5)
78	Madrid	A. Fuhlroth (1,0)	Solola(Chicacao)	1,0	Kaffee (5,5)
79	Esperanza	Vorrath (0,9)	Solola	0,9	Kaffee (5,5)
80a	S. Dionisio	C. & F. Koch (0,9)	Retalhuleu	—	Kaffee (5,4)
80b	Patrocinio			—	
81	Bes. bei Antigua	W. Peltzer (0,9)	Sacatepequez	0,9	Kaffee (5,5)
82	Aurora	E. Augener (0,5)	Rethalhuleu	0,5	Kaffee (5,5)
83	Chichochoc	H. Helmrich (0,5)	Alta Verapaz	0,5	Ziegelei

Hierzu treten noch etwa 8 Besitzungen geringen Umfangs, über die nähere Daten nicht erhältlich waren, sowie zwei etwas größere Grundstücke, deren Besitzverhältnisse streitig waren. Ihr Areal kann zusammen mit 33 qkm veranschlagt werden.

Aus der Tabelle ergiebt sich zunächst für den deutschen Plantagenbesitz ein Gesamtareal von nicht weniger als 2725 qkm, das etwa den Gebieten von Sachsen-Altenburg, Schaumburg-Lippe und den 3 Hansestädten zusammengenommen gleichkommt. Die Plantagen[1]) bedecken 2,14% der Oberfläche von Guatemala, oder 3,7% derselben, wenn man das fast ganz unkultivierte, von Urwäldern bedeckte Gebiet von Peten im Norden abrechnet. Erheblich höher noch fällt der Prozentsatz aus, wenn man die sonstigen zur Bebauung ungeeigneten Landstrecken auf den Gebirgen des Innern und in den heißen Küstengegenden abzieht und nur die überhaupt anbaufähigen oder gar nur die für den eigentlichen Plantagenbetrieb geeigneten Distrikte ins Auge fasst. Ein großer Teil gerade dieser fruchtbarsten Landstriche ist im Besitz von Deutschen.

Auffallend sind die sehr großen Unterschiede, die in dem Umfang der einzelnen Besitzungen bezw. Komplexe bestehen. Selbst wenn wir von dem über 500 qkm großen, nahezu unbebauten Trapiche Grande absehen, bewegen sich die Areale noch zwischen den Extremen von $^1/_2$ und mehr als 100 qkm. Die Erklärung dafür liegt in der noch näher zu besprechenden Thatsache, daß die Besitzungen in den einzelnen Landesteilen sehr verschieden lange in Kultur befindlich und infolgedessen mehr oder weniger dicht bebaut sind, was wieder bedeutende Unterschiede in den Erträgen und im Wert zur Folge hat. Für einen geringeren Preis als der, den man in älteren Plantagengegenden für eine verhältnismäßig kleine Finca hätte bezahlen müssen, wurden in noch wenig bebauten Gegenden, namentlich im Norden, Landgüter erworben, die jene um ein Mehrfaches an Areal übertrafen.

[1]) Das Wort „Plantagen" wird hier und im Folgenden, wo stets nur von deutschen Besitzungen die Rede ist, im Sinne von „Landgüter" ohne Rücksicht auf den Stand der Bebauung gebraucht. Die in Guatemala dafür übliche Bezeichnung ist „Finca".

Für die Anzahl der deutſchen Fincas wird man verſchiedene Ziffern erhalten, je nachdem man aneinandergrenzende, demſelben Beſitzer gehörige und gemeinſam bewirtſchaftete Landgüter (vgl. z. B. Nr. 15 der Tabelle) als eine oder mehrere Plantagen rechnet. Zählt man alle einen eigenen Namen führenden deutſchen Grundſtücke, ſo kammt man auf die anſehnliche Ziffer von etwa 170, in 93 Beſitzgruppen verteilt, die den Nummern unſerer Tabelle entſprechen.

An dem Beſitz beteiligt ſind ungefähr 150 Perſonen, vorwiegend Hamburger, dann Bremer, daneben auch Süddeutſche und andere. Zunächſt giebt es als Eigentümer von zuſammen 10 Plantagen, worunter einige der beſten des Landes, 7 Aktiengeſellſchaften. Es ſind dies neben der weniger bedeutenden China-Sayub- und der Verapaz-Bahn-Geſellſchaft, der größere unbebaute Ländereien gehören, die Hanſeatiſche Plantagengeſellſchaft mit drei großen Fincas, diejenige von Rochela-Oſuna mit den 2 gleichnamigen Fincas, die Guatemala-Plantagen-Geſellſchaft und diejenigen von Concepcion und Chocala. Die Zahl der Aktionäre dieſer Geſellſchaften iſt übrigens eine ſehr beſchränkte; die Aktien ſind meiſt in Hamburg und Bremen in feſten Händen und ſchwer käuflich. Eine weitere Anzahl von Plantagen gehört Konſortien oder Firmen mit 2 oder mehreren Teilhabern; der Reſt iſt Eigentum einzelner Beſitzer.

Bei den Aktionären ſowohl wie bei den Einzelbeſitzern iſt zu unterſcheiden zwiſchen im Lande ſelbſt anſäſſigen Deutſchen und ſolchen, die ihre Kapitalien von hier aus dort angelegt haben. Letztere laſſen ihre Plantagen durch deutſche Verwalter bewirtſchaften; unter erſteren ſind außer den berufsmäßigen Landwirten, die ſich ausſchließlich ihren Pflanzungen widmen, auch 15 kaufmänniſche Firmen des Landes zu verzeichnen. Manche heutige Beſitzer begannen ihre Laufbahn in Guatemala als Angeſtellte deutſcher Handelshäuſer oder Landgüter.

Zur Lage und Verteilung der deutſchen Plantagen übergehend, wollen wir zunächſt bemerken, daß für den Anbau von Kaffee und Zucker, den weitaus wichtigſten Erzeugniſſen Guatemalas, ſich am meiſten eignen, einerſeits die atlantiſchen Abfälle des Kettengebirges von Mittelguatemala, andererſeits die dem Stillen Ozean zugewendeten Abhänge der langen Vulkanreihe, welche ſich parallel der Meeresküſte von der Grenze von Salvador nach derjenigen von Mexiko hinzieht. Beide Regionen beſitzen ſehr fruchtbaren Boden und feuchtes Klima; letzteres iſt auf der atlantiſchen, erſterer auf der paziſiſchen Seite günſtiger, wo die Aſchenerde der Vulkane vorzügliche Eigenſchaften beſitzt. Der Höhenlage nach kommen für den Plantagenbau nur Gebiete zwiſchen 400 und 1500 m Höhe über dem Meeresniveau in Betracht. Im Gegenſatz zur heißen Küſtenregion und zum kalten Hochland bezeichnet man die Plantagengegend als tierra templada, d. h. gemäßigtes Land. Zucker wird nur auf der unteren Stufe derſelben gepflanzt. Die beiden genannten Zonen, durch ein 100—125 km breites Gebirgsland von einander getrennt, ſind mit deutſchen Landgütern bedeckt.

Auf die atlantiſche Seite fallen dem Areal nach etwa $^{1}/_{3}$ derſelben, während Wert, Kaffeeanpflanzungen und Produktion dieſes Beſitzteiles nur 15 % der betreffenden Geſamtſumme ausmachen. Der paziſiſche Abhang weiſt dagegen bei nur $^{2}/_{3}$ des Geſamt-Areals 85 % des Werts, der Baumzahl und des Ertrages aller deutſchen Pflanzungen auf. Die Erklärung dafür liegt darin, daß die Plantagen am Stillen Ozean, namentlich im Weſten, viel länger unter Kultur ſind als die meiſten auf der atlantiſchen Seite, daß demgemäß dort ein größerer Teil des

Grund und Bodens überhaupt wie innerhalb der einzelnen Plantagen angebaut ist, und daß dort ein viel intensiverer Wirtschaftsbetrieb herrscht. Die Landgüter des Westens besitzen bei kleinerem Areal relativ, und auch absolut, größere Anpflanzungen und daher auch größeren Ertrag und Wert als viele der östlicher gelegenen, und diese sind wiederum denen der atlantischen Seite im allgemeinen in demselben Sinne überlegen. Auch die Verkehrswege sind auf letzterer, wo die Landwirtschaft an vielen Punkten erst neuesten Datums ist, weniger ausgebildet.

Betrachten wir nun die beiden Plantagenzonen etwas genauer.

Auf der pazifischen Seite ziehen sich die Fincas von der Eisenbahn, die die Hauptstadt mit dem Hafen S. José verbindet, in einer langen Kette bis nach Mexiko hinüber. Innerhalb der angegebenen Grenzen van 400—1500 m schwankt die Höhenlage der einzelnen Plantagen nicht unbedeutend. Zum Teil liegen sie dicht über dem tropischen Küstenstreifen, der sich längs des Ozeans in einer Breite von vielleicht 20 km hinzieht, an den untersten Ausläufern der Vulkane, zum Teil findet man sie höher hinauf an den Hängen der letzteren oder ihrer Vorberge. Bei größeren Besitzungen, wie Conzepcion, Rochela-Ofuna u. a. bestehen auch innerhalb einer Pflanzung erhebliche Höhenunterschiede; so erstreckt sich z. B. erstere in Form eines schmalen länglichen Rechtecks vom Tiefland bis zum Gipfel des 3670 m hohen Vulkans Agua. Einzelne Besitzungen sind wie Außenposten auf das innere Hochland vorgeschoben, so die Farm Alameda bei Chimaltenango, auf der mit dem Anbau allerhand nordischer Gewächse Versuche angestellt werden, dann der Herrn Thom gehörige schöne Bergwald van Santa Elena, bei Tecpan in einer Höhe von 3000 m, ein anderer Wald am Vulkan Acatenango in 2300 m Höhe, und die Mühlen von Helvetia und Bonaventura, letztere entzückend an dem großen Gebirgssee von Atitlan 1500 m über dem Meeresspiegel gelegen. Auch östlich der genannten Bahn nach Salvador zu liegen 2 große deutsche Plantagen, Las Viñas und Cerro Redondo.

In der Hauptkette bildet, von Osten aus gerechnet, das erste Glied, bei Escuintla an der Eisenbahn Guatemala-S. José liegend, die schöne Finca Concepcion, die aus 4—5 aneinandergrenzenden Grundstücken besteht. Sie gehört jetzt einer Hamburger Gesellschaft und weist neben umfangreichen Kaffeepflanzungen neueren Datums prächtiges Zuckerrohr auf, zu dessen Verarbeitung sie die modernsten Maschinen besitzt. Auch das benachbarte S. Diego hat große Zuckerfelder. Kaffeepflanzungen von je etwa ½ Million Bäume sowie Zuckerfelder weisen ferner die gleichfalls im Departement Escuintla gelegenen Fincas Morelia, Zapate und Los Diamantes auf, letztere beiden wie Las Viñas der Hanseatischen Plantagengesellschaft gehörend. An Diamantes grenzen La Rochela und S. Andres Osuna, die der Gesellschaft dieses Namens gehören und mit etwa 2 Millionen Bäumen zu den wichtigsten Besitzungen zu rechnen sind. Unterhalb der genannten Plantagenreihe geht parallel derselben eine Zweigbahn von Escuintla über Santa Lucia nach Patulul, das den Ausgangspunkt eines andern wichtigen Plantagendistrikts bildet.

Zu den Departements Chimaltenango und Solola gehörend finden wir dort zwischen den Vulkanen Fuego und Atitlan und an den Vorbergen des letzteren und seiner Nachbarn die unter den Namen Pochuta, Panan, Pamachan, Chicacao und Costa Grande bekannten Landstriche mit zahlreichen größeren und kleineren, gut angebauten und ertragsreichen Plantagen. Hervorzuheben sind unter diesen

S. Rafael Panan, vor allem aber die der Plantagengeſellſchaft Chocola gehörige Finca dieſes Namens, beide mit großen Zuckerfeldern, moderner Maſchinerie und Kaffeepflanzungen von ½ Million Bäumen. Chocola gilt unter der langjährigen Leitung eines als Autorität in ganz Mittelamerika bekannten deutſchen Verwalters als eine der Perlen des deutſchen Beſitzes.

In dem nach Weſten anſchließenden Departement Suchitepequez liegt außer einigen kleineren, aber ertragsreichen Kaffee-Plantagen der Herren Glade und Temme das unter dem Namen Trapiche Grande bekannte Grundſtück, das größte von allen in deutſchem Beſitz befindlichen. In Form eines langen Rechtecks von über 500 qkm Flächeninhalt erſtreckt es ſich bis in die Nähe der Küſte herunter, iſt faſt noch garnicht in Anbau genommen und dürfte für die zur Zeit in Guatemala in Frage kommenden Kulturen auch nur in ſeinem oberſten Teile geeignet ſein. Die Seitenlinie Muluya-Mazatenango verbindet dieſes Departement mit der das Departement Retalhuleu durchlaufenden, nach dem Hafen Champerico führenden Weſtbahn, die für den Abſatz dieſer Gegenden von größter Wichtigkeit iſt.

Mit dem Departement Retalhuleu beginnen die fruchtbaren Gebiete des „Occidente" (Weſtens), welche außerdem noch die tiefer gelegenen Teile der Departements Quezaltenango und S. Marcos umfaſſen. Retalhuleu ſelbſt beſteht hauptſächlich aus Tiefland und erſtreckt ſich nur in einem ſchmalen Streifen die unterſten Gebirgsſtufen hinauf; hier liegen nur einige wenige Beſitzungen, wie die Plantagen der Herrn Koch und Kuhſiek.

Um ſo wichtigeren deutſchen Beſitz weiſt das weſtlich angrenzende Departement Quezaltenango auf, deſſen hochgelegene gleichnamige Hauptſtadt die zweite Stadt des Landes iſt. Wir finden dort zunächſt den Diſtrikt Xolhuitz, der die unterſten Ausläufer des Vulkans Santa Maria bedeckt, mit der ſchönen Finca Candelaria und drei kleineren ebenfalls ſehr ertragsreichen Pflanzungen. Es folgt die Coſta Cuca (Coſta, Cueſta, côte-Hang, Abhang) mit zwei kleineren und den ſehr bedeutenden, faſt aneinandergrenzenden Plantagen Mercedes und S. Franeisco Miramar. Letztere beiden, dem Herrn G. J. Hockmeyer bezw. der Firma Koch, Hagmann & Co. gehörend, ſind mit nahezu je ½ Million Kaffeebäumen zu den ſchönſten und wertvollſten Beſitzungen im ganzen Lande zu rechnen und zeichnen ſich durch beſonders intenſive Bewirtſchaftung aus.

In dem weſtlichen Departement S. Marcos endlich treffen wir in der Coſta Cucho ein halbes Dutzend nicht ſehr gut großer, aber gut angebauter und ertragsreicher Grundſtücke, desgleichen weiterhin im „Tumbador", wo namentlich Nahuatancillo mit außergewöhnlich intenſivem Betrieb und Roſario zu nennen ſind, die je etwa 400000 Bäume aufzuweiſen haben. Das über 70 qkm große Porvenir, der Guatemala-Plantagengeſellſchaft in Hamburg gehörig und am Fuße des Vulkans Tajamulco hart an der Grenze von Mexiko gelegen, ſchließt mit 1½ Millionen Bäumen und einer durchſchnittlichen Jahresproduktion von etwa 15000 Zentnern würdig die lange Reihe der deutſchen Beſitzungen ab.

Eine Art Filiale des deutſchen Beſitzes in Guatemala bildet der S. Marcos benachbarte Plantagendiſtrikt von Tapachula, der deshalb hier kurze Erwähnung finden möge, obſchon er als auf mexikaniſchem Gebiet liegend eigentlich nicht in den Rahmen dieſer Abhandlung gehört. Es ſind dort ziemlich dicht bei einander nicht weniger als 15 Plantagen in den Händen von 18 deutſchen Beſitzern. Sie haben ein Areal von insgeſamt 65 qkm, wovon etwa 8 qkm mit Kaffee bepflanzt

sind. Der Ertrag beläuft sich auf jährlich an 6700 Zentner im Wert von rund 400000 Mk.; der Wert der Plantagen selbst kann auf etwa 2¼ Million Mk. veranschlagt werden. Bodenbeschaffenheit und sonstige Bedingungen für die Landwirtschaft sind hier nahezu dieselben wie jenseits der Grenze. Die Eigentümer sind entweder aus Guatemala herübergekommen oder durch dort ansässige Verwandte oder Bekannte veranlaßt worden, sich dort anzukaufen. Der Ausfuhrhafen S. Benito wird von deutschen Dampfern besucht.

Wenden wir uns nun der Plantagengegend des Nordens, den atlantischen Abdachungen der Gebirge von Inner-Guatemala zu. Das Bild ist hier ein wesentlich anderes. Abgesehen von drei nicht unbedeutenden Besitzungen im Departement Zacapa, wo an den Bergzügen am linken Ufer des Rio Grande, des bedeutensten Wasserlaufes der Republik, Kaffee und Zucker gebaut wird, und von einigen Plantagen an der Peripherie des Departements Baja Verapaz, die aber ihrer Verbindungen wegen füglich zur Alta Verapaz gerechnet werden können, gehört der gesamte deutsche Grundbesitz auf dieser Seite dem letzteren Departement, dem größten mit Ausnahme des unbebauten Peten, an.

Die deutschen Ländereien bedecken mit einem Areal von etwa 1500 qkm nahezu ein Drittel der Oberfläche der Verapaz. Sie liegen demnach dort viel mehr zusammengedrängt als auf dem pazifischen Abhange. Das Areal der einzelnen Besitzungen ist, wie schon angedeutet, im Durchschnitt viel größer als das der Plantagen im Westen, Süden und Osten. Mehrere demselben oder verschiedenen deutschen Besitzern gehörige Grundstücke grenzen oft aneinander und bilden große zusammenhängende Komplexe. Die Erschließung eines bedeutenden Teils der Verapaz für den Plantagenbau fällt nämlich wesentlich erst in das letzte Jahrzehnt und ist ein Werk gerade des deutschen Kapitals, das sich in dieser Zeit besonders für Landankäufe in Guatemala interessierte.

Bei den niedrigen Preisen, zu denen unkultivierte oder wenig bebaute Ländereien vom Staat oder von Privatbesitzern erworben werden konnten, und bei der Leichtigkeit, in Deutschland Kredit in Gestalt von Hypotheken und Betriebsvorschüssen auf die Ernten zu erhalten, wurden große Flächen solchen Landes mit deutschem Geld angekauft, in der Hoffnung, dieselben in ertragsreiche Plantagen umzuwandeln, und vereinzelt wohl auch mit der Absicht eines parzellenweisen Weiterverkaufs. Da der Anbau, falls nicht ein den Ankaufspreis weit übersteigendes Kapital hineingesteckt werden sollte, nur sehr allmählich vor sich gehen konnte und die Kaffee-Pflanzungen erst 4—6 Jahre nach ihrer Anlage Erträge bringen, begreift man, daß unsere Statistik im Vergleich zur pazifischen Seite so hohe Ziffern für Areal, dagegen vorläufig so niedrige für Anbau, Produktion und Wert aufweist. Bei dem großen Areal der Besitzungen spricht ferner eine Eigentümlichkeit der Arbeiterverhältnisse in der Verapaz mit. Man erlaubt dort den Indianern, sich auf dem Grund und Boden der Plantagen anzubauen und ihren Lebensbedarf zu produzieren, gegen die Verpflichtung, eine gewisse Zeit hindurch für die Plantage zu arbeiten. Die Grundstücke müssen also dementsprechend größer bemessen werden.

Dichter bebaut sind übrigens eine Anzahl älterer deutscher Besitzungen, namentlich der Kern derselben im oberen Coban-Thale um die gleichnamige Departements-Hauptstadt herum. Einige kleinere Plantagen liegen in nächster Nähe der Stadt, wie Chicoyo, Samac, Chipoc und Chimax, ein paar mit Kaffee be-

pflanzte deutſche Grundſtücke liegen ſogar in derſelben. Dieſe Nachbarſchaft zuſammen mit dem Beſtehen von vier deutſchen Geſchäftshäuſern verleiht der zwiſchen Gärten und Pflanzungen freundlich ſich ausdehnenden Landſtadt in ihrem geſchäftlichen Leben und Treiben ein ganz deutſches Gepräge. Überhaupt ſpielen unſere Landsleute in der Verapaz wirtſchaftlich die Hauptrolle. $^3/_4$ des Kaffees wurden 1897 von ihnen produziert, und die erwähnten vier Häuſer nebſt ihren drei Filialen monopoliſieren ſo ziemlich den Handel.

Die übrigen Plantagen in der Verapaz verteilen ſich faſt über das ganze Departement mit Ausnahme der Nordweſtecke und eines ſchmalen Randſtreifens. Wir finden ſie an beiden Thalrändern des Polochic auf dem oberen Drittel ſeines Laufes, ferner zwiſchen dieſem und ſeinem längeren Nebenfluſſe, dem Rio Cahabon oder Coban, endlich auch auf dem linken Ufer des letzteren und im Quellgebiet der Zuflüſſe des Rio de la Paſion und des Rio Chixoy, die nach ihrer Vereinigung als Uſumacinta dem Golf von Mexiko zuſtrömen.

Um noch einige Beſitzungen beſonders zu erwähnen, ſo iſt Serritquiché mit den angrenzenden Grundſtücken bei einem Geſamtareal von 357 qkm die zweitgrößte deutſche Beſitzung in Guatemala, hatte aber 1897 erſt etwa 300000 Bäume in ſeinen Pflanzungen. Chimax, Campur und Filialen wieſen bei 90 qkm Fläche etwa 400 000 Bäume auf; Anpflanzungen von mehr als 150 000 Bäumen hatten noch die Beſitzungen der Herren Leipprand & Co., Gebr. Sterkel, von Noſtitz, von Türckheim und Herrenſchmidt.

Betrachten wir weiter den Anbau und die Produktion. Das weitaus wichtigſte Erzeugnis der deutſchen wie der übrigen Plantagen Guatemalas iſt der Kaffee; daneben kommt an zweiter Stelle der Zucker, mit einem großen Abſtande an Menge und Wert. Erſterer iſt der große Exportartikel des Landes; letzterer wird zu deſſen Verbrauch erzeugt, reicht ungefähr dafür aus und wird nur in kleinen Quantitäten ausgeführt. Von einigen unten zu erwähnenden Ausnahmen abgeſehen, bauen alſo faſt alle deutſchen Fincas Kaffee, bezw. ſind ſie, wenn noch unbebaut, für Kaffeekultur in Ausſicht genommen. Zucker wird neben Kaffee auf 14 Beſitzungen, außerdem auf 2 neben Kakao angebaut.

An Kaffeebäumen weiſt unſer Grundbeſitz insgeſamt ungefähr 18 Millionen auf. Die Größe des bepflanzten Areals ließ ſich nur für 9,6 Millionen Bäume feſtſtellen und betrug für dieſe 77,3 qkm, was durchſchnittlich etwa 124 000 Bäume auf 1 qkm ergeben würde. Legt man dieſelbe Ziffer auch für die übrigen 8,4 Millionen Bäume zu Grunde, ſo erhält man im Ganzen 145 qkm als Areal der Kaffeepflanzungen. Mit Zuckerrohr bebaut ſind an 16 qkm, die faſt alle auf der paziſiſchen Seite liegen.

Die Produktion der deutſchen Plantagen ergab in neuerer Zeit, je nach den Jahren 200—250 000 Zentner bei einer Geſammtproduktion von 600 000 bis 750 000 Zentnern in Guatemala, entſprach alſo einem Drittel der letzteren oder 1,33—1,66% der Weltproduktion von 15 000 000 Zentnern. Infolge der vielen Neuanpflanzungen und ſtellenweiſe intenſiverer Bewirtſchaftung iſt die deutſche Produktion noch in der Zunahme begriffen. Bei der Zuckererzeugung iſt zu unterſcheiden zwiſchen raffiniertem Zucker und der ſog. Panela, einem bräunlichen Rohzucker geringer Qualität, der von den indianiſchen Eingeborenen konſumiert wird. Von erſterem werden an 74 000, von letzterem an 51 000 Zentner jährlich produziert.

Swaſiland*).

Von Moritz Schanz.

Werfen wir einmal einen Blick auf das Swaſiland, welches ſeit 1895 unter der Verwaltung Transvaals ſteht. Dieſes zwiſchen dem Transvaal, Portugieſiſch-Oſtafrika und Amatonga-Land liegende, 18 140 qkm große Gebiet weſtlich von den Lebombo-Bergen, ein gebirgiges, bis 1500 m hohes, wohlbewäſſertes, fruchtbares und waldreiches Land, das ſich auch trefflich zur Viehzucht eignet, iſt lange Zeit hindurch ein Streitapfel zwiſchen der Südafrikaniſchen Republik und England geweſen.

Die erſten Boeren-Siedler Transvaals hatten dem König Umſwaſi zur Herrſchaft verholfen und beanſpruchten aus dieſem Grunde eine gewiſſe Vorherrſchaft im Swaſiland; die Engländer wieder machten für ſich geltend, daß ſie durch ihren Krieg gegen die Sulus auch die Swaſis vor deren Angriffen gerettet hätten. Schon 1864 hatte ein Schotte hier einen großen Landſtrich gekauft und plante ein großes Transportunternehmen durch Swaſiland, dasſelbe kam aber nicht zur Ausführung, da während der nächſten Jahre die Beſitzverhältniſſe der von drei Staaten in Anſpruch genommenen Delagoa-Bai keine feſte Baſis boten, und in den Konventionen von Pretoria und London war Swaſiland für unabhängig erklärt worden. Eine regere Einwanderung Weißer daſelbſt begann erſt ſeit 1865, nachdem unſer Landsmann Bremer, ein in Lourenzo Marques anſäſſiger Kaufmann, in Handelsbeziehungen zu König Umbandine getreten war. Der Herrſcher verlieh Bremer eine Landſchenkung von 32 000 Acres unweit ſeines Kraals, wo kurz darauf Bremersdorp entſtand und außerdem gegen eine jährliche Abgabe von 300 £ das Handelsmonopol für Swaſiland auf 100 Jahre. Goldfunde zogen bald weitere Fremde an, und der den Freuden eines guten Lebens wohlgeneigte König erteilte gegen verhältnismäßig kleine Vergütungen viele Hunderte von Handels-, Minen- und landwirtſchaftlichen Konzeſſionen, darunter auf Unternehmen, die für ein nur von 40 000 „Wilden" bewohntes Land lächerlich genug waren; es gab nämlich u. a. Monopole für Aerzte, Rechtsanwälte, Landmeſſer und Bankgeſchäfte, für Lotterie, Eiſenbahnen, Poſt und Telegraph, für Münze und Märkte, eine Konzeſſion auf Beſorgung der Steuererhebung für den König, ja ſogar ein Privileg auf das ausſchließliche Recht: „Konzeſſionen für Dritte auszuwirken."! Die im Lande anſäſſigen, verhältnismäßig wenigen, untereinander natürlich uneinigen Weißen erhielten einen Freibrief und verwalteten ihre Intereſſen durch ein in Bremersdorp anſäſſiges Komitee. Die Fremdenfreundlichkeit des Königs fand aber bei ſeiner Umgebung nicht allgemeinen Anklang, und als er 1889 einer langſamen Vergiftung erlegen war und ſein unmündiger Sohn U'bunu unter der Regentſchaft ſeiner Mutter folgte, erſchien weder Leben noch

*) Aus: „Oſt- und Südafrika von Moritz Schanz. Preis Mk. 10.—, gebd. Mk. 12.—. Wilhelm Süſſerott, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Eigentum ſicher. England und Transvaal, deren Staatsangehörige weitaus die Hauptzahl der Fremden bildeten, ernannten deshalb zur Ordnung der Landesangelegenheiten eine gemiſchte Kommiſſion, welche zunächſt die vorhandenen Konzeſſionen prüfte und von dieſen nicht weniger als 400 anerkannte. England hätte bei dieſer Gelegenheit gern das Land übergeſchluckt und machte allerlei Schwierigkeiten, aber die Buren hatten die wichtigſten Konzeſſionen, z. B. auf Eiſenbahnen, Zölle und Ländereien, für ſich geſichert, und durch Vermittelung Hofmeyr's kam am 2. Auguſt 1890 eine Konvention zu Stande, welche für eine unbeſtimmte Zeit eine gemeinſame Herrſchaft feſtſetzte, die von Vertretern Englands, Transvaals und der Swaſis ausgeübt werden ſollte. Gleichzeitig wurde Transvaal der Bahnbau durch Swaſiland nach der Koſi-Bai geſtattet, unter der Vorausſetzung, daß Transvaal innerhalb von 3 Jahren der ſüdafrikaniſchen Zollunion beitrete, andernfalls könne die Konvention nach dieſem Termin jederzeit von beiden

Bau einer Kaffernhütte.

Teilen gekündigt werden; England ließ ſich außerdem bei dieſer Gelegenheit die Zuſicherung erneuern, daß die Transvaal-Regierung jede organiſierte Auswanderung von Buren in das Gebiet der Chartered Company verhindern werde.

Bremer hatte 1890 8000 Acres des ihm gehörigen Landes in und bei Bremersdorp für 4000 £ an die Transvaal-Regierung verkauft und es wurden hier nun von der neuen Regierung ein Gerichtshof und der Sitz einer Landespolizei mit 250 Mann berittener Truppe eingerichtet.

Nach Ablauf und kurzer Verlängerung der Konvention von 1890 traten England und Transvaal Anfang 1894 in lange, neue Verhandlungen ein, die im Dezember 1894 zu einem am 14. Februar 1895 vom Volksraad genehmigten abgeänderten Vertrag führten. Darnach wurde Swaſiland zwar nicht dem Transvaal direkt einverleibt, aber doch deſſen ausſchließlicher Verwaltung unterſtellt; die Eingeborenen, denen es erlaubt iſt, ſich unter ihrem König nach eigenen Geſetzen zu regieren, ſoweit dieſelben nicht ziviliſierten Sitten widerſprechen, bezahlen die üblichen Abgaben; die britiſchen Anſiedler behalten ihre erworbenen Rechte

und die seit 20. April 1893 angesiedelten übrigen Weißen gewinnen alle Bürgerrechte und politischen Privilegien der Südafrikanischen Republik. England dagegen annektierte kurz darauf Pongola- und Tonga-Land, womit den Buren die erstrebte Ausdehnung zur See abermals abgeschnitten wurde; ein von der Transvaal-Regierung dagegen eingelegter Protest blieb wirkungslos.

Als sich auch die Swasis diesem neuen Vertrag nicht sofort unterwerfen wollten, zwang sie Joubert mit bewaffneter Macht dazu und setzte 1896 den König U'bunu ein, der unter dem Beistand von 30 Häuptlingen recht und schlecht der einheimischen Verwaltung vorstand, bis er und seine Mutter Ende 1899 auf-

Sulu-Schöne.

fallend schnell hintereinander starben und nun eine Schreckensherrschaft im Lande ausbrach.

Zentrum der Verwaltung und des Handels ist das 15 km nordwestlich von des Königs Kraal Embekelweni, unweit der Ostgrenze gelegene Bremersdorp mit etwa 200 Weißen, deren Gesamtzahl im Lande gegen 1000 beträgt. Die Verwaltung erfordert verhältnismäßig große Zuschüsse seitens Transvaals, denn den Ausgaben für Polizeitruppen, Beamte u. s. w. im Betrage von 148 900 £ standen 1898 nur 2—3000 £ Einnahmen gegenüber. Trotz aller „Konzessionen" sind die Wege wenig zahlreich und schlecht, an eine Eisenbahn ist noch nicht ge-

dacht worden und der meiſt über die Delagoa-Bai gehende Verkehr wies 1896 eine Einfuhr von 67 000 £ auf.

Der Hauptreichtum des Landes liegt in ſeiner Rinderzahl; in höheren Lagen wird auch Schafzucht betrieben. Die Golderträge, welche ſich 1896 auf 1288, 1897 auf 4979, 1898 auf 8256 Unzen beliefen, haben den Erwartungen bislang nicht entſprochen, mehr Ausſicht ſcheint noch das im Alluvialland vorhandene

Sulu-Paar.

Zinn zu bieten. Auf den Ebenen öſtlich der Lebombo-Berge iſt auch Kohle gefunden worden. Die Fremden haben Pflanzungen der Gerbeakazie (Acacia decurrens) angelegt; auch das reichlich vorhandene Bienenwachs und Gummi arabicum bilden Ausfuhrartikel. Bremer's Geſchäft hier iſt in die Hände der „Mercantile Aſſociation of Swaziland" übergegangen und dieſe beſitzt 8 Filialen im Lande. Zur Beſtellung ihrer Felder haben die Fremden, da die Kaffern dazu zu faul ſind, indiſche Kulis importieren müſſen, welche 45 bis 60 Schillinge Monatslohn bekommen und ſich dafür ſelbſt zu verpflegen haben.

Ein Beitrag zur Land- und Völkerkunde von Kamerun-Hinterland.

Von G. Spellenberg.

III.

Vermischt mit ihren religiösen Anschauungen spielt bei den Bewohnern des Hinterlandes der Aberglaube eine so große Rolle, daß er im täglichen Leben einen breiteren Raum als die Geisterverehrung einnimmt. Es ist die Furcht vor „Lemba" d. h. Zauberei und Hexerei, welche das Leben und die Handlungen der Leute in leiblicher und geistiger Hinsicht beherrscht und sie hinter jedem besonderen Ereignis eine von bösen Menschen betriebene Zauberei erkennen läßt. Fast alle Krankheiten und Todesfälle sind nach ihrer Ansicht auf menschliche, mit Zauberei umgehende Ursächer zurückzuführen. Und da sind es wieder vor allem die Bakundu, welche es in der Ermittelung von Todesursachen und besonders auch der Zauberer und Hexenmeister zu einer eigentlichen Wissenschaft gebracht haben. Diese Untersuchungen können freilich erst nach dem Tode am Menschen vorgenommen werden, denn sie geschehen auf dem Wege der Sezierung und Eingeweideschau. So starb z. B. in Bombe eines Tages ein Bakundu-Mann im kräftigsten Alter nach kurzer Krankheit. Da er aus der Verwandtschaft des Häuptlings war, so wurden ihm zu Ehren krachende Gewehrsalven abgefeuert. Nachdem ihm eine Anzahl der besten, neuen Tücher und ähnliche Kleidungsstücke umgebunden worden waren, traf man die nötigen Vorbereitungen zum Begraben des Toten. Im Fußboden des Hauses wurde ein schon früher benütztes Grab geöffnet. Es durfte nur 1 m tief aufgegraben werden, so stieß man auf einen Absatz, der mit Dielen bedeckt eine verengte Öffnung abschloß, um einen menschlichen Körper durchzulassen, während das eigentliche, etwa 3 m tiefe Grab sich nach unten zu einer kleinen Gruft etwas erweiterte. Der Tote wurde nun in den Hof gelegt. Die Sezierbehörde samt dem Häuptling erschienen; zwei von ihnen waren mit alten, scharfgeschliffenen Messern bewaffnet. Diese schnitten alsbald unter der gespanntesten Aufmerksamkeit der umstehenden Menge von Knaben und Männern den Bauch des Toten (vom Nabel) bis an das Brustbein auf. Das auffallendste Organ war die Leber, welche stark vergrößert war und ein schmutziggelbes Aussehen zeigte, offenbar war der Mann an einem Leberleiden gestorben. Die Männer der Eingeweideschau konstatierten jedoch an dieser unnatürlichen Lebervergrößerung, daß der Verstorbene einen „Nyoku"-Elefanten gehabt habe, d. h. er war ein Zauberer, der sich in einen Elefanten verwandeln konnte. Da ferner der Grimmdarm stark aufgeblasen war, kamen die schwarzen

Sachverſtändigen zur Überzeugung, daß das Objekt ihrer Unterſuchung ſogar eine zweite Art von Zauberei, nämlich ein „Nyama bwaba"-Giftſchlange beſaß, ſich alſo auch in eine Schlange hatte verwandeln und dadurch ſchädigen konnte. Schließlich wurde das Herz herausgenommen und aufgeſchnitten. Es enthielt einige Klümpchen geronnenen Blutes und einer durchſichtigen gläſernen Maſſe. Mit beſonderer Entrüſtung wurde auf Grund dieſes Befundes feſtgeſtellt, daß dieſer gefährliche Menſch noch eine dritte Zauberei ein „Nyam'a moto"-Menſchentier beſeſſen habe Dies bedeutet einen Menſchen, der durch Zauberei am Körper anderer Leute „ißt", und zwar ſind darunter die „Pola" gemeint. Dieſe Pola ſind eine eigentümliche, mit Syphilis-Wunden oft verwechſelte Negerkrankheit. (Unter „Bakundu" bereits angedeutet.) Sie verurſacht nach außen ſchreckliche, oft bis zu Handgröße anwachſende Wunden, die ſich über den ganzen Körper verbreiten können, meiſt aber an den Extremitäten ihre Verheerungen anrichten. Sie heilen häufig erſt nach Monaten oder Jahren und endigen oft erſt nach vollſtändigem Abfaulen einzelner Zehen oder Finger oder in Verkrüppelung von Armen, Händen oder Füßen. Und dieſe Krankheit beruht nach dem Aberglauben der Buſchſtämme auf Zauberei böſer Menſchen, zu welchen laut Befund auch der Sezierte gehörte. Die Eingeweide wurden nach vollbrachter Unterſuchung wieder in die Bauchhöhle gethan, mit Ausnahme der aus dem Herzen genommenen Klümpchen, welche in ein Blatt gehüllt und zu einem dem Beobachter unbekannten Zwecke fortgetragen wurden. Der Leichnam wurde dann ſorgfältig in Tücher eingebunden, in die Hütte geſchleppt und in die erwähnte Gruft verſenkt; die Dielen wurden eingelegt und bis zur Fußbodenfläche mit Erde bedeckt und feſtgeſtampft. Die Leute aber ſchimpften entrüſtet über den Toten. Man habe ihn für einen braven Menſchen gehalten und derweil habe er ſich mit ſchlechter Zauberei abgegeben und Andern Schaden zugefügt, ja in ſeiner eigenen Verwandtſchaft ſogar einem Knaben die „Pola" angehängt. — Solche Reſultate der Eingeweideſchau können unter Umſtänden ſchlimme Folgen für die Hinterbliebenen nach ſich ziehen, wie Händel, Streit und Strafen. So hatten in einem Dorfe die Leoparden nach und nach eine Anzahl Ziegen und anderes Vieh geraubt und zerriſſen. Als dann ein Mann dieſes Dorfes ſtarb und bei der Eingeweideſchau die Entdeckung gemacht war, daß der Verſtorbene einen „Njo"-Leoparden gehabt habe, in welcher Eigenſchaft er nächtlicherweile auf Viehraub und dergl. ausgehen konnte, da mußte dieſer Mann durch ſeine Zauberei all das zerriſſene und geraubte Vieh verſchuldet haben. An ſeiner Stelle wurden darum die Angehörigen des vermeintlichen Miſſethäters zur Verantwortung gezogen und mußten ſämtliches Vieh entſchädigen. Hat man vollends bei einem Häuptling nach ſeinem Tode „Lemba"-Zauberei gefunden, ſo iſt die Entrüſtung der Stadt umſo größer, denn die Bewohner ſagen: Wir haben dieſem Manne die Herrſchaft über das Volk und die Sorge für das Wohl der Stadt anvertraut; ſtatt deſſen hat er uns durch Zauberei und Hexerei geſchädigt und Unheil über ſeine Unterthanen gebracht. Auch hier kann unter Umſtänden die hinterbliebene Familie für das verſtorbene Oberhaupt büßen müſſen.

Die Theorie dieſes Aberglaubens, welcher das Volksleben ſo außerordentlich ſchädigend beeinflußt und eine verſtandesmäßige Überlegung im Handel und Wandel ſo oft lahm legt, iſt zwar eine verſchwommene und unklare Vorſtellung, enthält aber doch beſtimmte Grundzüge, welche mit unſerem alten Hexenaberglauben

manches ähnlich haben. Ein Menſch, welcher Lemba hat, kann mehr als gewöhnliche Menſchen. Er wohnt lieber in einſamen Waldhütten, als in der Stadt, weil er von dort aus ungeſtörter ſeiner nächtlichen, unſauberen Thätigkeit nachgehen kann. Er hat eine Art Doppelgänger, ein zweites Ich. — z. B. ein ſolcher Zauberer hat einen „Njoku"-Eleſanten. Der Mann liegt ganz ruhig zu Hauſe auf ſeinem Lager, während ſein zweites Ich in eine Eleſantenhaut ſchlüpft, dadurch zum Eleſanten wird und nun die Wälder durchſtreift, ſowie die Felder und Pflanzungen zerſtampft und verwüſtet. Gegen Morgen kehrt er dann vielleicht wieder zur Hütte zurück, hängt die Eleſantenhaut irgendwo unſichtbar auf und verbindet ſich wieder mit ſeinem menſchlichen Körper. Zwiſchen dem Zauberer und ſeinem geheimnisvollen Doppelgänger beſteht ein inniger Lebenszuſammenhang. Eins ſteht und fällt mit dem andern. So kam es vor, als bei der Erlegung eines Eleſanten ein Mann in einem benachbarten Dorfe auffallend ſchnell ſtarb, daß beide Fälle zur großen Angſt der betreffenden Jäger in Zuſammenhang gebracht wurden und daß man behauptete, jener Eleſant habe dem Manne gehört, er ſei alſo ein Menſcheneleſant geweſen. Durch ſeinen Tod hätte auch der Beſitzer desſelben, der Hexenmeiſter, ſterben müſſen.

Die hauptſächlichſten Arten des Lemba ſind: 1. „Njoku" = Eleſant, er richtet allerlei Schaden in Feld und Wald an und kann auch den Menſchen gefährlich werden. 2. „Njo" = Leopard: raubt und zerreißt Vieh. 3. Njama bwaba = giftige Schlange. 4. „Nyani a batos = Menſchentier: Zehrt an Menſchen durch Wunden und Krankheit. 5. „Eſukulu" = Eule: Zehrt ebenfalls an Menſchen. 6. „Ngoä" = Schwein: Macht Schaden im Feld ꝛc. „Kuma" = Rieſenſchlange: Ebenfalls ſchädlich. 7. „Diſanyi" = Fettleibigkeit: Bewahrt den Mann beim Sturz von Bäumen ꝛc. vor Verletzung. 8. „Nyati" = eine ſtarke Antilopenart, welche bei Verfolgungen den Jäger unerſchrocken angreift: Macht den Menſchen ſtark und händelſüchtig. 9. „Eſobo" = Zibethkatze: Ermöglicht ſeinen menſchlichen Beſitzer auch in Nebel und Dunkelheit zu wandeln. 10. „Nyeu" = Schimpanſe: Macht einen Menſchen ſtark und ſtreitſüchtig. 11. „Ngia" = Löwe (wahrſcheinlich Gorilla gemeint). Der Inhaber dieſes Zaubers wird ein Kraftmenſch. Fängt jemand Streit mit ihm an, ſo faßt er nur deſſen Arm, zieht ihn an den Boden, legt ihm einen Baumſtamm darauf und geht ruhig weiter, während jener auf den Boden geklemmt bleibt. 12. „Eyete" = Eidechſe: befreit ſich überall leicht von Ketten-Feſſeln und Gefangenſchaft. 13. „Jwili" = Fledermaus: Weiß ſtets alles, was im Hauſe vorgeht, weiß auch, wenn er abweſend iſt, ob ſeine Frauen nicht auf böſen Wegen gehen. 14. „Ngomba" = Stachelſchwein: Kann zur Nachtzeit wandeln. 15. „Ngando" = Krokodil: Der Beſitzer desſelben kann durch ſein Tier andere Menſchen töten, indem das Krokodil ſie ins Waſſer zieht; oder es legt einem Menſchen Eier in den Bauch, woran dieſer ſtirbt. — Außer dieſen Arten von Zauberei giebt es noch allerlei andere. Als die verhaßteſten und verwerflichſten werden natürlich diejenigen verurteilt, welche andern Menſchen direkten Schaden bringen. Über die Aneignung bezw. Beibringung ſolcher Zauberkräfte erzählen ſich die Bakundu Schauergeſchichten wie die folgende: Ein Zauberer wollte einem jungen Manne „Lemba" beibringen. Er nahm ihn ganz allein mit in den Buſch und ſagte ihm, er wolle ihm nun einen „Nyo" beibringen, mittelſt deſſen Zauberkraft er vielen Gewinn machen werde. Der Jüngling weigerte ſich, ſolcher Schlechtigkeit ſich teilhaftig zu machen; er wolle kein Lemba und möchte überhaupt

mit derlei Dingen nichts zu thun haben. Darauf drohte ihm der Andere, er werde ihn, falls er die Annahme verweigere, ſofort umbringen. In ſeiner Angſt erklärte ſich der Junge nun damit einverſtanden und empfing auf geheimnisvolle Weiſe das Lemba des „Nyo", mußte aber zugleich das Verſprechen geben, daß er niemand was davon ſage, ſonſt werde jener ihn durch Zauberei umbringen. Der Zauberer ging nach vollbrachter Handlung voraus in die Stadt, während der Andere, um keinen Verdacht zu erregen, erſt ſpäter nachkommen durfte. Der Junge ging nach Hauſe, ohne jemand etwas zu ſagen. Nach einigen Tagen bekam er große Bauchſchmerzen und klagte darüber bei ſeiner Mutter, welche ſich wunderte, daß ihr Sohn, der ſeither ſo wohl und geſund geweſen, nun auf einmal ſo krank ſei. Schließlich rief der Kranke ſeinen Vater und erzählte ihm im Geheimen die ganze Geſchichte, bat jedoch den Vater inſtändig, keinem Menſchen etwas zu ſagen, weil der Zauberer ihm mit dem Tod gedroht habe, falls er etwas ausſage. Der Vater nahm ihn nun in aller Stille zu einem Medizinmann, dem er die ganze Begebenheit erzählte. Dieſer behandelte den Kranken, bis alle Zauberei aus deſſen Bauch vertrieben war. Die Sache wurde jedoch bekannt, die Einwohnerſchaft fing den Zauberer, ſchlug ihn mit dem Stock und ſetzte ihn mehrere Tage lang von morgens bis abends ohne Eſſen der glühenden Sonnenhitze aus, bis der Mann durch dieſe Folter zum Geſtändnis ſeiner ſchlechten Umtriebe gezwungen wurde. Nachts jedoch ſoll dieſer ſchlimme Patron durch Zauberei ſich befreit und den Burſchen, welcher ihn verraten hatte, mit einer Krankheit geſchlagen haben, an welcher derſelbe ſtarb.

Dieſe Illuſtration ſamt den vorausgehenden Ausführungen über den Aberglauben des „Lemba" läßt zur Genüge erkennen, was für ein unheimlicher Druck auf allen Handlungen und Bewegungen eines ſolchen Volkes laſtet, das hinter jedem beſonderen Ereignis die Triebfedern einer geheimnisvollen, unheilſtiftenden Zaubermacht erkennen zu müſſen glaubt. Das Lemba iſt daher auch viel mehr gehaßt als der eigentliche Loſango-Dienſt der Bekari-Vereine, denn dieſe letzteren drangſalieren und ſchröpfen das Volk wenigſtens öffentlich, während das Lemba, nirgends faßbar noch ſichtbar, die Phantaſie des Volkes in ſtete Aufregung und Furcht verſetzt.

Die aus dem obigen Lemba-Aberglauben vorangegangenen Totenſezierung dürfte nun auch einiges Licht auf die Frage werfen, ob die Bakundu Antropophagen ſind. Es wurde ſchon öfters von Kamerunreiſenden die Behauptung aufgeſtellt, daß die Bakundu Menſchenfleiſch äßen; ſie dürfte aber wohl auf Mißverſtändnis und Täuſchung beruhen und iſt zum mindeſten ſehr zweifelhaft. Wahrſcheinlich hat jener Glaube ſeine Urſache in zwei eigenartigen Gewohnheiten: Die eine iſt die oben erwähnte Sezierung der Toten, die andere iſt die beſonders bei angeſehenen Perſönlichkeiten übliche Sitte der Verheimlichung vom Ableben eines ſolchen, ſo daß ſelbſt den Frauen des Dahingeſchiedenen vom Tode ihres Mannes nichts mitgeteilt wird. Die Männer der Verwandtſchaft und Familie begraben den Leichnam in aller Stille und halten darauf eine übliche Totenmahlzeit. Erſt nach 3 bis 4 Tagen wird die Stadt von dem Todesfall in Kenntnis geſetzt. Vielleicht geſchieht dies, um die bei der Eingeweideſchau möglicherweiſe zutage tretenden, belaſtenden Anzeichen von betriebener Zauberei vorweg der Öffentlichkeit abzuſchneiden und den Toten vor etwaiger Beſchimpfung zu bewahren. Auf Grund dieſer Gebräuche haben dann die Duala, welche des Handels wegen den Mongo-

Fluß herauf kommen, schon früher, teils aus falscher Vermutung, teils um die Bakundu anzuschwärzen, das Gerücht verbreitet, die Bakundu seien Menschenfresser.

Noch ein das Volkswohl schädigender Aberglaube besteht betreffs der Säuglinge, denen die Mutter stirbt. Solche Kinder sind gewöhnlich rettungslos verloren, da andere Mütter unter keinen Umständen ein solches Kind zur Ernährung annehmen. Sie sagen sich: Nehme ich das Kind der Verstorbenen an, so wird diese sich an mir rächen, indem sie, daß heißt ihr Geist, mein eigenes Kind tötet; denn sie verlangt ihr Kind bei sich zu haben. Daher werden solche Kinder meist zur Mutter ins Grab geworfen und zugeschüttet, oder man läßt sie erst allmählich verhungern, oder es wird den Kindern der Kopf an einem Pfosten zerschmettert, um dem Leiden ein Ende zu machen. Auf diese Weise fallen alljährlich viele Kinder dem schrecklichen Aberglauben zum Opfer. Schon mehrere solcher wurden von den Vätern aus Bedauernis nach Missionsstationen gebracht, woselbst sie mit kondensierter Milch ernährt wurden und dem Leben erhalten blieben.

Fast alle diese Sitten, Anschauungen u. s. w., wie sie im bisherigen beschrieben sind, bestehen jedoch nicht nur unter den Bakundu, sondern auch unter den Balong und den andern Hinterlandsstämmen, wohl aber scheinen sie in erster Linie von den Bakundu ausgegangen zu sein, da sie unter den Hinterlandsstämmen als der bedeutendste in allen wichtigen Angelegenheiten eine maßgebende Stellung einnehmen. Es wäre empfehlenswert, daß gerade diesem Stamme eine besondere Beachtung und Aufmerksamkeit geschenkt würde, damit ihr Einfluß auch für Verbreitung von christlicher Kultur und Zivilisation einst verwendet werden könnte.

Anhang.

Verläßt man nun das Hinterland und schlägt den nächsten Weg nach der Küste ein, so durchzieht man, von der Mbongestadt Marumba ausgehend und den Memefluß übersetzend, gegen Südwesten das früher erwähnte, im Aussterben befindliche Hauptgebiet des Barondo-Ländchens. Ein bequemer Landweg, der das Kamerungebirge umgeht, aber wenig begangen ist, wenigstens von Weißen fast nie, führt über Iloani (die Trümmerstadt), Dikume, Mbongo, Banjari, Boa, Diongo direkt an den Meeresstrand nach dem früheren „Betikaba Bisama", welches vom Meere weggewaschen ist. Alte erstorbene Baumriesen, welche auch dem Küstenstrich entlang aus dem pflanzenlosen heißen Sandufer sich erheben und seit Jahren schon von den täglichen Fluten des Meeres umspült werden, stehen als stumme, aber zuverlässige Zeugen der fortwährenden Abspülung des Festlandes noch in einsamer Größe da und bieten dem Auge des Schiffers, der in der Ferne vorbeizieht, eine täuschende Ähnlichkeit mit grauen verwitterten Felsensäulen dar. Die Bewohner des Dörfchens haben sich in dem ¾ Std. westwärts gelegenen „Bamoso" bei ihren Verwandten niedergelassen. Statt den Landweg bis zur Küste zu benützen, ist es fast bequemer, von Boa (-Stadt) aus gegen W.-N.-W. nach Boa-Strand zu gehen, woselbst eine Zweigfaktorei ihren Sitz hat. Von dort gelangt man nach ¾stündiger Kanufahrt durch die Kreeks nach Bamoso, einem an der Ostgrenze des Rio del Rey-Gebietes idyllisch gelegenen Fischerstädtchen. Bamoso ist ein zweiteiliges Dorf und wird von den verschiedenen Stämmen, die an dieses Gebiet stoßen, verschieden genannt. Seine Namen sind: Bamoso, Kole, Bisama, Rombi, Yenda. Die bekanntesten sind die beiden ersten.

Bamoſo bildet ſamt dem in ihm verſchmolzenen Biſama und dem 4—5 Stunden entfernten „Betikama dala" (beſſer „Betika ba madale"), welches gegen Südoſten ebenfalls am Meeresſtrand liegt, einen kleinen Stamm für ſich. Obwohl ſie zwar nicht Duala, ſondern eine eigene, dem Iſubu und Mongo ziemlich ähnliche Sprache reden, ſo ſind ſie doch dem Duala blutsverwandt. „Ihr Stammvater Kol'a mberi, woher der Name „Kole", war ein Bruder zu den Stammvätern der Duala: Dual'a Mberi und Bojong a Mberi. Als jener einſt auf dem Meere dem Fiſchfang oblag, wurde er ſamt ſeinen Leuten durch einen Sturm nach Weſten verſchlagen und ſiedelte ſich dann am Strande ſeines jetzigen Wohnſitzes an. So berichten die Sagen der Duala über die Geſchichte des Bamoſo-Stammes, der übrigens, was Bevölkerungszunahme und Intelligenz betrifft, von dem erſteren weit überflügelt worden iſt, denn die Geſamtſeelenzahl des Bamoſo-ſtammes beträgt einige Hundert, wogegen die Duala nach vielen Tauſenden zählen. — Von Betikama lale ab gegen S.-S.-O. dem Meeresſtrande folgend, erreicht man nach vierſtündigem Marſche die Kakao- und Tabaksplantagen von Bibundi am Südweſt-Fuß des Kamerungebirges. Die Eingeborenen dieſer Gegenden gehören dem den Bakwedi (falſch Bakwiri) naheſtehenden Bamboko-Stamme an. Dieſe halten die weſtliche, jene die öſtliche Hälfte des großen Gebirgsſtockes in den unteren, bewohnbaren Lagen beſetzt. Von Bibundi weiter dem Meeresſtrand folgend gelangt man drei bis vier Stunden ſpäter nach der Dibundſcha-Pflanzung des Schweden Sinell, der nicht nur bei Weißen, ſondern auch bei ſeinen ſchwarzen Arbeitern einer beſondern Achtung ſich erfreuen ſoll. Von Dibundſcha an beginnt bald das Bakwedi-Gebiet, welches nur durch den kleinen, 7 Stunden weiter ſüdöſtlich am Meer gelegenen „Bota"-Stamm unterbrochen wird. Dieſer Ort „Bota" mit der zum Teil bewohnten Gruppe der „Räuber-Inſeln" (bewohnt ſind „Bobia" und „Mondole") und dem Weiler „Ngeme" bilden den Botaſtamm mit eigener, der Bota-Sprache. Sie ſind ausſchließlich Fiſchervolk. Von Bota führt der Weg durch die Plantagen der „Weſtafrikaniſchen Pflanzungsgeſellſchaft" und durch den „botaniſchen Garten" in einer Stunde vollends nach Victoria mit dem Bezirksamt der kaiſerl. deutſchen Regierung und anderen Europäernieder-laſſungen von Miſſionen und Faktoreien. Eine engliſche Baptiſtenmiſſion, welche ſ. Z. eine Anzahl Negerchriſten von Fernando-Po her an dieſem Orte anſiedelte, gab der Kolonie den Namen Viktoria. Die im Hintergrunde der Anſiedlung befindliche Urbevölkerung, dem Bakwedi-Stamme angehörend, nennt ihr Dorf mit dem urſprünglichen Namen „Bó" (Fó).

Ueber die Perſonen- und Gütertarife afrikaniſcher Eiſenbahnen.

Von Geheimem Regierungsrat a. D. Schwabe.

Die Tarifbildung für den Perſonen- und Güterverkehr kolonialer Eiſenbahnen iſt inſofern mit beſonderen Schwierigkeiten verbunden, weil die wirtſchaftlichen Verhältniſſe in den Kolonien ſo weit von denen in Deutſchland abweichen, daß unſere aus den Erfahrungen eines halben Jahrhunderts hervorgegangenen Tarife in keiner Weiſe als maßgebend für die Kolonien angeſehen werden können, und weil es überdies aus leicht erklärlichen Gründen an ſtatiſtiſchen Ermittelungen fehlt, um den Einfluß der Tarifſätze auf die wirtſchaftliche Entwickelung der Kolonien und auf die Ertragsfähigkeit der Eiſenbahnen mit einiger Sicherheit beurteilen und darnach die Höhe der Tarifſätze bemeſſen zu können. Immerhin iſt

---

[1]) Normalperſonentarif für 1 km in Pfennigen:

I. Kl.	II. Kl.	III. Kl.	IV. Kl.
8	6	4	2

Normaltransportgebühren:

A Streckenſätze für 100 kg und 1 km, Eilgut das Doppelte von Stückgut

Stückgut		1,1 Pf.
Klaſſe A[1]		0,67 „
„ B		0,60 „
„ A[2]		0,50 „
Spezialtarif	I	0,45 „
„	II	0,35 „
„	III	0,26 „

bis 100 km
0,22 Pf.
über 100 km

B. Abfertigungsgebühren:

Stückgut und Klaſſe A[1]: 1—10 km 10 Pf., für je weitere 10 km 1 Pf. mehr bis 20 Pf. (bei 101)

Klaſſe B: für 1—10 km 8 Pf., für je weitere 10 km 1 Pf. mehr bis zu 12 Pf. (bei 41 km)

Klaſſe A[2]:

Spezialtarif	I	für 1—50 km 6 Pf.
	II	von 51—100 „ 9 „
	III	über 100 „ 12 „

es nicht ohne Intereſſe, die untenſtehenden Normalſätze [1]) der Preußiſchen Staatseiſenbahn-Verwaltung mit den weiterhin angegebenen Tarifſätzen der afrikaniſchen Bahnen zu vergleichen, um auf dieſe Weiſe einen Maßſtab zur Beurteilung der letzteren zu gewinnen.

Bei dieſem Vergleich darf übrigens auch nicht außer Acht gelaſſen werden, daß vor der Eiſenbahnzeit bei uns die Sätze für die Güterbeförderung ebenfalls überaus hoch waren und erſt ſeit Beginn der Eiſenbahnperiode nach und nach mit den Fortſchritten im Eiſenbahnweſen und mit der Zunahme des Verkehrs auf die gegenwärtige Stufe ermäßigt worden ſind. So betrug z. B. der gewöhnliche Frachtwagenſatz zwiſchen Elberfeld und Düſſeldorf für den Zentner bei ca. 4 Meilen Entfernung 6 Sgr., mithin 40 Pf. für 1 tkm; ferner koſtete der Zentner Reckeiſen zu jener Zeit (Ende der 30er Jahre) im Siegen'ſchen 4 Thlr. 5 Sgr., in Remſcheid, 12 Meilen davon entfernt, 4 Thlr. 22½ Sgr.; es kommen alſo auf die Landſtraßenbeförderung ebenfalls rund 40 Pf. für 1 tkm.

In welchem Maße nach und nach die Tarife ermäßigt worden ſind, zeigen insbeſondere nachſtehende Sätze für die Beförderung von Kohlen auf den Preußiſchen Staatsbahnen:

vom Jahre	1878	1861	1858	1848/1836	vor der Eiſenbahnzeit
für 1 tkm in Pf.	1,2	2,2	2,25	11,1	40
wie	1 :	1,83 :	1,87 :	9,25 :	33,3

oder mit anderen Worten: der niedrigſte Ausnahmetarifſatz beträgt ungefähr den 33. Teil der vor der Eiſenbahnzeit auf den Chauſſeen üblichen Sätze. In Afrika kommen für den Verkehr Straßen überhaupt nicht in Betracht. In Deutſch-Oſtafrika, ſowie im Kongoſtaat wird der Verkehr durch Träger-Karawanen, in Deutſch-Südweſtafrika durch Ochſenwagen vermittelt Die Beförderungskoſten mittels Träger einſchließlich Verpflegung derſelben ſtellen ſich hierbei in Oſtafrika auf rund 1,50 bis 2,30 Mark für 1 tkm, während beim Ochſenwagenverkehr auf der Strecke Swakopmund—Windhoek ſich die Beförderungskoſten je nach den Umſtänden auf 1,20—1,55 Mark für 1 tkm ſtellen.

Von den afrikaniſchen Bahnen, welche hier in Frage kommen, verdient die 398 km lange Kongobahn [1]) (0,75 m Spurweite) Matadi-Dolo (Stanley-Pool) in erſter Reihe Erwähnung, weil es ungeachtet der ſehr hohen Anlagekoſten (dieſelben waren am Schluß des Betriebsjahres 1899/1900 auf 59948520 Mark oder 150625 Mark für 1 km geſtiegen) gelungen iſt, ſchon im erſten Betriebsjahre eine Verzinſung von 3,88% zu erzielen. Auch die weitere Entwickelung des Eiſenbahnbetriebes zeigt eine fortdauernde außerordentliche Steigerung, ſodaß nach dem nachſtehenden Jahresabſchluß für das am 30. Juni 1900 abgelaufene Betriebsjahr

Credit	Francs
Vortrag auf 1898/1899	11 806
Diskonto-Zinſen	205 903
Betriebseinnahmen	13 182 801
Einnahmen aus Baudienſtgut	602 913
	Sa. 14 003 423

[1]) Die Entfernung Matadi-Dolo beträgt 388 km, die Geſamtlänge der Kongobahn einſchl. der 10 km langen Verlängerung von Dolo bis Leopoldville 398 km, die Tariflänge 400 km.

Debet	Francs
Betriebsausgaben	4 023 544
Verzinsung und Amortisation der Schuld . . .	1 778 379
Erneuerungsfonds	2 00 000
Betriebsüberschuß	8 001 500
Sa.	14 003 423

die Betriebseinnahmen den hohen Betrag von 26 498 Mark für 1 km erreichen, während die Betriebsausgaben nur 8087 Mark für 1 km betragen und somit ein Überschuß von 16 083 Mark für 1 km verbleibt.

In welchem Verhältnis sich diese Zahlen zu den Betriebsergebnissen der verkehrreichsten deutschen Schmalspurbahnen verhalten, dürfte durch einen Vergleich mit den Ergebnissen der nachstehenden Bahnen im Rechnungsjahr 1899 ersichtlich sein:

Bezeichnung der Schmalspur-Bahnen	Länge km	Spurweite m	Anlagekapital auf 1 km Bahnlänge M	Verkehr		Betriebs-		
				Personen	Güter Tonnen	Einnahmen	Ausgaben	Ueberschuß
						auf 1 km der Bahnlänge Mark		
						im Ganzen		
I. Staatsbahnen.								
Oberschlesische (Unter Privatverwaltung)	129,04	0,785	—	—	3 655 795	1 235 160	154 102	1 081 058
Sächsische	408,05	0,750	92 850	3 797 593	937 828	5 688	5 743	—
Württembergische	78,48		59 973	569 991	84 457	4 467	3 961	505
II. Privatbahnen.								
Filderbahn	27,79	1,00	78 389	1 335 958	24 196	13 321	10 519	2 802
Mannheim—Weinheim—Heidelberg	55,38	1,00	81 206	2 472 608	269 492	12 794	8 523	4 271

Allerdings ist dieses überaus günstige Ergebnis der Kongobahn nur den so hohen Tarifen zu verdanken, wie dieselben aus Nachstehendem ersichtlich sind:

Pesonentarife
für 1 km in Mark

I. Klasse	II. Klasse
1	0,10.

Der Satz in der II. Klasse wird auf die Hälfte ermäßigt für Soldaten, und wenn 30 oder mehr eingeborene Arbeiter im Dienste eines Herrn fahren.

Gütertarife
für 1 Tonne und 1 km in Mark

Einfuhrgüter	2,00
Ausfuhrgüter:	
Elfenbein	2,00
Kautschuk	0,86
Tabak	0,54
Kaffee	0,34
Palmöl	0,24
Bauholz	0,20

u. s. w.

Alle im Tarif nicht besonders aufgeführten Güter werden zu dem Satze von 0,15 Mark zuzüglich 10% des Wertes, den das betreffende Gut in Europa hat, befördert.

Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, daß der Satz von 100 Pf. für 1 km für die Personenbeförderung in der I. Klasse den Satz von 120 Mark für die 360 km lange Postkarrenfahrt von Swakopmund bis Windhoek um das dreifache übersteigt, während der höchste Gütertarifsatz von 200 Pf. für 1 tkm den z. B. von der Verwaltung für die 230 km lange Strecke Dar-es-Salâm—Mrogoro gezahlten Trägertarif in Ostafrika mit 150 Pf. noch um $^1/_3$ übertrifft.

Diese außerordentliche Höhe der Tarife hat nunmehr auch Veranlassung gegeben, dieselben um 25% zu ermäßigen, während die Franzosen mit der Kongobahn-Gesellschaft einen Vertrag abgeschlossen haben, nach welchem sogar eine Tarifermäßigung von 50% gewährt wird.[1])

Um ein vollständiges Bild von der außerordentlichen Entwickelungsfähigkeit des Kongostaates zu geben, darf nicht unerwähnt bleiben, daß außer dem Eisenbahnverkehr auch die Schifffahrt eine starke Zunahme zeigt. Während Stanley Ende Dezember 1881 den ersten Dampfer nach dem Stanley-Pool brachte, sind gegenwärtig auf dem oberen Kongo schon 103 Dampfer vorhanden, von welchen 19 Dampfer belgischen Gesellschaften, dagegen 39 den Franzosen gehören; Deutschland ist zur Zeit nur durch 2 Schiffe vertreten.

Es ist ferner als ein Zeichen des kühnen Unternehmungsgeistes des Kongostaates wie seiner Kapitalkraft anzusehen, daß derselbe, gestützt auf die Erfolge der Kongobahn, ein großartiges Projekt zur wirtschaftlichen Erschließung von Zentral-Afrika in Aussicht genommen hat, und zwar einerseits durch eine Eisenbahnlinie, welche ungefähr 1400 km östlich von der Endstation Dolo der Kongobahn am oberen Kongo bei Stanleyville, unterhalb der Stanleyfälle beginnend, nach Mahagi am Albert-Nyanza-See auf eine Entfernung von etwa 1000 km geführt werden, und so eine Verbindung zwischen Kongo und Nil herstellen soll, während andererseits unter Benutzung der schiffbaren Strecke des Lualaba und Überwindung der verschiedenen Stromschnellen durch Anlage einer Eisenbahn nach dem Tanganyika-See eine Verbindung mit demselben erreicht werden soll. Man will auf diese Weise die starkbevölkerten Ufer des Albert- und Tanganyika-Sees in unmittelbare Verbindung mit dem schiffbaren Kongo bringen und rechnet darauf, daß diese Gebiete, wenn sie einmal in den europäischen Verkehr einbezogen sind, durch ihren fruchtbaren Boden und ihre dichte Bevölkerung zu einer raschen Entwickelung gelangen werden.

Daß man auch englischerseits außer dem Bau der Uganda-Bahn noch energische Anstrengungen macht, um das englische zentralafrikanische Schutzgebiet zu erschließen, geht aus dem mit der Schire—Highlands-Eisenbahn-Gesellschaft „Nyassoland" getroffenen Abkommen hervor. Nach demselben soll zur Erschließung des Nyassogebietes der Wasserweg Sambesi—Schire benutzt und zur Überwindung der

[1]) Die Kongoeisenbahngesellschaft hat es bisher vermieden, ihre so überaus günstige Lage öffentlich ganz zu enthüllen, um zuweitgehenden Tarifermäßigungen vorzubeugen. Man hat indessen berechnet, daß auch nach dem bis jetzt ermäßigten Tarif die Aktionäre noch eine Dividende von etwa 13% beziehen können, ohne die Rückzahlungsprämie von 500 Frs. auf jede Aktie von 500 Frs. zu rechnen.

Stromſchnellen nach dem Nyaſſa hin eine Eiſenbahn Chiromo—Blantyra und von dort nach dem Süduſer des Sees in einer Geſamtlänge von etwa 400 km angelegt werden.

Den Tarifſätzen der Kongobahn nachgebildet, wenn auch ſchon weſentlich niedriger und nach der Entfernung ſtaffelförmig abgeſtuft, ſind die im Bedingnisheft für die franzöſiſche, weſtafrikaniſche Dahome-Bahn Kotonu-Tſchauru (1 m Spurweite) vorgeſchriebenen Höchſtſätze für den Perſonen- und Güterverkehr für 1 km:

Perſonen	bis 125 km Franken	darüber bis 250 km Franken	darüber Franken	
I. Klaſſe . .	0,50	0,40	0,30	Reiſegepäck: 0,20 Fr. für 100 kg
II. „ . .	0,25	0,20	0,15	
III. „ . .	0,07	0,06	0,05	
Waren				
für die Tonne				
1. Gruppe . .	1,50	1,25	1,00	
2. „ . .	1,00	0,75	0,50	
3. „ . .	0,60	0,40	0,20	

Unter die erſte Gruppe gehören die Einfuhrgüter, ſowie Elfenbein; die zweite Gruppe umfaßt vorzugsweiſe Ausfuhrgüter, Landesprodukte pp.

Eine ganz abweichende Stellung und den Tarifſätzen der deutſchen Eiſenbahnen ſchon ſehr nahe kommend, zeigen die Beförderungsſätze der Uſambarabahn und der Teilſtrecke Swakopmund-Karibib.

Perſonen- und Gütertarife der Uſambarabahn (41,5 km).

I. Perſonengeldſätze für die Strecke Tanga-Muheſa.

		für 1 km
I. Klaſſe	6 Rp.[1])	rd. 20 Pf.
II. „	3 „	„ 10 „
Ein Träger mit Laſt	48 P.	„ 2,5 „

II. Gütertariffätze für die Strecke Tanga-Muheſa.

		für 1 tkm
1. Stückgüter:		
1 Trägerlaſt von ungefähr 30 kg =	32 P.	rd. 56 Pf.
Für je 100 kg	1 Rp. = 32 „	„ 50 „
2. Wagenladungen:		
Eine ganze Wagenladung enthaltend 225 Laſten = 7000 kg	90 Rp.	rd. 43,4 Pf.
Niederbordwagen von 5000 kg	66 „	„ 44,5 „

Die nachſtehenden Betriebsergebniſſe der Uſambarabahn:

[1]) Der Durchſchnittskurs der Rupie, welche 4 Annas zu 16 Peſas hat, betrug rd. 1,4 Mark.

	Personen km	Tonnen	Einnahme M	Pf.
Vom 1./4. 1899—31./3. 1900 gegen Bezahlung	395600	98660	68278	28
Vom 1./4. 1899—31./3. 1900 ohne Bezahlung	167240	113434	56569	23
Zusammen	562840	212094	124847	51
	mithin für 1 Bahnkilom.		3008	
Vom 1./4. 1900—31./3. 1901 gegen Bezahlung	911475	122733	117493	25
Vom 1./4. 1900—31./3. 1901 ohne Bezahlung	236609	301133	142571	87
Zusammen	1148084	423866	260065	12
	mithin für 1 Bahnkilom. 6267 Mk.			

gestatten zwar, weil, nach abweichenden Grundsätzen von der Reichseisenbahnstatistik aufgestellt, nur einen teilweisen Vergleich mit den deutschen Schmalspurbahnen; immerhin ist doch daraus zu ersehen, daß, abgesehen von der starken Inanspruchnahme durch Baugüter, auch die Einnahmen aus dem öffentlichen Verkehr eine starke, fast das Doppelte betragende Zunahme zeigen.

Personen- und Gütertarife der Bahnstrecke Swakopmund-Karibib vom 5. Mai 1900.

1. Personenverkehr.

	I. Klasse	II. Klasse
1. Für Weiße für 1 km	10 Pf.	6 Pf.
2. „ Eingeborene		4 „

2. Güterverkehr.

Stückgut			Wagenladungen		
Gewöhnlicher Tarif-Satz für 100 kg und 1 km	Besondere Tarifsätze und zwar Ausnahmetarif 1 2 für 100 kg und 1 km		Gewöhnliche Wagenladungsklasse bei Aufgabe von 5000 kg oder Zahlung für dieses Gewicht für 100 kg und 1 km	Besondere Tarifsätze und zwar Spezialtarif I. II. für Güter des Ausnahmetarifs I. II. bei Aufgabe von über 5000 kg oder Zahlung für dieses Gewicht pro 100 kg und 1 km	
Mark	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
0,04	0,02	0,02	0,03	0,012	0,012

Grundsätze für die Frachtberechnung.

a. Stückgut.

Der Ausnahmetarif 1 kommt in Anwendung in der Richtung Swakopmund-Inneres und umgekehrt bei Aufgabe von Kohlen, Bauholz, Wellblech, Zement, landwirtschaftlichen Geräten, Geräten und Materialien für Wege-, Wasser- und Dammbauten, Walz- und Stabeisen, Maschinen jeder Art, zur Aussaat bestimmten Saatfrüchten, lebenden Bäumen und Sträuchern, Zuchtvieh aller Art, auch Zuchtgeflügel.

Der Ausnahmetarif 2 nur für Güter der Richtung Inneres-Swakopmund kommt für Landesprodukte im allgemeinen, Erzeugnisse des Feld- und Gartenbaues und der Viehwirtschaft in Anwendung.

b. **Wagenladungen.**

Zu den Sätzen der Wagenladungsklassen werden diejenigen Güter befördert, welche der Absender mit einem Frachtbrief für einen Wagen als Wagenladung aufgiebt. Die Güter werden eingeteilt in 3 Klassen: Güter der gewöhnlichen Wagenladungsklasse, Güter des Spezialtarifs I und Güter des Spezialtarifs II.

Zu den Gütern der gewöhnlichen Wagenladungsklasse zählen die Güter der gewöhnlichen Stückgutsklasse, zu den Gütern des Spezialtarifs I die Güter des Ausnahmetarifes 1 und zu den Gütern des Spezialtarifes II die Güter des Ausnahmetarifes 2.

Die vorstehenden Tarifsätze, insbesondere die der Bahn Swakopmund-Karibib, zeigen im Verhältnis zu den bisher im deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebiet üblichen Beförderungsgebühren eine sehr weitgehende Ermäßigung, indem der Satz von 10 Pf. für 1 Personenkilometer in der I. Klasse noch nicht ¹/₃ der bisherigen Postkarrenfahrt, und selbst der höchste Frachtsatz von 0,40 Mark für 1 tkm Stückgut auch nur etwa den 3. Teil der bisher für die Ochsenwagenbeförderung üblichen Sätze bei Wagenladungen beträgt.

Es mag dahingestellt bleiben, ob in der That eine Notwendigkeit vorhanden war, eine so weitgehende Ermäßigung einzuführen, die vielleicht für die Einfuhr der nicht für die Landesverwaltung, sondern für den öffentlichen Verkehr bestimmten Güter auf die Dauer nicht wird aufrecht erhalten werden können. Da indessen nach der dem Reichstage zugegangenen von dem Oberstleutnant Gerding aufgestellten Ertragsberechnung selbst bei diesen Sätzen, allerdings mit Rücksicht auf die sehr geringen Baukosten von 34 334 Mark für 1 km eine 3prozentige Verzinsung des Anlagekapitals ermöglicht wird, so dürfte vom kolonialwirtschaftlichen Standpunkte aus, gegen diese Sätze nichts zu erinnern sein, wenn auch voraussichtlich höhere Tarifsätze und in Folge dessen ein günstiger Ertrag dazu beigetragen haben würde, der Stimmung des Reichstages für die Anlage kolonialer Eisenbahnen zu verbessern.

Wenn es auch nach dem Vorhergehenden notwendig erscheint, die Höhe der Personen- und Gütertarife für jede in den deutschen Kolonien anzulegende Bahn nach den besonderen Verhältnissen derselben und nach der wirtschaftlichen Lage des Landes zu bemessen, so dürfte es dessenungeachtet von Interesse sein, in der nachfolgenden Zusammenstellung der Höchstsätze für die Personen- und Güterbeförderung einen Maßstab für die Beurteilung zu gewinnen.

Höchſtſätze

für die Perſonenbeförderung

Beförderungsſtrecke	Länge km	Tarifſätze für 1 Perſonenkilometer I. Klaſſe Pf.	II. Klaſſe Pf.	IV. Klaſſe Pf.	
Swakopmund-Otyimbingue-Windhoek	360	33	—	—	Die Beförderung mit der Pferdekarre koſtete 120 Mk.
Kongobahn	389	100	12,5	—	
Dahomebahn	300	40	20	6	
Uſambarabahn	41,5	20	10	2,5	Letzter Satz gilt für 1 Träger mit Laſt.
Südweſtafrikaniſche Eiſenbahn Swakopmund-Karibib	194	10	6	4	Letzter Satz gilt für Eingeborene.
Preußiſche Staatsbahnen	—	8	6	2	

Höchſtſätze

für die Güterbeförderung.

	Beförderungsſtrecke	Länge km	Satz für 1 Tonnenkilometer	
1.	Träger für die Strecke Dar-es-Salâm-Tanganyikaſee	1445	230	Die Tragelaſten haben ein Gewicht von höchſtens 30 kg.
2.	Kongobahn	389	200	für Einfuhrgüter und für Elfenbein.
3.	Ochſenwagen mit 2,5 bis 3 t Ladegewicht in Südweſtafrika		120 bis 155	
4.	Dahomebahn Kotomi-Tſchaura	300	120	desgl.
5.	Uſambarabahn Tanga-Muheſa	41,5	56	Stückgut
			44,5	Wagenladungen.
6.	Südweſtafrikaniſche Eiſenbahn Swakopmund-Karibib	194	40	Stückgut.
			30	Wagenladungen.
7.	Preußiſche Staatsbahnen		11	Stückgut.
			4,5	Spezialtarif I
8.	Schiffsfrachten der Woermann-linie Hamburg-Swakopmund	6500	0,65	42,5 Mark für 1 Tonne Stückgut.

Meneliks Machtgebiet und englisch-äthiopische Grenzfragen.

Von H. Singer-Bromberg.

Die Karten lassen uns heute mit Angaben über die Ausdehnung des neuäthiopischen Reiches völlig im Stich, und in der That mangelt es hier allein noch in Afrika — abgesehen etwa von der ebenfalls unsicheren Südgrenze Marokkos — sogar an jenen am grünen Tisch entstandenen geraden Linien, die an sich ja wenig besagen, aber doch zum mindesten die Grundzüge für die spätere Verständigung andeuten. Die abessinischen Grenzen liegen nur gegen das italienische Eritrea fest, und allenfalls auch noch gegen Britisch-Somalland; im übrigen aber „fließt" noch alles.

Der Grund dafür liegt in der Thatsache, daß Meneliks Machtbereich heute nicht nur die alten Landschaften Tigre, Amhara und Schoa, sondern auch solche Gebiete umfaßt, die die Engländer zwar gern dem ägyptischen Sudan, dem Ugandaprotektorat und Britisch-Ostafrika zuzurechnen pflegen, in denen sie aber ihren Ansprüchen durch eine auch nur teilweise thatsächliche Besetzung keinen Nachdruck haben verschaffen können. Menelik aber hat die letzten sieben Jahre fleißig im Interesse der Ausdehnung seines Reichs benutzt und seine Scharen nach allen Seiten weit in die Ebenen vorgeschoben. Es ist vielleicht von Interesse, diesen Spuren der heutigen abessinischen Macht nachzugehen.

Nachdem Menelik II. 1889 seinen Frieden mit den Italienern geschlossen und das Reich innerhalb seiner jüngeren historischen Grenzen geeint hatte, suchte er für das im Norden an Italien verlorene Gebiet zunächst in den Galla- und Somalländern des Südostens einen Ersatz zu gewinnen. Als der amerikanische Naturforscher Dr. D. Smith 1894—95 das Osthorn durchzog, begegnete er abessinischen Truppen in der Gegend von Milmil am oberen Faf, ferner südwestlich davon im Lande der Arussi-Galla am Webi Schebeli, sodaß etwa der 7. Breitengrad damals die Südgrenze des abessinischen Machtbereichs bezeichnete. Einzelne Streifscharen waren aber schon zu jener Zeit bis in die Nähe von Lugh, d. h. bis in die Nähe des 4. Breitengrades, vorgedrungen, und Smith fühlte sich vor ihnen erst sicher, als er den Daua nach Westen überschritten hatte. Am Abayasee (dem Gandjule der Erlanger-Neumannschen Expedition), sowie am Rudolfsee und am unteren Omo fand Smith 1895 die Abessinier noch nicht vor, doch wissen wir aus des Franzosen Vanderheym Berichten, daß Menelik um dieselbe Zeit sich anschickte, auch in diesen Gegenden seine Herrschaft aufzurichten: er unterwarf sich nämlich die Ualamo-Galla, die in der Nähe und nordwestlich des Sees Pagade wohnen. Als dann Ende 1896 der englische Jäger Cavendish über Lugh zum Rudolfsee zog, fand er bereits alles Land an den unteren Djubaquellflüssen in Händen der Abessinier, die es südlich und westlich bis ins Gebiet der Boran-Galla hinein verheerten, während der Italiener Böttego einige Monate vorher, im Juli 1896, am mittleren Omo die Truppen Meneliks antraf, die dort den Grund zu den späteren „Aequatorialprovinzen" legten. Sie hatten damals, wie Neumann un-

längſt berichtete, gerade die bis dahin unabhängigen Landſchaften Kaffa, Djimma Gera und Enarea unterworfen, nachdem das Heer Meneliks nach der Kataſtrophe der Italiener bei Adua (1. März 1896) für andere Unternehmungen frei geworden war. Seit dem Tage von Adua, der Menelik im Norden Ruhe ſchaffte und ihm ganz Tigre wiedergab, beginnt überhaupt ein planmäßiges Erobern und Beſetzen der Gallaländer, die bis dahin nur mehr der Schauplatz abeſſiniſcher Raubzüge geweſen waren. Der frühere ruſſiſche Artilleriehauptmann und jetzige abeſſiniſche Graf Leontjeff war es, der ſeit 1898 Meneliks Fahnen bis ans Nordende des Rudolfſees führte, ja ſogar am Weſtufer dieſes Sees entlang bis ſüdlich des 3. Breitengrades, wo er im Oktober 1899 einen Militärpoſten, das Fort Menelik II. errichten ließ. Zwar hatte kurz vorher, im September 1898, der britiſche Major Auſtin von Uganda aus das Nordende des Rudolfſees erreicht, aber eine Beſetzung irgendwelcher Art nicht durchführen können, ſodaß nun auch hier verſchiedene abeſſiniſche Poſten Meneliks Herrſchaft deutlich zum Ausdruck bringen. Daß die letzte amtliche britiſche Ugandakarte den Uferteil des Sees, wo das abeſſiniſche Fort Menelik II. liegt, als zum Ugandaprotektorat gehörig betrachtet, ſei nur nebenher erwähnt, um anzudeuten, daß hier bereits eine ſehr weſentliche Meinungsverſchiedenheit zwiſchen England und Menelik ſich zu erkennen giebt. Nicht ſoweit nach Süden geht der abeſſiniſche Machtbereich an der ſüdäthiopiſchen Seenreihe, nämlich nach Neumann nur bis zum Gandjuleſee etwa (6° n. Br.); doch iſt das Land bis dahin und weſtlich bis an den Rudolfſee thatſächlich beſetzt und wird von abeſſiniſchen Statthaltern regiert.

Inzwiſchen waren nun abeſſiniſche Scharen auch nach Weſten hin ins Sobatgebiet gekommen, ja einmal ſogar bis an den Weißen Nil. Nachdem die franzöſiſche Miſſion de Bonchamps, die ſich bekanntlich am Nil mit Marchand vereinigen ſollte, den Abeſſiniern den Weg in die bisher von ihnen gefürchteten Ebenen der Sobatquellflüſſe gezeigt hatte, drang der abeſſiniſche General Teſſama-Nado mit einem ſtarken Korps bis nach Faſchoda vor, wo er am 30. April 1898, alſo 4½ Monate vor der Einnahme Omdurmans durch Kitchener, anlangte. Auch in der Folgezeit zeigten ſich mehrfach abeſſiniſche Truppen im Sobatgebiet, und obwohl es zu einer dauernden Beſetzung oder zur Errichtung von Poſten in den für die Abeſſinier ſehr gefährlichen Sumpfniederungen niemals gekommen iſt, ſo ſteht doch eben ſoviel feſt, daß Menelik hier ſeine Flagge viel eher und öfter gezeigt hat, als die Engländer. Wie weit die Abeſſinier nach Südweſten gekommen ſind, erhellt aus den Mitteilungen des verſtorbenen engliſchen Kapitäns Wellby, der im Mai 1899 Spuren der Truppen Meneliks an den ſüdlichſten Sobatquellflüſſen unter 6° 30' n. Br. vorfand.

Auf der Strecke endlich nördlich vom Sobat (Baro) bis zum Blauen Nil umfaßt Meneliks Machtgebiet zum mindeſten das Bergland der Ualega-Galla, reicht alſo im Süden bis in die Nähe des 34. Längengrades. Von Meneliks Einfluß bei den Ualega wußten bereits die überlebenden Mitglieder der zweiten Böttegoſchen Expedition, die Leutnants Citerni und Vannutelli, 1897 zu berichten, auch hat Menelik unlängſt eine Goldminen-Konzeſſion für das Ualegaland und die Striche am oberen Baro vergeben. Am Blauen Nil ſelber liegt nach einer Mitteilung des Amerikaners Crosby der fernſte abeſſiniſche Poſten bei Uombera, dort, wo der Dideſſa von Süden her einmündet; doch ſind abeſſiniſche Scharen dort mehrfach 150—200 km weiter weſtlich gelangt.

In den beiden letzten Jahren ist nun England bemüht gewesen, den oben angedeuteten unsicheren Zuständen ein Ende zu machen und im Einverständnis mit Menelik zunächst die Grundlagen für eine Grenzfestsetzung in Gestalt von Aufnahmen in solchen Gebieten zu schaffen, die vor allen Dingen strittig sind, nämlich vom Blauen Nil südwärts durch das Sobatsystem bis zum Rudolfsee. Dieser Arbeit haben sich auf mehreren Reisen die britischen Majore Austin und Gwynn unterzogen. Gwynn beging 1900 die Strecke zwischen Famaka am Blauen Nil und dem Sobat (Baro), und zwar entspricht sein Reiseweg ungefähr dem Meridian 34° 30' ö. L.; der schon oben genannte Austin versuchte im selben Jahre vom Sobat im Anschluß an die Route Gwynns in südlicher Richtung zum Rudolfsee vorzudringen, wurde aber — angeblich infolge eines Mißverständnisses — von den abessinischen Grenzbehörden unter dem 7. Breitengrad am Acobo (Adjuba) zur Umkehr genötigt. Dagegen gelang es Austin auf einer zweiten Reise im vorigen Jahre seinen Zweck zu erreichen; er ging durch das östliche Sobatgebiet zum Rudolfsee und kam im September in Mombasa an. Ebenso setzte Gwynn 1901 die Arbeiten nördlich des Blauen Nil, von Famaka über Galabat bis Gedaref, mit Erfolg fort, sodaß es nun an „Unterlagen" für die Grenzregulierung wohl nicht fehlen wird.

Da fragt es sich aber, ob Menelik auf Grund aller dieser Aufnahmen zu einer England genehmen Grenzfestsetzung sich wird bereit finden lassen; denn zunächst ist soviel klar, daß die britischen Offiziere doch mit die Aufgabe hatten, sich die Gebiete im Westen und Südwesten Abessiniens darauf anzusehen, ob es sich für England verlohnt, sie zu beanspruchen — z. B. das Ualegaland. Unterhandlungen darüber waren in Adis Abeba schon im letzten Frühjahr und Sommer im Gange, sie zeitigten aber kein Ergebnis, und der britische diplomatische Agent Oberstleutnant Harrington kehrte im Juli v. J. nach England zurück. Menelik ist gut beraten, und französische und russische Einflüsse, die zur Zeit am Hofe von Adis Abeba wieder die herrschenden zu sein scheinen, werden dafür sorgen, daß der „König der Könige" sich von den Briten nicht übervorteilen läßt. Wir haben oben festzustellen versucht, wie weit heute die Macht Meneliks reicht, und danach würde ein Eingehen auf englische Vorschläge, denen die Routen Austins zu Grunde liegen, eine Schmälerung dieses Machtbereichs bedeuten, wenn auch Menelik an den Sobatebenen nicht viel gelegen sein kann; reichen doch dessen Ansprüche, wie von Bruchhausen unlängst an dieser Stelle gezeigt hat, sogar bis zum Bahr el Dschebel und bis zum Albertsee!

Es hat zur Zeit den Anschein, als ob weder England noch Menelik auf eine schleunige Regulierung der beiderseitigen Grenze viel Gewicht legen. Das ist vom Standpunk, Englands aus wohl verständlich. England hat ein Interesse daran, die Grenzen des ägyptischen Sudan und des Ugandaprotektorats für sich möglichst vorteilhaft festzulegen, und da sich Meneliks Wünsche damit durchaus nicht vertragen wollen, könnte dieser Interessengegensatz sich sehr leicht gefährlich zuspitzen; England ist aber augenblicklich nicht in der Lage, es darauf ankommen zu lassen, da seine Aktionsfähigkeit unterbunden ist. Vom Standpunkt Meneliks aus ist die Hinzögerung weniger zu verstehen; denn er könnte seine Ansprüche England gegenüber heute eher durchsetzen als später, wenn dieses seine Hände wieder freibekommen hat.

Abeſſinien als Goldland.

Von Major a. D. Karl von Bruchhauſen.

Es hat allen Anſchein, als ob das Reich Meneliks in nicht allzu ferner Zeit in die Reihen der wichtigeren Goldländer treten werde. Der Norden Abeſſiniens, zu dem ja rein geographiſch auch die italieniſche Kolonie Erythraea gehört, birgt an verſchiedenen Stellen Gold. Bei Asmara (ital.) ſind ſeit einem halben Jahre Goldminen in maſchinenmäßigem Betrieb; im Anſeba-Thal wurden — unweit Keren (ital.) — Goldſpuren gefunden. Nach beſtimmt auftretenden Nachrichten gäbe es ein beträchtliches Goldlager nicht weit von Adua (abeſſiniſch), doch hat von irgend welchen Maßnahmen zur Ausbeutung nichts verlautet. Mittelabeſſinien zeigt in ſeinen Waſſerläufen vielfach geringe Mengen Goldes, die aber eine planmäßige Auswäſche nicht lohnen. Aus dem Süden des weit geſtreckten Reiches, und zwar angeblich aus Kaffa, ſind hin und wieder Karawanen, die auch mäßige Mengen Goldes mit ſich führten, in Maſſaua angekommen. Es fragt ſich aber, ob das Urſprungsland dort richtig angegeben iſt; denn die eigentlichen Goldbezirke Abeſſiniens liegen im äußerſten Weſten des Reiches von 7½° bis 11° nördl. Breite, dort, wo die Vorberge des abeſſiniſchen Gebirgsmaſſivs ſich anſchicken, zur weiten Senkung des ägyptiſchen Sudan überzugehen. In dieſen zum Teil erſt friſch gewonnenen Weſtprovinzen liegt die Quelle zu Meneliks Zahlungsfähigkeit, die ihm — ſchon der Möglichkeit einer ergiebigen Verſorgung mit modernen Waffen wegen — weſentlich die politiſche Bedeutung von heute verſchafft hat.

Bislang fand in dieſen reichen Goldbezirken gar keine oder eine nur ganz primitive Gewinnung des edlen Metalles ſtatt; Menelik hat aber neuerdings einzelnen Europäern, ſelbſtverſtändlich gegen entſprechende Abgaben vom Reingewinn, Goldminen-Konzeſſionen erteilt. Die Konzeſſionäre ſäumen nicht mit der Ausnutzung, und ſo dürfte ſchon im Laufe der nächſten Jahre abeſſiniſches Gold in beträchtlicher Menge gefördert werden. Eine große Schwierigkeit liegt fürs erſte freilich noch in den Transportverhältniſſen. Von den Flügeln der ſich von Norden nach Süden erſtreckende Goldbezirke beträgt die Entfernung nach Adis Abeba 450 bezw. 400 km in der Luftlinie, und auf dieſe Strecken ſind die Laſten bei ſchlechten Wegen auf dem Rücken von Maultieren, Eſeln und Menſchen zu befördern. Von Adis Abeba aus bis zur Küſte (bei Dſchibuti) ſind abermals 750 km zurückzulegen, davon freilich 296 per Eiſenbahn, da die Fertigſtellung der Eiſenbahn Dſchibuti-Harrar in 1½—2 Jahren zu erwarten ſteht. Sehr viel bequemer wäre für die nördlichen Goldbezirke die Ausfuhr auf der faſt bis Famaka, alſo bis dicht heran, benutzbaren Waſſerſtraße des Blauen Nil, für die ſüdlichen auf dem Baro-Sobat (Schiffbarkeit durch Marchand bis Jchop, d. i. bis zur Höhe des Landes

der Wallega, festgestellt) und dann auf dem Weißen Nil. Aber es fragt sich, ob Menelik für solche politisch wie wirtschaftlich verhängnisvollen Pläne zu haben sein wird, zumal sie die Kontrole erschweren würden.

Beginnen wir im Norden, so ist im Laufe der Jahre durch mehrere englische Expeditionen festgestellt, daß der Gold- (und Kaffee-) Reichtum des Landes der Beni Schangul, oder vielmehr des ganzen Landes der Schangalla, noch unerschöpft ist. Schon Mehemed Ali ließ im Gebiet des Tumat und anderer linker Nebenflüßchen des eben aus Abessinien getretenen Blauen Nil mit Erfolg Gold suchen; aber schon sein Nachfolger Abbas I. gab diese Gebiete wieder auf, da er sie bei der gewaltigen Entfernung von Kairo (3000 km) nicht behaupten zu können glaubte. England würde gern die alten ägyptischen Ueberlieferungen wieder aufnehmen; aber es scheint, als ob es doch zu spät mit diesen Plänen gekommen ist. Menelik hat die Zeit wohl benutzt und die Grenzen seines Reiches im Laufe des letzten Jahrzehnts beträchtlich nach Westen vorgeschoben. Noch ist die Grenzlinie zwischen England und Abessinien hier nicht fest vereinbart, aber an zwei Punkten stehen sich die Vorposten der beiden Mächte hart gegenüber: bei Famaka am Blauen Nil und bei Nassar am Sobat. Verbindet man diese Punkte durch eine gerade Linie, so fällt das Land der Schangalla mit seinen Schätzen an Abessinien. Es ist nicht anzunehmen, daß Menelik weiter zurückweicht, da nach alter abessinischer Ueberlieferung eigentlich der Weiße Nil als die zu fordernde Westgrenze des Reiches angesehen wird. Der vor kurzem heimgekehrte englische Hauptmann Cobbold — er nahm auf abessinischer Seite an dem verfehlten Feldzuge gegen den sogenannten Mahdi des Somalilandes teil — hat den Reichtum von Beni Schangul gepriesen und berichtet, Menelik habe dort bereits verschiedene Ausbeutungskonzessionen, auch an englische Gesellschaften, gewährt. Näheres ist darüber nicht bekannt geworden.

Südlich an das Land der Schangalla schließt sich die bedeutendste Goldquelle Abessiniens: das Land der Wallega, mehr noch als durch sein Gold bekannt geworden durch das traurige Ende der Expedition Böttego (17. März 1897). Dieser verdiente italienische Forscher war mit seinen Genossen der zweite Europäer, der den Boden des Landes betrat. Der erste war Meneliks rechte Hand, der schweizerische Ingenieur Alfred Ilg. Menelik hatte ihn mit einer Schutztruppe hingesandt, um das im Beginn der neunziger Jahre eroberte Land in Augenschein zu nehmen. Bis zu dieser Eroberung hatten die Wallega jedem Fremden den Eintritt in ihr Land eifersüchtig gesperrt. Die Goldgewinnung durch einfaches Auswaschen des goldhaltigen Sandes betrieben sie seit undenklichen Zeiten, und sie hatten es trotz der ursprünglichen Gewinnungsmethode bis auf 1000 kg chemisch reinen Goldes im Jahr gebracht, das meist nach Abessinien ging. Seitdem ist das Land mehr eröffnet worden. Menelik hat ein paar Mal englischen Forschern den Durchzug gestattet, und auch der Franzose Hughes le Roux hat es im vergangenen Jahr besucht. Damals hatte Menelik bereits seinem getreuen Staatsrat Ilg — dieser steht nun 22 Jahre an der Seite des Negus Negest — die ganze mineralische Ausbeutung des Landes auf 50 Jahre konzessioniert. Staatsrat Ilg genießt Zollfreiheit für die Einfuhr von Maschinen und sonstigem Material und hat 8% des Reinertrages abzuliefern. Hinter Ilg steht eine in Antwerpen gebildete Gesellschaft, an der auch italienisches Kapital stark beteiligt ist. Ihre Dauer ist auf 30 Jahre berechnet, und sie wird neben der Metallförderung auch Handel, Industrie und Bodenbau betreiben.

Wieder ein Stück ſüdlich, durch den Baro vom Lande der Wallega getrennt, liegen die Goldgründe des Ruſſen Leontiew. Er ſcheint ſeine Thätigkeit als Gouverneur der abeſſiniſchen Aequatorial-Provinzen neuerdings ſtark hinter die Ausbeutung der ihm und dem Franzoſen Lagarde gleichfalls von Menelik verliehenen Goldminenkonzeſſion am Baro zurücktreten zu laſſen. Die in Frage kommenden, zunächſt von einer engliſchen Geſellſchaft erforſchten Gebiete, ſollen reiche Schätze an Gold und anderen Metallen (Silber, Aluminium) bergen. Leontiew iſt gegenwärtig bei den erſten vorbereitenden Schritten; er hat namentlich Arbeiter- und Wegeſchwierigkeiten zu überwinden. Anſcheinend hat er ſich aber die früher im hohen Maße beſeſſene Gunſt Meneliks dadurch verſcherzt, daß er aus Geldverlegenheit einer engliſchen Geſellſchaft eigenmächtig eine Unterkonzeſſion abtrat. Anfänglich ſchien es, als wolle Menelik über dieſen Vertrauensbruch hinwegſehen. Nach den letzten Nachrichten hat aber der z. Zt. mit Urlaub daheim weilende engliſche Reſident in Adis Abeba, Oberſtleutnant Harrington, im direkten Auftrage Meneliks bekannt gegeben, daß jener die von Leontiew eingegangenen Verträge nicht anerkenne und für die nächſte Zeit auch überhaupt keine neuen Minengerechtſame an engliſche Geſellſchaften verleihen werde; er wolle erſt abwarten, was aus den bislang verliehenen werde. Das iſt jedenfalls das Beſte, was er thun kann, um den wirklichen Mineralabbau zu beſchleunigen und nutzloſen Konzeſſionsſchacher zu verhindern.

Die Ereigniſſe in Nigeria.

Eine ſeltſame Überraſchung haben die Franzoſen jetzt den Briten in Nord-Nigeria bereitet, indem ſie den neuen Herrſcher von Bornu, den ſechsundzwanzigjährigen Fadelallah, offenbar auf britiſchem Gebiet aufgeſucht und vernichtet haben. In den von uns an dieſer Stelle kürzlich erwähnten engliſchen Berichten über das Zuſammentreffen des engliſchen Majors M'Clintock mit Fadelallah war nicht angegeben, um welche Zeit dieſe Begegnung ſtattgefunden hatte. Ein vom Generalgouverneur von Franzöſiſch-Weſtafrika in Paris vor einigen Wochen eingegangene telegraphiſche Meldung beſagt, daß die am Schari ſtehenden franzöſiſchen Truppen am 23. Auguſt d. J. mit Fadelallah zuſammengeſtoßen ſind. Zwei Tage darauf fiel Fadelallah im Kampfe. Darauf ergaben ſich ſeine 1500 Krieger — nach dem Bericht von Major M'Clintock waren es 2000 — und lieferten die Waffen ab. Damit iſt die Macht der oſtſudaniſchen Eroberer im weſtlichen Sudan endgültig gebrochen, fügt die franzöſiſche Behörde hinzu. Sie giebt nicht an, wo die Kataſtrophe ſtattfand; nach engliſchen Depeſchen, die ſchon etwas früher, aber unverbürgt, den Tod des Herrſchers von Bornu meldeten, geſchah es in Ala, etwa 250 km innerhalb der Grenzen Nord-Nigerias, was für die Briten ſehr empfindlich wäre.

Wie unſern Leſern erinnerlich, hatte Fadelallah die britiſchen Behörden um die Anerkennung als Herrſcher von Bornu und um den britiſchen Schutz gebeten. Major M'Clintock hatte keine Vollmacht, ihm dies zu gewähren, der Oberkommiſſar des Schutzgebietes, General Sir Frederick Lugard, der aus Europa zurückerwartet wurde, ſollte die Entſcheidung treffen. In England war man ſicher, daß ſie bejahend ausfallen würde; denn die britiſche Verwaltung hält feſt an dem Syſtem, die Macht der eingebornen Herrſcher zur Feſtigung ihrer eigenen Macht zu benutzen. Mit andern Worten, ſie übernimmt die allgemeine, politiſche Verwaltung und überläßt den Sultanen, Emiren oder Häuptlingen unter den gegebenen Einſchränkungen die Lokalverwaltung in mehr oder weniger großen Verbänden. Fadelallah hatte ſich dazu verſtanden, die Entſcheidung Sir Fredericks in Bornu ruhig abzuwarten. Daß er nichts gegen die Franzoſen unternahm, geht ſchon aus den Angaben über Zeit und Ort der Begegnung mit dem engliſchen Truppenführer und des Kampfes mit den Franzoſen bevor. Welche Gründe mögen nun dieſe letzteren dafür anführen, daß ſie dem Sohne Rabbehs ſoweit weg nachgeſtellt haben? Es ſei daran erinnert, daß ſie Fadelallah bereits vor zwei Jahren, nach der Niederwerfung Rabbehs und ſeiner Macht, ver-

folgt hatten, und zwar, wie Hauptmann Robillot berichtet, „etwa 500 km weit westlich vom Tschadsee, bis südwestlich von Gujba.“

Lassen wir die Briten und Franzosen sich über diese neue Gebietsverletzung auseinandersetzen, und fragen wir uns wiederum: wie stehen wir dazu? Mit verschränkten Armen sehen wir zu. Zuerst erfuhren wir, daß die Franzosen bei den Kämpfen und den Verfolgungen gegen Rabbeh hin und her über das deutsche Gebiet südlich vom Tschadsee gezogen waren, dann, daß eine der drei Expeditionen, die am Tschadsee zusammengetroffen waren, nämlich die von Senegal ausgesandte, ihren Rückweg nicht mehr über das unwirtliche Damergu, sondern südlicher erst über deutsches Gebiet, dann über das britische Bornu genommen hatte. Darauf der erste Vorstoß gegen Fadelallah, und nun der Zug bis Ala, immer in derselben Richtung, zuerst über deutsches Gebiet. Die Schlußfolgerung daraus ergiebt sich für uns von selbst: es ist die höchste Zeit, daß wir auch das Land nördlich vom Benuë bis zum Tschadsee, thatsächlich in Besitz nehmen. Die jetzigen Zustände widersprechen den Begriffen, die man von dem Ansehen einer Großmacht haben muß, und den wirtschaftlichen Erfordernissen. —

Wenden wir uns nun nach Süd-Nigeria. Dort ist der Feldzug gegen die Aro am Croßfluß in vollem Gange. Dem von Anfang gefaßten Feldzugsplane gemäß gehen Truppenteile von Nord- und Süd-Nigeria zusammen, so zwar, daß die Aro in die Mitte gefaßt werden. Die von Norden kommenden Truppen hatten zuerst einen Kampf auszuhalten, der sie jedoch nicht aufhielt. Ein Telegramm vom 12. Dezember aus Bonny in der Gegend der Oelflüsse meldet: „Die Kolonne I, 21 Offiziere und 300 Mann, hat am 3. Dezember Oguta verlassen und geht in östlicher Richtung vor. Die Kolonne II, 21 Offiziere und 400 Mann unter Hauptmann Mackenzie, hat am selben Tage Ungwana am Croßfluß verlassen und ohne Widerstand Ekoli, den Hauptort der Addagegend, besetzt. Die Kolonne III, 21 Offiziere und 400 Mann, unter Oberstleutnant Festing, hat am 1. Dezember Akwede verlassen und marschiert nach Norden. Die Kolonne IV, 25 Offiziere und 400 Mann, unter Hauptmann Heneker, hat sich am 25. November in Itu am Croßfluß gesammelt. Am 28. November wurde eine Erkundung des Enyong-Kriks auf dem Flußkanonenboot „Jackdaw“ und einer Anzahl bewaffneter Kanus unternommen. Man stieß auf den Feind und beschoß dessen Stellungen, welche die Truppe darauf einnahm. Am 30. November wurde Hauptmann Henekers Lager angegriffen, die Aro wurden jedoch zurückgeworfen; hierbei schadeten die Geschütze der „Jackdaw“ dem Feinde beträchtlich. Oberstleutnant Montanaro, Kommandeur der Truppen in Süd-Nigeria, Major Carleton, Offizier beim Stabe und Leutnant James, Chef des Kundschafterdienstes, welche die Erkundung des Enyong-Kriks mitgemacht hatten, begaben sich am 29. November nach Ungwana und kehrten am 3. Dezember nach Itu zurück. Der für die Expedition ausgearbeitete Plan wird glatt ausgeführt, und alle europäischen Offiziere befinden sich wohl.“

Weitere Telegramme melden, daß die Kolonne IV mehre Hauptschläge gegen die Aro geführt hat. Arotschuku, der Ort, den diese Telegramme jetzt als den Hauptsitz des Fetischdienstes des „Langen Juju“ bezeichnen, ist erstürmt worden; er liegt westlich vom Croßfluß, etwa 130 km in der Luftlinie von der Küste. Ebenso wird berichtet, daß Bendi, „die Hauptstadt der Aro“, genommen worden

iſt. Bei dieſen Operationen, die über den Enyong-Kriek in einen andern Kriek unternommen wurden, wurde die Kolonne von der Kolonne III unterſtützt. In einem Dorfe, wo die Aro ihre Verheerungen angerichtet hatten, fanden ſich 230 Leichen. Die Truppen ſäubern den Fluß von den zahlreichen Piraten, die ihn unſicher machen.

Dieſen verhältnismäßig kleinen, wenn auch blutigen Feldzug — in einem der erſten Gefechte töteten die Aro 80 Eingeborene — ſind die Briten alſo in der Lage, mit 78 Offizieren (und Unteroffizieren) und 1500 Mann auszuführen. Das dritte Regiment der Weſt Afrikan Frontier Force war ſeit Monaten im Buſchkampfe geübt worden. Die Urſachen des Feldzuges ſind mannigfaltig. Eine Ingenieurgruppe, die längs der Küſte einen Landtelegraphen zur Herſtellung einer Verbindung von Bonny nach Old Calabar legen ſollte, wurde von den Oron angegriffen. Es ſtellte ſich heraus, daß die Inokun oder Aro die andern Stämme, auch die weiter landein zwiſchen dem Niger und dem Croß, gegen die Briten aufhetzten. Die Aro üben auf dieſe Stämme bis zur Küſte hin eine große Macht dank dem als „Langen Juju“ bis nach Sierra Leone bekannten Fetiſch aus; wo indes letzterer ſeinen Sitz hatte, vermochte bis zur Einnahme von Arotſchuku kein Europäer zu ergründen. Man behauptet, daß die Aro ihre Fetiſchmacht ſeit Jahrhunderten ausüben; ſie pflegen Menſchenopfer und treiben weithin Sklavenjagden. Die Raſſe iſt kräftig und anſehnlich; die Aro ſind gute Schmiede und können Gewehrläufe anfertigen. Da die durch Spione gut unterrichteten Aro erfuhren, daß ein Feldzug gegen ſie geplant ſei, ſandten ſie den Briten freche Botſchaften: „Friſches Fleiſch“ ſei ihnen willkommen. Sie hatten ſich von langer Hand mit Gewehren und Schießvorrat verſorgt. Sie erklärten es für jeden Weißen für unmöglich, vom Niger nach dem Croßfluß zu ziehen. Wirklich mußten zwei Beamte unweit der Küſte, noch im Gebiete der Oron, ihr Leben durch eine ſchleunige Flucht retten. Die Oron konnten ſchon im September nachdrücklich gezüchtigt werden, und dieſe kleine Operation wird gute Folgen haben, wenn man bedenkt, daß Augenzeugen ſie als ſchlimme Menſchenfreſſer ſchildern.

Für das Verhalten der Aro aber giebt es keine Worte. Die Frauen und Mädchen gehen völlig nackt. Den Menſchenraub treiben die Aro ſo rückſichtslos, daß ein Anſiedler Süd-Nigerias berichtet, vor einigen Monaten hätten ſie eine friedliche Grenzbevölkerung überfallen und ſechshundert Frauen und Kinder nach Itu geſchleppt, wo der Gewährsmann ſie auf offenem Markte verkaufen ſah. Daß die Expedition notwendig iſt, geben die Miſſionare zu. Seit mehr als dreißig Jahren iſt eine presbyteriſche Miſſion am Croßfluß thätig, es war ihr jedoch nicht möglich, weiter als höchſtens 8 km vom Fluß weg vorzugehen: dies gilt auch für eine katholiſche Miſſion, die ſich in Onitſcha auf dem linken Ufer des Nigers niedergelaſſen hat. Nur ein Pater vermochte etwa 50 km weit nach Oſten zu reiſen, weil er ſehr arzneikundig war; wenn er aber noch weiter zu einem Kranken wollte, mußte er ſich die Augen zubinden laſſen.

Wir gehen wohl in der Annahme nicht fehl, daß die Zähmung der Aro mit dem gegenwärtigen Feldzuge nicht vollendet ſein wird. Gleichwohl wird die Säuberung des Croßfluſſes den Verkehr über letzteren von Old Calabar nach den Fällen und von da nach den deutſchen Stationen und den Faktoreien der Geſellſchaft Nordweſt-Kamerun weſentlich erleichtern. Es bleibt nur die Frage,

in welchem Maße die zurückgedrängten Piraten ſich etwa auf unſer Gebiet zum Schaden des letzteren flüchten werden. Schließlich ſei noch auf den großen Wandel hingewieſen, der ſeit den zwei Jahren ſich vollzogen hat, wo Nigeria unter britiſcher Reichsverwaltung ſteht und nicht mehr unter der Verwaltung der königlichen Nigergeſellſchaft: die Erſchließung nach Gando zu hat begonnen, die Macht der Emirs von Yola iſt gebrochen, andrerſeits iſt der Stromverkehr frei, und freundnachbarliche Beziehungen zu Kamerun ſind möglich geworden. Vorläufig aber iſt das Kameruner Hinterland der salon des refusés für Nigeria.

* * *

Nachſchrift: Ein Privatbrief des Rittmeiſters Dangeville beſtätigt die Annahme, daß er Fadelallah auf britiſchem Gebiet geſchlagen hat, und zwar geſchah dies bei dem bereits früher im Zuſammenhang mit den Verfolgungen Fadelallah's durch die Franzoſen genannten Ort Gudſchba. Fadelallah's jüngerer Bruder Niébe wurde als Gefangener hinweggeführt. Den Rückweg nach dem Schari nahm der Rittmeiſter wiederum über Kamerun-Gebiet.

Güterbeförderung mittels Straßenlokomotiven von Lüderitzbucht ins Innere.

Von Schwabe, Geh. Regierungsrat a. D.

Der Oberleutnant à la suite der Kaiserl. Schutztruppe für Südwestafrika, Herr Trooſt, welcher ſich durch Herſtellung einer regelmäßigen Küſten-Dampfſchiffahrt zwiſchen Kapſtadt und Swakopmund, ſowie durch die Einführung des ſogenannten Dampf-Ochſen an Stelle des Ochſenwagenbetriebes auf dem Baywege um die Hebung der Verkehrsverhältniſſe von Deutſch-Südweſtafrika verdient gemacht hat, iſt neuerdings, bei der vollſtändigen Ausſichtsloſigkeit auf die Anlage einer Bahn, von Lüderitzbucht nach dem Innern in der Richtung nach Keetmannshoop, mit dem Vorſchlage hervorgetreten, dafür eine Güterbeförderung mittels Straßenlokomotiven einzurichten.

Über die ganz eigenartigen Geländeverhältniſſe der von dieſem Verkehr durchſchnittenen Gegend berichtet Herr Oberſtleutnant Gerding aufgrund eigener Anſchauung folgendes:

„Die Lüderitzbucht iſt der einzige, wirklich gute Hafen, welchen die Küſte der ſüdweſtafrikaniſchen Kolonie aufzuweiſen hat.

Dieſer Umſtand hat ſchon ſeit Jahren den Plan nahegelegt, die Bucht durch eine Eiſenverbindung nach dem Innern in der Richtung nach Keetmannshoop zu einem leiſtungsfähigen Eingangshafen für den ſüdlichen Teil der Kolonie umzugeſtalten. Das Hinterland dieſes Hafens aber iſt ein derartiges, daß ſich der Ausführung einer Bahnverbindung, wenn nicht unüberwindliche, ſo doch erhebliche Schwierigkeiten entgegenſtellen. Namentlich iſt das unmittelbare Hinterland, welches ich durchreiten konnte, für jeden Bahnbau außerordentlich ungünſtig. Von der Küſte ſtetig anſteigend, erhebt ſich das Gelände da bald zu beträchtlicher Höhe über dem Meere. In ſteilen, zerriſſenen und jeder Vegetation entbehrenden Kuppen tritt überall der Granit zutage, und zwiſchen dieſen Kuppen lagert in ewiger Bewegung der fliegende Sand, welcher beim leiſeſten Windſtoß aufgewirbelt, die Luft in ſeinen Wolken durchzieht, in die Poren der Haut eindringt, und die Augen ſchmerzen macht.

Mühſam ſuchen zwiſchen dieſen wandernden Sanddünen die Ochſenwagen immer neue Wege; denn der Weg, welcher, wie die friſchen Wagenſpuren zeigen, noch vor wenigen Tagen benutzt werden konnte, wird heute durch mächtige Sanddünen, welche eine Höhe bis zu 40 m und mehr erreichen, geſperrt. Einer unbedeckten Eiſenbahn würde es alſo ebenſo ergehen.

Ungefähr 16 bis 17 km von der Küſte entfernt hören allerdings die fliegenden Dünen auf; aber auch dann noch erſchweren die andauernden ſtarken Steigungen

und eine vollkommen waſſerloſe Einöde den Bau und Betrieb einer Bahn außerordentlich.

Das erſte brauchbare Waſſer ſoll in Kubas und Anas, ungefähr 125 bis 130 km von der Küſte, gefunden werden; nach den mir gegebenen Beſchreibungen dieſer Waſſerſtellen iſt es jedoch mehr als zweifelhaft, ob ſie genügendes Waſſer für den Betrieb einer längeren Bahnſtrecke und für den Bedarf der Bautrupps werden liefern können".

Da unter ſolchen Verhältniſſen bei dem zur Zeit außerordentlich geringen Verkehr und bei den hohen Bau- und Betriebskoſten an die Anlage einer Bahn irgend welcher Art in abſehbarer Zeit nicht zu denken iſt, ſo macht Herr Trooſt in einer kleinen Schrift „Durch, zeitgemäße Verkehrsvorſchläge", mit dem treffenden Ausſpruch John Mackays: „Man wird nicht ein Zweigeſpann verwenden, wo ein Schubkarren genügt", den Vorſchlag, für die Güterbeförderung von Lüderitzbucht ins Innere Straßenlokomotivbetrieb einzuführen. Um aber bei möglichſt geringem Eigengewicht des Motors, durch welches das Einſinken in den loſen Sand der Wanderdünen thunlichſt beſchränkt wird, eine möglichſt große Nutzlaſt fortzubewegen, ſoll auf Steigungen der Motor, unbelaſtet, 300—500 m allein vorausfahren und dann mittels eines Drahtſeiles, welches auf einer Trommel auf dem Motor aufgewickelt iſt, den mit etwa 2,5 Tonnen beladenen Laſtwagen nach ſich ziehen. Auf dieſe Weiſe würden ſich die Steigungen in Abſätzen von 300—500 m überwinden laſſen, während im Gefälle der Motor mit dem Laſtwagen zuſammengekuppelt ſich fortbewegt.

Daß dieſe Betriebsweiſe mit großem Zeitverluſt verbunden iſt, liegt auf der Hand; immerhin iſt anzunehmen, daß es auf dieſe Weiſe gelingen wird, die ſchlimmſte, etwa 12 km lange Wanderdünenſtrecke, in einem Tage zurückzulegen, und damit würde dem Ochſenwagenverkehr gegenüber außerordentlich viel gewonnen ſein, da erfahrungsmäßig auf dem Rückwege mit beladenen Wagen die abgetriebenen, faſt bis zum Tode erſchöpften Trekkochſen — nachdem ſie drei und mehr Tage ſo gut wie nichts mehr zu freſſen bekommen haben — nicht mehr die Hälfte der normalen Zugkraft zu leiſten imſtande ſind. Es würde zu weit führen auf die Bauart der Fahrzeuge und die Betriebsweiſe näher einzugehen, ſowie die Frage zu erörtern, ob dieſe Art der Güterbeförderung auf die Durchquerung der Wanderdünenſtrecke zu beſchränken, oder unter Weglaſſung des Seilbetriebes bis Keetmannshoop auszudehnen iſt. Es wird dies umſomehr der praktiſchen Erfahrung überlaſſen werden können, da Herr Trooſt auf Seite 2 ſeiner Schrift folgendes erklärt:

„Der Beweis endlich, daß ich bezüglich der Ausführbarkeit meines Vorſchlages meiner Sache ganz ſicher bin, liegt darin, daß ich die ganze Ausführung, ſowie das damit verbundene Riſiko auf meine eigenen Koſten zu tragen bereit bin".

Da die Regierung, wie in der Schrift ferner bemerkt wird, nicht nur im Intereſſe des Landes, ſondern auch im allereigenſten die Sache mit Freude begrüßen kann, da ſie doch ebenſowie der Anſiedler und Kaufmann unter der andauernden Notlage der Transportverhältniſſe unausgeſetzt zu leiden hat, ſo iſt zu wünſchen, daß das Anerbieten des Herrn Trooſt zur Verbeſſerung der Verkehrsverhältniſſe von Lüderitzbucht ins Innere die thatkräftige Unterſtützung der Regierung finden und möglichſt bald zur Ausführung kommen möge.

Digitized by Google

Die wirtſchaftlichen Intereſſen Deutſchlands in Guatemala.

Von F. C. von Erckert.

II.

Wenn wir Produktion und Anbau der einzelnen Beſitzungen betrachten, ſo finden wir wieder die oben erläuterten großen Unterſchiede. Das größte mit Zuckerrohr bepflanzte Areal und die größte Produktion an Zucker und Panela weiſen auf Concepcion mit 3,5 und Chocola mit 2,7 qkm und mit je über 20,000 Zentnern Jahresernte, ferner S. Diego, S. Rafael, Zapote und Santa Juliana mit mehr als 1 qkm und je etwa 10,000 Zentnern, endlich 5 Beſitzungen mit mehr als ½ qkm und 2000—5000 Zentnern Ertrag.

Die abſolut höchſten Anbauziffern für Kaffee treffen wir auf einigen der großen Plantagen der pazifiſchen Seite, wie Rochela-Oſuna, das mit 2 Millionen Bäumen an der Spitze ſteht, dann Porvenir mit 1,2 Millionen, Las Viñas und Chocola mit über ¹/₄ Million und ein halbes Dutzend mit ungefähr ¹/₃ Million Bäumen. Wie unſere Tabelle zeigt, enthielten 6 weitere Beſitzungen zwiſchen ¹/₄ und ¹/₂ Million Bäume; in die 3. Anbauklaſſe mit 100—250,000 Bäumen fallen 31, der Reſt beſitzt unter 100,000 Bäumen. Zu letzteren gehören viele neue, darunter überhaupt noch unbebaute Ländereien der Verapaz, wo die höchſte Ziffer eines Beſitzkomplexes 400,000 Bäume beträgt.

Was die Dichtigkeit des Anbaus betrifft, ſo finden wir als Durchſchnittsziffer das Verhältnis von 1 zu 10 zwiſchen dem bebauten Land und dem Geſamtareal aller Beſitzungen, wo Kaffee und Zucker bereits in Anbau genommen ſind. In Wirklichkeit ſtellt ſich das Verhältnis im Norden im allgemeinen weniger, auf der pazifiſchen Seite und beſonders im Weſten mehr zu Gunſten des bebauten Landes. Im Weſten giebt es einige kleinere Beſitzungen, die nahezu ganz angebaut ſind; manche andere am Stillen Ozean haben 50—60 % und darüber unter Kultur, während in der Verapaz die meiſten Kaffee-Pflanzungen weniger als 5% des Grund und Bodens der betr. Finca einnehmen[1]). Für die Dichtigkeit der Bäume in den Pflanzungen ergeben ſich, ſoweit ſich dieſelbe feſtſtellen ließ, ſtatt der erwähnten Durchſchnittsziffer von 124,000 pro qkm für die einzelnen Plantagen ziemlich von einander abweichende Zahlen, die ſich zwiſchen 40,000 und 180,000 Bäumen pro qkm bewegen.

[1]) Als Beiſpiele ſeien genannt: Monte Criſto, faſt zu 100% bebaut, Nahuatancillo 85%, Naranjo, Diamantes 75 %, Chocola 64 %, Eden 60 %, Armenia 57 %, Mercedes 42 %, Rochela-Oſuna 34 %, Las Viñas 25 %.

Bezüglich der Menge und Qualität des produzierten Kaffees rücken manche Plantagen in eine höhere Stellung, als sie nach Baumzahl bezw. Umfang der Pflanzungen einnehmen würden. Einmal stehen auf vielen Besitzungen eine Menge noch nicht bezw. noch nicht voll ertragsfähiger Bäume, dann aber ist auch bei Bäumen im Alter bester Ertragsfähigkeit das geerntete Quantum verschieden, was neben den Unterschieden in den Bodenverhältnissen und der Höhenlage namentlich auf die größere oder geringere Intensivität der Bewirtschaftung zurückzuführen ist. Sorgfältig gepflegte und beschnittene, wenn nötig auch gedüngte Bäume, deren Umgebung gut gereinigt ist, und die je nach der Lage richtig beschattet oder der Sonne ausgesetzt sind, liefern natürlich eine größere Ernte von besserer Qualität als andere. Auf letztere wirken günstig auch die größere Sorgfalt beim Pflücken, das wiederholte Abernten der Bäume je nach der Reife der Beeren, ferner deren Trocknen, maschinelle Behandlung u. s. w. ein, die wieder von der Zahl der Arbeitskräfte und dem Zustand der betr. Einrichtungen abhängen.

Die größte Durchschnittsernte weist Osuna-Rochela mit etwa 19—20,000 Zentnern auf, es folgen Porvenir mit 15,000, Mercedes, Choeola und Miramar mit etwa 13, 12 und 11,000, Las Viñas, Conecpcion, Nahuataneillo, Diamantes und Morelia mit 5—10,000 Zentnern und 12 Plantagen mit 2500—5000 Zentnern. Die 4. Anbau-Klasse mit 1000—2500 Zentnern ist durch 27 Besitzungen vertreten; der Rest produziert weniger als 1000 Zentner. Die größte Produktion eines Plantagenkomplexes in der Verapaz beträgt nur 3000 Zentner; dagegen finden wir dort die kleinsten Ertragsziffern bis zu 100 Zentner und selbst bis zu völliger Ertragslosigkeit herab.

Der Durchschnittsertrag pro Baum beläuft sich auf 1 1,9 Pfund, wenn man die noch nicht bezw. noch nicht voll ertragsfähigen Bäume mitzählt. In der Verapaz bleiben etwa 2/3 der Plantagen unter diesem Durchschnitt, während derselbe auf der pazifischen Seite, insbesondere im Westen, vielfach überschritten wird. Den Glanzpunkt intensiver Kultur bilden Mercedes mit 2,8 und Miramar mit 2,7 Pfund pro Baum, dann Choeola, S. Diego und Cubilquitz mit über 2 Pfund, denen sich je ein halbes Dutzend Plantagen im Westen und in der Verapaz mit 1 ½ Pfund pro Baum würdig anschließen. Die Durchschnittsziffern sind im Steigen begriffen, da der beginnende oder zunehmende Ertrag vieler Neuanpflanzungen zur Geltung kommt, während alte Bäume mit abnehmenden Erträgen in Guatemala noch selten sind bezw. denselben durch rationelle Düngung aufgeholfen werden kann.

Alle anderen Produkte außer Kaffee und Zucker haben eine untergeordnete Bedeutung. Kakao wird auf zwei oder drei Fincas in kleinen Mengen angebaut, Kautschuk fast noch gar nicht gewonnen. Weideland besitzen die meisten Plantagen. Es ist oft ziemlich umfangreich und bildet mitunter abgesonderte Grundstücke, die an den Verkehrsstraßen liegen. Die Weiden dienen fast nur zum Unterhalt der eigenen Reit-, Zug- und Lasttiere; Schlachtvieh wird auch nur vereinzelt zum Selbstkonsum gehalten. Von Milchwirtschaft ist nur ein Fall bekannt. Bananen und Mais, die Hauptnahrungsmittel der Indianer, werden in genügenden Mengen für den eigenen Bedarf angebaut. Ebenfalls höchstens für letzteren findet die Ausnutzung des reichen und mannigfaltigen Holzbestandes statt, der fast alles nicht in Kultur genommene oder als Weide dienende Land

der Plantagen bedeckt. Der Transport aus dem Wald lohnt bei den primitiven Wegeverhältniſſen noch ſo wenig, daß man Material für Holzhäuſer aus S. Franzisko kommen läßt! Als Ausnahmen ſind die beiden ſchon genannten Waldbeſitzungen Soledad und Santa Elena zu erwähnen, in denen Holz zum Verkauf geſchlagen und in Sägemühlen verarbeitet wird.

Der Art der Bewirtſchaftung wie dem Areal nach, das ſelbſt bei den kleinſten noch 200—400 Morgen beträgt, verdienen ſämtliche Plantagen die Bezeichnung als Großbetriebe. Als ſolche kennzeichnen ſie ſich u. a. durch ihre oft ſehr ausgedehnten und vollkommenen Anlagen, wie Trockenplätze für den Kaffee, Waſſerleitungen und Staubaſſins zum Spülen und dergl., ferner durch ihre teils primitiven, teils neueren und teils ſogar hochmodernen und koſtſpieligen maſchinellen Einrichtungen zur Gewinnung von Rohzucker, zur Herſtellung von raffiniertem Zucker und Zuckerſchnaps und zur Verarbeitung des Kaffees.

Auch die Arbeiterverhältniſſe tragen die Signatur des Großbetriebes. Nur die Oberleitung der Plantagen iſt in Händen von Deutſchen. Außer dem Beſitzer bezw. dem Verwalter als Vertreter desſelben giebt es dort Deutſche in Unterſtellungen als Inſpektoren der landwirtſchaftlichen Arbeiten, zur Beſorgung der kaufmänniſchen Geſchäfte, als Buchführer und Maſchiniſten. Es ſteht alſo ein meiſt aus mehr als einer Perſon beſtehender Stab von Deutſchen, deſſen Mitgliederzahl ſich nach dem Umfang des Betriebes richtet, an der Spitze jeder Plantage. Als Feldarbeiter dagegen dienen ausſchließlich eingeborene Indianer. Letztere ſind anſtellig und gutmütig und geben bei richtiger Behandlung tüchtige Arbeiter ab. Nur ſcheut ſich der Indianer aus Faulheit, ſich auf den Plantagen zu verdingen; er zieht es vor, als freier Mann ſich ſeinen unglaublich geringen Bedarf zum Lebensunterhalt zu verſchaffen, was mit ſehr wenig Arbeit möglich iſt. Nur dadurch, daß man ihm Bedürfniſſe angewöhnt, iſt es möglich, ihn zur Arbeit zu erziehen, und auf dieſem Wege wird auch fortgefahren werden müſſen, um die häufigen Klagen über Arbeitermangel verſtummen zu laſſen. Die Verwendung europäiſcher Arbeiter iſt wegen der klimatiſchen Verhältniſſe ausgeſchloſſen, aber für eine gewiſſe Ausdehnung der Landwirtſchaft reichen die vorhandenen Indianer noch aus, wenn man ſie nur heranzuziehen verſteht. Man unterſcheidet Tagelöhner, die mit ihren Familien auf den Plantagen wohnen, und Erntearbeiter, die nur gewiſſe Monate hindurch dort beſchäftigt werden. Auf die intereſſanten Arbeiterverhältniſſe einzugehen iſt uns leider hier nicht möglich.

Wir haben nun noch über einen der wichtigſten Punkte, nämlich Wert und Rentabilität unſerer Plantagen, einiges zu bemerken.

Die Berechnung des Wertes iſt nicht leicht. Man findet keinen Anhalt an amtlichen Unterlagen und iſt auf Schätzungen angewieſen, auf Grund von Größe, Lage, Bodenverhältniſſen, Umfang der Kulturen und Höhe der Produktion. Ferner ſind die Werte der Plantagen in neuerer Zeit großen Schwankungen unterworfen geweſen. Etwa bis 1896 waren dieſelben in ſtetigem Steigen begriffen, ſowohl wegen des zunehmenden Anbaus als wegen der Verbeſſerung der wirtſchaftlichen Anlagen und der Abſatzverhältniſſe und wegen der bei den hoffnungsreichen Ausſichten ſtarken Nachfrage nach Grundſtücken. Übrigens iſt durch eigentliche Grundbeſitz-Spekulationen deutſcherſeits wohl kaum etwas verdient worden; auch die Fälle, daß deutſche Plantagen, nachdem ſie durch längere Bewirtſchaftung und den Aufſchwung der Verhältniſſe im Wert geſtiegen waren, mit

größerem Gewinn weiter verkauft worden ſind, ſodaß ihre Beſitzer eine erhebliche Summe herauszuziehen vermochten, ſind ſelten geweſen. Die Plantagen blieben vielmehr meiſt im Beſitz derſelben Deutſchen und wurden dort mit der Zeit ein entſprechend höheres Wertobjekt. Viele Beſitzer hätten in der guten Zeit ihre Plantagen ſelbſt zu beſſeren Preiſen als den der nachſtehenden Geſamtziffer zugrundegelegten nicht verkauft und würden andererſeits auch in den eingetretenen ſchlechten Zeiten nicht zum Verkauf ſchreiten wollen, weil die jetzt zu erzielenden Preiſe unter dem reellen Wert der Plantagen bleiben würden. Wir haben es hier mehr mit letzterem als mit dem für die meiſten Plantagen eher fiktiven Verkaufswert zu thun. Solches vorausgeſchickt, dürfte der Geſamtwert der deutſchen Plantagen in Guatemala auf Grund eingehend geprüfter Schätzungen mit 64 Millionen Mark richtig angegeben ſein.

Von den einzelnen Beſitzungen haben 6 je einen Wert von 3 Millionen Mark oder mehr, 10 weitere einen ſolchen zwiſchen 1 und 3 Millionen; auf der Wertſtufe zwiſchen 0,5 und 1 Million befinden ſich etwa ein Dutzend Beſitzungen, an 30 im Norden gelegene und noch gar nicht oder wenig angebaute Grundſtücke dürften mit Ziffern unter 100 000 Mark zu bewerten ſein, alle übrigen Fincas, alſo die Mehrzahl derſelben, gehören in die Wertklaſſe zwiſchen 0,5 und 0,1 Millionen Mark. Vorſtehende Ziffern beziehen ſich auf einzelne Plantagen und zuſammenhängende Komplexe, nicht aber auf, demſelben Beſitzer gehöriges, zerſtreut liegendes Geſamteigentum.

Seit 1897 hat ein Teil der Beſitzungen durch beginnende oder zunehmende Ertragsfähigkeit der Anpflanzungen und durch neue Anlage von ſolchen an Wert gewonnen. Die Verminderung des Verkaufswertes infolge der Kriſis fällt dagegen vorläufig nicht ſehr ins Gewicht, da die ſolide Bewirtſchaftung den deutſchen Beſitzern bisher geſtattet hat, ſich zu halten, und Verkäufe in der Hoffnung auf beſſere Zeiten kaum ſtattfanden. Nur falls letztere gegen Erwarten nicht wiederkehren ſollten, würde die Entwertung einen Wiederverluſt mühſam erworbenen deutſchen Geldes bedeuten.

Was die Erträge betrifft, ſo konnte der Verkaufspreis des Kaffees, der ſehr gute Qualitäten beſitzt, 1897 mit etwa 80 Mark für den Zentner im Norden und mit etwa 60 Mark in den übrigen Landesteilen als Durchſchnitt angenommen werden. Die von den einzelnen Plantagen und Sorten erzielten Preiſe bewegten ſich zwiſchen 50 und 118 Mark. Für die deutſche Kaffeeproduktion Guatemalas erhalten wir ſomit einen jährlichen Wert von 12,6 Millionen Mark. Der Guatemala-Kaffee hatte ſich bei ſeiner guten Qualität lange gegen den Preisſturz dieſes Produktes auf dem Weltmarkt gewehrt; dann aber wichen auch für ihn die Preiſe. Im letzten Jahre hat ſich jedoch die Marktlage bereits wieder gebeſſert.

Die Zuckerpreiſe gingen infolge vermehrter Produktion von 22 peſos im Jahre 1896 auf 10 in 1897 zurück, panela erzielte etwa 6 peſos pro Zentner. Die Ernte von 1897 repräſentierte alſo einen Wert von 1,05 Millionen peſos = 1,6 Millionen Mark. Rechnen wir hierzu noch die minder wichtigen Erzeugniſſe, ſo ergiebt ſich für 1897 ein Geſamtertrag im Werte von 14,5 Millionen Mark für die deutſchen Plantagen.

Sehr ſchwer ſind die Reinerträge, alſo die Rentabilität der Plantagen, feſtzuſtellen. Hierbei müſſen die Betriebskoſten und die Verſchuldung des Beſitzes

in Betracht gezogen werden. Ein Betriebskapital haben die Fincas nur ausnahmsweiſe. Nach dem in Guatemala allgemein üblichen Syſtem werden die Betriebskoſten aus kurzfriſtigen Vorſchüſſen beſtritten, die von deutſchen Häuſern auf die Ernte gewährt und nach Einbringung derſelben mit entſprechender Verzinſung zurückgezahlt werden. Die Summe der auf deutſche Plantagen gewährten Hypotheken und Erntevorſchüſſe zuſammen wird ſchätzungsweiſe auf etwa 18 Millionen Mark berechnet. Im allgemeinen war in den Blütejahren eine ſehr gute Rentabilität die Regel; Verzinſung des angelegten Kapitals zu 10% und ſelbſt erheblich mehr waren durchaus nichts ſeltenes. Als beſonders glänzendes Beiſpiel ſei erwähnt, daß Chocola 5 Jahre hindurch jährlich 20% Dividende gab, alſo in dieſer Zeit ſein Aktienkapital zurückzahlte. Eine andere Plantage erzielte mehrere Jahre hindurch einen Reingewinn von jährlich ½ Million Mark. Letzthin ſind die Erträge nun leider erheblich zurückgegangen. So gab S. Andres Oſuna 1896 8%, 1897 nur 4% und in den beiden folgenden Jahren überhaupt keine Dividende, was allerdings mit beſonders ungünſtigen Verhältniſſen zuſammenhängt. Selbſt wenn der jetzige, für die Beſitzer wenig erfreuliche Zuſtand längere Zeit anhalten ſollte, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß eben jahrelang große Summen verdient worden ſind, daß Vermögen erworben wurden, und daß das Anlagekapital in vielen Fällen längſt zurückgezahlt iſt. Als Beweis dafür, daß auch heute noch ſich ſchöne Reſultate erzielen laſſen, ſei der Bericht von Poroenir für 1899 erwähnt, wonach dort die bisher größte Ernte mit 16600 Zentnern erzielt und eine Dividende von 8% verteilt wurde; ferner warf Concepcion im gleichen Jahre nach reichlichen Abſchreibungen 6% ab.

Zum Schluſſe bleiben uns noch einige Worte über die landwirtſchaftlichen Kredite zu ſagen. Außer den Hypotheken auf deutſche Plantagen und den Vorſchüſſen auf deren Ernten ſind ſolche Kredite auch an einheimiſche Pflanzer in großen Beträgen gewährt worden. Die genaue Höhe derſelben läßt ſich nicht feſtſtellen; doch werden die kaufmänniſchen und landwirtſchaftlichen Kredite an Nichtdeutſche zuſammen auf 40 Millionen Mark beziffert. Rechnet man hierzu die Kredite an Deutſche, ſo kommt man auf die enorme Summe von 80 Millionen Mark. Etwa 23 Hamburger und Bremer Häuſer ſind an der Gewährung dieſer Kredite beteiligt, einzelne mit Summen von mehreren Millionen, wobei früher gute Verzinſungen erzielt wurden. Man iſt aber in der Kreditgewährung an Einheimiſche entſchieden viel zu leichtſinnig vorgegangen. Als dann infolge der Kriſis eine ganze Reihe von dieſen nicht in der Lage waren, ihre Vorſchüſſe zurückzuzahlen, ſah man ſich entweder zur Gewährung langer Aufſchübe genötigt, oder man mußte, um es nicht zum Konkurs kommen zu laſſen, die Beſitzungen auf eine Reihe von Jahren in Verwaltung nehmen und verſuchen, ſich aus deren Erträgen ſchadlos zu halten. Wenn auch alſo wirkliche Verluſte für die Kreditgeber demnach bisher in großem Umfange nicht eingetreten ſind, ſo ſind doch ihre Gelder mehr, und auf länger als ihnen lieb war, immobiliſiert worden.

2. Handel und Handelshäuſer.

Bezüglich des ebenfalls recht bedeutenden deutſchen Handels mit Guatemala können wir uns kürzer faſſen, da deſſen Verhältniſſe denen des ſonſtigen deutſchen überſeeiſchen Handels ſo ziemlich entſprechen und weniger eigentümlich ſind als die Plantagenwirtſchaft.

Auch heute noch ſpielen Hamburg und Bremen, von wo aus in den 60er Jahren die erſten Beziehungen angeknüpft wurden, eine nahezu exkluſive Rolle im Handel mit Guatemala. Derſelbe geht faſt durchweg über jene Plätze und durch die dortigen Kommiſſionshäuſer, und ein großer Teil der Inhaber und der deutſchen Angeſtellten unſerer Geſchäftshäuſer ſtammt aus jenen beiden Hanſeſtädten.

Da Guatemala ein Agrikulturſtatt iſt, ſo hat ſich ſein Handel, überhaupt wie mit Deutſchland, erſt mit dem Aufſchwung der Plantagenwirtſchaft im letzten Vierteljahrhundert entwickelt und ſteht mit jener im engſten Zuſammenhang. Die Plantagen ſind es, welche einerſeits in Geſtalt von Kaffee faſt die geſamte Exportware liefern, andererſeits die Hauptabnehmer für einen großen Teil der Einfuhrwaren, z. B. Eiſenwaren und Maſchinen, bilden. Der Umſtand, daß viele und wertvolle Plantagen in deutſchen Händen ſind, daß deren Beiſpiel nachgeahmt wird, und daß deutſche und einheimiſche Pflanzer aus Deutſchland Hypotheken und Vorſchüſſe erhalten, hat naturgemäß dahin geführt, daß ſowohl die Ausfuhr größtenteils Deutſchland zum Ziele hat als auch die Einfuhrwaren in erheblicher Menge von dort bezogen werden. Als Beiſpiel dafür, daß unſere Induſtrie guten Abſatz findet, ſei erwähnt, daß eine Plantage 1897 eine Zuckermaſchinerie für 360 000 Mark aus Deutſchland bezog, und daß die vollſtändige Einrichtung für einen großen Mühlenbetrieb ebenfalls von dort kam. Eine andere große Finca bezog 1897 aus Deutſchland für 65 000 Mark Waren aus Hamburg; als Hauptpoſten befanden ſich dabei: eine elektriſche Beleuchtungsanlage 20 000 Mark, eine eiſerne Brücke 9000 Mark, eiſerne Tanks 7000 Mark, ferner Medizinen, chirurgiſche Inſtrumente, Thomasphosphatmehl, Steinſalz, Buſchmeſſer, Juteſäcke, lederne Treibriemen, Öl, eiſerne Zaunpfähle, Hausſtandsgeräte, Holzteer, Phosphorine, Maultierdecken, Kontorutenſilien und ein Geldſchrank, ſowie ein Ausſtellungspavillon. Dieſelbe Plantage bezog für etwa 20 000 Mark ausländiſche Ware über Hamburg.

Eine ſo exkluſive Stellung unter den Ausländern wie im Grundbeſitz nimmt der Deutſche im Handel freilich in Guatemala nicht ein. England und Nordamerika, das dort eine Reihe Geſchäftshäuſer und eine zahlreiche Kolonie beſitzt, treten namentlich bezüglich der Einfuhr von Induſtrie-Erzeugniſſen in einen ſcharfen Mitbewerb mit uns, daneben in geringerem Maße auch andere Länder. Die Einfuhr Guatemalas betrug in Tauſenden von Mark:

Verſchiffungsland[1])	1895	1896
Ver. Staaten von Amerika	10 508	12 692
Deutſchland	6 572	8 048
Großbritannien	6 120	8 656
Frankreich	3 428	4 788
Insgeſamt, einſchließlich der Einfuhr aus andern Ländern	28 516	36 572

Deutſchland kam alſo 1895 mit einer Einfuhr von rund 6,6 Millionen Mark = 23 % an zweiter Stelle hinter Nordamerika, 1896 mit rund 8 Milli-

[1]) Nur dieſes wird in den leider nicht über 1896 hinaus reichenden Statiſtiken erwähnt. Nach dem Urſprungsland berechnet, würden ſich die Ziffern einigermaßen, wenn auch kaum ſehr erheblich, ändern.

onen Mark = 22 % an dritter Stelle hinter dieſem und England. Dabei iſt zu bemerken, daß aus Nordamerika große Mengen landwirtſchaftlicher Erzeugniſſe wie Mehl, Gerſte, Weizen, Kartoffeln, Holz eingeführt werden (1896 für 4½ Millionen Mark), ſodaß die induſtrielle Einfuhr von dort derjenigen Deutſchlands kaum überlegen iſt. Die wichtigſten von uns eingeführten Artikel waren 1896 (in Tauſenden von Mark): Baumwollwaren und Gewebe (1668), wollene Garne, Gewebe und fertige Kleider (748), Material für Eiſenbahnen und elektriſche Beleuchtung (656), bearbeitetes Eiſen (468), ferner Papier, Bier, Geſchirr aus Glas und Thon, Wellblech, (je über 200).

Bei der Ausfuhr kann von allen andern Artikeln außer Kaffee bei deren verhältnismäßiger Geringfügigkeit abgeſehen werden. Die Kaffeeausfuhr betrug, auf enthülſten Kaffee berechnet:

1895 691 000 Zentner, davon 403 000 Zentner = 58 % nach Deutſchland
1896 646 000 „ „ 410 000 „ = 63 % „ „

Der Wert des ausgeführten Kaffees frei an Bord betrug 1896, zum Kurſe von Ende Dezember berechnet, 41,4 Millionen Mark, der des deutſchen Anteils 26,3 Millionen Mark. Sowohl bezüglich der Ausfuhr als bezüglich des Geſamthandels mit Guatemala ſteht Deutſchland alſo unter allen Ländern an erſter Stelle.

Aus- und Einfuhr im Handel mit Deutſchland nehmen ihren Weg mit deutſchen Dampfern durch die Magalhaes-Straße oder mit amerikaniſchen Dampfern bis bezw. von Panama, mit der Bahn über den Iſthmus, und von bezw. bis Colon mit Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie. Letztere befördern auch die Ein- und Ausfuhr des Nordens. Nähere Angaben hierüber folgen in dem Abſatz über Schiffahrt.

Träger des deutſchen Handels ſind zum Teil die Plantagen, von denen die größeren, namentlich die deutſchen, vielfach ihre Waren direkt importieren und ihren Kaffee direkt ausführen, dann aber vor allem die im Lande etablierten deutſchen Handelshäuſer, die durchweg einen guten Ruf genießen. Es giebt deren im ganzen 50, von denen 9 je eine oder mehrere Filialen an anderen Orten, zuſammen deren 18, beſitzen. Von dieſen 68 Geſchäftsſtellen entfallen 28 auf die Hauptſtadt, 12 auf Quezaltenango, 5 auf Retalhuleu und 4 auf Coban, der Reſt verteilt ſich auf 16 kleinere Orte. Da viele Firmen mehrere Teilhaber zählen, dürften insgeſamt etwa 80 Perſonen als Beſitzer der Geſchäfte zu rechnen ſein. 15 Firmen haben nebenbei Plantagenbeſitz.

Von den Geſchäften betreiben 39 Import, darunter 12 außerdem auch Export-, Bank- oder Agentur-Geſchäfte. 7 weitere Häuſer betreiben Export-, Bank- und Kommiſſionsgeſchäfte, bezw. mehrere dieſer Zweige zugleich. Außerdem giebt es eine Brauerei und drei Gaſthöfe. Alle Importfirmen beziehen mindeſtens die Hälfte ihrer Waren aus Deutſchland, manche auch ⅔ oder ¾ und einzelne ſogar ihren ganzen Bedarf.

Es beſteht auch in Guatemala das im deutſchen Überſeehandel vielfach bekannte und bewährte Syſtem, daß die deutſchen Häuſer im Auslande vielfach ihre Waren durch Vermittlung von Kommiſſionshäuſern beziehen, die in Hamburg und Bremen etabliert ſind, die Bedürfniſſe des betr. Landes genau kennen und oft unter ihren Teilhabern Perſonen beſitzen, die ſich ſelbſt längere Zeit in demſelben aufgehalten haben. Der Weiterverkauf der Importwaren

erfolgt teils en détail an die Konsumenten, teils en gros an einheimische Geschäfte, wobei sich ein weitgehendes Kreditsystem herausgebildet hatte.

Eine Reihe von Jahren hindurch, die mit der Blütezeit der Landwirtschaft zusammenfiel, warf der Handel schöne Erträge ab und die Geschäfte konnten immer mehr ausgedehnt werden. Dann begann auch dort wie auf den andern Gebieten des wirtschaftlichen Lebens der Rückgang, der sich u. a. in der schwierigen Einbringung von Außenständen, in verminderter Nachfrage und dementsprechend in verminderter Einfuhr äußerte, die auch deswegen eingeschränkt werden mußte, weil bei den schwankenden Kursen die Möglichkeit des Weiterverkaufs mit Gewinn höchst problematisch war.

Das Kapital, mit dem die deutschen Häuser arbeiten, beziffert sich auf 25,5 Millionen Mk. Die Kredite, die ihnen von Deutschland gewährt waren, wurden für 1897 auf 20—30 Millionen Mk. geschätzt, dürften aber seitdem etwas eingeschränkt worden sein. Im Geschäftsumfange der einzelnen Häuser bestehen große Unterschiede. Es giebt 14 Häuser, von denen ein jedes über mehr als eine Million Mark, Kapital und Kredit zusammengenommen, verfügt; bei anderen 15 Firmen bleibt diese Ziffer unter 100000 Mk., bei den übrigen 21 bewegt sie sich zwischen diesen beiden Grenzen.

Das im Handel mit Guatemala arbeitende deutsche Kapital beläuft sich also auf 45—55 Millionen Mk, und die Ein- und Ausfuhr im Handel mit Deutschland hatte 1896 einen Wert von zusammen 44,4 Millionen Mk.

Der an Einheimische gewährten Handelskredite ist bereits gemeinsam mit den landwirtschaftlichen Krediten gedacht worden.

3. Industrielle Unternehmungen.

Die Industrie befindet sich in Guatemala noch in ihren ersten Anfängen. Industrielle Betriebe, bei denen Maschinen Verwendung finden, giebt es nur wenige. Zwei solcher Betriebe sind deutsch.

Der eine ist das Mühlenunternehmen von Krauß, Schröder & Co., dem die bereits erwähnten Mühlen von Bonaventura und Helvetia angehören. Letztere ist ein Betrieb ersten Ranges mit vollständiger, ganz moderner Einrichtung. Ein ansehnliches Kapital steckt in diesem Unternehmen, das gute Erträge abwirft. Gemahlen wird Getreide, welches teils von den kleinen indianischen Besitzern der Umgegend — die Mühlen liegen innerhalb der Getreidezone — und zwar oft in minimalen Einzeltransporten geliefert, teils aber von weiter her und selbst aus dem Auslande zugeführt wird.

Eine zweite wesentlich deutsche Unternehmung ist die Empresa Electrica de Guatemala. Unter Ausnutzung der Wasserfälle von Palin, die an der nach dem Hafen San José führenden Bahn etwa 40 km von der Hauptstadt entfernt liegen, besorgt sie die elektrische Straßenbeleuchtung der letzteren und der Landstadt Amatitlan und liefert außerdem Licht für die innere Beleuchtung von Häusern und Kraft für kleinere Motoren zu industriellen Zwecken. Die 1894 gegründete Gesellschaft mußte, um der Nachfrage zu genügen, bald ihre maschinellen Einrichtungen in Palin erweitern. Diese sowie das sonstige Material sind von der Firma Siemens & Halske geliefert worden. Das technische, sowie ein Teil des Verwaltungspersonals sind Deutsche, die meist aus den Diensten der genannten Gesellschaft

übergetreten sind. Das Aktienkapital beträgt etwa 3,2 Millionen Mark, einschließlich 720000 Mk. Hypothekenbonds. Letztere sind sämtlich, von den Aktien der größte Teil in Deutschland oder unter Deutschen in Guatemala plaziert.

Die Reinerträge des Unternehmens hatten, laut Rechenschaftsbericht vom Juli 1898, bis dahin nur für die Verzinsung der Hypothekenbonds mit 12% und für eine bescheidene Dotierung des Reserve-Fonds ausgereicht, ohne eine Verteilung von Dividenden zu gestatten. Daß das finanzielle Ergebnis bis dahin kein glänzendes war, liegt an einer Reihe von anfänglichen Schwierigkeiten. Die Leitung zwischen der Hauptstadt und Palin war bei ihrer Anlage eine der längsten, die überhaupt je für dauernde Beleuchtungszwecke gebaut worden waren. Dieser Umstand, verbunden mit den Einwirkungen der täglichen Gewitter und Wolkenbrüche der tropischen Regenzeit, denen das anfangs verwendete Material nicht genügend Stand zu halten vermochte, und mit Thorheit und Aberglauben der Eingeborenen, erschwerten und verteuerten Anlage und Betrieb. Bei den unerwartet bald notwendig werdenden Erweiterungsbauten trat ein Materialverlust durch ungeschicktes Ausladen auf der Reede von S. José ein. Wurden dadurch einerseits die Anlagekosten bedeutend höher, als ursprünglich angenommen worden war, so ließen andererseits die Erträge infolge der wirtschaftlichen Krisis zu wünschen übrig. Die Nachfrage nach Licht und Kraft nahm nicht mehr genügend zu, die Einkassierung der Außenstände stieß auf Schwierigkeiten, selbst die Regierung blieb Geld schuldig. Trotzdem erhoffte man, nachdem die Konzession bis 1924 verlängert worden ist, für die folgenden Jahre ein günstigeres Ergebnis. Ob ein solches wirklich eintritt, wird großenteils von dem weiteren Verlauf der allgemeinen Krisis abhängen.

4. Verkehrsunternehmungen.

Das Unternehmen der Westbahn, einer von dem Küstenplatz Champerico über Retalhuleu nach S. Felipe am Fuß des Gebirges führenden Eisenbahn von etwa 70 km Länge, die den Zugang zu verschiedenen Plantagenbezirken und zum Hochland von Quezaltenango bildet, und zu der auch der Molo und die sonstigen Hafenanlagen in Champerico gehören, trägt in mancher Hinsicht einen deutschen Charakter. Deutsches Kapital ist zwar nur durch einen Aktionär dabei vertreten; dieser ist jedoch mit bedeutenden Summen dabei beteiligt und fungiert zugleich als Direktor. Die beförderten Ein- und Ausfuhrgüter gehen großenteils auf Rechnung deutscher Plantagen und deutscher Geschäftshäuser in Retalhuleu und Quezaltenango. Das feste Material, wie Schienen, Brücken u. s. w., wird aus Deutschland bezogen. Für die im Bau befindliche 25 km lange Seitenlinie von Muluha nach Mazatenango war 1898 ein Segelschiff mit Material für 300000 Mk. aus Deutschland unterwegs. Eine Anleihe von 500000 Mk. wurde ebendort für die Vollendung dieser Linie aufgenommen, die namentlich den deutschen Plantagen in den Departements Solola und Suchitepequez von Nutzen sein wird. Wegen Materiallieferungen für den Fall eines Weiterbaues der Hauptlinie nach Quezaltenango haben Verhandlungen nach Deutschland geschwebt.

Mit der Occos-Eisenbahngesellschaft, der auch Molo, Agentur und andere Hafeneinrichtungen in Occos gehören, sind ebenfalls ansehnliche deutsche Interessen verknüpft. Von dem 1½ Millionen Pesos betragenden gezeichneten Aktienkapital

waren 1898 erſt ⅛ eingezahlt, davon 250000 Peſos durch deutſche Teilhaber. Da die Einziehung des Reſtbetrages bei der Saumſeligkeit der einheimiſchen Aktionäre infolge der wirtſchaftlichen Kriſis auf Schwierigkeiten ſtieß, ging man an eine Reorganiſation der Geſellſchaft auf der Baſis ausſchließlich deutſchen Kapitals, wozu 1½ Millionen Mk. in Deutſchland aufgenommen wurden. Direktion und Betriebsleitung der Bahn ſind deutſch, für den Bau kam viel deutſches Material zur Verwendung. Die 55 km lange Bahn, die eine waldige ungeſunde Küſtenniederung durchquert, iſt inzwiſchen bis zu ihrem Endpunkt Coatepeque am Fuße des Gebirgsabhanges fertiggeſtellt, an dem die Plantagendiſtrikte Tumbador, Coſta Cucho und Coſta Cuea mit vielen deutſchen Beſitzungen liegen; deren Verſorgung und Abſatz wird die Bahn erleichtern. Bereits im erſten Betriebsjahre wurden an 100000 Zentner Kaffee befördert.

Eine dritte Unternehmung von ausgeſprochen deutſchem Charakter iſt die der vereinigten Nordagentur und Verapaz-Eiſenbahn. Die 1893 gegründete Nordagentur-Geſellſchaft hatte unter Verdrängung der amerikaniſchen Fluß-Schifffahrt einen regelmäßigen Verkehr von flachgehenden Schleppdampfern mit eiſernen Kähnen unter deutſcher Flagge von Livingſtone an der atlantiſchen Küſte aus, wo ſie Vorrichtungen zum Umladen in die Ozeandampfer beſaß, über den als Golfo Dulce bekannten Ausfluß des Izabal-Sees, dieſen ſelbſt und den Polochic-Fluß hinauf bis nach Panzos und in umgekehrter Richtung eingerichtet. Dieſes Unternehmen nun, das den einzigen Zugangsweg zu dem aufblühenden Departement Verapaz mit ſeinem vorwiegend deutſchen Grundbeſitz beherrſchte, vereinigte ſich 1896 mit der kurz vorher gegründeten Verapaz-Bahn-Geſellſchaft, die eine weitere Erleichterung des Verkehrs mit eben jenen Gegenden verfolgte

Die ſeitdem fertiggeſtellte Bahn, deren feſtes Material wie Brücken, Stahlſchwellen und Schienen ebenfalls deutſchen Urſprungs iſt, während das rollende Material wie bei allen Eiſenbahnen Guatemalas aus Nordamerika bezogen wird, führt von Panzos im Thale des Polochic aufwärts nach dem 64 km entfernten, am Fuße des Gebirges gelegenen Tucuru. Für eine Fortſetzung nach Coban, das 1320 m über dem Meeresſpiegel liegt, haben zwar wiederholt, auch von deutſcher Seite, Vorſtudien ſtattgefunden; doch iſt eine ſolche wegen der beträchtlichen Steigung und der vorausſichtlich hohen Koſten noch nicht ernſtlich geplant. Aber ſchon die Strecke Panzos—Tucuru erleichtert den Handel mit der Verapaz erheblich, da der Karrenweg durch das Polochic-Thal ſehr mangelhaft und in der Regenzeit ſelbſt für Maultiere ſchwer paſſierbar iſt. Der Handelsverkehr der Unternehmung über Panzos, der ungefähr identiſch iſt mit dem der Verapaz überhaupt, geſtaltete ſich wie folgt in den Jahren

	1894	1895	1896	1897
Koffee-Ausfuhr, Zentner	45 927	48 729	43 291	55 327
Einfuhr, Zentner	19 530	27 871	44 258	26 090

Das jetzt vereinte Unternehmen kommt weſentlich deutſchen Intereſſen zu Gute. Nicht nur berührt die Bahn viele deutſche Ländereien, die die Thalhänge zu beiden Seiten des Polochic bedecken und in ihren höheren Teilen gutes Kulturland enthalten, ſondern es gehen auch die beförderten Importwaren an deutſche Plantagen oder an die 4 deutſchen Häuſer in Coban — andere giebt es dort überhaupt nicht — und von der Koffee-Ausfuhr des Jahres 1897 kamen etwa ⅞ von deutſchen Beſitzungen. Im Zuſammenhang hiermit ſteht auch die noch

näher zu erwähnende Bevorzugung der Hamburg-Amerika-Linie für den Kaffee-Transport nach Europa.

Die Gesellschaft selbst erhält ihren deutschen Charakter dadurch, daß die Aktionäre zumeist Deutsche, namentlich Kaufleute und Pflanzer aus der Verapaz, sind. Ihnen gehören etwa ⅔ der auf 772 000 Pesos lautenden Aktien und sämtliche Hypothekenbonds in Höhe von 450 000 Pesos. Die Leitung des Unternehmens ist im wesentlichen deutsch, und es wird Wert darauf gelegt, Deutsche bei demselben anzustellen.

Die Regierung zahlt eine Subvention, deren regelmäßiges Eingehen durch Konsignation des Importzolles der über Livingstone eingeführten Waren bis zur Höhe von 3 Pesos pro Zentner sicher gestellt ist. Die Rentabilität war anfänglich eine gute. Im ersten Jahre nach der Vereinigung konnten 8% Dividende verteilt werden. Seitdem hat die Abnahme des Imports und die allgemeine Geschäftskrisis die Finanzen auch dieses Unternehmens ungünstig beeinflußt, wozu bis zur Vollendung der Bahn bis Tucuru noch andere Schwierigkeiten traten. Der mit dem Bau kontraktlich beauftragte amerikanische Ingenieur stellte die Arbeiten nach Vollendung der ersten Strecke ein, und die Gesellschaft mußte nicht nur an dieser, da sie sich tropischen Witterungseinflüssen gegenüber nicht genügend widerstandsfähig zeigte, Verbesserungen vornehmen, sondern auch den wegen der Terrainverhältnisse und der Fieberluft im mittleren Polochic-Thale schwierigen Weiterbau ganz in die eigene Hand nehmen.

Im allgemeinen wird die Ertragsfähigkeit der hier geschilderten Verkehrsunternehmungen von der weiteren Gestaltung der wirtschaftlichen Lage, namentlich der landwirtschaftlichen Verhältnisse, abhängen, in welcher Hinsicht die Aussichten allerdings noch immer trübe sind. Übrigens haben die Bahnen unserer Industrie und Schiffahrt schon gewissen Nutzen gebracht, und für einen Teil der Aktionäre, wie z. B. die Pflanzer der Verapaz, kam es auch weniger darauf an, eine gut verzinsbare Anlage für ihr Geld zu suchen, als die Verkehrswege ihres Interessengebietes zu bessern, wofür man wohl auch sonst Beiträge à fonds perdu zu geben pflegt.

Es sei hier noch kurz der Nordbahn gedacht, die die Hauptstadt mit dem Hafen Puerto Barrios, unweit Livingstone am Busen von Amatique, dem innersten Teil des Golfs von Honduras, verbinden soll. Der größere Teil der Strecke, 216 km von Puerto Barrios bis San Agostin, ist schon seit Jahren von der Regierung gebaut und in Betrieb genommen, bringt aber wenig ein. Nunmehr ist der Betrieb und der Bau der fehlenden schwierigen 97 km, wobei an 1200 m Höhenunterschied zu überwinden sind, von der American Improvement Company übernommen worden.

5. Schifffahrt.

Der lebhafte Warenaustausch, der sich zwischen Guatemala und Deutschland durch die Entwicklung der deutschen Plantagenwirtschaft und die Etablierung zahlreicher deutscher Import- und Exportfirmen herausgebildet hat, ist auch unserm Schiffahrtsgewerbe zu Gute gekommen. Regelmäßige deutsche Dampferlinien bestehen nach beiden Gestaden Guatemalas.

An der pazifischen Seite werden die 3 dortigen Häfen oder richtiger gesagt offenen Reeden von S. José, Champerico und Ocos schon seit vielen Jahren

regelmäßig von den Dampfern der Kosmos- und denjenigen der Hamburg-Pazifischen Linie, auch Kirsten-Linie genannt, angelaufen, die auf ihrer langen Reise Montevideo, die Falkland-Inseln und die meisten pazifischen Küstenplätze Süd- und Mittelamerikas besuchen und ihre Fahrt gewöhnlich bis zu dem schon genannten mexikanischen Hafen S. Benito ausdehnen. Die Kirsten-Linie erhielt bis 1897 gegen gewisse Verpflichtungen eine Subvention von 1000 Pesos pro Dampfer von der Regierung von Guatemala. Die Kosmos-Linie, die in früheren Jahren eine gleiche Subvention genossen hatte, verzichtete darauf, um ungebundener zu sein, ohnedaß ihr die sonstigen mit der Subvention verknüpften Vergünstigungen deshalb entzogen wurden. Einer anfänglichen scharfen Konkurrenz zwischen beiden Linien folgte später ein Einvernehmen, das sie beide gedeihlich neben einander arbeiten ließ. Als weiterer Fortschritt kam dann 1898 eine Verschmelzung der Kosmos- und Kirsten-Linie zustande, unter Beibehaltung des Namens der ersteren für das vereinigte Unternehmen, das nunmehr eine stattliche Dampferflotte aufzuweisen hat.

Über den Verkehr deutscher Dampfer, die nahezu alle den beiden genannten bezw. der vereinigten deutschen Linie angehören, an den 3 Küstenplätzen überhaupt und im Verhältnis zu andern Dampfern giebt nachstehende Tabelle Aufschluß. Es liefen ein an Dampfern

	1896		1897		1898[1])
	Deutsche	Nichtdeutsche	Deutsche	Nichtdeutsche	Deutsche
in S. José	34	149	43	142	46
in Champerico	20	136	26	99	30
in Ocos	20	104	18	72	19

Sämtliche deutschen Dampfer pflegen auf der in S. Benito endigenden Ausreise und kurz darauf wieder auf der Heimreise S. José anzulaufen, ein Teil von ihnen auch Champerico bezw. Ocos oder beide Plätze. Sie bringen Einfuhrwaren aus Deutschland und laden dafür als Rückfracht Kaffee, der teils in Deutschland konsumiert, teils nach England weiterausgeführt wird. Auf dem weiten Wege durch die Magalhaes-Straße gelangt er allerdings erheblich später nach Hamburg als bei gleichzeitiger Versendung über den Isthmus von Panama, trotz des mit letzterer verbundenen doppelten Umladens an diesem Ort und in Coban. Teilweise aus diesem Grunde wurde früher nicht so viel Kaffee den deutschen Linien zur Beförderung anvertraut, als in deren Interesse zu wünschen und bei dem Umfang des deutschen Einflusses in der Plantagenwirtschaft zu erwarten gewesen wäre. Letzthin ist es jedoch gelungen, durch besonders entgegenkommende Gestaltung des Fahrplanes und der Tarifsätze einen größeren Anteil am Kaffee-Transporte zu gewinnen. Bei der Ausfuhr der 1897er Ernte waren die Kosmos-Dampfer allein mit 120 000 Zentnern = 20—25% beteiligt. Passagiere können nur in geringer Anzahl aufgenommen werden; die Beförderung von solchen, ebenso wie von Küstenfracht zwischen Plätzen des pazifischen Gestades spielt nur eine untergeordnete Rolle.

Deutsche Segelschiffe gelangen selten nach Guatemala. Unter den Schiffen nichtdeutscher Flagge wiegen die nordamerikanischen weitaus über; englische sind in erheblich geringerer Anzahl als deutsche darunter.

---

[1]) Für die beiden letzten Jahre liegen keine Daten vor.

Auf der atlantiſchen Seite beſchränkt ſich die Aus- und Einfuhr, bis zu der vorläufig noch nicht abſehbaren Fertigſtellung der Nordbahn, außer auf einige wirtſchaftlich wenig bedeutende Departements nur auf das Gebiet der Verapaz. Die Schifffahrt iſt daher hier weniger entwickelt als an der Küſte des Stillen Ozeans. Trotzdem hat die deutſche Schifffahrt als eine direkte Folge des Aufblühens von Landwirtſchaft und Handel in der Verapaz durch deutſchen Unternehmungsgeiſt auch hier einen erfreulichen Erfolg zu verzeichnen. Auf Grund eines 1897 zunächſt auf 3 Jahre abgeſchloſſenen Kontrakts mit der ſchon erwähnten deutſchen Schleppſchifffahrt- und Eiſenbahn-Unternehmung verpflichtete ſich die Hamburg-Amerika-Linie Livingſtone monatlich einmal und während der Ausfuhrzeit der Kaffeeernte monatlich zweimal anlaufen zu laſſen, und Kaffee zu feſten Frachtſätzen zu befördern. Dadurch ſtieg die Zahl der Livingſtone berührenden deutſchen Dampfer von 7 im Jahre 1896 auf 12 in 1897 und 13 in 1898. Binnen kurzem ſicherte ſich die Hamburger Linie nahezu die ganzen nach Europa beſtimmten Kaffeetransporte, ſodaß die Verſchiffungen über New-York aufhörten und die nichtdeutſche Atlas- und Tweedie-Linie verdrängt wurden. Es wurden ausgeführt von Livingſtone

	Überhaupt	Davon nach Hamburg	Davon mit deutſchen Dampfern
1893	40640 Zentner	23 %	—
1896/97 (Ernte 1896)	50290	57 %	24 %
1897/98 (Ernte 1897)	56102	55 %	91 %

Die Hamburger Dampfer berühren Guatemala gewöhnlich am Schluß ihrer Weſtindien-Reiſen und kehren von dort nach Europa zurück.

Die Weiterentwicklung der deutſchen Schifffahrt nach Guatemala hängt natürlich auf das engſte mit der Zukunft unſerer landwirtſchaftlichen und kaufmänniſchen Intereſſen daſelbſt zuſammen.

6. Aktien, Staatspapiere, Forderungen an den Staat.

Von Aktienunternehmen kommen für die Beteiligung deutſchen Kapitals außer den bereits geſchilderten im weſentlichen nur noch die Banken in Betracht, deren 6 in Guatemala konzeſſioniert ſind. Von 5 derſelben waren Anfang 1898 Aktien zum Subſkriptionswert von insgeſamt 1,686,000 Peſos = 2,6 Millionen M., d. h. ungefähr 1/8 aller Bankaktien, in deutſchem Beſitz, worauf 984,000 Peſos = 1,5 Millionen M. eingezahlt waren. Im 2. Halbjahr 1897 waren darauf zuſammen 270,000 M. zur Verteilung gelangt, was einer durchſchnittlichen Dividende von 18 % pro Jahr entſprechen würde. Nahezu die Hälfte aller Aktien war in Deutſchland ſelbſt untergebracht. Der Kurswert aller Bankaktien und infolge des Steigens des Goldagios noch ſehr viel mehr ihr Gegenwert in deutſchem Gelde ſind durch die Kriſis leider ſehr geſunken. Am ſtärkſten, nämlich mit 30 %, war deutſches Kapital an dem Banco Americano de Guatemala beteiligt, einem Unternehmen, das ſich unter der tüchtigen Leitung eines deutſchen Direktors eines beſonderen Rufes erfreute.

An Staatspapieren Guatemalas waren 1898 Titel der 4 % äußeren Anleihe (Nennwert 1¼ Millionen Pfd. Sterl.) in Höhe von etwa 200,000 Pfd. Nominalwert in Händen von Deutſchen in Frankfurt a. M. und den Hanſe-

ſtädten. Sie ſtellten nach den Londoner Kurſen von Anfang 1898 an 1¼ Millionen M. Wert dar. Nicht feſtſtellen ließ ſich, wie viel ſolcher Schuldtitel die Deutſchen in Guatemala beſaßen, ebenſowenig wie hoch die Titel der inneren und ſchwebenden Schuld in deutſchem Beſitz zu bewerten ſind.

Von beſonders zu erwähnenden Forderungen an die Regierung beſtanden 1898 noch eine ſolche von ½ Million M. ſeitens eines deutſchen Hauſes, durch deſſen Vermittlung u. a. die Firma Krupp Kriegsmaterial an Guatemala geliefert hatte, ferner diejenigen der Hamburger Firma Müller & Thomſen und des damit in Verbindung ſtehenden Syndikats, in Höhe von etwa 5½ Millionen M. Außer gewiſſen anderen Einnahmen zur Amortiſation des auf eine Million M. ſich belaufenden Reſtes einer älteren Anleihe war dieſer Firma für ein Ende 1897 der Regierung gewährtes Darlehen, ſowie als Kompenſation für den von ihr übernommenen Dienſt der auswärtigen Schuld für 1898 99, der auf etwa 4½ Millionen M. berechnete Ertrag des Kaffee-Exportzolles für dieſe Zeit verpfändet worden. Als die kritiſche Lage der Landwirtſchaft eine Agitation gegen dieſen Zoll hervorrief, entſtand ein gewiſſer Intereſſenkonflikt zwiſchen den Inhabern jener Forderung und den deutſchen Pflanzern. Parlament und Regierung entſchieden ſich thatſächlich für Herabſetzung des Zolles, während dem Syndikat nach mannigfachen Verhandlungen andere Garantieen zugeſichert wurden.

7. Reichsangehörige.

Die Zahl der im Gebiet der Republik Guatemala 1897 anſäſſigen deutſchen Reichsangehörigen ergiebt ſich aus nachſtehender Tabelle unter Zugrundelegung der Konſulatsmatrikeln und Schätzung der nicht eingetragenen Perſonen.

	Männer		
Konſulatsbezirk	eingetragen	nicht eingetragen	Frauen und Kinder
Guatemala (engerer)	360	100	42
Coban	100	50	31
Retalhuleu	55	11	15
Quezaltenango	62	33	41
Summa:	577	194	129

Die hieraus erſichtliche, an ſich vielleicht nicht ſo ſehr hoch ſcheinende Geſamtziffer von etwa 900 Reichsangehörigen gewinnt Bedeutung, wenn man ſie im Verhältnis zur Einwohnerzahl des Landes betrachtet (etwa 1 : 1660), noch mehr aber, wenn man die Berufsthätigkeit unſerer Landsleute ins Auge faßt. Wir finden darunter große und kleine Kaufleute und deren Angeſtellte, Agenten, Pflanzer, landwirtſchaftliche Verwalter und Angeſtellte, einige Ärzte, Techniker und Ingenieure, wozu noch in geringer Anzahl Maſchiniſten, Handwerker und Dienſtboten kommen. Die Klaſſen der landwirtſchaftlichen und induſtriellen Arbeiter ſind nicht vertreten. Faſt alle Reichsangehörigen ſind alſo den gebildeten Ständen zuzurechnen.

Dementſprechend genießt auch unter den fremden Kolonien die deutſche das größte Anſehen. Wie aus allem bisher Geſagten erſichtlich, ſpielen die Deutſchen im wirtſchaftlichen und finanziellen Leben des Landes die erſte Rolle, die ihnen bisher ſelbſt von den unternehmenden Nordamerikanern nicht mit Erfolg ſtreitig

gemacht werden konnte. Ihnen hauptſächlich iſt der in letzter Zeit leider ſtark gelähmte Aufſchwung des Landes zu verdanken.

Mit ganz geringen Ausnahmen erhalten ſich unſere Landsleute in Guatemala ihre Staatsangehörigkeit, ebenſowie ihre deutſche Geſinnung und Sprache. Das wird auch in Zukunft kaum anders werden; denn fortwährend werden der Kolonie neue Elemente zugeführt, während manches der älteren Mitglieder nur den geeigneten Moment abwartet, um ſich nach Deutſchland zurückzuziehen. Ehen mit Einheimiſchen ſind ſelten. Deutſche Kirchen giebt es noch nicht, da die Kolonie über das ganze Land verſtreut iſt; für die Gründung von Schulen iſt die heranwachſende Generation noch nicht zahlreich genug. Wohlhabende Familien halten ſich deutſche Hauslehrer oder ſchicken ihre Kinder, wenn ſie älter werden, nach Deutſchland. Zur Pflege deutſchen Weſens tragen auch 3 Vereine in der Hauptſtadt, Quezaltenango und Coban bei, die an 200 bezw. 125 und 100 Mitglieder zählen. Daneben beſtehen 2 Unterſtützungsvereine und in Coban ein deutſches Hospital.

Schluß-Zuſammenfaſſung, Blick in die Zukunft.

Für den Geldwert der deutſchen Intereſſen in Guatemala auf den verſchiedenen Gebieten des wirtſchaftlichen Lebens finden wir unter Zugrundelegung der im Vorſtehenden enthaltenen Angaben folgende auf Anfang 1898 bezügliche Ziffern:

Wert des ländlichen Grundbeſitzes	64	Millionen	Mk.
Kredite an deutſche Pflanzer	18	„	„
Kapital der deutſchen Geſchäftshäuſer	25,5	„	„
Kredite an deutſche Geſchäftshäuſer	20	„	„
Kredite an einheimiſche Pflanzer und Kaufleute . . .	40	„	„
Anteil an Verkehrs- und induſtriellen Unternehmungen	7	„	„
Wert der Bankaktien, Staatspapiere und Forderungen an den Staat	10	„	„
Insgeſamt	184,5	Million.	Mk.

Wohl haben dieſe Summen ſeitdem eine ſtarke Entwertung erfahren, die angeſichts des Umſtandes, daß die Kriſis ſchon ſeit über 3 Jahren anhält, nicht ohne weiteres als vorübergehend bezeichnet werden kann. Trotzdem braucht die Hoffnung auf eine Wiederkehr beſſerer Zuſtände nicht aufgegeben zu werden. In mancher Hinſicht hat die Kriſis wie ein reinigendes Gewitter gewirkt, wie das ja bei Gründerperioden oft der Fall iſt. Man hat gelernt, die Spreu vom Weizen zu ſondern, ſolide Unternehmungen von zweifelhaften zu unterſcheiden, und gerade die deutſchen Häuſer haben dabei die Feuerprobe beſtanden. In der Kreditgewährung wird man in Zukunft vorſichtiger ſein, wobei die Geſchäfte vielleicht an Umfang einbüßen, aber an Sicherheit gewinnen werden. Auch muß anerkannt werden, daß alle beteiligten Faktoren nach Kräften beſtrebt ſind, die Gefahren der Lage zu bekämpfen.

Von großer Bedeutung für die Zukunft Guatemalas wird es ſein, ob die Kaffeepreiſe, die im letzten Jahre wieder geſtiegen ſind, ſich ſo halten werden, daß der Anbau dieſes Produkts ſich in dem bisherigen, bezw. in geſteigertem Umfang lohnt. Das Land eignet ſich allerdings auch für den Anbau aller

anderen tropiſchen Produkte, wie Kakao, Kautſchuk und Tabak recht gut, ganz abgeſehen von ſeinem Holzreichtum und etwaigen mineraliſchen Schätzen; der Übergang zu anderen Produktionen würde aber doch eine große Umwälzung bedeuten, die erneute Aufwendung großer Kapitalien erfordern und letztere für längere Zeit ertragslos immobiliſieren. Immerhin wird unter Umſtänden auch mit dieſer Möglichkeit gerechnet werden müſſen. Wichtig für unſern Handel mit Guatemala kann die Nordbahn werden, wenn ſie einmal vollendet iſt. Schwer beurteilen läßt ſich, wie der Nicaragua-Kanal, deſſen Bau ja nun beſchloſſene Sache iſt, auf Guatemala einwirken wird. Das politiſche Gewicht Nordamerikas in Mittelamerika wird jedenfalls dadurch geſtärkt werden, und dieſer Umſtand könnte ſich leicht auch auf handelspolitiſchem Gebiete fühlbar machen.

Birgt ſomit die Zukunft auch manche Gefahren und dunkle Punkte in ſich, ſo iſt doch kein Grund vorhanden, an einer weiteren günſtigen Geſtaltung unſerer Intereſſen in Guatemala zu verzweifeln. Dieſelben haben ſich auch in ſchweren Zeiten bisher lebensfähig gezeigt, und ſo wollen wir unſern Landsleuten wünſchen, daß ihnen für ihre mühevolle energiſche Thätigkeit in jenem Lande, mit der ſie zur Förderung unſeres Handels und unſerer Induſtrie und zur Mehrung unſeres Nationalwohlſtandes nach Kräften beigetragen haben, in einer weiteren gedeihlichen Entwicklung Guatemalas der Lohn werde.

Nochmals der Wettbewerb in Marokko.

Von Dr. R. Hermann.

In Heft 6 der „Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft“ und zugleich in Nr. 45 der „Kolonialzeitung“ (hier ein Auszug des Aufsatzes in den „Beiträgen“) finden sich Ausführungen über meinen Artikel „Wettbewerb in Marokko“, die meine Behauptungen richtig zu stellen bestimmt sind, die ich aber deshalb nicht unerwidert lassen kann, weil sie m. E. keine Richtigstellung enthalten. Wie ich deutlich genug ausgesprochen habe, war der Zweck meiner Darlegungen der, zu beweisen, daß „Deutschlands Handelsinteressen in Marokko einerseits im Vergleich zu denen anderer Mächte daselbst erst an 3. oder 4. Stelle stehen, andererseits im ganzen Handel Deutschlands überhaupt keine nennenswerte Stelle einnehmen“. Die Bemessung der deutschen Interessen war also durchweg eine relative; dem gegenüber können daher nicht einige deutsche Kaufleute oder einige Millionen dort investierten deutschen Kapitals als Gegenbeweis geltend gemacht werden. Es ist mir nie beigefallen, zu behaupten, daß in Marokko kein Deutscher ansässig oder keine Mark deutschen Kapitals investiert sei. Ein Beweis der relativen Überlegenheit oder Ebenbürtigkeit deutscher Interessen in Marokko ist aber in keinem der genannten Artikel versucht worden. Die wenig günstigen Verhältnisse des gegenwärtigen Handelsgeschäftes in Marokko, die Ein- und Ausfuhrprodukte des Landes waren mir bekannt. Daß der Anteil der deutschen Flagge im Schiffsverkehr in den marrokanischen Häfen keinen Ausschlag giebt, habe ich bereits ebenso begründet wie meine Behauptung, daß für Deutschland ein Stützpunkt an der keineswegs sehr günstigen Westküste Marokkos viel weniger wichtig ist, als an vielen anderen Orten. Über den Wert dieser Küstenstrecke vom Standpunkt des Welthandelsverkehrs, sowie über den wirtschaftlichen Wert der marrokanischen Länder überhaupt giebt übrigens eine eingehende Arbeit von Dr. R. Arnold-Marburg Auskunft, welche unter dem Titel „Vier Karten und Studien zur Wirtschaftsgeographie von Marokko“ im letzten Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik (1901) erschienen ist. Man findet daselbst auch ein reichliches Litteraturverzeichnis wissenschaftlicher Quellen über Marokko. — Des Weiteren möchte ich auf eine neuere Veröffentlichung des des statistischen Amts der Vereinigten Staaten von Nordamerika[1]) verweisen, die den Gesamthandelsverkehr der Länder Afrikas zu berechnen sucht, und auch für Marokko einige (natürlich nur geschätzt) Angaben macht.

[1]) Die Ziffern sind auch verwertet in „Weltpolitisches“, Beiträge und Studien zur modernen Kolonialbewegung; von Leg.-R. Dr. Alfr. Zimmermann, Berlin 1901, S 308 ff.

Dort wird Marokkos Einfuhr auf 6 402 000 $ = 26 888 400 ℳ,
„ Ausfuhr „ 6 261 000 „ = 26 296 200 „
der Gesamthandel somit auf 12 663 000 $ = 53 174 600 ℳ;
Englands Einfuhr nach Marokka auf 350 700 £ = 7 014 000 ℳ,
seine Ausfuhr von dort auf 634 500 „ = 12 690 000 „
der Gesamthandel somit auf 985 200 £ = 19 704 000 ℳ

geschätzt. Für Deutschland wird die Ausfuhr nach Marokka auf 5 000 000 ℳ angegeben; die Einfuhr wird durch einen Strich gekennzeichnet, was in der Statistik soviel bedeutet als „gleich Null" — natürlich auch hier nicht absalut, sondern relativ! Bei Frankreich sind leider die Ziffern für Marakko nicht besanders ausgeschieden.

Es ist ja sehr begreiflich, wenn die deutschen Kaufleute in Marakko bestrebt sind, ihre Interessen gegenwärtig in den Vardergrund der Palitik zu stellen und eindringlich die Notwendigkeit eines Eingreifens seitens des Reichs in die wenig rosigen Zustände des Sultanats zu vertreten; es war dies ja auch anderwärts in ähnlichen Fällen sa. Aber es sind dies eben doch Äußerungen aus Interessentenkreisen. Welches Gewicht in der politischen Wagschale den deutschen Interessen in Marokka seitens der Reichsregierung beigemessen wird, wenn der letzte Tag des Sultanats anbricht, wird sich ja in absehbarer Zeit herausstellen; bis dahin kann ich die Entscheidung getrost abwarten.

Moderne Faustfeuerwaffen zur Ausrüstung in die Kolonien.

Soldat und Nichtsoldat kommen in den Kolonien in gleichem Maße in die Lage, einer Faustfeuerwaffe zu bedürfen; es erscheint geboten, sie Tag und Nacht am Körper zu haben, um gegen überraschend auftretende Feinde gewappnet zu sein. — Der Soldat (Offizier, Beamte, Unteroffizier oder Gemeiner ohne sonstige Schußwaffe) gebraucht sie bei Erkundungen des Landes, bei kriegerischen Unternehmungen, selbst bei Spaziergängen oder Ritten, der Kaufmann bei Geschäftsreisen u. s. w.

Solch eine Faustfeuerwaffe muß handlich sein, einen schnellen und wiederholten Gebrauch zulassen, genügende Treffsicherheit und Durchschlagskraft auf etwa 50 m und eine absolut zuverlässig arbeitende Sicherung haben.

Die seitherigen Revolver besitzen diese Eigenschaften nur zum Teil; sie sind, wie alle Waffen mit rauchstarkem Pulver, veraltet.

Die vielen Nachteile des Revolvers sind so bekannt, daß ihre Aufzählung hier überflüssig erscheint. Die zahlreichen Mängel haben daher die Waffenkonstrukteure veranlaßt, eine Ersatzwaffe zu schaffen, die neuerdings in den Selbstladepistolen erfunden ist.

Sie sind zumeist leichter als die Revolver, haben eine gefällige Form, vermeiden die unangenehmen scharfen Kanten, haben erheblich größere Treffgenauigkeit und Durchschlagskraft, schießen schneller, erlauben eine bequeme und sehr rasch ausführbare Neufüllung ihrer Magazine und sind auch für Jagdzwecke verwertbar.

Solche Selbstladepistolen sind Mehrlader, bei denen der durch den Schuß erfolgende Rückdruck der Pulvergase die sämtlichen Vorrichtungen bewirkt, durch welche die Waffe wieder feuerbereit gestellt wird, solange der eingelegte Patronenvorrat reicht. Die mechanische Arbeit des Schützen ist somit auf das Zielen und Abfeuern, dann auf das Nachfüllen des Magazins beschränkt. Letzteres enthält 8—10 Patronen und gestattet, da diese meist in einem Lader aufgereiht sind, sie schnell in die Waffe einzuführen. — Durch die Verringerung des Kalibers, den Gebrauch rauchschwachen Pulvers und die Anwendung von Mantelgeschossen sind die ballistischen Leistungen der Selbstladepistolen natürlich denen der bisherigen Revolver erheblich überlegen.

Im allgemeinen ist die Laufweite der verschiedenen Systeme — und deren giebt es, wie weiter unten angedeutet werden soll, schon eine ganze Anzahl — 7—8 mm. Dadurch gestaltet sich schon das Gewicht der Munition niedriger als beim Revolver; ein Unterschied, der bei den längerdauernden Reisen eine Anzahl Kilogramme betragen mag. Während man zufrieden sein kann, wenn man mit

den ſechs Schuß des deutſchen Armee-Revolvers auf 25 m innerhalb der Mannsbreite bleibt, iſt es als kein nennenswertes Ergebnis zu bezeichnen, wenn 8 Schuß einer Repetierpiſtole 8 Treffer innerhalb einer Scheibe von Kopfgröße aufweiſen. Ich habe geſehen, wie ein guter Schütze mit der weiter unten erwähnten „Parabellum-Piſtole" auf 100 m Entfernung in 100 Schuß nur eine Geſamtabweichung von 18 und eine Höhenabweichung von 26 cm bei Gebrauch eines Anſatzkolbens im Anſchlage „ſtehend aufgelegt" hatte. Solche großen Entfernungen werden ja nun im Kampfe oder bei Ueberfällen ſelten vorkommen; wohl aber kann dieſe geringe Streuung bei der Jagd vorzüglich ausgenutzt werden. Die klare Luft der Tropenländer erlaubt oft einen Schuß gegen großes Wild bis auf 200, ja 300 m; natürlich kann man mit einer Fauſtfeuerwaffe auf ſolchen Diſtanzen nichts treffen, dazu bedarf es des eben erwähnten Anſatzkolbens. Dieſer bildet gewöhnlich die Tragetaſche der Piſtole und iſt meiſt ohne jegliches Inſtrument und in einigen Sekunden an der eigentlichen Waffe zu befeſtigen. So erhält man einen kleiner Karabiner, der ſehr gut gegen Wild aller Art verwendbar iſt.

Die Durchſchlagskraft der Geſchoſſe iſt vermöge Gebrauchs rauchſchwachen Pulvers und Stahlmantels größer als die der Revolver. Sie durchſchlagen bei einer Anfangsgeſchwindigkeit bis zu 350 m auf 50 m Entfernung dicke Bäume und Eiſenbleche von 8 mm Stärke. Das iſt ſehr vorteilhaft, weil die Fauſtfeuerwaffe den Getroffenen durchaus außer Gefecht ſetzen muß. Dieſe Wirkung wird neuerdings beſonders gut durch den Gebrauch von Halbmantelgeſchoſſen erzielt; bei ihnen iſt der vordere Teil des Stahlmantels fortgeſchnitten und häufig die Bleiſpitze abgeſtumpft. Die Wirkung im menſchlichen und tieriſchen Körper iſt eine expanſive, die Fleiſchteile werden an den getroffenen Stellen in Atome zerſetzt. Deshalb eignen ſich ſolche Teilmantelgeſchoſſe ganz beſonders gegen dickhäutige wilde Tiere.

Das ſchnelle Laden endlich iſt ein weiterer Vorzug der, wie ihr Name ſo bezeichnend ausſpricht: Selbſtladepiſtolen. Zwar muß nach Verbrauch des eingeführten Schießbedarfes ein neues volles Magazin eingeſetzt werden, aber dies geſchieht ſchnell, und das bei den Revolvern ſo lange aufhaltende Entladen von Hülſen fällt hier ganz fort. —

Die am meiſten bekannt gewordenen Arten der neuen Piſtolen ſind die von Bergmann, Browning, Borchardt, Mauſer und Borchardt-Luger. Sie haben ſich im Burenkriege, wo doch die Verhältniſſe häufig eine große Aehnlichkeit mit denen in den deutſchen Kolonien hatten, und in den chineſiſchen Wirren bewährt. Beſonders die letzte Art, die ſogenannte Parabellum-Piſtole[1]) hat Vorzüge, die ſie über alle anderen Arten ſtellt. Dieſe ſind: Schußgeſchwindigkeit bis zu 100 Schuß in der Minute, große Treffſähigkeit, Leichtigkeit, Billigkeit und eine ausgezeichnete ſelbſtthätige Sicherung.

Wer ſich eine Selbſtladepiſtole zulegt, wird immer gut thun, ſich nach einer Anleitung für deren Gebrauch und Behandlung umzuſehen. Eine ſolche iſt über die Selbſtladepiſtole „Parabellum" in der Verlagsbuchhandlung von R. Eiſenſchmidt (Offizier-Verein) in Berlin erſchienen, die in faßlicher Form und durch zahlreiche Abbildungen die notwendigen Erläuterungen giebt.

[1]) Durch das Warenhaus für die Armee und Marine zu beziehen.

Lagos. Lehren für die deutſche Kolonialpolitik.

Von

* * *

Geſchichtliches. — Gebietsumfang. — Verkehr zu Waſſer. — Telegraph. — Verwaltung. — Häuptlingsrecht. — Finanzen. — Handel. — Eiſenbahn. — Verkehrspolitik. — Bevölkerung. — Beamtenzahl. — Sanitätsdienſt. — Kampf gegen die Malaria. — Hygieniſche Arbeiten. — Branntweinpeſt? — Arbeiterfrage. — Schlußfolgerung für Kamerun.

Der Gouverneur dieſer Kolonie, Sir William Mac Gregor, hielt kürzlich in einem von ihm ins Leben gerufenen literariſchen Verein in der Stadt Lagos den erſten Vortrag, und zwar über die von ihm verwaltete Kolonie. In Ermangelung friſcher Jahresberichte über die Entwicklung der Kolonie ſeien hier an der Hand dieſes Vortrages und anderer zuverläſſiger Mitteilungen einige Angaben zuſammengeſtellt.

Die Kolonie iſt eine verhältnismäßig junge Beſitzung. Im Jahre 1851 wurde der König Koſoko von Lagos, der ſeine Mitwirkung zur Unterdrückung des Sklavenhandels verſagt hatte, durch eine britiſche Streitmacht abgeſetzt. Seinem Vetter und von den Briten anerkanntem Nachfolger wurde ein Konſul beigegeben, der die Bekämpfung des Sklavenhandels überwachte. Da der folgende König, Doſſemo, ſich nicht an den Vertrag mit England hielt, wurde er i. J. 1861 genötigt, gegen eine Jahresrente von 10000 Pf. St. ſeine Rechte an die britiſche Krone abzutreten. Die neue Kolonie wurde zunächſt von Sierra Leone, dann von der Goldküſte aus verwaltet, und wurde erſt 1886 ſelbſtändig. Vor und nach dieſer Zeit wurde das Gebiet, das zuerſt nur aus den Lagunen-Inſelchen Lagos und Idda beſtand, durch Erwerbungen an der Küſte und im Binnenlande erweitert; dabei kam im Jahre 1890 durch Gebietsaustauſch Kotonu, die heutige Hauptſtadt der franzöſiſchen Dahomekolonie, an Frankreich. Die Entwickelung der kleinen, mit Süd- und Nordnigeria zuſammenhängenden Kolonie Lagos iſt ziemlich ruhig vor ſich gegangen. Einige Feldzüge waren notwendig, um die Stämme des nahen Binnenlandes zu zwingen, unter ſich Frieden zu halten und den Sperrhandel nach dem weiter landein gelegenen Yorubalande aufzugeben.

Der als Kolonie verwaltete Küſtenſtrich hat einen Umfang von 8961 qkm, das Schutzgebiet, das durch Dahome und Nord- und Süd-Nigeria umgrenzt wird, einen ſolchen von 65915 qkm, zuſammen rund 75000 qkm oder ſoviel wie der Flächeninhalt des Königreichs Bayern. Sir William Mac Gregor nimmt an, daß 90% dieſer Fläche ſich für die eine oder andere Kultur eignen. Die Küſtenlinie iſt 297 km lang; in gerader Linie beträgt die Entfernung von Dahome bei Südnigeria durch Lagos 237 km. An dieſem ganzen Küſtenſtreich befindet ſich nur ein Hafen, der von Lagos, der allerdings häufig nur für Schiffe von

3—4 m Tiefgang und noch weniger zugänglich ist. Es liegt dies daran, daß der Ausfluß der Lagune die Seebrandung im rechten Winkel schneidet, wodurch eine allen Westafrikareisenden wohlbekannte Barre entsteht. Die Tiefe des Wassers über der Barre ist bald größer, bald geringer; sie beträgt gegenwärtig nicht volle 4½ m, doch läßt sich nicht mit dieser Tiefe rechnen. Eine Regulierung des Hafens würde etwa eine Million Pfund kosten. In diesem Jahre ist es mehreren, zu diesem Zweck besonders erbauten Seedampfern gelungen, über die Barre zu schiffen und ihre Ladung an dem Staden in der Stadt zu löschen. In der Regel wird dieser Verkehr zwischen den Seedampfern und Lagos auf offener Reede durch kleine Woermannsche Dampfer vermittelt. Das neue Unternehmen ist von dem bekannten Liverpooler Kapitalisten Sir Alfred Jones eingeleitet worden.

Der Verkehr leidet sehr unter dem Mangel an telegraphischen Verbindungen. Die Stadt Lagos ist allerdings mit dem englischen Kabelnetz an der westafrikanischen Küste verbunden. Es wird eine Verbindung mit Forcados, dem in Südnigeria gelegenen Hauptstapelplatz an den Nigermündungen, gewünscht. Die Kolonie würde eine Landlinie bis zur Grenze Südnigerias anlegen, und der Gouverneur der letzteren Kolonie, Sir Ralph Moor, hat zugesagt, die Verbindung auf seinem Gebiete weiterzuführen. Die Kabeltaxe von nahezu 7 Sch. für das Wort von Lagos nach England findet man zu hoch. Die Verwaltung der Kolonie zahlt der Kabelgesellschaft einen jährlichen Zuschuß von 1000 Pfd. St., wofür ihre Telegramme (Ausgabe 500 Pfd. St. jährlich) zum halben Satze befördert werden. Der französische Gouverneur von Dahome wünscht die Anlage einer Telegraphenverbindung zwischen Lagos und Porto Novo, und Sir W. Mac Gregor ist von diesem Gedanken eingenommen, zumal die Regierung nicht gebunden wäre, die bereits bestehende Linie zu benutzen. Auch eine Beschleunigung des Dampferverkehrs mit Europa wäre erfreulich. Die Fahrt nach Liverpool dauert etwa zwanzig Tage. Da jedoch die Kolonie keine Zuschüsse an Dampferlinien gewährt, hat sie auf die Gesellschaft Elder, Dempster and Co. keine Einwirkung. Letztere hat indes zwei neue, prächtige und schnellere Dampfer für den Verkehr mit Westafrika bauen lassen; der eine, die „Nigeria", ist bereits im Dienst und hat einen Schnelligkeitsrekord zu verzeichnen. Dem Mangel an Küstenhäfen hilft der Verkehr auf der Lagune einigermaßen ab; letztere ist fast in der ganzen Breite der Kolonie schiffbar. Eine Regierungspinasse fährt einmal wöchentlich zwischen Lagos und Porto Novo und alle neun Tage die Lagunenorte entlang. Diese Einrichtung wird wahrscheinlich die Kosten aufbringen, jedenfalls kommt sie dem Publikum zugute.

Die Verwaltung der Kolonie ist die einer Kronkolonie, womit gesagt ist, daß alle wichtigen Entscheidungen durch den Kolonialminister in London getroffen werden. Dem Gouverneur steht ein Gesetzgebender Rat (Legislative Council) zur Seite, dem gegenwärtig fünf beamtete und fünf nicht beamtete Mitglieder angehören. Der Gouverneur ist nun in Bezug auf Lokalverwaltung einen Schritt weiter gegangen als man bisher in Westafrika im allgemeinen gewagt hat. In den deutschen Schutzgebieten beschränkt sich die Verwaltung darauf, den Häuptlingen in denjenigen Gebieten, wo sie ihre Oberherrschaft schon begründet hat, eine schriftliche Bestallung für die Ortsverwaltung und die niedere Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen auszufertigen. Sir W. Mac Gregor geht einen Schritt weiter und will eine regelrechte Eingeborenen-Provinzialverwaltung einsetzen, wozu er

Digitized by Google

den Kern in der Herrſchaft der mächtigen Oberhäuptlinge, des „Alafin" von Oyo, des „Alake" von Abeokuta und des „Baſchorun" von Ibádan für vorhanden hält. Deshalb auch hat er dieſen Häuptlingen bei deren Beſuchen in Lagos beſondere Ehrungen erweiſen laſſen. Sie und ihre Sippen ſind ſeiner Anſicht nach ans Herrſchen gewöhnt und wenn ihre Geſinnung auch gewiß konſervativ iſt, ſo haben ſie doch den Wunſch, einzelne Reformen zu unterſtützen. Ein Entwurf einer Verordnung, der die Stellung und die Macht der eingeborenen Häuptlinge ſowie die Einſetzung und die Befugniſſe der ihnen beizugebenden Räte ordnen ſoll, liegt dem Geſetzgebenden Rate der Kolonie vor.

Der Gouverneur weiß ſich in dieſer Angelegenheit einverſtanden mit dem Kolonialminiſter, der das letzte Wort zu ſprechen hat. Allein ſein Plan ſtößt in der Kolonie auf lebhaften Widerſpruch, und zwar nicht blos bei den Weißen, ſondern auch den Eingeborenen des Küſtengebietes, die eine mehr oder weniger halbe Bildung genoſſen haben. Bekanntlich ſtehen dieſe Eingeborenen wegen ihres unermeßlichen Dünkels den Briten häufig hindernd entgegen, in Sierra Leone, an der Goldküſte und in Lagos. Einer der Vorgänger Sir W. Mac Gregors berichtete vor einigen Jahren, daß die Eingeborenen das Handwerk verſchmähten, ſobald ſie die Schule beſucht hätten. In Lagos iſt für die Förderung der Handfertigkeit weniger geſchehen als z. B. in Kamerun, wo indes auch in dieſer Richtung weit mehr geſchehen könnte. Jene ſchreibkundigen Neger führen in ihren Blättchen einen unverfrorenen Feldzug gegen Sir William wegen des Verordnungsentwurfs. Den Gegnern des letzteren, weißen und ſchwarzen, hält er vor, daß die von ihnen befürchteten Mißbräuche der Gewalt auch anderswo möglich ſeien, daß manches, was den Europäern als Mißbrauch erſcheint, den Eingeborenen ganz natürlich vorkommt, daß Uebelſtände auf die Dauer nicht unbekannt bleiben, und daß es notwendig iſt, das Anſehen der Häuptlinge zu ſtärken gegenüber denen, die eine Schulbildung genoſſen haben, oder die auswärts Soldaten oder Arbeiter waren, und die bei dem geringſten Zwiſchenfall zu dem erſtbeſten Europäer, Kaufmann oder Miſſionar laufen, um ſeine Unterſtützung gegen den Häuptling anzurufen. Die Annahme des Entwurfs iſt wahrſcheinlich. Es wird alſo für uns intereſſant ſein zu beobachten, wie nach dem Inkrafttreten der Verordnung die Dinge ſich entwickeln werden.

Die Finanzen der Kolonie ſtehen jetzt ziemlich günſtig. Von 1895 bis 1899 überſtiegen die Ausgaben die Einnahmen um zuſammen 33704 Pf. St. oder 674,080 M.; nur 1895 wies eine günſtige Gebarung auf. Die Einnahmen betrugen während dieſes fünfjährigen Zeitraumes durchſchnittlich 177,796 Pf., die Ausgaben 184,537 Pf. Da der Eiſenbahnbau erſt nachher das Budget mit einer Zinſenlaſt beſchwerte, nimmt der Gouverneur an, daß nicht ganz richtig gewirtſchaftet wurde. Für 1900/1 betrugen die Einnahmen 211,467, die Ausgaben 187,124 Pf. St. Für das laufende Finanzjahr werden die Einnahmen auf 231,859 Pf. St. oder 3,10 M. auf den Kopf der Bevölkerung, die Ausgaben auf einen um 300 Pf. St. geringeren Betrag veranſchlagt. Eine Vermehrung der Einnahmen erſcheint notwendig, eine weitere Erhöhung der Zölle jedoch unmöglich, weil ſie, wie die Erfahrung mit dem Branntweinzoll ergiebt, einen Rückgang des Handelsverkehrs herbeiführen würde. Zu wünſchen wäre eine Abſchaffung der Uebergangsgebühren, die im Verkehr über Porto Novo zu entrichten ſind, allein wie wäre der Ausfall an Einnahme zu erſetzen? Die öffentliche Schuld der Kolonie beläuft ſich auf 1,055,700

Pf. St. oder 21,074,000 M. oder 14 M. auf den Kopf der Bevölkerung, und der Schuldendienſt erfordert eine jährliche Ausgabe von 1,034,600 M. Dieſe Laſt iſt ſehr hoch, und es werden in der engliſchen Fachpreſſe häufig Klagen darüber laut, daß die in London beim Kolonialamt thätigen Agenten der Kronkolonien keine günſtigeren Anleihebedingungen für letztere erwirken, weil ſie ſich nicht an den offenen Markt wenden. Die franzöſiſchen Kolonien Weſtafrikas nehmen ihre Anleihen zu 3½% in der Regel bei der Hinterlegungskaſſe auf. Der Ertrag der Anleihe der Kolonie Lagos wurde ausſchließlich auf den Eiſenbahnbau verwandt.

Der Handel, der ſich im letzten Jahrzehnt ſtetig gehoben hatte, weiſt für 1900 einen erheblichen Rückgang auf. Die Einfuhr betrug 832,749 Pf. St. gegen 966,595 Pf., die Ausfuhr 885,138 Pf. St. gegen 915,934 Pf. St. Eine Ueberſicht über die Jahre 1891—1900 ergiebt, daß die Einfuhr von Baustoffen ſich verdreifacht, die von Baumwollwaren um etwa 6%, die von Metallwaren um 140% zugenommen, die von Branntwein um über 36% abgenommen infolge der Zollerhöhung von 1 M. auf 3 M. für die Gallone von 4½ l, während bei Salz und Tabak nur kleine Verſchiebungen zu verzeichnen ſind. Bei der Einfuhr von Baustoffen ſind die für den Bahnbau beſtimmten nicht eingerechnet. Bei der Ausfuhr ſchwankt die Menge an Palmöl und Palmkernen je nach dem Regenfall: 1900 48514 t Kerne gegen 42342 t im J. 1891, Oel 13400 hl gegen 18900 hl. Kaffee und Kakao ſind ſtetig geblieben. Elfenbein weiſt infolge der Ablenkung des Verkehrs nach dem Niger eine weſentliche Abnahme auf. Die Ausfuhr von Mahagoni, die 1891 noch nicht üblich war, iſt ſchnell auf 13250 Blöcke im Werte von über 58000 Pfd. St. i. J. 1900 geſtiegen. Die Ausfuhr von Kautſchuk begann 1894; vier Jahre ſpäter belief ſie ſich auf über 1,700,000 kg im Werte von 285,409 Pfd. St. Daraufhin wurden einſchneidende Maßregeln gegen die Raubwirtſchaft getroffen, und die Ausfuhr fiel 1900 auf etwa 250000 kg im Werte von 48238 Pfd. St.

Man hat beobachtet, daß ſeit zwanzig Jahren die Gewinnung von Palmöl um etwa ein Drittel abgenommen hat und ſchreibt dies der Auswanderung zu, da Arbeiter aus Lagos vielfach für andere weſtafrikaniſche Kolonien, u. a. Kamerun, begehrt werden. Um dem Raubbau mit Kautſchuk zu wehren, hatte der Gouverneur mit den Häuptlingen Verträge abgeſchloſſen, wodurch große Länderſtrecken als Schonung erklärt und der britiſchen Verwaltung gewiſſermaßen als Domäne überwieſen wurden. Für andere Strecken hatte der Gouverneur die Abſchaffung der Kautſchukpflanzen nur während eines Teiles des Jahres geſtattet. Die Verordnungen mußten rückgängig gemacht werden, weil ſie zu ſehr in das Beſtimmungsrecht der Häuptlinge und die Handelsverhältniſſe eingriffen.

Von allen europäiſchen Gebieten in Weſtafrika iſt Lagos im Verhältnis zu ſeinem Umfang am weiteſten voran mit der Anlage von Eiſenbahnen. Seit März 1901 iſt eine 196 km lange Strecke von der Inſel Iddo in der Lagune hinter Lagos-Stadt aus nach Ibádan im Betriebe. Der Bahnbau iſt für afrikaniſche Verhältniſſe eine bedeutende Leiſtung, und der Unternehmer iſt ſtolz darauf, daß er ſeine Brückenbauten in weit kürzerer Zeit vollendete als die britiſche Militärverwaltung die ihrigen am Tugela und ſelbſt am Atbara. Eine Brücke von 600 m Länge führt zunächſt von der Lagosinſel über die Lagune nach der Iddo-Inſel, wo ſich die Kopfſtation befindet. Von der Inſel Iddo führt eine Eiſenbahnbrücke von 275 m mit Fußgängerſteg nach dem Feſtlande. Zwei Brücken überſpannen dem Ogun-

fluß. Von der Stadt Lagos führt eine Trambahn nach der Eisenbahnstation; störend wirkt, daß die Spurweite schmäler ist als die der Vollbahn, allein die Fahrzeuge der letzteren hätte die Brücke nicht zu tragen vermocht, da sie schon jetzt nachgiebt, weil der Lagunensand weicht. Die Hauptbahn ist flüchtig gebaut und eröffnet worden, bevor sie vollendet war; es bleibt daher manches nachzuholen, umsomehr als die Regengüsse Schäden angerichtet haben. Eine Zweigbahn von etwa 5 km Länge, die von der Station Aro nach Abeokuta, dem starkbevölkerten Hauptort der Provinz Egba, geleitet wurde, wurde kurz vor Weihnachten 1901 in Betrieb gesetzt.

In finanzieller Hinsicht sind die ersten Monate des Eisenbahnbetriebes besser ausgefallen, als man erwartet hatte, obschon die Frachtsätze gering bemessen sind, z. B. 24½ M. für Palmöl und -Kerne auf der ganzen Strecke. Man verspricht sich einen sehr regen Verkehr, sobald die Zweigstrecke nach Abeokuta eröffnet ist, das auch klimatische Residenz für die Europäer werden wird. Bezeichnend ist, daß auf der Bahn keine Freipässe gewährt werden dürfen, die sonst auf den englischen Bahnen allgemein üblich sind. Daß die Betriebskosten gedeckt werden, nimmt der Gouverneur mit Sicherheit an.

Eine Fortführung der Bahn ist zunächst nach den volkreichen Lande Ilorin ins Auge gefaßt. Die Vorstudien dazu sind auf zwei Strecken im Gange: Ibádan-Oyo-Ogbomoscho-Ilorin und Ibádan-Iwo-Ede-Oschogbo-Ikerim-Ilorin. Aus wirtschaftlichen Gründen glaubt der Gouverneur sich jetzt schon für die zweite dieser Strecken aussprechen zu können, weil sie am meisten volkreiche Gegenden berühren würde. Allein Ilorin ist kein natürliches Endziel. Dem Gouverneur von Lagos schwebt die Weiterführung bis an den Niger vor, zumal die Franzosen von Dahome aus mit der im regen Bau begriffenen Eisenbahn, über die wir kürzlich an dieser Stelle berichtet haben, den Niger zu erreichen streben. Eine Eisenbahn von Lagos über Ilorin nach dem Niger würde nach den jetzigen Berechnungen etwa 550 km lang werden, wovon kaum 200 fertiggestellt sind. Ueber Ilorin hinaus würde sie durch das Gebiet von Nord-Nigeria führen, sodaß eine Verständigung mit dieser Kolonie und Südnigeria notwendig wird, zumal in einer nicht allzu fernen Zeit die drei Gebiete zu einer einzigen Kolonie vereinigt werden dürften. Und da auch die Landschaft Kano jenseits des Nigers durch eine Eisenbahn erschlossen werden muß, da es überhaupt gilt, die britische Herrschaft in Westafrika im Wettbewerb mit dem regsamen Frankreich zu festigen, hofft Sir William, daß das britische Reich einen Teil der Ausgaben übernehmen wird. Diese Hoffnung ist berechtigt; denn trotz dem südafrikanischen Kriege und dessen finanziellen Folgen hat die britische Regierung den westafrikanischen Besitzungen niemals soviele Gelder in dem beschränkten Maße, das für die finanzielle — in der Regel mittelbare Unterstützung der Kronkolonieen gilt — als gegenwärtig zur Verfügung gestellt. Auch in weiteren Kreisen steht bei den Briten Westafrika mehr im Vordergrunde des Interesses als früher.

Die Bevölkerung der Kolonie und des Schutzgebietes wurde bisher nach Schätzungen auf 3 Millionen Einwohner geschätzt. Gouverneur Mac Gregor jedoch nimmt nur die Hälfte dieser Zahl an, sodaß auf ein Quadratkilometer 20 Einwohner kämen. Eine richtige Zählung hat nur in der Stadt Lagos stattgefunden, deren Bevölkerung rund 42000 Seelen beträgt. In der Stadt sind 233, im ganzen Gebiet 308 Europäer ansässig. Etwa 3480 Personen, oder 1 auf 500,

können leſen und ſchreiben; 673 können Engliſch leſen; 5058, oder 1 auf 300, können Engliſch ſprechen. In der Stadt Lagos werden 10636 Perſonen als Chriſten aufgeführt, 22080 als Muhammedaner und 9131 als Heiden. Die Zahl der Muhammedaner nimmt ſtets zu, und zwar, wie der Gouverneur erwähnt, auf Koſten des Chriſtentums ſowohl wie des Heidentums.

Es ſei hier erwähnt, daß nach der Colonial Office Liſt den 308 Europäern der Kolonie und des Schutzgebietes 228 Beamte gegenüberſtehen, die ſchwarzen Hülfsbeamten natürlich eingerechnet. Dagegen kommen wir in Kamerun mit einem weißen Beamten auf ſieben Europäer aus, und die Zahl der ſchwarzen Hülfsbeamten iſt verſchwindend gering.

Dem gegenüber iſt als eine lobenswerte Thatſache hervorzuheben, daß die Zahl der Regierungsärzte in Lagos 16 beträgt gegenüber 2 in Kamerun, wo nach der letzten Statiſtik 527 Europäer leben. Von jenen Regierungsärzten ſind 4 Eingeborene, die ihre Ausbildung in England genoſſen haben. Europäiſche Krankenpflegerinnen ſind im Regierungskrankenhauſe thätig und bilden eingeborne Pflegerinnen aus. Mehrere Sanitätsinſpektoren, ein Sanitätsingenieur und eine Sanitätskommiſſion arbeiten mit dem ärztlichen Perſonal zuſammen. Aehnlich liegen die Verhältniſſe in den übrigen weſtafrikaniſchen Kolonieen Englands. Unſere Kolonialverwaltung kann ſich ein Beiſpiel daran nehmen. Warum aber, da unſere Mittel nicht ausreichen, um es den Briten ganz nachzuthun, wird nicht gelegentlich ein Arzt in Togo oder Kamerun zum Bezirksamtmann ernannt? Seine Kunſt iſt ein ausgezeichnetes instrumentum regni den Eingebornen gegenüber.

Andrerſeits iſt es wiederum verwunderlich, daß bei einem ſolch ausgedehnten Perſonal die Krankheits- und Sterblichkeitsſtatiſtik ſich auf die Stadt Lagos beſchränkt. Gouverneur Mac Gregor beſtätigt in einer Erörterung dieſer Statiſtik die auch anderwärts gemachte Wahrnehmung, daß die Eingebornen gegen Bruſtleiden weniger widerſtandsfähig ſind als die Europäer; er ſchreibt dies der abſchwächenden Wirkung der Kinderkrankheiten zu. Das Hauptgewicht wird jedoch in Lagos wie anderwärts in Britiſch-Weſtafrika auf die Bekämpfung der Malaria gelegt. Hier macht ſich die Einwirkung der vor etwa zwei Jahren durch den Kolonialminiſter Chamberlain und die Freigiebigkeit Sir Alfred Jones' ins Leben gerufenen Liverpooler Schule für tropiſche Heilkunde geltend, deren Leiter, der bekannte Bakteriologe, Militärarzt Major Ronald Roß, häufig nach Weſtafrika zu Studien reiſt und die von der Liverpooler Schule ausgeſandten Aerzte ſowie das anſäſſige Sanitätsperſonal zum Kampf gegen den heimtückiſchen Feind anſpornt. Dr. Roß ſteht ganz auf dem Standpunkte Kochs und Graſſis, daß die Uebertragung der Malaria durch die Moskitos bewirkt wird und hat dementſprechende Maßregeln angeordnet, die namentlich in Sierra Leone nachdrücklich durchgeführt werden. In Lagos ſind die Räumlichkeiten des Krankenhauſes durch Anbringung von Gittern nach italieniſchem Muſter ſo moskitoſiſcher geworden, daß kein anderes Krankenhaus in Weſtafrika ſich mit dem dortigen meſſen kann, und auch vielleicht keines in Europa, wie Sir William Mac Gregor glaubt behaupten zu können, nachdem er erſt kürzlich die Vorkehrungen beſichtigt hatte, die gegenwärtig in Italien gegen die Malaria getroffen werden.

Mit der bloßen Abwehr iſt es jedoch nicht gethan, der Feind muß ausgerottet werden. Zu dieſem Ende greift die britiſche Verwaltung in die Privatverhältniſſe mit einer Thatkraft ein, die ſie ſonſt in ihrer Eingeborenenpolitik nicht

zeigt. In Sierra Leone dringen die Beamten des Sanitätsdienſtes einfach in die Hütten und ordnen die Vernichtung der Gegenſtände an, die der Zerſetzung ausgeſetzt ſind und daher Brutſtätten für Malariaparaſiten ſein können. Namentlich Konſervenbüchſen müſſen daher vernichtet werden. Man zwingt die Eingeborenen, Tümpel aufzufüllen, und der Gouverneur von Lagos legt daneben viel Gewicht auf die Anlage von Brunnen mit geſundem Waſſer. Er ſtrebt ſogar die Erſetzung der Strohdächer durch galvaniſiertes Eiſenblech an, damit in der Regenzeit das Waſſer für die Hausbrunnen reiner aufgefangen werden kann. Ein größerer Moraſt in der Stadt Lagos wird aufgeſchüttet und in einen Spielplatz umgewandelt. Wie dieſe verſchiedenen Maßregeln wirken, kann Sir William dadurch bezeugen, daß er das einſt als malariagefährlich verſchrieene Gouverneurshaus heutzutage für völlig moskitofrei erklären kann.

Nachdem das höher gelegene Binnenland durch die Eiſenbahn erſchloſſen worden, iſt die Möglichkeit für die Europäer gegeben, dort Erholung zu ſuchen. Die Regierung hat ſich daher von den Häuptlingen der Gegenden von Abeokuta und Ibádan Ländereien abtreten laſſen, die ſie zum Verkauf an europäiſche Anſiedler in Villenparzellen aufzuteilen gedenkt.

Hoffentlich wirken dieſe Zeilen dahin, daß man in unſern Kolonien dem Beiſpiel der Briten in Bezug auf Verkehrspolitik und Tropenhygiene folgt. Mögen die Beſtrebungen unſerer Kolonialfreunde dahin gerichtet ſein.

Der Gouverneur hat in ſeinem Vortrage noch zwei Fragen berührt, die für uns Intereſſe bieten. Einmal tritt er den übetriebenen Vorſtellungen entgegen, die man in England über die ſchädlichen Wirkungen des Branntweins hat. Es gehört für einen Briten ein gewiſſer Mut dazu, eine ſolche Stellung einzunehmen. Sir William verſuchte eine Zeit lang, zu beobachten, wie viele Yoruba in betrunkenem Zuſtande zu ſehen ſeien: das Zählen war ganz unnötig, es gab keine Betrunkene. Wenn allerdings 1½ Millionen Menſchen jährlich 4½ Millionen Liter Branntwein verzehren, ſo iſt das noch lange nicht ſoviel wie der Verbrauch in England. Das Volk verlangt ein anregendes Genußmittel; würde ihm der Branntwein entzogen, ſo würde es ſich ein anderes ſuchen. Er erinnert dies an eine Erfahrung, die man vor einer Reihe von Jahren in Irland machte: man hatte den Leuten irgendwo durch Bedrängen der Schankwirte den Branntweingenuß unmöglich gemacht, worauf ſie ſich ans Theeſaufen gaben, derart, daß ſie in hellen Haufen irrſinnig wurden. Uebrigens kann von chemiſchen Standpunkt nur gegen den aus Bahia eingeführten Rum oder Spiritus ein Einwand erhoben werden. Schon die verſtorbene Mary Kingsley hatte durch Analyſen feſtſtellen laſſen, daß der von Europa nach Weſtafrika verſandte Branntein chemiſch rein ſei. Sir W. Mac Gregor kommt dann auf ſein Ceterum censeo und ſpricht den Wunſch aus, daß man den Eifer gegen den Branntwein eher gegen die hygienewidrigen Zuſtände kehren ſollte. Wie dem auch ſei, unſerer Kameruner Pflanzer haben wohl daran gethan, die früher an der Küſte übliche Auslöhnung in Branntwein daranzugeben.

Die andere Frage iſt die Arbeiterfrage. Die Nachfrage nach Arbeitern für die Bergwerke der Goldküſtenkolonie iſt gegenwärtig ungemein rege. Sir William warnt ſeine Leute indes vor der Auswanderung nach dort. Vor einiger Zeit war in Sierra Leone ein lebhafter Streit ausgebrochen, weil man auch von dort maſſenhaft Leute für die Goldbergwerke der andern britiſchen Kolonie anwarb.

Die Handelskammer von Freetown wehrte ſich dagegen und verlangte ein Ausfuhrverbot, das der Gouverneur ihr auch zuſagte. Darauf wandte ſich die Intereſſenten des Goldbergbaus an den Kolonialminiſter mit einer Beſchwerde. Herr Chamberlain war der Anſicht, daß die Beſchäftigung in der Landwirtſchaft der eigenen Kolonie den Leuten zuträglicher ſei als die Auswanderung nach der Goldküſte, und der Gouverneur von Sierra Leone durfte ſein Verbot oder doch erſchwerende Beſtimmungen erlaſſen. Sir William findet, daß Lagos nicht genug bevölkert iſt. Von den Auswandernden kehren manche nie wieder, andere verlieren draußen den Familien- und den häuslichen Sinn und kommen mit leeren oder ſchlecht gefüllten Taſchen zurück. Der Verluſt, den das Land durch eine Auswanderung erleidet, könnte nach ſeiner Anſicht wenigſtens teilweiſe dadurch ausgeglichen werden, daß die Werber dem Kolonialſchatz eine namhafte Kopfabgabe für jeden ausgeführten Arbeiter entrichten, auch wären Beſtimmungen zu treffen, um die Heimkehr der Leute zu ſichern und die Hälfte des Lohnes für zahlbar in Lagos zu erklären. Wenn auch der Gouverneur erklärte, ſich für ein völliges Ausfuhrverbot nicht entſchließen zu können, ſo ließ er doch den Erlaß einer Verordnung in dem angedeuteten Sinne als bevorſtehend erſcheinen, auch warnte er die Leute davor, ihre Kräfte in den Gruben oder auf den Pflanzungen anderer Kolonien zu vergeuden. In der That iſt kürzlich die Verordnung erſchienen; ſie führt eine Kopfabgabe von 20 M. ein; die ſonſtigen Bedingungen ſind noch nicht bekannt, da erſt eine telegraphiſche Meldung vorliegt. Es ſei noch hervorgehoben, daß Sir William der Spekulation entgegentritt, die bereits ausposaunt hatte, daß am gegenwärtigen Endpunkt der Eiſenbahn in Ibádan Gold gefunden worden ſei. Bis jetzt, ſagt er, iſt kein Beweis dafür vorhanden, daß das Land Mineralſchätze birgt; ſeine Zukunft ſcheint hauptſächlich in der Landwirtſchaft zu liegen, wenngleich auch günſtige Bedingungen für die Viehzucht gegeben ſind. Der franzöſiſche Kolonialwirtſchaftler Chailley-Bert äußerte ſich kürzlich mit Bezug auf die beginnenden Unternehmungen im Goldbergbau der Elfenbeinküſte, der Drang nach dem letzteren ſei zwar nicht aufzuhalten, allein für die richtige Koloniſierungsarbeit, die Geſittung bringt und die Erſchließung des weiteren Hinterlandes bedingt, wäre der Goldbergbau eine unvorteilhafte Ablenkung.

Die Abſicht Sir W. Mac Gregors, die Arbeiterausfuhr zu erſchweren, muß auch uns zu bedenken geben, und ſo können wir aus ſeinen Aeußerungen eine dritte Lehre ziehen. Vor zwei Jahren, als in den Pflanzungen am Kamerungebirge Arbeitermangel herrſchte, half Lagos aus, und zwar mit der bereitwilligſten Unterſtützung ſeines Gouverneurs. Lagos iſt jetzt noch einer der wenigen Orte der Weſtküſte, von wo wir eine Arbeiterzufuhr erwarten dürfen. Da ſie uns auch von dort noch erſchwert wird, ſo haben wir eine Urſache mehr, die baldige völlige Erſchließung Kameruns zu verlangen durch Errichtung von Stationen und Anlage von Straßen und Eiſenbahnen, damit wir aus dem eigenen Innern den Bedarf an Arbeiten bei den jetzigen Pflanzungen fortlaufend ſichern und das in nächſter Nähe dahinter liegende vorzügliche Land in Angriff nehmen können, das der Gouverneur, Herr von Puttkamer, vorſorglich nicht als Pflanzungsland veräußert, ſolange die Arbeiterfrage nicht gelöſt iſt.

* * *

Die Welserzüge in Venezuela.

Das erste deutsche überseeische Kolonial-Unternehmen im 16. Jahrhundert.[1])

Von Professor Dr. Kurt Hassert.

I.

An einem alten Augsburger Patrizierhaus befindet sich eine Steinplatte mit der kurzen, aber vielsagenden Inschrift: „Hier war ehedem die Wechselbank der Familie Welser, der ersten Deutschen, die Schiffe nach Indien sandten. Bartholomäus Welser besaß Venezuela, das man das Welserland nannte."

[1]) Außer den einschlägigen spanischen Geschichtswerken (Medina, Las Casas, Herrera, Oviedo y Baños, Mendoza, Oviedo y Valdes, Simon) sind folgende zusammenfassende Arbeiten zu nennen: K. Häbler, Eine deutsche Kolonie in Venezuela. Historisches Taschenbuch. 6. Folge Bd. 9 (1890), S. 205—235. — K. Häbler, Welser und Ehinger in Venezuela. Ztschr. d. Hist. Vereins f. Schwaben u. Neuburg 21 (1894), S. 66—86. — K. Häbler, Die Welser in Venezuela. Allg. Ztg. 1898, Beilage Nr. 235, 236. — V. Hantzsch, Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts. Leipziger Studien aus dem Gebiete der Geschichte I, 4 (1895), S. 1—49. Ausführliche Litteraturnachweise. — F. A. Junker v. Langegg, El Dorado. Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Goldlande El Dorado im 16. und 17. Jahrhundert. Leipzig 1888, S. 9—22. — P. Kapff, Schwaben in Amerika seit der Entdeckung des Weltteils. Württemb. Neujahrsblätter Nr. 10 (Stuttgart 1893), S. 4—7. — G. A. v. Klöden, Die Welser in Augsburg als Besitzer von Venezuela. Ztschr. f. Allg. Erdk. Berlin 1855, S. 434—455. — K. Klunzinger, Der Anteil der Deutschen an der Entdeckung von Südamerika oder Abenteuer des Ambrosius Dalfinger und des Nikolaus Federmann, beider von Ulm. Stuttgart 1857. — M. v. Koschitzky, Deutsche Kolonialgeschichte. Leipzig 1888. Bd. I, S. 47—49. — K. Reichard, Die Welser in Venezuela. Im neuen Reich 1875II, S. 41—55. — H. A. Schumacher, Die amerikanischen Unternehmungen der Augsburger Welser. Deutsche Geogr. Blätter Bremen 12 (1889), S. 5—21. — H. A. Schumacher und H. Schumacher, Die Unternehmungen der Augsburger Welser in Venezuela und Juan de Castellanos. Hamburgische Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerikas. Hamburg 1892. Bd. I, S. 1—328. Wichtigstes Quellenwerk mit ausführlichen Litteraturangaben. — Schürmeyer, Die Welser in Venezuela. Jahresbericht d. Frankfurter Vereins f. Geogr. u. Statistik. Frankfurt a. M. 1899, S. 26—31. — H. Topf, Deutsche Statthalter und Konquistadoren in Venezuela. Smlg. gemeinverständl. wiss. Vorträge Heft 163. Hamburg 1893. — A. Zimmermann, Kolonialgeschichtliche Studien. Oldenburg und Leipzig 1895, S. 307—321. — Für wertvolle Berichtigungen bin ich Herrn Professor Dr. Konrad Häbler in Dresden, dem besten Kenner jenes Zeitabschnittes, zu großem Dank verpflichtet.

Digitized by Google

Dieſe wenigen Worte laſſen nicht ahnen, welch' großartige Mittel ein ſchwäbiſches Kaufhaus aufwandte, um vaterländiſchem Kapital und deutſcher Unternehmungsluſt einen Anteil an den Wunderländern der Neuen Welt zu ſichern, welcher Anſtrengungen es bedurfte, um das Erworbene zu behaupten und welch' trauriger Ausgang das wahrhaft nationale Werk und damit die verheißungsvollen Anfänge einer überſeeiſchen deutſchen Kolonialpolitik zum Scheitern brachte.

Und doch ſind die Koloniſationsverſuche, die ſüddeutſche Kaufherren im 16. Jahrhundert in Südamerika wagten, lange Zeit hindurch wenig bekannt und bis vor kurzem auch verkannt geweſen. Man war gewöhnt, das Welſeriſche Unternehmen als keine rühmliche That, ſondern nur als eine ununterbrochene Reihe von Grauſamkeiten und Willkürlichkeiten zu betrachten, die dem deutſchen Namen wenig Ehre gemacht hätten.[1]) In unerhörteſter, eigennützigſter Weiſe ſollten die Welſer und ihre Feldhauptleute in Venezuela gehauſt haben. Man hat ſie als fahrende Glücksritter, als rohe Landverwüſter und als gewiſſenloſe Abenteurer von unbegrenzter Habſucht hingeſtellt, die auf tollkühnen, aber ergebnisloſen Raubzügen die fruchtbarſten Gegenden verheerten und, ſchlimmer als Raubtiere, 4—5 Millionen Indianer um des Goldes willen hinmordeten. Die ſpaniſchen Konquiſtadoren Cortez, Pizarro und andere, die ebenfalls haarſträubende Greuel begingen, ſollen im Vergleich zu den Deutſchen noch gute Menſchen geweſen ſein!

Dieſe einſeitigen und nichts weniger als ſchmeichelhaften Urteile entſtammen ſpaniſchen Quellen, die den Deutſchen aus nationaler, religiöſer und handelspolitiſcher Eiferſucht nie freundlich geſinnt waren. Zu dieſen Gegnern gehörte in erſter Linie der ſonſt ſo ehrenwerte Dominikanerprior und Indianerapoſtel Bartolomé de las Caſas. Seine durchaus parteiiſch abgefaßten Schriften, in denen er als edler Menſchenfreund ſich der armen, geknechteten Indianer gegen ihre europäiſchen Bedrücker annimmt und als ſpaniſcher Patriot vor allem die deutſchen Eindringlinge angreift, haben ſeitdem die geſchichtliche Darſtellung in tiefgreifender Weiſe beeinflußt, obwohl viele der erhobenen Anſchuldigungen von vornherein den Stempel der Übertreibung und Unwahrheit an der Stirn tragen und mit daraus zu erklären ſind, daß Las Caſas ſelbſt das Welſerland erwerben und nach ſeiner Art koloniſieren wollte. So haben die Deutſchen kaum 4—5 Millionen Eingeborene getötet, und die Welſer zogen aus ihrem ſüdamerikaniſchen Beſitz niemals den ihnen angedichteten Gewinn, im Gegenteil, ſie vermochten nicht einmal die Unkoſten zu decken. Gewiß iſt nicht zu leugnen, daß nur der Golddurſt die Deutſchen wie alle Fremden in die Neue Welt trieb, daß ſie ſich viele Gewaltthaten und Bedrückungen zu Schulden kommen ließen, und daß bei ihren Unternehmungen der Sklavenhandel eine große Rolle ſpielte. Aber derartige unentſchuldbare Handlungen waren damals in Amerika an der Tagesordnung, und die an den Pranger geſtellten Deutſchen haben in Venezuela nicht anders gewirt-

[1]) Sehr ſcharf gegen die Welſeriſchen Feldhauptleute ſprechen ſich z. B. aus: Der franzöſiſche Reiſende Daurion Lavayſſe (in Vulpius, Nikolaus Federmann und ſein merkwürdiger Zug ins Goldland der Neuen Welt. Bertuchs Geogr. Ephemeriden 46 [1815], S. 183—188); A. Kleinſchmidt, Augsburg, Nürnberg und ihre Handelsfürſten im 15. und 16. Jahrhundert. Caſſel 1881 (Kapitel 6: Venezuela); W. Sievers, Venezuela. Hamburg 1888, S. 7.

ſchaftet als ihre Richter, die Spanier. Auch der Sklavenhandel galt bis ins 19. Jahrhundert als ein ehrliches Gewerbe — einer unſerer eifrigſten Patrioten und Kolonialſchwärmer, Joachim Nettelbeck, der berühmte Verteidiger Kolbergs, der die preußiſchen Könige wiederholt zur Erwerbung einer Kolonie in Guinea und Guyana aufforderte, iſt Kapitän eines Sklavenſchiffes geweſen — und Las Caſas wurde ſelbſt der Vater des unmenſchlichen Negerhandels, indem er vorſchlug, ſtatt der unter der harten Behandlung maſſenhaft dahinſterbenden ſchwächlichen Indianer die kräftigen Afrikaner zur Zwangsarbeit zu verwenden. So erhielten auch die Welſer wie alle Koloniſatoren das Recht, feindſelige Eingeborene zu Sklaven zu machen und unter gewiſſen Einſchränkungen zu verkaufen. Im übrigen aber liegen manche Beweiſe vor, daß es bei weitem nicht ſo ſchlimm um die Indianer Venezuelas beſtellt war, wie es Las Caſas behauptete. Außerdem waren die Indianer keineswegs die von ihm geſchilderten friedfertigen Naturkinder, ſondern kriegeriſche, zum Teil menſchenfreſſende Wilde, die durch ihre unausgeſetzten Überfälle und ihre vergifteten Pfeile eine ſtete Gefahr für die Anſiedler bildeten.

Seit einem Jahrzehnt hat endlich auch die deutſche Geſchichtsforſchung ſich der alten Welſerkolonie angenommen und die durch einſeitige, lückenhafte Quellen entſtellten Thatſachen weſentlich berichtigt. Namentlich die wertvollen Unterſuchungen von Hermann Schumacher und Konrad Häblers hingebende archivaliſche Studien in London und Sevilla haben eine ganze Reihe bisher unbekannter und unbenutzter Urkunden zu Tage gefördert, und ihre vorurteilsloſen, kritiſchen Erörterungen, welche die deutſcherſeits begangenen Übergriffe weder entſchuldigen noch beſchönigen, gewähren einen völlig neuen Einblick in die damaligen Verhältniſſe. Nur aus Neid und Haß hat man an das Vorgehen unſerer Landsleute einen anderen Maßſtab angelegt als an das Verhalten der Spanier, und mit wehmütigem Stolz können wir heute auf die Thaten unſerer deutſchen Pioniere in Venezuela zurückblicken.

II.

Die Entdeckungen der Spanier und Portugieſen hatten die alten Landhandelswege durch die neu aufgefundenen Seewege faſt völlig verdrängt und dadurch eine Verſchiebung des Handels von Mittel- nach Weſteuropa nach ſich gezogen. Jedes Jahr wurden neue, Aufſehen erregende Entdeckungen gemacht, neue unerſchöpfliche Gold- und Gewürzländer erſchloſſen, und die mit Schätzen beladenen Abenteurer aus aller Herren Ländern verbreiteten überall den Ruf von fabelhaften Goldreichtümern in der Neuen Welt. Der Gedanke, jene wertvollen Fundſtätten leicht und auf Unkoſten der fremden Völker auszubeuten, die den europäiſchen Waffen nicht gewachſen waren, regte die Auswanderungsluſt mächtig an, und von dem Goldfieber, das alle Nationen ergriff, blieben auch die bedächtigen Deutſchen nicht verſchont. Zahlreiche deutſche Landsknechte, Seefahrer, Kaufleute und Miſſionare haben damals in fremden Dienſten und für fremde Intereſſen in Aſien und Amerika Gut und Leben gelaſſen, während ſich in den Haupthandelsplätzen des Mittelmeerbeckens und längs der Atlantiſchen Küſte die Agenten und Faktoren der großen Nürnberger, Augsburger, Ulmer und Straßburger Geſchäftshäuſer niederließen. Die friſch aufblühenden Stapelplätze Sevilla und Liſſabon und das langſam dahinſiechende Venedig waren damals die bevorzugten Sitze

und die hohen Schulen der Kaufmannſchaft; dorthin wurden die Söhne der hervorragendſten Firmen zur Vervollkommnung ihrer Ausbildung geſchickt.[1])

Obwohl Deutſchland in demſelben Maße, als der Einfluß der meerbeherrſchenden Mächte Portugal und Spanien ſtieg, durch die Ablenkung des bisherigen Landhandels in Gefahr kam, ſeine wichtigſte Wohlſtandsquelle zu verlieren, hielt es ſich unthätig im Hintergrund. Einmal nahm die gewaltige Reformationsbewegung die allgemeine Aufmerkſamkeit voll und ganz in Anſpruch, und nach dem unaufhaltſamen Niedergang der Hanſa, die den neuen Entdeckungen teilnahmslos gegenüberſtand und kaum noch die Trümmer ihres nordiſchen Verkehrs behauptete, fehlte andererſeits die Grundbedingung kolonialer Entwicklung, eine ſtarke Flotte. Erſt als ein guter Teil Amerikas vergeben war, fiel es den Deutſchen ein, ſich ebenfalls in der Neuen Welt feſtzuſetzen. Dieſe leider mißglückten Verſuche gingen von den thatkräftigen, unternehmungsluſtigen ſüddeutſchen Kaufherren aus, die den veränderten Zeitläuften in genialer, großartiger Weiſe Rechnung trugen, indem ſie in raſcher Erkenntnis der neuen Verhältniſſe ſofort die nötigen Maßnahmen trafen, um auch trotz des Wechſels der Dinge ihren Vorteil zu wahren. Die Schwaben waren überhaupt die einzigen Deutſchen, die nicht, wie die Flamländer, aus unbeſtimmtem Abenteurerdrang, ſondern planmäßig und berechnend die neugefundenen Länder in Indien und Amerika aufzuſuchen und auszunutzen trachteten. Vor allem ſind es die Augsburger Patriziergeſchlechter der Fugger und Welſer geweſen, die den deutſchen Überſeehandel in ihre Hand brachten und ſich einen bleibenden Namen in unſerer Kolonialgeſchichte erworben haben. Indem ſie an den Handelsfahrten der Spanier und Portugieſen teilnahmen, ließen ſie als erſte Deutſche eigene Schiffe nach Amerika und Indien gehen, ließen ſich durch ihre Agenten über jede Bewegung auf dem Gebiet des Handels und der Politik unterrichten, legten Faktoreien und Pflanzungen an und dachten endlich an überſeeiſchen Landerwerb.[2])

[1]) Vor allem war das kleine Portugal als Beherrſcherin des Indienhandels zu ungeahntem Aufſchwung gelangt. Seine Hauptſtadt Liſſabon wurde der Sitz eines Weltverkehrs, der ſich bis nach China und Japan erſtreckte, und ragte auch durch wiſſenſchaftliche Thätigkeit unter allen Auslandshäfen hervor, in denen ſich eine ſtärkere deutſche Kolonie niedergelaſſen hatte. Hier wohnte der Nürnberger Ritter Martin Behaim, der mit Diego Cão 1485 die Kongomündung entdeckte und den erſten erhaltenen Globus verfertigte. Sein Schwiegervater Jobſt v. Hurter aus Brügge wurde zum Statthalter der Azoren ernannt und beſiedelte ſie mit flämiſchen Koloniſten, nach denen die Inſelgruppe bis ins 17. Jahrhundert Ilhas Flamengas (Flämiſche Inſeln) hieß. Flamländer und Schwaben erſcheinen überhaupt als die unternehmungsluſtigſten Auswanderer der damaligen Zeit. Der in Liſſabon anſäſſige mähriſche Buchdrucker Valentin Ferdinand iſt erwähnenswert als Herausgeber einer Anzahl zeitgenöſſiſcher Reiſebeſchreibungen und als Makler der Firma Welſer. Dort hielt ſich auch längere Zeit deren aus Augsburg ſtammender Faktor Lucas Rem auf, einer der hervorragendſten, vielgereiſten Kaufleute des beginnenden 16. Jahrhunderts. Nicht genau kennt man den Namen eines Deutſchen, der bei den Portugieſen Roño Rodriguez heißt und mehrmals die Guinenküſte beſuchte. Unbekannt iſt endlich der Name eines flämiſchen Matroſen, der Vasco da Gamas zweite Indienfahrt mitmachte und ſie in einem nur bruchſtückweiſe erhaltenen Tagebuch beſchrieben hat. Auch an Magellans Weltumſegelung nahmen vier Deutſche teil.

[2]) V. Greiff, Tagebuch des Lucas Rem aus den Jahren 1494—1541. Ein Beitrag zur Landesgeſchichte der Stadt Augsburg. 26. Jahresbericht d. Hiſt. Kreisvereins im Reg.-Bez. von Schwaben und Neuburg f. d. Jahr 1860, Augsburg 1861, S. VIII—XX, 1—110. — Kleinſchmidt, a. a. O. Kap. 1, 5, 6. — Hantzſch, a. a. O. S. 1—9.

Schon seit dem 15. Jahrhundert waren die aus den bescheidensten Verhältnissen entsprossenen Fugger durch geschickte Geldgeschäfte, ausgedehnten Bergwerksbetrieb und großartige Handelsunternehmungen zu hohem Reichtum gelangt, sodaß alle Welt von den reichen Fuggern sprach und das geflügelte Wort „Reich wie ein Fugger" aufkam. 1505, wenige Jahre nach der Entdeckung des Seeweges nach Indien durch Vasco da Gama, trat die Firma mit den Welsern, Vöhlin und andern Augsburger Kaufherren zu einer Gesellschaft zusammen, um mehrere Schiffsladungen der kostbaren Gewürze, die man bis dahin zu Lande über Venedig erhalten hatte, auf dem neuen Seeweg unmittelbar aus Ostasien zu beziehen. Die erste, aus drei Schiffen, jedoch unter portugiesischen Kapitänen und aus portugiesischer Bemannung bestehende Expedition, die nach langwierigen Unterhandlungen mit dem König von Portugal zustande kam und im Gefolge des ersten Vizekönigs von Indien, Almeida, dorthin abging, brachte auch nach Abzug der sehr beträchtlichen Unkosten 150% Reingewinn[1]). Eine zweite Indienfahrt dagegen schlug fehl, weil zwei Schiffe zu Grunde gingen, wenn auch die Ladung gerettet wurde. Da aber infolge des Schiffbruches unliebsame Streitigkeiten mit der Krone Portugal entstanden und da letztere die Pfefferpreise immer höher hinauftrieb, so wurde der Indienhandel aufgegeben und ein Verkehr mit den spanischen Besitzungen im Stillen Ozean angebahnt. Die Fugger beteiligten sich mit 10000, die Welser mit 2000 Dukaten an dem voraussichtlichen Ertrag einer spanischen Expedition, die 1526 den Portugiesen die Hauptlieferstätte der Gewürze, die Molukken, entreißen sollte. Allein das Unterfangen scheiterte, und die angelegten Kapitalien gingen völlig verloren. Wohl vermochten die Spanier ihre Herrschaft auf der Inselgruppe zu begründen. Als jedoch die Nachricht dorthin gelangte, daß der spanische König Karl V. seine Anrechte auf die Molukken an die Portugiesen verkauft habe, wurden die Spanier von letzteren überfallen und teils getötet, teils gefangen genommen. Damit erhielt der eben im Aufblühen begriffene spanische Gewürzhandel den Todesstoß.

Ohne den Ausgang eines Jahre lang sich hinschleppenden Rechsstreites abzuwarten, den die Fugger zur Wiedererlangung ihres Geldes angestrengt hatten, faßten sie den neuen weit ausschauenden Plan eines Kolonisationsunternehmens in Chile. 1530 kamen sie um die Erlaubnis ein, für alle Inseln, die sie binnen acht Jahren zwischen der chilenischen Küste und einem 1100 km von ihr entfernt gedachten Längenkreis auffinden würden, das Entdeckerrecht zu beanspruchen und sie zu einer Provinz unter ihrer Verwaltung zu vereinigen. Vielleicht leitete sie die Absicht, den von den Spaniern aufgegebenen Gewürzhandel mit den Molukken auf dem Wege durch die Magellanstraße auf eigene Faust wieder aufzunehmen. Die von den Fuggern gestellten, ziemlich weitgehenden Bedingungen wurden von dem ihnen tief verschuldeten König Karl V. nach langen Verhandlungen angenommen; doch ist über den Fortgang des Unternehmens aus Mangel an Urkunden nichts mehr bekannt geworden. Möglicherweise machten die Fugger gar keine ernstlichen Anstrengungen, den Kolonialplan zu verwirklichen, oder sie gaben

---

[1]) Über den Verlauf dieser Expedition berichten die Tagebücher von Lucas Rem, Hans Mayr und Balthasar Sprenger. Vgl. auch F. Kunstmann, Die Fahrt der ersten Deutschen nach dem portugiesischen Indien. München 1861. — S. Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Berlin 1881, S. 148—150.

ihn auf, nachdem ſie die Mißerfolge des gleichzeitigen Koloniſationsverſuches der Welſer in Venezuela ſahen[1]).

Neben den Fuggern waren als ihre Nebenbuhler in Augsburg auch die Welſer emporgeblüht. Klein anfangend, gewannen ſie durch glücklichſte Benutzung der Verhältniſſe, durch Monopoliſierung einzelner Handelszweige, durch Umſicht und Sachkunde, endlich durch gewagte Geld- und Kreditgeſchäfte ein fabelhaftes Vermögen, aber auch viele Feinde, die ihnen nicht mit Unrecht vorwarfen, daß ſie als Volksſchinder und Großwucherer durch übermäßige Verteuerung notwendiger Bedürfniſſe, durch einen drückenden monopoliſtiſchen Handelsbetrieb die Leute ausbeuteten und fremde Kaufleute ſchädigten. Zur Vertretung ihrer ausgebreiteten Intereſſen unterhielten ſie in den bedeutendſten europäiſchen Handelsplätzen ſtändige Agenten, Kontore und Niederlagen und ſicherten ſich auf Grund weitgehender Privilegien nicht nur einen ſchwunghaften Levantehandel, ſondern verſtanden es auch, aus der Kolonialpolitik Nutzen zu ziehen, indem ſie ſich in Spanien und Portugal naturaliſieren ließen und dadurch alle die Vorteile erlangten, welche die Krone ſonſt bloß ihren eigenen Unterthanen einzuräumen pflegte. Namentlich die mit dem portugieſiſchen König abgeſchloſſenen Verträge über den Gewürzhandel brachten den Welſern ungeheure Reichtümer ein. Daher konnte man ſicher ſein, überall dort, wo ſich im Ausland die Ausſicht auf ein gewinnbringendes Geſchäft eröffnete, Welſeriſche Schiffe und Faktoren anzutreffen. Ferner beſaß die Firma auf Madeira Niederlaſſungen und auf der Kanareninſel Palma eine Plantage, die aber als wenig einträglich wieder verkauft wurde[2]). Dafür knüpften die Welſer, als die Monopolmaßnahmen der Portugieſen ihren Indienhandel immer mehr erſchwerten, mit dem ſpaniſchen Amerika Beziehungen an, was um ſo leichter war, als Karl V., derſelbe mächtige Herrſcher, in deſſen Reich die Sonne niemals unterging und dem die unermeßlichen Schätze der Neuen Welt zuſtrömten, ſich in ſtändiger Geldverlegenheit befand. Wie den Fuggern, ſo war er auch den Welſern beträchtliche Vorſchüſſe — nicht weniger als 12 Tonnen Goldes — ſchuldig geblieben. Dieſe Thatſache ſcheint der Anlaß geweſen zu ſein, daß er

[1]) K. Häbler, Die Fugger und der ſpaniſche Gewürzhandel. Ztſchr. d. Hiſt. Vereins f. Schwaben und Neuburg 19 (1892). S. 25—44. — K. Häbler, Die kolonialen Unternehmungen der Fugger, Ehinger und Welſer im 16. Jahrhundert. Ztſchr. d. Geſ. f. Erdkunde Berlin 27 (1892), S. 405—419.

[2]) Das betreffende Aktenſtück enthält eine Bittſchrift, in der ein Kölner Bürger über ein Geſchäft Klage führt, das ſein Schwiegervater mit den Welſern gemacht habe, indem er ihre Beſitzung beim heutigen Hafen Tazacorte auf Palma für 11000 Gulden gekauft habe. Die Welſer hatten ſich über die Ertragsfähigkeit jener Niederlaſſung gründlich getäuſcht und ſuchten, ſie ſobald als möglich los zu werden. Auch der neue Beſitzer ſcheint nicht viel Freude an ihr gehabt zu haben; denn der von ihm zur Abſchließung des Kaufvertrages abgeſchickte Faktor ließ ſich in Köln nicht wieder ſehen, verweigerte jede Zahlung und Rechnungsablegung und verlangte vielmehr immer neue Summen zum Geſchäftsbetrieb, wobei er, der vorher ein armer Schlucker war, ein wohlhabender Mann wurde. Auf ihn bezieht ſich denn auch jene Klageſchrift. Welchen Ausgang ſie oder ein ſpäter geführter Prozeß gehabt hat, iſt eben ſo wenig bekannt geworden wie die weiteren Schickſale des deutſchen Beſitzes auf den Kanaren. C. Mollwo, Aus einem Kölner Aktenſtück über den Beſitz der Welſer auf den Kanariſchen Inſeln im 16. Jahrhundert. Ztſchr. d Hiſt. Vereins f. Schwaben und Neuburg 23 (1896), S. 248.

nach längeren Verhandlungen den Welsern 1525 die wichtige Erlaubnis erteilte, „aus Spanien segeln zu lassen nach dem neuen Indien auf eigene Kosten und Abenteuer, wann und so oft sie wollten, als wären sie Spanier.“ Die Firma gründete deshalb auf der westindischen Insel St. Domingo, dem damaligen Mittelpunkte des europäisch-amerikanischen Verkehrs, ein eigenes Kontor, mit dessen Einrichtung und Leitung sie einen ihrer bewährtesten Vertreter, Ambrosius Ehinger aus Ulm, beauftragte. Er sollte zugleich die dortigen Zucker- und Baumwollpflanzungen seines Hauses bewirtschaften, sowie die Aus- und Einfuhr überwachen.

III.

Der mit den spanischen Verhältnissen wohlvertraute Mann hörte während seines Aufenthaltes von dem Gerücht, daß die Nordküste des benachbarten Festlandes von Südamerika, die von ihrem Entdecker Hojeda wegen der Ähnlichkeit eines auf Pfählen erbauten Indianerdorfes mit Venedig Venezuela oder Klein-Venedig genannt worden war, reich an Sklaven, Perlen und fruchtbarem Boden sei und den Eingang zu einem märchenhaften Goldland bilde. Ueberdies hoffte man damals noch, in jenen Gegenden eine sehnlichst gesuchte Wasserstraße vom Atlantischen zum Stillen Ozean zu finden. Endlich ging wahrscheinlich das Engagement zu Ende, das Ambrosius Ehinger und seine Brüder, der damaligen Gewohnheit entsprechend, nur für wenige Jahre mit den Welsern abgeschlossen hatten[1]). Die Ehinger faßten also im Verein mit dem Welserischen Agenten Hieronymus Sailler den Plan, auf eigene Gefahr in dem vielversprechenden, von der spanischen Krone noch nicht vergebenen Venezuela ein Kolonialunternehmen ins Leben zu rufen. Thatsächlich wurde dank dem diplomatischen Geschick und der einflußreichen Stellung Heinrich Ehingers 1528 der Lehensbrief ausgefertigt, durch den die Ehinger und Hieronymus Sailler Eroberungsrechte auf Venezuela erhielten. Ihr Besitz durfte sich vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean erstrecken, während die Binnengrenze nicht fest bestimmt wurde. Einer der Vertragsschließenden sollte im Einverständnis mit der spanischen Krone das Amt eines Königlichen Statthalters bekleiden und neben der militärischen und Gerichtsverwaltung das Recht haben, alle andern Beamten in der Kolonie zu ernennen. Außerdem gewährte das Abkommen noch die sonst üblichen Vorteile und Gerechtsame und gestattete die jährliche Einfuhr von 4000 Negersklaven nach Amerika. Dafür verpflichteten sich die neuen Herren, gemäß den damals für koloniale Unternehmungen erlassenen Bestimmungen, unverzüglich 400 Ansiedler abzusenden, binnen zwei Jahren auf einer 200 Stunden langen Strecke 2 Städte und 3 Festungen anzulegen und die in Amerika geltenden Gesetze zu beobachten, insbesondere nur solche Indianer zu Sklaven zu machen, die sich der Unterwerfung und der Annahme des Christentums hartnäckig widersetzten. Endlich sollten behufs planmäßigerer Ausbeutung der Bodenschätze der Neuen Welt 50 gelernte deutsche Bergleute mitgenommen werden. Bezüglich des Verkehrs mit Europa blieb die für alle spanischen Kolonien maßgebende Vorschrift in Kraft, daß kein unmittelbarer Handel mit Deutschland getrieben werden durfte, sondern daß aller Schiffs-

[1]) Vielleicht bestand auch eine ebenfalls nur für kurze Zeit zusammengetretene Handelsgesellschaft Ehinger-Welser, in der die drei Brüder Heinrich, Georg und Ambrosius Ehinger eine wichtige Stimme hatten.

verkehr über Spanien gehen mußte. Zu dieſem Zweck war den beigegebenen ſpaniſchen Kronbeamten ein Kontrolrecht eingeräumt worden. Somit waren die Ehinger keineswegs unbeſchränkte Herren des Landes, das man auch ſtreng genommen nicht als eine deutſche Kolonie bezeichnen darf. Doch konnten ſie im übrigen innerhalb ihres Beſitzes nach Belieben ſchalten und walten, in dem freilich die deutſchen Anſiedler ſtets entſchieden in der Minderheit blieben. Auch kennt man keinen Fall daß ſich ein deutſcher Koloniſt dort durch Heirat ſeßhaft gemacht hätte.

Ambroſius Ehinger erhielt die Oberleitung Venezuelas, und nach Häblers Forſchungen kann kein Zweifel mehr darüber beſtehen, daß er derſelbe Mann iſt, der in Amerika fortan Ambroſius Alfinger oder Dalfinger heißt und unter dieſem Namen der Nachwelt als erſter Feldhauptmann und Statthalter der neuen Kolonie überliefert worden iſt. Während er in den ſpaniſchen Urkunden ſtets Alfinger oder de Alfinger geſchrieben wird, nennt ihn ſein Stellvertreter, der ebenfalls aus Ulm gebürtige Nikolaus Federmann, Dalfinger und einmal ſogar Talfinger, ein Name, der ſich auf ſeinen Geburtsort Thalfingen bei Ulm bezieht Häbler meint nun, daß Ambroſius ſeinem Familiennamen Ehinger, der für die Spanier unausſprechbar war, eine ſeiner fremden Umgebung verſtändlichere Form gegeben habe, und daß er wegen des großen Wertes, den die Spanier auf eine adelige Geburt legten, gleich vielen andern deutſchen Patrizierſöhnen ſich das Adelsprädikat beilegte. Die Namensänderung ſelbſt geht nach Neſtle darauf zurück, daß die Ehinger, eine in Ulm ſehr weit verzweigte und deshalb durch Beinamen unterſchiedene Familie, ſeit alters auch in dem jetzt bayriſchen Nachbarort Thalfingen begütert waren. Von ihm aus konnte Ehinger leicht zu ſeinem neuen Namen de Alfinger gekommen ſein, wie überhaupt Namensänderungen eine damals ſehr beliebte Willkürlichkeit waren, der zu Liebe gar mancher ſeinen guten deutſchen Namen mit einem griechiſchen oder lateiniſchen vertauſchte. Jedenfalls iſt daran feſtzuhalten, daß der erſte deutſche Gouverneur von Venezuela von Haus aus Ambroſius Ehinger hieß[1]).

Sofort nach Abſchluß des Vertrages trafen die Ehinger die erforderlichen Vorbereitungen und rührten die Werbetrommel. Bald war eine ſtattliche Schar von Soldaten und Koloniſten um ſie verſammelt, unter denen aber ſehr viele minderwertige Elemente waren. Sie mußten verſprechen, allen Aufwand ihrer Herren für Ausrüſtung und Überfahrt wieder zurückzuerſtatten und hatten, um dem ſpaniſchen Auswanderungsgeſetz zu genügen, durch je zwei ehrbare Zeugen zu erhärten, daß ſie weder Juden oder Ketzer, noch der Inquiſition verdächtig, auch ſonſt nicht wegen unehrenhafter Verbrechen vorbeſtraft, ſondern als guter Leute und Chriſten Kinder und als Unterthanen der Kirche und des Kaiſers geboren ſeien.

An Bord der vier von den Welſern geſtellten Schiffe befanden ſich 13 der vertragsmäßig zu ſtellenden Bergleute, die unter günſtigen Bedingungen angeworben und in St. Domingo zurückgelaſſen wurden. Einer von ihnen durfte ſeine Frau mitnehmen, „auf daß die Geſellen alle Kochens und Waſchens halber einen Troſt

[1]) K. Häbler, Ambroſius Dalfinger, der Feldhauptmann von Venezuela. Allgemeine Zeitung 1895, Beilage No. 60. — E. Neſtle, Ambroſius Dalfinger, der Feldhauptmann von Venezuela. Ebd. 1894, Beilage No. 289.

von ihr haben möchten." Später ſchickten die Welſer noch 24 andere Berggeſellen nach, die wie die früheren ſämtlich aus Böhmen und dem Sächſiſchen Erzgebirge, insbeſondere aus Joachimsthal, ſtammten. Doch ſcheint ihnen trotz aller Verträge und Verſprechungen das Leben in den Tropen bald unerträglich geworden zu ſein, ſodaß ſie ſchon nach einem Jahr wieder enttäuſcht und mittellos heimreiſten und truppweiſe in jämmerlichem Zuſtande in Sachſen anlangten. Dort beſchwerten ſie ſich bitter über die ihnen widerfahrene Behandlung und ſtrengten einen Prozeß gegen die mit ihrer Anwerbung betrauten Perſonen an, gaben ſich aber ſchließlich mit einer beſcheidenen Entſchädigungsſumme zufrieden. [1])

Ambroſius Alfinger übergab die Faktorei auf St. Domingo ſeinem weitgereiſten Landsmann Sebaſtian Rentz aus Ulm, der ſich durch vielfache Handelsfahrten in Aſien, Afrika und Amerika einen Namen gemacht hat, und landete 1529 mit 400 Mann und 80 Pferden in Venezuela. Dort hatte der ſpaniſche Zuckerbauer Juan de Ampies die Indianer der Küſte und der vorgelagerten Inſeln durch menſchenfreundliches Benehmen zu friedlicher Ackerbaukoloniſation veranlaßt und dadurch eine gedeihliche Entwicklung angebahnt. Er hoffte beſtimmt, daß ihm die Krone die nachgeſuchten Entdeckerrechte verleihen würde, und war um ſo bitterer enttäuſcht, als ſein Land, wo er zwei Jahre früher den Küſtenplatz Coro gegründet hatte, einem Fremden zufallen ſollte. Trotz aller Bemühungen vermochte er aber den kaiſerlichen Beſchluß nicht umzuſtoßen und mußte nach langem Sträuben widerwillig den Deutſchen das Feld räumen. Leider haben dieſe Ampies' aufblühende Schöpfungen bald wieder vernichtet; andrerſeits freilich ſtellen ihn die von Häbler im Britiſchen Muſeum aufgefundenen neuen Urkunden keineswegs in ſo vorteilhaftem Licht dar wie die ſpaniſchen Quellen. Er ſcheint durchaus nicht, dem kaiſerlichen Befehl gehorchend, freiwillig das Land verlaſſen zu haben, ſondern wurde verhaftet und der gröbſten Übergriffe überführt.

Leider war der Frieden der jungen Kolonie von Anfang an dadurch geſtört, daß zwiſchen Alfinger, der ſich ſofort als Statthalter huldigen ließ, und den ihm beigeordneten ſpaniſchen Beamten unliebſame Kompetenzſtreitigkeiten ausbrachen, in die auch die Anſiedler hineingezogen wurden. Dazu kam, daß letztere ſehr ſtreng behandelt und in einem ſtraffen Abhängigkeitsverhältnis gehalten wurden, und daß ſie für alle Bedürfniſſe und Lebensmittel die höchſten Preiſe zahlen mußten, weil ſie den Welſern tief verſchuldet waren, und weil letztere bei den durch Todesfälle und Deſertion unvermeidlichen Verluſten ihr Kapital nicht wegwerfen wollten. Wenn alſo Alfinger verlangte, daß ſeine Untergebenen die von den Welſern empfangenen Vorſchüſſe zurückzahlen ſollten, und wenn er ſie zu dieſem Zweck ſcharf überwachte, ſo iſt das leicht zu verſtehen. Eben ſo begreiflich iſt es aber auch, daß dieſe Maßnahmen den vielen zweifelhaften Elementen läſtig fielen und wenig geeignet waren, ein freundſchaftiches Verhältnis zwiſchen ihnen und dem Statthalter anzubahnen.

Da die Küſte bei weitem nicht ſo fruchtbar war, wie ſie das übertreibende Gerücht geſchildert hatte, ſodaß die Ernährung der zahlreichen Soldaten in Coro auf die Dauer unmöglich ſchien, und da der größte Teil des Landes erſt noch

[1]) J. Falke, Sächſiſche Bergleute auf St. Domingo. Archiv f. d. Sächſiſche Geſchichte. Leipzig 7 (1869), S. 406—414.

erobert werden mußte, ſo hielt es Alfinger fürs beſte, zunächſt das ihm zugefallene Gebiet näher kennen zu lernen. Kaum war daher in Coro einigermaßen Ordnung eingekehrt, als er eine kleinere Expedition längs der Küſte nach Oſten ſandte, während er ſelbſt mit 100 Mann und einem Troß als Laſtträger gepreßter Indianer eine vorläufige Kundſchaftsreiſe zum Maracaibo-Golf unternahm, wo das eigentliche verheißungsvolle Goldland liegen ſollte. Die tief ins Innere eindringende Meeresbucht wurde an ihrer ſchmalſten Stelle in Booten und einem rieſigen ausgehöhlten Baumſtamm überſetzt und am Weſtufer die, wie die Zukunft lehrte, wenig entwickelungsfähige Niederlaſſung Maracaibo gegründet. Von dieſem zweiten Stützpunkte aus vollführten Alfinger und ſeine Offiziere eine Reihe von Streifzügen um den Maracaibo-Golf herum und bis ins Schneegebirge der Heiligen Martha, teils um das Entdeckungswerk zu fördern, teils um die Leute zu beſchäftigen, die wegen der übermäßig ſtrengen Behandlung meuterten, aber durch die Hinrichtung des Rädelsführers ſchnell zum Gehorſam zurückgebracht wurden. Dieſe Züge, auf denen zum erſten Mal das Verſchwinden ganzer Ortſchaften, das ſeitdem ſo gefürchtete „Sich Verhauſen“ der Eingeborenen, beobachtet ward, die vor den habgierigen, grauſamen Eindringlingen in unzugängliche Verſtecke flüchteten, waren ſehr mühſam und verluſtreich, brachten aber ziemlich viel Gold und mehrere Sklavenladungen ein; denn die ſpaniſchen Miſſionare begannen ſofort ihr Bekehrungswerk, und wer von den Indianern ſich der Taufe hartnäckig widerſetzte, wurde ohne weiteres in die Sklaverei geſchleppt. Wie weit man den in verſchiedenen Mundarten redenden Wilden den Zweck und Wert der Miſſion auseinanderzuſetzen vermochte, bleibe dahingeſtellt. Jedenfalls reichte die Vorzeigung von Meßgewändern und Heiligenbildern und die Verleſung einer Urkunde entſchieden über das Auffaſſungsvermögen jener einfachen Naturkinder hinaus, die man über die Abſtammung des Menſchengeſchlechts von einem Paar und über die Gewalt des heiligen Petrus über alle Menſchen auf Erden belehren wollte. Der Papſt als rechtmäßiger Nachfolger Petri in der Weltherrſchaft habe dann die neue Welt dem ſpaniſchen König verliehen, und damit ſeien auch die Indianer unweigerlich zur Annahme des Chriſtentums und zum Gehorſam gegen den König verpflichtet. Widrigenfalls ſollten ſie mit Feuer und Schwert bekämpft werden, und auf ihr Haupt ſollte die Verantwortung für all das Unglück fallen, das daraus entſtehen würde. Kein Wunder, wenn unter ſolchen Umſtänden der Sklavenraub als ein ſo einträgliches Geſchäft erſchien, daß auch Alfinger mit ihm ſein Glück verſuchte.

Da der Statthalter über ein Jahr von Coro fern geblieben war, ſo herrſchte dort die größte Unordnung, als ſein Bruder Georg Ehinger mit 150 neuen Koloniſten eintraf. Der unerfahrene, jähzornige, anmaßende Mann verſtand indes weder mit den ſtolzen, eigenſinnigen Spaniern, die von den Deutſchen überhaupt nichts wiſſen wollten, noch mit den eigenen Landsleuten gute Beziehungen anzuknüpfen und meinte, daß er auf Grund des Lehensvertrages nur zuzugreifen brauche, um in der Kolonie die ihm und ſeinen Brüdern zukommenden Rechte auszuüben. Die mißvergnügten Anſiedler dagegen waren durchaus nicht gewillt, ſtatt eines Fremden deren zwei als Herren über ſich zu dulden. Es kam zu ernſtlichen Unruhen, die damit endeten, daß Georg Ehinger das Land verlaſſen mußte, worauf ihm ein kaiſerlicher Erlaß die Rückkehr dorthin für alle Zeiten unterſagte.

Bald darauf kamen zwei neue Welſeriſche Flotten mit Mannſchaften und Vorräten an, und Hans Seißenhofer, der Führer des letzten Transportes, wies eine von den Welſern ausgefertigte Urkunde vor, die ihn zum neuen Statthalter der Kolonie ernannte, weil man Alfinger für tot hielt. Da Seißenhofer über 500 Leute mitbrachte, die in ihm das rechtmäßige Oberhaupt des Landes ſahen, ſo konnten die Spanier nicht wagen, mit ihm ebenſo zu verfahren wie mit Georg Ehinger und huldigten ihm alle als Gouverneur.

Mit Seißenhofers Ankunft machen die Welſer zum erſten Mal Beſitzanſprüche auf Venezuela geltend, nachdem ſie und ihre Agenten jedenfalls ſchon vorher als ſtändige Berater und Helfer der Ehinger bei allen früheren Unternehmungen ihre Hand im Spiel gehabt hatten; denn ſie beförderten die Koloniſten auf ihren Schiffen nach Venezuela und übten dort ein drückendes Handelsmonopol aus. Da jedoch nach Häblers ſcharfſinnigen Darlegungen der Lehensvertrag von 1528 bloß den Ehingern und Hieronymus Sailler ein Anrecht auf die Eroberung und Verwaltung der Kolonie einräumte und der Welſer mit keinem Wort gedenkt, ſo muß man annehmen, daß erſtere mit der geldkräftigen Augsburger Firma ein Sonderabkommen getroffen hatten, wonach ſie ihr vielleicht gegen Darleihung des Anlagekapitals einen entſprechenden Gewinnanteil gewährten und ihr im Unvermögensfalle das Land ſelbſt zu überlaſſen verſprachen. Vermutlich iſt dieſer letztere Fall eingetreten, weil die Ehinger nicht über genug Mittel zur Beſtreitung der Ausgaben verfügten, die in den erſten Jahren erheblich größer als die Einnahmen waren, ſodaß ſich die kapitalkräftigen Welſer zur Uebernahme Venezuelas für berechtigt hielten. Anfänglich war aber das ſüdamerikaniſche Unternehmen keine rein welſeriſche Angelegenheit, und entgegen der althergebrachten Anſchauung ſind nicht die Augsburger Welſer, ſondern die Ulmer Patrizierfamilie der Ehinger und Hieronymus Sailler als ſelbſtändige Handelsgeſellſchaft, nicht im Auftrage der Welſer, die Gründer der erſten deutſchen überſeeiſchen Kolonie geweſen. Auch waren nicht die Geldgeſchäfte der Welſer mit dem ihnen tief verſchuldeten Karl V. die unmittelbare Urſache zur Erwerbung Venezuelas, wenngleich ſie vielleicht den Abſchluß des neuen Vertrages erleichtert haben mögen. Jedenfalls traten ihnen die Ehinger ſpäter mit Genehmigung der ſpaniſchen Krone ihre ſchon früher erworbenen Anrechte auf den ſüdamerikaniſchen Beſitz ab, der ſeitdem das Welſerland genannt wurde.

Als Alfinger die Kunde von Seißenhofers Ankunft vernahm, kehrte er eilends nach Coro zurück, und es gelang ihm, ſeinen Nachfolger zur Abdankung zu bewegen. Doch war ſeine Geſundheit ſo angegriffen, und es wurden auch ſeitens der ſpaniſchen Beamten und Anſiedler ſoviele Anſchuldigungen gegen ihn und den von ihm eingeſetzten Stellvertreter erhoben, daß er ſeinem Ulmer Landsmann Nikolaus Federmann die Verwaltung übergab und nach St. Domingo reiſte, um ſich dort zu erholen und zu verantworten. Es glückte ihm auch nach und nach, die ſtark übertriebenen, obſchon nicht ungerechtfertigten Anklagen vor dem ſpaniſchen Kolonialgerichtshof, der Audiencia, zu entkräften und mit den Welſern eine Einigung zu erzielen, ſodaß er, nicht zum wenigſten um ſeiner reichen Erfahrung willen, in der Statthalterwürde belaſſen wurde. Doch ſcheint er ſelbſt eingeſehen zu haben, daß die Ehinger mit ihren beſchränkten Mitteln die Kolonie nicht würden behaupten können, daß vielmehr nur ein Welthaus wie die Firma Welſer das begonnene Werk zu erhalten und fortzuführen vermöchte.

Darauf kam im Februar 1531 jener Vertrag zu ſtande, durch den Venezuela als ſpaniſches Kranlehen van den Ehingern auf die Welſer überging. Die höchſte Gewalt ſallte eine im Einverſtändnis mit dem ſpaniſchen König oon ihnen ernannte und von der Krane zu beſtätigende Perſönlichkeit ausüben, die ebenſagut ein Deutſcher als ein Spanier ſein kannte und beſanders in den letzten Jahren der Welſeriſchen Herrſchaft meiſt ein Spanier geweſen iſt.[1])

IV.

Obwahl Federmann von Alfinger den gemeſſenen Befehl erhalten hatte, während ſeiner Abweſenheit keinen Vorſtaß ins Innere auszuführen, war die Abenteuerluſt in ihm ſa mächtig, daß er ſich nicht an das gegebene Wort band und mit 126 Chriſten und 100 Indianern einen Entdeckungs- und Raubzug antrat. Im fruchtbaren Thal van Barquiſimeto war die dunkle Kunde van einem zweiten großen Meer verbreitet, und Federmann glaubte nunmehr dem Zugang zum Stillen Ozean auf der Spur zu ſein. Obwahl ſeine Saldaten maſſenweiſe erkrankten und die als Träger gepreßten Indianer entflohen, zag er über die Bergeinöden und durch die ungeheueren Urwälder der venezolaniſchen Cordillere ſüdwärts. Da die Erzählung van einem großen Waſſer, auf dem ſich ein hölzernes Haus mit weißen, bärtigen Männern gezeigt habe[2]), nach Süden hin immer beſtimmter wurde, ſo drang Federmann trotz unſäglicher Entbehrungen in die endlaſen Llanos ein, bis er endlich jenes Waſſer erblickte, das, weil er zur Regenzeit die weithin überſchwemmten Uferlandſchaften betrat und weil Nebel die Fernſicht verhinderten, allerdings den Eindruck eines unbegrenzten Meeres machte. Eine nähere Unterſuchung wurde durch die unaufhörlichen Angriffe der Indianer verhindert, ſadaß Federmann nicht feſtſtellen konnte, daß er nur einen der nördlichen Zuflüſſe des Orinoko geſehen hatte. Ein Vorſtaß nach Weſten, der auf dem Rückzug zur Entdeckung der Südſee verſucht wurde, blieb ergebnislos, und ahne eigentliche Erfolge, durch Fieber, Nahrungsmangel und unausgeſetzte Kämpfe mit den Eingebarenen ſchwer mitgenommen, kehrten die Reſte der Expeditian, die nur wenige Meilen über das ſchon früher erkundete Gebiet hinausgekammen war, nach Coro zurück.

Wider alles Erwarten fand Federmann nicht, wie er gehofft, die Batſchaft vom Tode Alfingers var, ſondern den Statthalter ſelbſt, geſund und thatenluſtig, aber auch höchſt aufgebracht über die Eigenmächtigkeit ſeines Untergebenen, der ſaviele Kräfte und Varräte nutzlos vergeudet hatte. Aber trotzdem wagte Alfinger nunmehr ſelbſt im Einverſtändnis mit den Welſern einen ſorgſam vorbereiteten Zug; und da Federmanns Erfahrungen ſeine alte Meinung beſtätigten, daß das hoffnungsvollſte Gebiet der Kolanie im Weſten liege, ſa übergab er einem ſeiner ſpaniſchen Freunde die Oberleitung des Welſerlandes und marſchierte zunächſt nach ſeiner Lieblingsſchöpfung Maracaibo. Von dart aus wandte er ſich erſt nach Weſten und dann nach Süden, um den Zugang zur Südſee und die Galdlagerſtätten zu finden. Der Weg führte über die wilden Gebirgsmauern der Sierra Nevada de Sta. Martha in die Thäler des heutigen

[1]) R. Häbler, Welſer und Ehinger. — R. Häbler, Der Welſer-Kodex im Britiſchen Muſeum zu London. Allgemeine Zeitung 1894. Beilage No. 285, 286.

[2]) Es waren Leute oon der großen Orinokofahrt unter Diego de Ordaz, dem berühmten Gefährten von Cortez, geweſen.

Kolumbiens. Hier machte Alfinger lohnende Beute, und um ſie der unverhohlenen Lüſternheit ſeiner Leute zu entziehen und gleichzeitig durch Proben von dem Goldreichtum neue Nachſchübe zu erhalten, ſchickte er eine kleine Abteilung mit 1½ Millionen Mark nach Coro zurück. Die Boten verirrten ſich aber im Urwald, und gingen, nachdem ſie den quälenden Hunger mit dem Fleiſch getöteter Indianer vergebens zu ſtillen geſucht, ſamt dem Gold elend zu Grunde. Nur ein einziger blieb am Leben. Er irrte mehrere Jahre lang nackt in den Wäldern umher und nahm vollſtändig die Gewohnheiten der Wilden an, bis er zufällig von den heimkehrenden Reſten der Alfingerſchen Expedition aufgefunden wurde.

Auf dem Weitermarſch hoffte Alfinger in einem nach Süden fließenden Strom ſchon einen Wegweiſer zum Stillen Ozean gefunden zu haben, als er ihn zu ſeiner bittern Enttäuſchung in einen entgegengeſetzt gerichteten Strom einmünden ſah. Es war der zur Regenzeit gewaltig angeſchwollene Magdalenenſtrom, der, zum Atlantiſchen Ozean fließend, unmöglich die ſehnlichſt gewünſchte Waſſerſtraße ſein konnte. Die ungeheure Waſſerfülle vereitelte alle Ueberſchreitungsverſuche; und da die inzwiſchen eingetroffenen Verſtärkungen ſehr ungünſtige Nachrichten von der Küſte mitbrachten, entſchloß ſich der Feldhauptmann zur Umkehr trotz des Murrens ſeiner Leute, die infolge dunkler Andeutungen ſeitens der Indianer das fabelhafte Goldland unmittelbar am linken Ufer des Magdalenenſtromes zu finden glaubten. Mit Entſchiedenheit trat Alfinger ihren Zumutungen entgegen, ſodaß der Tumult ohne ernſtere Folgen blieb. Nur das eine Zugeſtändnis machte er ſeinen Soldaten, daß er auf einem andern Wege über das Hochgebirge zur Küſte zurückwanderte.

Der Rückzug war außerordentlich mühevoll. Wochenlang ging es durch überſchwemmte Urwälder, bis man nach vielen Verluſten wieder zum Schneegebirge der heiligen Martha kam. Mit größten Anſtrengungen erklommen die Erſchöpften die ſteilen, tief durchſchluchteten Berghänge, bei Tage die Angriffe der ſtreitbaren Indianer, die ihre Dörfer niederbrannten und zu keiner Verſtändigung zu bewegen waren, mit heldenmütiger Tapferkeit zurückweiſend, nachts ſchutzlos dem Schnee und den eiſigen Winden preisgegeben, bei mangelhafter Kleidung vom Fieber geſchüttelt und vor Kälte faſt erſtarrt. Tagelang waren auf den menſchenarmen, baumloſen Hochflächen keine Lebensmittel und kein Brennmaterial aufzutreiben, ſodaß faſt 200 Chriſten und Indianer verhungerten oder erfroren, während die Verwundeten aus Mangel an Pflege dahinſtarben. Als endlich die immer mehr zuſammenſchmelzende Schar nach unſäglichen Entbehrungen und ſchweren Verluſten am Nordfuß des Gebirges anlangte, wurde in einer Waldſchlucht, die ſeitdem das Ambroſiusthal heißt, Alfinger auf einem Kundſchafterritt von dem vergifteten Pfeil eines Indianers in den Hals getroffen und erlag nach viertägigen qualvollen Leiden ſeiner Verwundung. Die Ueberlebenden ſchlugen ſich unter harten Kämpfen bis Maracaibo durch.

Der Tod Alfingers, des erſten deutſchen Gouverneurs von Venezuela und des erſten Entdeckers des Binnenlandes, bedeutete für die Sache der Augsburger Handelsherren einen unerſetzlichen Verluſt. Als Deutſcher und wegen ſeines ſtraffen Regiments hat Ambroſius Alfinger viele Anfeindungen ſeitens der Spanier erfahren. Er war ein ehrgeiziger, ſelbſtbewußter, abenteuerluſtiger Mann, nicht frei von Jähzorn und Grauſamkeit, der im Einklang mit den rohen Anſchauungen ſeiner Zeit keine Gewiſſensbiſſe kannte, wenn er gefangene Indianer

zu Trägern preßte oder in die Sklaverei verkaufte. Man hat ihn deshalb den Henker der Indianer genannt. Aber er war auch ein tapferer Krieger und ein geschickter, zuverlässiger Verwalter, der das Interesse der Welser in den Vordergrund stellte, bei aller Strenge und Rücksichtslosigkeit ein fürsorglicher Vorgesetzter, ein treuer, aufrichtiger Charakter und ein Mann von rastloser Thatkraft, alles in allem ein echter deutscher Soldat der Landsknechtszeit [1]).

V.

In Coro entstand bei der Ankunft der Reste von Alfingers Expedition unbeschreibliche Verwirrung. Die Spanier, welche die Mehrheit der Kolonisten ausmachten, hatten sich nur widerwillig der strengen Fremdherrschaft gefügt und wollten die Gelegenheit benutzen, um den lästigen Druck abzuschütteln, indem sie eine Gesandtschaft mit einer flammenden Beschwerdeschrift an den König schickten. Die Welser verloren aber keineswegs den Mut und ernannten auf die Kunde von Alfingers Tode sofort einen neuen Statthalter, Don Juan Aleman (Johann der Deutsche), wahrscheinlich Hans Seißenhofer, mit dem auch die Spanier zufrieden gewesen zu sein scheinen. Leider starb er schon nach kurzer Zeit; und da ein Nachfolger nicht so schnell eintreffen konnte, so bat der in Coro ansässige Faktor der Welser die Audiencia zu St. Domingo, einstweilen einen thatkräftigen Stellvertreter zu senden. Der günstige Augenblick, der Krone einen größeren Einfluß im Welserlande zu sichern, wurde gern wahrgenommen und der Bischof Rodrigo de Bastidas mit der zeitweiligen Statthalterwürde betraut. Erklärlicherweise begünstigte er seine Landsleute in jeder Beziehung, sodaß eine kurze Periode spanischer Reaktion eintrat. Den Welsern aber, die über ihre Vorrechte eifrig wachten, und deren Geldmacht Karl V. gerade damals dringend bedurfte, gelang es ohne sonderliche Anstrengungen, wenn auch nicht ohne Opfer, 1534 einen neuen Vertrag zu erwirken. Nikolaus Federmann, der durch sein prahlerisches, zuversichtliches Auftreten ihr Vertrauen gewonnen hatte, wurde zum Statthalter bestimmt. Allein die spanischen Ansiedler in Venezuela, die gegen ihn aufs höchste erbittert waren, hatten in der oben erwähnten Anklageschrift die schärfsten Anschuldigungen gegen seine frühere Amtsführung erhoben, und da er die ihm gemachten Vorwürfe nicht genügend widerlegen konnte, so verweigerte die Krone die erforderliche Bestätigung. Trotzdem setzten die Welser ein zweites Mal seine Ernennung bei Karl V. durch, und nur dem entschiedenen Einspruch der Kolonisten wie der Welserischen Faktoren ist es

---

[1]) Pfister, Ambrosius Dalfinger. Allg. Deutsche Biographie IV (1876), S. 710. — Einer der wenigen unparteiischen spanischen Zeitgenossen, Juan de Castellanos, der als einziger spanischer Dichter deutsche Thaten, insbesondere die Welserzüge, verherrlicht hat, sagt über Alfinger (nach der Übersetzung von Schumacher):

Dalfinger, ihm gebührte große Ehr';
In Worten war er gut und gut in Thaten,
Voll Emsigkeit und freundlich im Verkehr,
Durch Achtsamkeit und Einsicht wohlberaten.
Doch — der Erfolg, der kommt von ungefähr —
Dalfinger, statt zu ernten reiche Saaten,
Fand schon am Thore, das ihm Eintritt gab,
Vor seinem Fuß das frühe off'ne Grab.

zu danken, daß Federmann, der sein Ernennungsdekret nie erhalten hat, nicht in den Besitz der höchsten Gewalt gelangte, sondern daß sie Georg Hohermuth von Memmingen, der sich wegen eines längeren Aufenthaltes in Speyer gewöhnlich Georg von Speyer nannte, übertragen ward.

Wenn die Welser trotz der bisherigen geringen Erfolge immer neue Aufwendungen machten, so geschah es hauptsächlich wegen der inzwischen bekannt gewordenen Nachrichten von dem Goldlande Peru und der Entdeckung des silberreichen La Platastromes. Man konnte und wollte nicht glauben, daß das an so reiche Gebiete grenzende Venezuela nicht auch eine Fülle von Schätzen berge, um so mehr als Federmann wertvolle Perlen mit nach Europa gebracht hatte, die am Segelvorgebirge (Cabo de la Vela) gefunden worden waren. Man gab deshalb die ganz bestimmte Weisung, die erträumten Reichtümer nun endlich zu heben.

Georg Hohermuth sammelte 600 Gefährten aus den verschiedensten Teilen Deutschlands und Europas; auch Italiener, Griechen und Albanesen fehlten nicht. Um den Anmaßungen der Spanier besser begegnen zu können, warb er mehr deutsche als spanische Offiziere an, darunter Philipp von Hutten aus Königshofen in Franken, einen Verwandten des großen Humanisten Ulrich von Hutten, Franz Lebzelter aus Ulm und Andreas Gundelfinger aus Nürnberg. Wiederum wurden Bergleute mitgenommen, ebenso 18 Geistliche zur Bekehrung der Wilden und Bluthunde zur Bestrafung derjenigen Indianer, die sich der Taufe hartnäckig widersetzen würden.

Hohermuth zog bald nach seiner Ankunft (1535) mit 400 Mann und einer Schar indianischer Troßknechte über Barquisimeto nach Süden, um das noch kaum bekannte Orinokogebiet weiter zu erforschen. Auf dieser Expedition wurden die Welserischen zum ersten Mal gezwungen, im tropischen Tiefland Regenzeit quartiere zu beziehen. Da mehrere Versuche, die paßarme Gebirgsmauer der bis in die Schneegrenze emporragenden Kordillere von Merida zu erklimmen, fehl schlugen, so bahnte man sich unter Widerwärtigkeiten aller Art, bedroht von bösartigen Fiebern und feindlichen Angriffen, die schwere Verluste im Gefolge hatten, einen Weg durch den dichten Urwald längst des Gebirgsfußes. Am südlichsten Punkte von Federmanns erster Expedition wurden die Kranken nebst einer von Gundelfinger befehligten Schutzwache zurückgelassen. Nach dessen Tode marschierten sie auf eigene Faust zur Küste zurück, während die Übrigen unter wachsenden Kämpfen und Entbehrungen bis zum Opiastrom vordrangen, wo sie von der mit Macht einsetzenden Regenzeit vier Monate lang festgehalten wurden. Sorgenvoll beobachtete man die nicht enden wollenden Platzregen, die zusehends anschwellenden und sich immer mehr ausbreitenden Gewässer. Die Ernährung wurde tagtäglich schwieriger, da alles Wild sich aus den überschwemmten Niederungen flüchtete, die wilden Jaguare schwammen, vom Hunger getrieben, bis ins Lager, wo sie mehrere Menschen und Pferde zerrissen, und die riesigen Krokodile kamen immer näher. Endlich konnte man den Opia und zahlreiche andere zum Orinoko eilende Riesenströme überschreiten, bis man inmitten des Urwaldes auf die Quellen des Metastromes stieß. Gewichtige Goldklumpen, von denen die Eingeborenen erzählten, sollten aus den Ländern im Westen der dortigen Gebirge stammen. Allein die hemmenden Felswände blieben unüberschreitbar, weil man trotz aller Bemühungen nirgends einen Paß entdecken konnte.

Digitized by Google

Schließlich waren unter unaufhörlichen Kämpfen die mächtigen Nordzuflüsse des Amazonas erreicht, und die Entfernung vom Äquator betrug bloß noch einen Grad, als am Rio Bermejo, dem Roten Fluß[1]), Krankheiten und drückendster Mangel zur Umkehr zwangen. Eine zweite Regenzeit drohte, kaum 40 Mann waren noch verteidigungsfähig, und die Not stieg zu solcher Höhe, daß man Hunde, Pferde und die widerlichsten Dinge wie Häute und Ungeziefer, insgeheim sogar Menschenfleisch verzehrte. Als man auf dem Rückweg den Apure passierte, war kurz zuvor eine Expedition unter Federmanns Führung vorübergezogen; doch gelang es den Erschöpften nicht mehr, sie einzuholen. Erst nach dreijähriger Abwesenheit traf Hohermuth 1538 in Coro wieder ein. Von seinem Heerhaufen brachte er nur 125 halb verhungerte, durch Leiden aller Art entstellte Menschen zurück. Mehr als Zweidrittel der Mannschaften und Pferde, dazu Hunderte der bedauernswerten, zum Lasttragen gepreßten Eingeborenen hatte der verunglückte Zug weggerafft und dabei kaum für 140000 Mark Goldausbeute eingebracht.

Bei dem Abkommen mit Hohermuth hatte Federmann die wertvollere Westhälfte der Kolonie in Anspruch genommen und bereitete sich am Segelvorgebirge, wo er eine Festung anlegen sollte, unverweilt zu einer Expedition ins Binnenland vor, da er untrügliche Nachrichten von einem neuen verheißungsvollen Kulturzentrum am oberen Magdalenenstrom erhalten hatte. Um in seinen Plänen nicht gestört zu werden und unabhängig Entdeckungen zu machen, bog er trotz seiner gegenteiligen Versicherung absichtlich von Hohermuths Marschrichtung ab und wanderte durch die Urwälder und Grassteppen des Orinoko- und Metagebietes auf die kahlen, rauhen Hochebenen der Kordilleren. Rings von beschneiten Gipfeln umgeben, erschienen sie anfangs gänzlich unbewohnt und völlig baumlos, und die Verwegenen hatten durch Kälte und Schneestürme schwer zu leiden; doch bewahrten sie unzählige Kaninchen vor dem Verhungern.

In einem fruchtbaren, wohlbevölkerten Hochthal stieß Federmann zu seiner nicht geringen Enttäuschung auf eine spanische Konquistadorenschar unter seinem nachbarlichen Nebenbuhler Quesada, der schon ein halbes Jahr früher das Land in Besitz genommen und dort die Stadt Sta. Fé de Bogotá, die Hauptstadt der heutigen Republik Neu-Granada oder Kolumbien, gegründet hatte.[2]) Gleichwohl ließ er sich herbei, ihm bezw. den Welsern einen Teil der neu eroberten Provinz abzutreten. Mit reichen Gold- und Smaragdschätzen fuhren beide den Magdalenenstrom abwärts und segelten 1538 nach Europa, wo sich Federmann zur Anerkennung seiner Ansprüche erst nach Spanien, dann nach Antwerpen zu seinem dort am Hoflager weilenden Chef Bartholomäus Welser sen. begab. Dieser ließ ihn aber unverzüglich verhaften unter der Anklage, die ihm anvertrauten sehr beträchtlichen Geldsummen unterschlagen zu haben, und es entspann sich ein langwieriger, unerquicklicher Prozeß, der teils in Antwerpen, teils in Spanien geführt wurde und schließlich eine teilweise Verständigung anbahnte. Noch während der Verhandlungen erkrankte Federmann und starb 1542 in Madrid.

Federmann hat große Charakterschwächen gehabt, und wie er aus Eigennutz und Gewinnsucht das Leben eines Indianers für nichts achtete, so kümmerte er sich wenig um Pflichten, Verträge und um das gegebene Wort, sobald ihm

[1]) Wahrscheinlich der Oberlauf des Rio Caqueta.

[2]) Die lange gehegte Ansicht, daß Federmann, also ein Deutscher, der Mitgründer von Bogotá gewesen sei, läßt sich somit nicht mehr aufrecht erhalten.

eine andere Handlungsweise vorteilhafter dünkte. Das beweist sein Benehmen gegen seine Chefs, die Welser, wie gegen seine Vorgesetzten Alfinger und Hohermuth. Daher nannten ihn seine zahlreichen Feinde, insbesondere die Spanier, bei denen er sich völlig unmöglich gemacht hatte, nicht ohne Grund einen Dieb und Betrüger und warfen ihm unerhörte Habsucht und Grausamkeit vor. Aber der hochstrebende, treulose Mann mit dem weiten Gewissen war auch ein tapferer, umsichtiger Soldat und ein wagemutiger, gewandter Führer, der als echter Konquistadoren-General es wie selten einer verstand, seine Leute an sich zu fesseln, weil er kein Mittel für unerlaubt hielt, das ihm die rasche Erfüllung ihrer Wünsche zu versprechen schien. Er war ein kräftiger, mittelgroßer Mann mit langwallendem rotem Bart, voll deutscher Wander- und Kampfeslust, dem die aufreibenden Beschwerden des Konquistadorenlebens nichts anzuhaben vermochten, sodaß er als reicher Kapitalist nach Europa zurückkehrte, während soviele andere in Venezuela ein frühes Grab fanden. Mit Recht nannte ihn Philipp von Hutten einen geschickten Gesellen, auf dem das Glück des Landes stehe[1]).

So wenig beliebt Federmann war, so sehr war es Georg Hohermuth, der denn auch von den Welsern in seinem Amt belassen wurde, als die über ihn verhängte Untersuchung in seinem langen Ausbleiben nichts Unrechtes finden konnte. Die Nachschübe aus Europa wurden freilich immer seltener, als plötzlich die Kunde von Federmanns überraschenden Erfolgen ruchbar ward. Mit einem Schlage regte sich neuer Mut, und auch Hohermuth rüstete auf eigene Faust zu einem zweiten Unternehmen, als er inmitten seiner Pläne und Vorbereitungen 1540 dem Tropenfieber erlag. Jedenfalls ist er nicht, wie einige vermuten, von den Spaniern ermordet worden.

Georg von Speyer war noch ein Neuling auf dem Gebiete der Konquista und hat keine solchen Erfolge gehabt wie seine Vorgänger, nimmt aber eine hervorragende Stellung als Entdecker der westlichen Zuflüsse des Orinoko und Amazonas ein. Seinem Charakter nach wird er als ein rastloser, energischer und thatenlustiger Mann von untadelhaftem Ruf geschildert, und alle rühmen seine Tapferkeit, Leutseligkeit, Milde und Gerechtigkeit: ein Zeugnis, das bei einem Konquistador der damaligen Zeit schwer wiegt[2]).

---

[1]) Pfister, Nikolaus Federmann. Allg. Deutsche Biographie VI (1877), S. 598. — Über seine erste Reise hat Federmann eine, wenn auch ungewandt und nicht ohne Übertreibungen abgefaßte, so doch noch heute wertvolle Beschreibung, einen der wenigen deutschen Reiseberichte des Zeitalters der Entdeckungen, hinterlassen. Sie wurde nach seinem Tode von seinem Schwager Hans Kisshaber, Bürger zu Ulm, herausgegeben und führt den Titel: Indianische Historia. Eine schone kurtzweilige Historia Niclaus Federmanns des Jüngern von Ulm erster Raise so er von Hispania vnd Andolosia auß in Indias des oceanischen Mörs gethan hat, vnd was ihm allda in begegnet bis auf sein Widerkunfft inn Hispaniam, auffs kurtzest beschriben, gantz lustig zu lesen". Hagenow 1557. Neu herausgegeben von K. Klüpfel, Nikolaus Federmanns und Hans Stades Reisen in Südamerika 1529—1555. Bibl. d. Litterarischen Vereins in Stuttgart 47 (1859). Französisch von H. Ternaux, Belle et agréable narration du premier voyage de Nicolaus Federmann le jeune aux Indes de la Mer Océane etc. Paris 1837. — Vgl. noch Vulpius, a. a. O. S. 145—182. — M. Welnhold, Nikolaus Federmanns Reise in Venezuela. Jahresber. V. f. Erdk. Dresden 1891, S. 91 fg.

[2]) F. Ratzel, Georg Hohermuth. Allg. Deutsche Biographie XII (1880) S. 703.

VI.

An Hohermuths Stelle erhielt sein Begleiter, der 25jährige Philipp von Hutten, von dem interimistischen spanischen Gouverneur Bastidas die Würde eines Generalkapitäns, und die Welser, der schweren Opfer an Geld und Menschenleben, der fortgesetzten Mißerfolge und der eigenmächtigen Übergriffe ihrer Beamten müde, versuchten ein letztes kräftiges Mittel, indem sie 1541 den ältesten Sohn ihres Chefs und zukünftigen Leiter des Hauses, den erst 28jährigen, aber tüchtigen und thatkräftigen Bartholomäus Welser jun., in die drangsalvolle Kolonie sandten. Bald nach seiner Ankunft trat er mit Hutten einen Zug ins Innere an, um das verheißungsvolle Neu-Granada und jenes sagenhafte Land zu erreichen, wo der goldene Kazike, ein Indianerhäuptling, wohnen sollte, der sich jeden Tag neu mit Goldstaub einrieb und deshalb El Dorado, der Vergoldete oder Goldkönig, genannt ward. Weil frühere Expeditionen aufs Geradewohl ins Unbekannte hineinmarschiert und infolgedessen sehr verlustreich waren, bemühte man sich diesmal, den Weg so gut als möglich im voraus festzustellen und, soweit angängig, den Spuren Federmanns und Hohermuths zu folgen. Kein anderes Unternehmen in Venezuela war mit soviel Umsicht und gutem Willen ins Werk gesetzt, sodaß man endlich einmal auf einen durchschlagenden Erfolg rechnete. Allein auch über diesem letzten Wagnis waltete kein freundlicher Stern; die unablässige, mühevolle Jagd nach dem Golde sollte mit dem Tod von Mördershand enden.

Ohne besondere Hindernisse drangen die Welserischen in die Llanos ein, wo sie von einem Indianerstamm neben Gold auch silberne Kugeln erhielten, die offenbar aus den Ländern jenseits der Kordilleren stammten. Nachdem zu ihrer Gewinnung Monate lang vergebliche Anstrengungen gemacht worden waren, blieb nichts übrig, als wieder in die Ebene hinabzusteigen, wo die Truppe in beständigem Kampf mit den Indianern, mit den Unbilden des Klimas und dem nagenden Hunger — sogar Schlangen, Ameisen und gekochtes Leder wurden verzehrt — so zusammenschmolz, daß schließlich bloß noch 70 Mann am Leben waren. Dennoch streiften Welser und Hutten mehrere Jahre lang ruhelos im Gebiet der nördlichen Quellströme des Amazonas, noch heute einem der unbekanntesten Teile Südamerikas, umher, immer in der Hoffnung, Gold, Edelsteine und den goldenen Kaziken zu entdecken. Umsonst, es wurde nichts gefunden, was die aufgewandte Mühe lohnen konnte, und als sich das kleine Häuflein endlich nach fünfjähriger Abwesenheit fast entkräftet und mit leeren Händen zum Rückmarsch nach der Küste entschließen mußte, waren dort inzwischen die Zustände völlig ins Wanken geraten.

Ohne Wissen der Krone und der Welser hatte die Audiencia von St. Domingo einen früheren Notar Alfingers, Juan de Caravajal, mit der Ordnung der Verhältnisse beauftragt. Durch Gewaltthätigkeiten und Fälschungen riß er in böswilliger Absicht die Herrschaft an sich und wähnte sich um so sicherer, als er die Welserschе Expedition längst vernichtet glaubte. Als ihre Reste nun plötzlich auftauchten, war er anfänglich unangenehm überrascht. Sowie er aber deren Schwäche wahrnahm, gedachte er, sie zur Anerkennung seiner Macht zu zwingen. Er lud Welser und Hutten zu einer Zusammenkunft ein und wollte sie verhaften, weil sie sich weigerten, seinem Ansinnen Folge zu geben. Als auch das nicht gelang, ließ er sie angreifen, wurde indes selbst von Welser verwundet und mußte sich

Digitized by Google

auf Ehrenwort verpflichten, ihnen freien Abzug zur Küste zu gewähren. Da jedoch der Usurpator mit Recht befürchten mußte, daß sie sein Ränkespiel verraten und ihn nicht als Herrn von Venezuela dulden würden, so überfiel er die im Vertrauen auf sein Versprechen sorglos weiterziehende Schar, nahm ihre Führer gefangen und ließ sie in Ketten werfen. Darauf erklärte er sie mit Zustimmung der spanischen Ansiedler ohne weiteres des Todes für schuldig und ließ, ohne den Verurteilten die gewünschte Beichte zu gestatten, in der Karwoche des Jahres 1546 auf dem Marktplatz der von ihm angelegten Stadt Tocuyo in Gegenwart eines Welserischen Faktors erst zwei vornehmen Spaniern, dann Philipp von Hutten und zuletzt Bartholomäus Welser von einem Negersklaven mit einem stumpfen Waldmesser den Kopf abschneiden. Den Kranken, die man wegen ihres elenden Zustandes gar nicht erst gefesselt hatte, schenkte Caravajal mit fürchterlichem Spott das Leben, das ihnen die Indianer oder die Beschwerden des Marsches ohnehin früh genug nehmen würden. Wunderbarerweise schleppten sich die Überlebenden, soweit sie nicht zu Caravajals Truppen übergegangen waren, bis nach Coro, das sie vor fünf Jahren mit frohen Hoffnungen verlassen hatten.

Die Strafe für die begangene Unthat ließ nicht lange auf sich warten; denn als der zur Klärung der Wirrnisse abgeschickte spanische Untersuchungsrichter von dem Geschehenen hörte, zog er sofort gegen den Rebellen zu Felde und überraschte ihn gerade noch rechtzeitig, um mehrere Offiziere zu retten, die, weil sie ihm nicht blindlings ergeben waren und ihn selbst beseitigen wollten, am nächsten Tage hingerichtet werden sollten. Nun wurde auch mit Caravajal kurzer Prozeß gemacht. Er ward durch ein Pferd zur Richtstätte geschleift und an demselben Baum aufgeknüpft unter dem er seine unglücklichen Opfer so schrecklich zu Tode gemartert hatte. Trotzigen Sinnes, wie er gelebt, starb er. Der Baum aber verdorrte.

Philipp von Hutten war ein kühner, unerschrockener Ritter, mit einem biederen, treuen Gemüt und einem edlen, warmen Herzen. Wenngleich ein Sohn seiner harten Zeit, war er weniger grausam als die andern Konquistadoren, und bei ihm allein trat die Goldgier nicht in ihrer abstoßenden Nacktheit hervor. Vielmehr betont er in einem seiner Briefe, von denen sich noch acht erhalten haben, daß vornehmlich Ruhmbegierde und Abenteuerlust ihn über das Meer lockten. Leider fehlte ihm nichts weniger als alles, um seine Stellung auszufüllen. Strategisches Talent ging dem jugendlichen Heißsporn gänzlich ab, und auch der hinterlistigen Schlauheit der Spanier vermochte er nicht entgegenzutreten. Die Bemühungen seiner Angehörigen, die Bestrafung aller Schuldigen und die Auslieferung der Hinterlassenschaft ihres unglücklichen Verwandten durchzusetzen, blieben ohne Erfolg.[1])

VII.

Der letzte und schwerste Schlag, den die Welser durch das ungerechte Ende ihres jungen Chefs, des vielversprechenden Erben eines Welthauses, erlitten

[1]) F. Ratzel, Notizen zur Biographie Philipps von Hutten. Jahresber. d. Geogr. Ges. München für 1877/79 (1880), S. 153—156. — F. Ratzel, Philipp von Hutten. Allg. Deutsche Biographie XIII (1881), S. 463. — Zeitung aus India Junckher Philipps von Hutten. Aus seiner zum Teil unleserlich gewordenen Handschrift. J. G. Meusels Historisch-Litterarisches Magazin. Bayreuth u. Leipzig I (1785), S. 51—117.

hatten, konnte durch die Beſtrafung des Mörders nicht wieder gut gemacht werden, und mit dieſem tragiſchen Ereignis klingt die Geſchichte der Welſerzüge in Deutſch-Indien aus. Gleichwohl erhielt die Firma ihre Hoheitsanſprüche noch aufrecht, wenn auch die Handelsbeziehungen mit der venezolaniſchen Küſte ſchon ſeit Jahren nicht mehr fortgeſetzt wurden[1]). Aber die wachſenden Mißverſtändniſſe über die Verwaltung der Kolonie verwickelten ſie in eine ununterbrochene Reihe von langdauernden Prozeſſen und brachten es ſchließlich dahin, daß den Welſern am 13. April 1556 die Provinz wieder abgeſprochen und der mit ihnen abgeſchloſſene Lehensvertrag für ungültig erklärt wurde. Sie erhoben zwar unverzüglich Einſpruch und erwirkten auch die Einſetzung eines neuen Gerichtshofes. Obgleich aber deſſen Entſcheidung nicht bekannt iſt, ſcheint es kaum zweifelhaft, daß ſie das frühere Urteil beſtätigt hat. Jedenfalls haben die Welſer nicht den geringſten Einfluß mehr auf das fernere Geſchick ihres ehemaligen Lehenslandes ausgeübt, das ſie einſt mit ſtolzen Erwartungen übernahmen.

Trotz umſichtigſter Vorbereitung, thatkräftigſter Leitung und zäheſter Ausdauer, die ungeachtet aller Widerwärtigkeiten und Mißerfolge die einmal begonnene Aufgabe mit Aufwand erheblicher Mittel immer wieder angriff, iſt alſo das denkwürdige Unternehmen der Augsburger Kaufherren gänzlich mißlungen. Die Gründe lagen hauptſächlich in den unüberwindlichen Schwierigkeiten, die Haß und nationale Eiferſucht der Spanier ihren gefürchteten Nebenbuhlern heimlich und offen in den Weg legten, und gegen die weder die diplomatiſche Gewandtheit, noch die kraftvolle Energie der Welſer und ihrer ſchwäbiſchen Feldhauptleute anzukämpfen vermochte. Auch verſtand man es nicht, ſich mit der Audiencia und den beigeordneten königlichen Beamten auf guten Fuß zu ſtellen, ſodaß unerquickliche Rechtsſtreitigkeiten und gerichtliche Einmiſchungen unausbleiblich waren. Gedeihliche Arbeit war unter ſolchen Umſtänden unmöglich und die Kolonie von vornherein zu einem kränkelnden Daſein verurteilt. Dann waren aber auch die Welſer in der Wahl ihrer Statthalter nicht immer glücklich, und ihre Kolonialpolitik war verfehlt, indem man, dem Zug der Zeit folgend und nur auf augenblicklichen Gewinn bedacht, lediglich Handel trieb und edle Metalle ſuchte, ſtatt ſich die wirtſchaftliche Ausnutzung des Beſitzes angelegen ſein zu laſſen. Auf ergebnisloſen Irrfahrten jagten die Welſeriſchen dem Dämon Gold nach, und durch ein rückſichtsloſes Monopol- und Ausbeutungsſyſtem wurden die Koloniſten, die nur mit den Welſern Handel treiben durften und vieles zu unerhörten Preiſen auf Borg nehmen mußten, in ein auf die Dauer unerträgliches Abhängigkeitsverhältnis gebracht. Auch die Verwaltung Venezuelas war weder nach dem Wunſch der Krone, noch nach dem Sinn der Welſer durchgeführt, ja der Lehensvertrag in wichtigen Punkten überhaupt nicht erfüllt worden. So konnte ſich die Kolonie nicht entwickeln und blieb ein armſeliges Land, das weder für die Krone noch für die Statthalter auch nur die Verwaltungskoſten einbrachte. Die angelegten Siedelungen, Bergbau und Perlenfiſcherei gingen wieder ein, die Südſee war nicht erreicht, kein neues Goldland entdeckt. Endlich konnte die Macht des Kapitals allein das Fehlen eines politiſchen Machthintergrundes auf die Dauer nicht erſetzen, und die innern Zuſtände Deutſchlands trugen dazu bei, daß jenſeits des

[1]) Schon ſeit 1535 hatten die Welſer Venezuela als kaufmänniſches Unternehmen aufgegeben und den größten Teil ihres Perſonals nach St. Domingo zurückgezogen.

Meeres ein kühner Koloniſationsverſuch, wenn auch nicht in unrühmlicher Weiſe, ſondern erſt nach heldenmütigen Anſtrengungen ſcheiterte.[1]) Das erſte deutſche überſeeiſche Kolonialunternehmen war nach 27jährigem Beſtand zu Grabe getragen und damit der günſtige Augenblick, in Amerika Fuß zu faſſen, unwiederbringlich verloren gegangen. Blickt man auf das fruchtbare, an Naturſchätzen überreiche Tropenland zurück, das in der Hand einer ſchwachen Regierung der Schauplatz ewiger Unruhen iſt, das erſt jetzt wieder mit der Nachbarrepublik Kolumbien in Fehde liegt, vom Bürgerkrieg heimgeſucht wird und wegen der Beeinträchtigung deutſcher Intereſſen zu nachdrücklichem Vorgehen des Deutſchen Reiches Anlaß gegeben hat: dann kann man ein Gefühl wehmütigen Trauerns nicht unterdrücken, daß ein ſolcher Beſitz wieder aufgegeben werden mußte. Den Augsburger und Ulmer Kaufherren aber bleibt der unvergängliche Ruhm, in die großen Aufgaben ihrer Zeit verſtändnisvoll und opferfreudig mit eingegriffen und deutſchem Thatendrang und Wagemut für alle Zeiten einen Platz in der Geſchichte der Neuen Welt geſichert zu haben.

[1]) Außer dem fehlgeſchlagenen amerikaniſchen Unternehmen, deſſen Ausgang K. Häbler (Die Welſer in Venezuela, a. a. O.) nach neuen Urkundenfunden ausführlich ſchildert, hatten die Welſer noch anderweite Handelsverbindungen. Aber ſeitdem ſchien ihr Stern erblichen zu ſein, namentlich ſeit 1553 der alte erfahrene Bartholomäus Welſer ſen. aus der Firma ausgeſchieden war, die 1493—1518 Anton Welſer, Böhlin und Genoſſen hieß, worauf ſie nach den leitenden Mitgliedern des Hauſes, den Brüdern Bartholomäus und Anton Welſer, und dann bis 1553 Bartholomäus Welſer und Geſellſchaft genannt wurde. Unternehmungen und Kapitalien gingen verloren, und 1612 erfolgte der völlige Zuſammenbruch des Hauſes, deſſen Bankerott in ganz Europa ungeheures Aufſehen erregte.

Welches ſind die Urſachen der vielen Mißerfolge bei unſeren kolonialen Unternehmungen.

Von Forſtverwalter Waldemar Krüger.

Dieſe Frage beſchäftigt gar Viele im deutſchen Volke und gewiſſe Zeitungen und Gegner unſerer Kolonialpolitik werden nicht müde, ihnen zu ſagen, daß das ungeſunde Klima, der unfruchtbare Boden, Waſſerarmut, Heuſchrecken, Viehſeuchen, das gänzliche Fehlen von Verkehrswegen und anderes mehr jeden Erfolg, namentlich auf dem Gebiete der Land- und Viehwirtſchaft und des Plantagenbaues hindere.

Die Folge iſt, daß bei einem großen Teil des deutſchen Volkes dieſe peſſimiſtiſche Vorſtellung von unſeren Kolonien die vorherrſchende iſt, auch ſelbſt in Kreiſen, die wohl Gelegenheit hätten, ſich beſſer hierüber zu unterrichten.

Die ſchlechte Meinung über den Wert der deutſchen Kolonien wird ja nun leider noch befeſtigt und ſcheint beſtätigt zu werden durch das zum Teil recht jämmerliche Fiasko, das viele Unternehmungen bereits gemacht haben und noch fortwährend machen, zur hämiſchen Freude der kolonialfeindlichen Preſſe, die nie verſäumt, jeden einzelnen Fall gewiſſenhaft zu regiſtrieren und mit den üblichen Zuthaten den gläubigen Leſern als einen neuen Beweis für die Wertloſigkeit unſeres kolonialen Beſitzes vor Augen zu halten.

Daß dadurch das Intereſſe für die Kolonien beim großen Publikum immer mehr abgeſchwächt und namentlich das Kapital von Unternehmungen zurückgeſchreckt wird, iſt begreiflich, und deshalb dürfte es angezeigt und nützlich ſein, die wirklichen Urſachen dieſer vielen Mißerfolge offen und ehrlich zu beleuchten; denn ein Übel kann erſt dann mit Erfolg bekämpft und geheilt werden, wenn man ſeine Urſachen kennt.

Wir würden uns und das Anſehen der Kolonien weiter ſchädigen, wenn wir ferner noch die Augen verſchließen und nicht den Mut finden, das Meſſer an die Wunde zu legen.

Jeder, der Afrika kennt, und ich will hier ſpeziell von Deutſch-Oſtafrika ſprechen, weiß, daß weder Klima und Boden, noch Heuſchrecken oder andere Kalamitäten die Schuld an den Mißerfolgen der verſchiedenen Unternehmungen tragen. Man könnte nur ſagen, daß das Fehlen von Verkehrswegen, ſpeziell von Eiſenbahnen die Erfolge vorläufig teilweiſe recht ſehr erſchwert und hier und da ſogar ganz ausſchließt; aber dieſem Übelſtand wird hoffentlich bald abgeholfen werden. Klima und Boden ſind aber, wenn für das in Ausſicht genommene Unternehmen richtig und mit Sachkenntnis gewählt, ſogar meiſt ſehr günſtig, und

das Gespenst der Heuschreckenplage existiert auch mehr in den Köpfen der Zeitungsschreiber, die unser schönes Ostafrika nicht kennen, oder seinen Wert absichtlich herabdrücken wollen. Mit dieser, wie auch mit der Viehseuche ꝛc. ist es meist nicht so schlimm. Mehr oder weniger empfindliche Schäden, die hierdurch ab und zu in einigen meist engbegrenzten Teilen der Kolonie angerichtet werden, macht die große Fruchtbarkeit Ostafrikas bald wieder gut.

Wollte man dieserhalb von kulturellen Unternehmungen in Afrika Abstand nehmen, dann wäre das mindestens ebenso thöricht, als wenn die Bevölkerung einer sehr fruchtbaren Niederung aus Furcht vor möglichen Wasserschäden diesen kostbaren Landstrich unbebaut lassen wollte.

Bei einiger Aufmerksamkeit und gründlicher sachverständiger Prüfung aller örtlichen Verhältnisse muß es möglich sein, in nicht zu langer Zeit mit einiger Sicherheit herauszufinden, welche Gegenden diesem oder jenem Wirtschaftsbetriebe besonders günstig oder ungünstig sind, und wenn man dann auf Grund dieser Prüfungen und Beobachtungen sein Unternehmen zunächst in bescheidenen Grenzen aufbaut und Schritt für Schritt, dem Bedürfnis folgend, vorwärts geht — wobei aber immer eine sachverständige Leitung Bedingung ist — dann sind solche Schlappen, wie wir sie erlebt haben, meiner Ansicht nach nicht gut möglich, wenigstens nicht in solchem Umfange.

An diesen gründlichen sachverständigen Vorprüfungen und an einer ebensolchen Leitung, sowie an dem geizigen Haushalten mit den Mitteln, solange nicht einigermaßen abgeschlossene Erfahrungen vorliegen, hat es wohl zu oft gefehlt.

Auf Grund irgendwelcher, oft zu optimistisch gefärbter Berichte, manchmal von Leuten, die gar nicht zu einem Urteil über die behandelte Sache befähigt sind, hat man ohne weitere gründliche Untersuchung, ob auch für das geplante Unternehmen wirklich die notwendigen Bedingungen vorhanden sind, oft Gründungen ins Leben gerufen, die sich dann nach wenigen Jahren schon als gänzlich verfehlte erwiesen.

Die gleich im größten Maßstabe betriebene Kultur irgend einer Nutzpflanze, von der man sich und anderen goldene Berge versprochen, mußte man aufgeben und ging — wiederum ohne die nötigen Vorstudien gemacht zu haben — zu einer anderen über, um vielleicht nach einem längeren oder kürzeren Zeitraum dieselben traurigen Erfahrungen noch einmal zu machen, ehe man das den gegebenen und endlich besser erkannten Verhältnissen mehr Angepaßte fand.

Manche Unternehmungen, wie z. B. das Sägewerk in den Mangrovenwäldern des Rufidji, trugen den Keim des Todes, für jeden Sachkenner offen sichtbar, schon bei ihrer Geburt in sich, weil ihnen von Hause aus die wichtigsten Lebensbedingungen fehlten.

So sind riesige Summen ganz nutzlos verausgabt, die nie wieder hereingebracht werden können.

Diese Millionen-Unternehmungen, die gleich von vornherein auf das allergrößte Maß zugeschnitten und angelegt sind und als schädliches Anhängsel noch einen sehr großen und deshalb sehr kostspieligen, meist wenig sachverständigen Verwaltungsapparat haben, sind meiner Ansicht nach ein großer Fehler, der sich denn auch überall zeigt.

Man erwirbt, wie oben schon erwähnt, oft auf Grund ganz ungenügender Berichte ungeheuere, oft unnütz große Landflächen, erbaut darauf — beispielsweise

— die zu einem Plantagenbetriebe nötigen koſtſpieligen Gebäude, engagiert irgendwoher einen unbekannten Pflanzer, der nun teils auf Antreiben ſeines Chefs, teils um ſelbſt ſeine Tüchtigkeit zu dokumentieren, mit Eifer bemüht iſt, ſo ſchnell und ſo viel wie möglich — ſagen wir Kaffeebäumchen — in den Boden zu bringen.

Wie das oft geſchieht, das machte ſ. Z. manchem dieſer Herren wenig Kummer. Die Hauptſache war, ſeiner Geſellſchaft in Europa melden zu können, daß er in dem und dem Zeitraume ſo und ſo viel tauſend Kaffeebäumchen ausgepflanzt habe. Der Himmel iſt hoch und der Zar iſt weit! — er hat alſo eine allzuſtrenge Kontrolle darüber, wie er ſeine Aufgabe gelöſt hat, nicht zu fürchten, abgeſehen davon, daß ſeine Chefs meiſt nicht in der Lage ſind eine ſolche Kontrolle überhaupt auszuüben oder ausüben zu laſſen, weil ihnen die dazu nötigen Sachverſtändigen meiſt fehlen.

Da kann es denn vorkommen, wie ich es mit eigenen Augen geſehen habe, daß entweder die Pflanzlöcher zu klein oder unnötig groß und tief gemacht werden — das eine iſt ſchädlich für die junge Pflanze und das andere nimmt unnötiger Weiſe den Geldbeutel der Unternehmer in Anſpruch — und daß das ſo ſehr wichtige Pflanzgeſchäft ſelbſt ſehr häufig herzlich ſchlecht ausgeführt wird. Der die vielen noch ſehr wenig geſchulten ſchwarzen Arbeiter beaufſichtigende Europäer und ſeine Aufſeher ſind einmal meiſt nicht imſtande, dieſe Arbeit gehörig zu überwachen, und zum andern verſtehen ſie es ſchließlich ſelbſt nicht genügend; denn ſie haben bis dahin vielleicht nur Tabak oder überhaupt noch nie eine Pflanze gepflanzt und kaum eine Ahnung von den Lebensbedingungen einer ſolchen. Ich habe geſehen, daß die Arbeiter ihre Pflanzen ohne jede Bedeckung der Wurzeln von Pflanzloch zu Pflanzloch trugen, und daß infolgedeſſen die feinen Faſerwurzeln nach kurzer Zeit vollſtändig trocken waren.

Ich habe auch geſehen, daß auf einer anderen Plantage — nomina sunt odiosa — auf einer größeren Fläche die Kaffeebäume in kaum 2 Fuß Abſtand gepflanzt und daher vollſtändig in einander verwachſen waren, ſodaß eine Entwickelung der Blüten und Früchte ganz unmöglich war. Hier kann nur ein Menſch gehauſt haben, der entweder keine blaſſe Ahnung von ſeiner Aufgabe hatte, oder der — pflichtvergeſſen — auf möglichſt kleinem Raum (denn das Roden des Urwaldes iſt ein ſchwieriges und zeitraubendes Geſchäft) möglichſt viel Pflanzen unterbringen wollte, um in dem Bericht nach Europa mit großen Zahlen aufwarten zu können.

Noch Schlimmeres ſah ich. Auf einer großen Fläche hatte man die ſchon erwachſenen Kaffeebäumchen in einer böſen Stunde ca. 1 Fuß über dem Boden abgehauen, vielleicht in der Abſicht, dieſelben mehr ſtrauchartig zu ziehen und dadurch das Pflücken der Kirſchen zu erleichtern. Die Folge war, daß ſich im weiteren Verlauf die ſtehengebliebenen unteren Zweige zu einem ganz dichten, keinen Licht- und Sonnenſtrahl durchlaſſenden Gewirr, ähnlich einem ſ. g. Hexenbeſen, auswuchſen, aber keine Neigung zeigten, neue Höhentriebe zu bilden.

Daß dieſe Krüppel keine Früchte tragen konnten, ſcheint auch dem damaligen Leiter endlich klar geworden zu ſein; deshalb fügte er zu der erſten Thorheit — Dummheit wäre richtiger — die zweite und pflanzte unter jeden dieſer Büſche, 10—15 cm vom Stamm entfernt, eine, auch zwei junge Kaffeepflanzen, die, wenn ſie angewachſen waren, den wertloſen Strauch erſetzen ſollten. Dabei hatte er

aber freilich vergeſſen, daß eine junge Pflanze ohne Licht und Sonne überhaupt nicht wachſen kann, und ſo ſind denn auch dieſe jungen Pflänzchen, wie das anders gar nicht zu erwarten war, bereits nach kurzer Zeit ſämtlich eingegangen. Nebenbei erwähne ich nur noch, daß ſehr viele dieſer Pflänzchen ſo unter aller Kritik ſchlecht gepflanzt waren, daß kaum die Hälfte der Wurzeln mit Erde bedeckt war.

Welch' horrende Summen durch dergleichen unverſtändige Maßnahmen eines verantwortlichen Leiters auf die Straße geworfen werden, und welche koſtbare Zeit außerdem durch ſolche unwiederbringlich verloren geht, das möge ſich jeder ſelbſt ausmalen.

Auf derſelben Plantage hatte man, um bei der Regenzeit die fallenden größeren Waſſermaſſen ſchneller aus einem beſtimmten Gebiet abzuführen, den Lauf eines kleinen, in vielen ſtarken Krümmungen fließenden Baches nicht etwa derart reguliert, daß man dieſen durch das fragliche Gebiet mit der dem Gefälle entſprechenden Böſchung gerade legte, ſondern man ſtach einfach von beiden Ufern ca. 10—20 cm *ſenkrecht* ab und verbreiterte damit nur die Bachrinne um etwas, ohne den gewollten Zweck zu erreichen. Auch das für dieſe Arbeit verausgabte Geld iſt weggeworfen.

Noch manche Beiſpiele von der nutz- und ſinnloſen Vergeudung ungeheuerer Summen ließen ſich hier anführen; aber für den, der einigermaßen Verſtändnis für die Sache hat und die Wurzeln des Uebels ſehen *will*, für den genügt es vollkommen.

Noch eins gehört hierher. Im Jahre 1896 inſpizierten „im Auftrage" zwei junge Herren aus Berlin, Juriſten natürlich, die deutſch-afrikaniſchen Kolonien. Alle Achtung vor dem juriſtiſchen Stand! Dieſe Herren wiſſen und können ohne Zweifel ſehr viel, aber doch längſt nicht Alles. Ich frage jeden Praktiker, ob er einen Juriſten für befähigt hält, ſich eine zutreffende Meinung über die Verwaltung einer Plantage, einer Viehzuchtſtation, einer Sägewerkanlage ꝛc. zu bilden und darüber ein maßgebendes, oft tief einſchneidendes Urteil abzugeben? —

Man betraue tüchtige Praktiker mit dergleichen Miſſionen, ernſte, gewiſſenhafte, wenn auch nichtgelehrte Männer! In die Hände ſolcher lege man auch die Verwaltung der verſchiedenen Unternehmungen, dann werden wir auch vorwärts kommen.

Wie kann beiſpielsweiſe ein Plantagenunternehmen gedeihen, wenn der Leiter desſelben und zu allermeiſt auch ſeine Aſſiſtenten in jeder Hinſicht Laien auf dieſem Gebiete und ihrer Aufgabe nach keiner Richtung gewachſen ſind! Wie ſoll ein Sägewerk reüſſieren, das man mitten in die Mangrovenſümpfe ſtellt! Allein ſchon die unſäglichen Schwierigkeiten des Fällens der eiſenharten Stämme in dieſem ſehr ſchwierigen Terrain, ihr Transport aus dieſem zum offenen Waſſer und die mühſame und teuere Weiterſchaffung zum feſten Land durch Anhängen an Kähne — denn Mangrovenholz ſchwimmt nicht — würden jedem Sachverſtändigen ein derartiges Unternehmen von vornherein ausſichtslos erſcheinen laſſen. Nun kommt hinzu, daß das Mangrovenholz, das bis zur Anlieferung zum Sägewerk ſchon ſehr viel Geld gekoſtet hat, infolge ſeiner enormen Härte ſich ſchwer ſchneiden läßt, die Arbeitsleiſtung der Säge alſo eine verhältnismäßig geringe und daher teuere iſt, und daß das Holz ſehr zum Reißen neigt. Dieſe Eigenſchaft und die enorme Härte beſchränken ſeinen Gebrauchswert ſehr.

Der Tiſchler kann es aus dieſem Grunde nicht gebrauchen, oder wird es nur im Notfalle verarbeiten, und aus demſelben Grunde eignet es ſich nicht zum Schneiden von Brettern. Nur als Kantholz hat es einen Wert. Kantholz allein kann ein Sägewerk in Afrika aber nicht liefern wollen; denn wer dieſes gebraucht, muß meiſtens daneben auch Bretter, Latten ꝛc. haben.

Deshalb war die Anlage eines Sägewerkes in den Mangrovenwäldern des Ruſidji eine ganz verfehlte. Ein ſolches wird nur dort vollen Erfolg haben, wo, wie in Uſambara, die Holzgewinnung eine billigere und die Möglichkeit gegeben iſt, allen Anforderungen im ausgedehnteſten Maße gerecht zu werden. —

Mit unſeren kolonialen Unternehmungen würde es beſſer ausſehen, wenn man dieſe in ihren Anfängen in beſcheideneren Grenzen gehalten und gewiſſermaßen zunächſt als Verſuchsſtationen behandelt hätte, wozu ein ſeiner Aufgabe vollſtändig gewachſener, ehrlicher und gewiſſenhafter Leiter bis zum Abſchluß ſeiner Beobachtungen und Verſuche nur wenig Leute und deshalb auch nur geringe Mittel gebraucht hätte. Hätte er ſich nach längerer oder kürzerer Zeit ein feſtes Urteil gebildet, dann würde er, geſtützt auf die mit geringen Mitteln gemachten Erfahrungen, den Zeitverluſt in den meiſten Fällen ſo ziemlich wieder eingeholt haben. Jedenfalls aber wären durch ein derartiges Vorgehen den Unternehmern ungeheure Summen und viele Enttäuſchungen erſpart geblieben.

Dazu gehört aber, wie geſagt, ein tüchtiger Fachmann, der ehrlich und gewiſſenhaft an ſeine Aufgabe herantritt und nicht allein nach Afrika geht, um dort in möglichſt kurzer Zeit viel Geld zu verdienen, ſondern auch ein warmes Herz für die Kolonie und einen gewiſſen Ehrgeiz mitbringt, der ihn die Erfüllung ſeiner Aufgabe als höchſtes Ziel verfolgen läßt.

Geht man mit ſolchen Männern, mit wirklichen Fachleuten an der Spitze von Unternehmungen, namentlich von ſolchen, die auf einem neuen Gebiet liegen, für welches noch keinerlei Erfahrungen in Afrika vorliegen, ſchrittweiſe und bedächtig vor, dann wird man ſehr viel Geld erſparen und unzweifelhaft mit der Zeit auch ſchöne Erfolge erzielen. Eile mit Weile! gilt beſonders auch für afrikaniſche Unternehmungen, und wenn die Leitung derſelben, was nicht oft genug betont werden kann, in ſachverſtändigen, energiſchen und gewiſſenhaften Händen liegt, dann wird man den Boden unter den Füßen ſicher nicht verlieren.

Die bisherigen Mißerfolge in Afrika ſind zum größten Teil ganz natürlich und ſelbſtverſtändlich; ja ſie ſind faſt immer ſelbſt verſchuldet und können auf kein anderes Konto geſchrieben werden.

Ganz dasſelbe würde man hier erleben, wenn man z. B. an die Spitze einer Forſtverwaltung einen Offizier, Kaufmann oder ſonſt einen Laien ſtellen und dieſem ein Hilfsperſonal geben würde, das ebenſowenig von der Sache verſteht, wie er ſelbſt.

Die deutsche Regierungsschule in Victoria,

(Kolonie Kamerun).

Von J. Scholze.

Als im Jahre 1858 der englische Missionar Saker von den Spaniern aus Fernando Poo ausgewiesen wurde, gründete er mit seinen verschiedenen Negerstämmen angehörenden Anhängern an der so überaus herrlich am Fuße des mächtigen Kamerungebirges liegenden Ambas-Bucht den Ort Victoria. Die Mitglieder dieser kleinen Baptistengemeinde, die ein kleines Staatswesen für sich bildeten, suchten die Herrschaft über ihre heidnischen Nachbarn zu erringen, was ihnen auch teilweise gelang. In der Gemeinde selbst herrschte aber die größte Unordnung, und erst der energischen deutschen Regierung gelang es, geordnete Verhältnisse zu schaffen. Bald verlernten die Eingewanderten ihre Muttersprache, und ihre Umgangssprache wurde das Englische, in dem sie von den Missionaren unterrichtet wurden. Im Handel und Verkehr mit ihren Nachbarn, den Bakwiri, wurde ihnen auch deren Sprache geläufig. Nur schwer konnten sich die Victorianer, die sich hochmütig schwarze Europäer (black civilized people) nannten, in die neuen Verhältnisse schicken. Allmählich mochten sie aber das Thörichte ihrer Abneigung gegen Deutschland einsehen. Auch machte sich die Eifersucht bei ihnen geltend, als sie sahen, welche Vorteile die am Kamerunflusse wohnenden Duala durch den Besuch der deutschen Regierungsschule in der Station Kamerun erlangten.

Sie richteten deshalb an die Regierung von Kamerun eine Bitte um Errichtung einer Regierungsschule in Victoria. Die Regierung erfüllte diese Bitte mit größter Bereitwilligkeit, und zwar um so lieber, als man sich von den Victorianern bessere Erfolge versprach als von den Duala. Diesen fehlt es durchaus nicht an Fleiß und Begabung; aber sie haben zum großen Teil die schlechte Eigenschaft, das Gute, das sie in der Schule gelernt haben, bald wieder zu vergessen oder gar ihre Kenntnisse zu Betrügereien zu benutzen. Die Victorianer dagegen haben diese Fehler nicht an sich und sind auch eher zum Arbeiten geneigt als die Duala. Die Regierung versuchte schon mehrmals, junge Leute aus Victoria in Deutschland ausbilden zu lassen, was aber immer daran scheiterte daß sie das nordische Klima nicht gut vertrugen. Aus diesem Grunde war es notwendig, den Leuten in ihrer Heimat Gelegenheit zu einer guten Schulbildung zu geben

Im Jahre 1897 wurde deshalb ein einfaches Schulhaus — wie die meisten Europäerhäuser in Kamerun nur aus Holz und Wellblech — gebaut, welches wegen der ungesunden Ausdünstung des Bodens auf Steinpfeilern ruht. (Siehe die Abbildung auf S. 325). Rund um das Gebäude läuft eine Veranda, und das Innere besteht aus einem großen Unterrichtsraum und einem kleinen Zimmer, welches dem Lehrer am Tage zum Aufenthalt dient. Die Einrichtung des Schulraumes be-

Digitized by Google

ſteht aus 8 Bänken in zwei Abteilungen, einem rieſengroßen Pulte, einigen Tiſchen und Stühlen, einer Wandtafel und einem Bücherbrett; alles iſt aus hartem afrikaniſchem Holz gearbeitet. Eine Anzahl Tafeln mit Bibelſprüchen, die Bilder des Kaiſers, der Kaiſerin, Bismarcks, Moltkes, einige Anſchauungsbilder und Landkarten zieren die Wände.

Der erſte Lehrer dieſer Anſtalt, Sembritzky, mußte leider ſchon nach einem halben Jahre wegen ſchwerer Fieber in die Heimat zurückkehren, und viele Monate wurde die Schule nur von dem eingeborenen Hilfslehrer Senga Kuo geleitet. Er war von dem um die Kolonie Kamerun ſo ſehr verdienten, leider zu früh geſtorbenen Oberlehrer Chriſtaller erzogen worden. Zwar wurde er in ſeiner Arbeit öfters von dem in der Station Kamerun wohnenden deutſchen Lehrer Lederbogen inſpiziert; aber wenn die Schule nicht rückwärts gehen ſollte, war es hohe Zeit, daß bald wieder ein deutſcher Lehrer die Leitung übernahm. Da Sembritzky nicht mehr tropendienſttauglich war, wurde Lehrer Fiſcher, ein Württemberger, nach Victoria geſandt, wo er im September 1898 ankam. Die Wahl Fiſchers war ſehr glücklich, ſein kräftiger Körper ertrug das ungeſunde Klima ſehr gut, und mit großem Eifer und viel Liebe zur Sache unterzog er ſich ſeiner nicht leichten Aufgabe*).

Nur ein feſter, im Glauben an Gott gegründeter Charakter kann dort mit Erfolg arbeiten; denn es erfordert große Geduld und Selbſtüberwindung und koſtet viel Mühe, dieſe kleinen und großen ſchwarzen Kinder zu ſittlichen Menſchen zu erziehen — inmitten der ſo verderblichen Einflüſſe der heidniſchen Umgebung und der vielfach ſo unſittlich lebenden Europäer. Ebenſo ſchwer iſt es, dieſe Schwarzen an geregelte Arbeit, Pünktlichkeit, Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen; denn der Lehrer darf dort nicht, oder nur im geringen Maße, auf die Mithilfe der Eltern rechnen. Die Hauptaufgabe beſteht aber darin, den Eingeborenen eine gute, den dortigen Verhältniſſen angepaßte Schulbildung zu geben, damit ſie entweder als Unterbeamte bei der Regierung, als Gehilfen der Kaufleute und Pflanzer Anſtellung finden, oder zu tüchtigen Handwerkern herangebildet werden können. Die Schule ſoll aber auch noch den Zweck haben, den Schülern Achtung vor Deutſchlands Macht und Größe einzuflößen, die Liebe zu ihrer Heimat und zum deutſchen Kaiſer zu wecken, mit einem Wort: ſie ſollen gute deutſche Staatsbürger werden.

Dieſen Zielen entſpricht der Unterrichtsplan, der dem einer württembergiſchen Volksſchule ähnlich iſt. Die Unterrichtsfächer ſind: Anſchauungsunterricht, Leſen, Schreiben, Rechnen, deutſche Grammatik, deutſcher Aufſatz, Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte, Phyſik, Zeichnen, Singen und Turnen. Der Unterricht wird nur in deutſcher Sprache erteilt, und zwar mit Erklärung möglichſt vieler Anſchauungsbilder. Können die jüngeren Schüler etwas nicht verſtehen, und kann es ihnen der Lehrer weder bildlich darſtellen noch überſetzen, ſo muß es ihnen von einem älteren Schüler überſetzt werden.

Dieſe Methode hat ſich vorzüglich bewährt, und die Kinder lernen dadurch die deutſche Sprache ohne große Mühe. Auffallend iſt es, daß ſie meiſt eine ſehr ſchöne Handſchrift haben. Macht ſo der Schreibunterricht dem Lehrer wenig

*) Leider trat er nach 2jähriger Dienſtzeit aus dem Kolonialdienſte aus, ſo daß ſchon wieder ein neuer Lehrer an dieſe Stelle treten mußte, was der Schule nicht gerade förderlich ſein kann.

Die Regierungsſchule in Victoria (links im Vordergrunde Lehrer Fiſcher).

Mühe, ſo bietet der Unterricht im Rechnen Lehrer und Schülern um ſo größere Schwierigkeiten; denn für dieſe Kunſt ſcheint in ihrem Gehirn wenig Platz vorgeſehen zu ſein. Die größte Freude bereitet den ſchwarzen Schülern das Singen. Es iſt eine wahre Luſt, ihrem gutgeſchulten und wohlklingenden Geſange zuzuhören und ihre ſtrahlenden Geſichter zu ſehen, wenn die „Wacht am Rhein", „Deutſchland über alles" oder „Ich hatt' einen Kameraden" geſungen werden. Oberlehrer Chriſtaller hat das letztere auch in die Dualaſprache überſetzt, und es fand ſolchen Anklang bei den Kamerunern, daß es von Alt und Jung, Männlein und Weiblein geſungen und faſt zum Gaſſenhauer wurde. Große Freude macht es auch den Schülern, wenn ſie gelegentlich dem Herrn Gouverneur oder einem andern hohen Beamten ein Ständchen bringen dürfen, und der größte Jubel herrſcht, wenn ſie beim Turnen — das in Ermangelung von Turngeräten im Klettern auf Bäume, in Freiübungen und Marſchieren beſteht — ſingen dürfen. In jedem Deutſchen, der dort die ſchönen deutſchen Volkslieder aus ſchwarzem Munde hört, erwacht die Sehnſucht nach der Heimat, und er fühlt ſich in ſeine eigene Schulzeit zurückverſetzt.

Die Zahl der Schüler betrug 1899 64 Knaben und 17 Mädchen im Alter von 6 bis 23 Jahren. Außer dieſen beſuchten einige ältere „höhere Töchter", die ſchon in der engliſchen Baptiſtenſchule Unterricht genoſſen hatten, die Schule, um die deutſche Sprache zu erlernen. Das Alter der Schüler iſt oft nur annähernd zu beſtimmen; nur wenige wiſſen Jahr und Tag ihrer Geburt. Da aber alle einen Geburtstag haben wollten, half ſich Lehrer Fiſcher dadurch, daß er ihr Alter ſchätzte und den Geburtstag auslooſte. Die Schüler waren damit zufrieden und freuten ſich, einen Geburtstag feiern zu können.

Lehrer Fiſcher erteilte täglich von 7—11 und von 3—5 Uhr Unterricht, wobei er von dem eingeborenen Hilfslehrer William, den er ſich ſelbſt ausgebildet hat, unterſtützt wurde. Einen Schulzwang giebt es in Kamerun noch nicht, ebenſowenig wird Schulgeld verlangt. Die Schüler müſſen nur ihre Bücher und Schreibmaterialien bezahlen. Die Kinder gehen im allgemeinen gern zur Schule, die außer den Kindern der in Victoria anſäſſigen Negerchriſten auch noch von heidniſchen Bakwirikindern beſucht wird, deren Eltern den Nutzen der Schule erkannt haben. Die Schulſtrafen ſind dieſelben wie in unſerer Heimat: Stockſchläge, Strafarbeiten, Nachſitzen und ſchlimmſten Falles Ausweiſung. Von letzterer wurde zu Fiſchers Zeit nur zweimal Gebrauch gemacht; ein Schüler wurde wegen Unſittlichkeit entlaſſen, ein anderer wegen gänzlich ungenügender Leiſtungen, aber erſt nach mehrmaliger Warnung.

Der letztere Fall beweiſt, daß die Schwarzen auch Ehrgefühl beſitzen, was man ihnen oft gänzlich abſprechen möchte. Der betreffende Schüler war ungefähr 21 Jahre alt, hatte das Schneiderhandwerk erlernt und mußte ſeine Mutter und Geſchwiſter ernähren. So fleißig er auch war, er konnte doch den Forderungen der Schule nicht genügen. Dem Lehrer blieb nichts anderes übrig, als ihm zu erklären, er ſolle entweder nur ſchneidern, oder nur in die Schule gehen; es ſei beſſer für ihn und ſeine Mutter, wenn er ſeinem Berufe allein nachgehe. Daß er die Schule verlaſſen mußte, nahm er ſich aber ſo zu Herzen, daß er verſchwand, und niemand wußte, wo er ſich aufhielt, ſo daß ſeine Angehörigen und auch der Lehrer in großer Sorge waren. Nach einigen Tagen kam er endlich ganz betrübt wieder und wollte wiederum in die Schule woran, natürlich nicht zu denken war. Da

er aber durchaus Beamter werden wollte und die deutſche Sprache ziemlich verſtändlich ſprach, war der Lehrer froh, daß er ihm auf dem Bezirksamt Victoria eine Stelle als Dolmetſcher verſchaffen konnte. Nun iſt der Schneider glücklich, ein „kaiſerlicher" Dolmetſcher zu ſein, wie er ſagt, und er hat nebenbei noch Zeit genug für ſein Handwerk übrig.

Zwei andere junge Victorianer ſeien hier auch noch erwähnt. Der eine, ungefähr 20 Jahre alt, zeigt, trotzdem ihm das Lernen ſehr ſchwer fällt, einen rühmenswerten Fleiß und Eifer; nicht genug, daß er ſeine Arbeiten alle pünktlich fertigt, er erteilt ſogar noch in ſeinen Mußeſtunden in der Baptiſtenſchule den kleinen Kindern täglich zwei Stunden Elementar-Unterricht für einen ganz geringen Lohn*). Der andere war der Sohn des ſchwarzen Baptiſtenpredigers Wilſon, der zwar nicht die Regierungsſchule beſuchte, aber in einem Berliner Seminar ſeine Ausbildung erhielt, wo er einer der beſten Schüler war. Leider ſtarb er zum großen Schmerze ſeines Vaters im vorigen Jahre nach mehrjährigem Aufenthalt in Deutſchland, kurze Zeit vor der Abfahrt des Schiffes, mit dem er in die Heimat zurückkehren wollte. Dieſe beiden Fälle mögen als Beweis dafür genügen, daß die Neger nicht bildungsunfähig ſind. Wie ſie nach Bildung ſtreben, erſieht man auch daraus, daß einſt zu Lehrer Fiſcher eine Anzahl junge Victorianer kamen und ihn baten, doch an Wochentagen abends mehrere Fortbildungsſtunden zu geben, wofür ſie ihn gern bezahlen wollten. Fiſcher konnte leider ihren Wiſſensdurſt nicht befriedigen, weil es für ihn zu anſtrengend geweſen wäre.

Da die Uhren in Kamerun wenig bekannt ſind, werden die Kinder mit einer Glocke zur Schule gerufen. Selten kommt ein Kind zu ſpät. Sie wiſſen, daß der sango muledi (der Herr Lehrer) darin ſehr ſtreng iſt. Daß ein ſtrenger Herr in der Schule regiert, kann jeder Weiße ſchon daran ſehen, daß alle Schüler bei ſeinem Eintritt in das Schulzimmer ſich wie ein Mann erheben, laut und deutlich „Guten Tag!" rufen, und wenn ſie ſeinen Namen wiſſen, auch dieſen hinzufügen. Der Unterricht beginnt mit Geſang und Gebet und wird ebenſo geſchloſſen. Die Regierungsſchulen ſind zwar aus naheliegenden Gründen religionslos; es iſt aber dem Lehrer freigeſtellt, ob er Religionsunterricht erteilen will oder nicht. Lehrer Fiſcher gab ſeinen Schülern Religionsſtunden, und man merkte, daß ihm dies Herzensſache war und ſeine Worte bei den Schülern nicht auf unfruchtbaren Boden fielen. Dieſer Umſtand mag weſentlich dazu beigetragen haben, daß zwiſchen Lehrer und Schülern ein ſo gutes Einvernehmen herrſchte. Die Schüler fühlten die Liebe ihres Lehrers und zeigten ſich ihm dafür oft dankbar. Hatte der Lehrer einmal Fieber, dann freuten ſich die Schüler zwar auch, daß der Unterricht ausfiel, aber ſie nahmen doch Anteil an ſeiner Krankheit, beſuchten ihn und frugen nach ſeinem Befinden, was bei unſern deutſchen Schülern wohl ſeltener der Fall ſein dürfte. Umgekehrt beſuchte auch der Lehrer ſeine erkrankten Kinder und ſuchte zu helfen und die Eltern zu tröſten, wofür ſich dieſe erkenntlich zeigten. So machte einmal ein Mütterchen dem Lehrer ein Huhn zum Geſchenk und war ſehr betrübt, als er es anfangs nicht annehmen wollte.

Wer wollte es aber dieſen ſchwarzen Schülern verdenken, daß ſie ſich auch auf die Ferien freuen, trotz alles Guten, das ſie in der Schule empfangen. Sie können freilich in ihrem Lande keine Ferienreiſen machen, erfreuen ſich aber an

*) Zur Zeit befindet er ſich in Berlin, wo er als Lehrer ausgebildet wird.

Digitized by Google

allerlei Spielen, an denen ſie nicht arm ſind; und mancher arme Schüler, der gern ein neues Lendentuch, ein Hemd oder eine Mütze kaufen möchte, ſucht ſich das Geld hierzu in der Ferienzeit durch Arbeit bei einem Europäer zu verdienen.

Den Glanzpunkt im Leben der Regierungsſchüler bilden die Weihnachtsfeier und Kaiſers Geburtstag. Jene erhielt im Jahre 1898 zwar einen etwas bitteren Beigeſchmack, indem am Tage vorher der Herr Bezirksamtmann Schulprüfung abhalten ließ. Umſo größer war dann die Freude, als ſie am erſten Weihnachtstage abends den im hellen Lichterglanz ſtrahlenden, künſtlichen Weihnachtsbaum und die um ihn ausgebreiteten Geſchenke ſahen, die ihnen der Lehrer im Auftrage der Regierung übergab. Bevor die Schüler die Geſchenke erhalten, tragen ſie die Weihnachtsgeſchichte in deutſcher Sprache und wegen der anweſenden Eltern auch in der Landesſprache vor. Eine Anſprache des Lehrers, Gebet und Geſänge folgen, ſo daß ſich die Feier würdig geſtaltet, und Jung und Alt, Schwarze und Weiße, welche hierzu zahlreich erſcheinen, ihre Freude daran haben. Wenn die Kinder ſich noch in lebhafter Erinnerung des ſchönen Weihnachtsfeſtes freuen, kommt ſchon wieder ein Feſt: Kaiſers Geburtstag. Er wird in ähnlicher Weiſe wie bei uns gefeiert, nur mit dem Unterſchiede, daß die Schüler dort nochmals kleine Geſchenke erhalten. Wenn man ſieht, mit welch' freudiger Begeiſterung ſie ihre Lieder und Gedichte vortragen, und wie aufmerkſam ſie den Erzählungen des Lehrers über ihren geliebten Kaiſer lauſchen, ſo glaubt man faſt, trotz ihrer ſchwarzen Farbe wirkliche deutſche Kinder vor ſich zu haben. Als bei einer ſolchen Feier ein Schüler das nachſtehende Gedicht vortrug, konnte man man ſo recht erkennen, daß er aus dem Herzen ſprach:

„Ich bin ein Bub' von Kamerun,
Der deutſchen Kolonie.
Fürſt Bismarck hatte viel zu thun,
Bis er erworben ſie.

Der Kaiſer baute Schulen bald,
Die Freud' iſt rieſengroß,
Denn lernen will hier Jung und Alt;
Und kräftig geht's jetzt los.

Ob wir auch ſchwarz, wir fühlen warm:
Der Kaiſer iſt uns gut!
Drum weihen wir ihm Herz und Arm
Und unſern Mut und Blut!

Herr Kaiſer Wilhelm zu Berlin,
Biſt unſrem Herzen nah!
Wir grüßen Dich, mög' Glück Dir blüh'n!
Hurra, Vietoria!"

Begeiſtert ſtimmten alle kräftig mit ein in den Ruf: „Hurra, Vietoria!"

So wird alſo in dieſer Regierungsſchule eine gute Saat in die Herzen unſerer jungen ſchwarzen Landsleute geſäet, aus der einſt gute Früchte hervorgehen werden. Was man erſtrebt und erhofft, das wird in Erfüllung gehen: die in der Regierungsſchule erzogenen Schüler werden zu einem guten und feſten Bindemittel werden zwiſchen Deutſchland und unſerer Kolonie Kamerun.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse auf den Stationen der Missionsgesellschaft Berlin I in Deutsch-Ostafrika.

Von Pastor C. Hoefer

Die Visitationsberichte des Missionsdirektors Gensichen, welcher am 18. Oktober d. Jahres von seiner 2 jährigen Visitationsreise in den zu Berlin I gehörigen Missionsstationen Südafrikas und Deutsch-Ostafrikas nach Berlin zurückkehrte, geben in Verbindung mit dem Jahresbericht und den monatlichen Missionsberichten dieser Gesellschaft ein so umfangreiches und doch so scharf gezeichnetes Bild der religiösen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen von ihm persönlich in Augenschein genommenen Missionsstationen, daß wir im Interesse der Kolonial-Forscher und Freunde es für zweckmäßig erachten, außerhalb des Rahmens eines allgemeinen Missionsberichtes über unsere deutschen Kolonien die wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Missionsstationen auf Grund jener Berichte darzulegen. Zur Orientierung für Folgendes bemerken wir, daß die Missionsstationen, um die es sich hier handelt, sämtlich auf deutschem Gebiet liegen und noch sehr jung sind. Obgleich die Missionsgesellschaft seit Jahrzehnten ein weites Missionsfeld in Südafrika und China bebaut, glaubte sie bei Eintritt Deutschlands in die Kolonialaera sich dennoch der Pflicht nicht entziehen zu dürfen, an ihrem Teile zur kulturellen und sittlichen Hebung der neuen deutschen Unterthanen mitzuhelfen; sie hat seit 1891, der Gründung der ersten Station (Wangemannshöh), bis jetzt 13 Stationen in Deutsch-Ostafrika gegründet; anfangend von der Nordspitze des Nyassa erstreckt sich jetzt ihr versittlichender Einfluß schon weit nach Norden und Nordosten in das Innere der Kolonie über das Kondeland, Kingaland, Bena- und Heheland. Im Kondelande finden wir die Stationen Wangemannshöh, Manow, Muakaleli und Ikombe, im Kingalande: Bulongua Tandala und Magoje, im Bena- und Hehelande: Kidugala, Mufindi, Muhanga, Mpangile, Lupembe und Ilembula. Auf diesen 13 Stationen arbeiten 14 Missionare und 5 von der Missionsgesellschaft angestellte Kolonisten, welchen letzteren vornehmlich die wirtschaftliche Thätigkeit auf den Stationen zufällt. Für den gesamten Missionsbetrieb auf diesen Stationen incl. Ausrüstung und Reise der Missionare brachte im letzten Jahre die Gesellschaft laut Rechnung im letzten Jahresbericht 83,937 Mark auf.

Ikombe: (etym.: Schulterblatt oder Augenwinkel), vielleicht wegen seiner Lage in der Nordecke des Nyassa, ist die südlichste der 13 Stationen und hat eine unvergleichlich schöne Lage. Das große massive Wohnhaus des Missionars enthält 8 hohe große Räume, auf beiden Seiten ist das Haus durch Veranden geschützt und geschmückt, Thüren und Fenster sind aus solidem Holz hergestellt, welches der Vernichtung durch die weißen Ameisen nicht ausgesetzt ist. Der Garten des

Miſſionars iſt mit Benutzung der alten vorgefundenen Bäume ſehr geſchickt und geſchmackvoll angelegt, auch die neu gepflanzten Bäume haben bereits eine ſtattliche Höhe erreicht. Üppige Vegetation hüllt die Umgebung der Station in Grün auch während des Winters ein. Den Hintergrund der paradieſiſch liegenden Station bilden die immer grünen Bergketten des Livingſtonegebirges, welche morgens und abends in Waſſerdunſt gehüllt dunkelblau herüberſchimmern. Vor der Station der Nyaſſa mit ſeinen klaren blaugrünen Fluten ruhig daliegend. — Aber — an dieſem herrlichen Orte iſt der Aufenthalt ſehr gefährlich, denn das Fieber herrſcht hier und verbietet Europäern längeres Verweilen. Ein Miſſionar iſt bereits von ihm hinweggerafft, und die häufigen Fiebererkrankungen der beiden jetzt dort ſtehenden machten es auf Zeiten nötig, ſich zurückzuziehen und die Arbeit von der in der Nähe liegenden Geſundheitsſtation Bubopelo aus zu betreiben. Sie liegt 2000 Fuß über dem Meere und iſt fieberfrei.

Die im Jahre 1900 eingeweihte Kirche iſt einfach aber würdig geſchmückt: Die Chriſten ſitzen während des Gottesdienſtes an den Wänden, zur Feier meiſt in Weiß gekleidet, die Heiden, oft bis zu 500 anweſend, nehmen auf dem Sandboden der Kirche Platz, ihre Aufmerkſamkeit läßt nichts zu wünſchen übrig. Der Schulunterricht wird in der Kirche abgehalten, der Miſſionar wird hierbei von 2 eingeborenen Helfern, die es mit ihrer Aufgabe ernſt nehmen, unterſtützt. Der Unterricht erſtreckt ſich zunächſt nur auf Leſen, Schreiben, Rechnen und Geſang. Das Leſebuch bilden die erſten 3 gedruckten Evangelien, die begabteſten unter den Schülern leſen fließend und ſchreiben die Diktate faſt korrekt; die Katechumenen zeigen beſonders geweckte Verſtändnis des Geleſenen. Die Schüler ſingen gern, aber ihr Geſang iſt noch ohne Wohlklang. Die Häuſer der Eingeborenen ſind von herrlichen Baumgruppen, beſonders Bananen, beſchattet, die Bauart iſt die der 4 eckigen Tembe, doch giebt es auch noch etliche runde Hütten, ſämtliche Häuſer, insbeſondere die der Neuchriſten, ſind äußerlich und innerlich ſauber gehalten, maleriſch ſchön gerade wegen ihrer Einfachheit, im innern mit ſeltſamen Fresken bemalt, bei welchen die Farben ſchwarz weiß rot hervortreten, — ob das an die deutſchen Farben erinnern will? Unter Einfluß der Miſſionare findet man in den Chriſtenhäuſern eine dem jungen Stande der Gemeinde entſprechendes geſittetes Familienleben. Die Miſſionare genießen auch in der heidniſchen Bevölkerung allgemeine Achtung. Die Eingeborenen treiben beſonders Fiſchfang, Feldbau nur ſo weit, als ſie für den täglichen geringen Gebrauch Feldfrüchte brauchen; beide Beſchäftigungen füllen aber ihre Zeit längſt noch nicht aus. Um ſie deshalb an ſtete Arbeit zu gewöhnen, und zugleich der Stationskaſſe eine geringe Einnahme zu verſchaffen, wurden Ziegel für einige europäiſche Firmen am See gebrannt.

Bei weiterem Ernſt und treuer Arbeit der Miſſionare darf man hoffen, daß dieſe Station innerlich wie äußerlich ſich weiterhin gut entwickeln wird.

Magoje: Die jüngſte Station dieſer Geſellſchaft in Deutſch-Oſtafrika, ſie wurde 1900 gegründet, liegt an der Grenze des Kondelandes und des Berglandes Buandji im oberſten Gebirgsſtock des Kingagebirges ca. 6500 Fuß über dem Meere auf einem Hochplateau; in der Ferne dehnt ſich rings ein Gebirgswall, doch iſt die Station vollſtändig freiliegend, ventiliert durch reine leichte Bergluft und ſomit fieberfrei. Die des Nachts ſich aufmachenden Winde bereiten den Schläfern angenehme Kühling im Sommer, im Winter ſind aber Katarrhe, ſo wie Lungen- und Bruſtfellentzündungen hier ziemlich häufige Erſcheinungen; ſie werden nicht

etwa verurſacht von hohen Kältegraden, denn man hat im Juli, und das iſt der relativ härteſte Wintermonat, abends nie unter 7 Grad R., morgens nie unter 8—10 Grad R., ſondern hervorgerufen durch den ſchroffen Temperaturwechſel zwiſchen Tag und Nacht, ſobald gegen abend der Wind einſetzt. Das vorzügliche Trinkwaſſer der Station wird durch eine für 60 Mk (!) hergeſtellte 3 klm lange Leitung aus den Bergen herangeholt und bis auf 100 Schritt der Station nahe gebracht. Zur Zeit beſteht das Miſſionsgebäude noch aus einem 3 Zimmer umfaſſenden Bambushaus, deſſen Wände mit Lehm beworfen ſind, die Kirche iſt aus demſelben Material gebaut, Kirchen- und Hausbau haben zuſammen 300 Mk. gekoſtet. Die Schule mit 24 Erwachſenen und Kindern wird in der Kirche gehalten. Die Leiſtungen in ihr ſtehen natürlich noch in den Anfängen. Die Unterſtufe buchſtabiert, die Oberſtufe lieſt aus den Evangelien, die beſten Schüler leſen allerdings ſchon fließend. Der Neubau des Wohnhauſes für den Miſſionar iſt unaufſchiebbar, das Baumaterial iſt im Juli dieſes Jahres hierzu bereits geſchnitten, ein Teil desſelben beſteht aus hartem Cedernholz, nachdem man am Anfang dieſes Jahres nicht allzu weit von der Station einen Cedernwald entdeckt hat; das ganze Holzwerk iſt ſehr billig für 250 Mk. hergerichtet worden, auch mit dem Ziegelformen iſt ein Anfang gemacht, ſo daß vorausſichtlich der Bau Weihnachten vorigen Jahres fertig geſtellt worden iſt.

Von dieſer Station aus iſt die zahreiche Bevölkerung des Landes (ca. 4500 Köpfe), die Entfernteſten in 3 Stunden, leicht zu erreichen, der engere Kreis mit einem Radius von einer Stunde umfaßt ungefähr 2000 Eingeborene. Sie begegnen dem Miſſionar mit Achtung, Vertrauen und mit der Hoffnung, daß ſie in Zukunft von ihm vor den umwohnenden räuberiſchen Stämmen geſchützt werden. Sie ſtanden bis vor einem Jahre beſonders in Furcht vor den weiter nördlich wohnenden Sangu, mehrere wurden hierdurch veranlaßt, ſich in der Nähe der Miſſionsſtation anzuſiedeln und den Anfang zu einer Dorfgemeinde zu bilden.

Neu-Wangemannshöh: Dieſe Station wurde nach Aufgabe der 10 km öſtlicher gelegenen Station Alt-Wangemannshöh, im Jahre 1899 angelegt, nachdem die Erfahrung gezeigt hatte, daß der alte Platz trotz ſeiner Höhenlage zu wenig von erfriſchenden Winden beſtrichen wurde und daher ungeſund war. Neu-Wangemannshöh hat vor der alten Station entſchieden klimatiſche und kulturelle Vorteile: ſie liegt 1100 m über dem Meere, iſt den Weſt- und Südwinden zugänglich, welche in Deutſch-Oſtafrika Erfriſchung bringen und Fieber vertreiben, ſie hat zudem geſundes Waſſer, welches durch eine praktiſch angelegte Leitung, welche nur 100 Mark koſtete, in die Station geführt wird, ſie bietet ſchönes Ackerland und eine herrliche Fläche für Bananen, Bohnen und neuerdings auch für eine Kaffeeplantage. Die Stationsgebäude ſind für jetzt noch ſämtlich von Bambus aufgeführt. Das Wohnhaus des Miſſionars enthält 5 geräumige und ein kleines Zimmer und iſt rings mit einer Veranda umgeben, daneben ſteht ein Haus mit 3 Zimmern für den 2. Miſſionar. Die Bambuskirche hat 40—50 Sitzplätze, außerdem Raum für 250 Perſonen, welche ſich auf Matten ſetzen können. Es beſteht die Abſicht, das erſte Miſſionshaus ſowie die Kirche durch maſſive Gebäude zu erſetzen, dem erſteren zugleich auch einen höheren und geſunderen Platz anzuweiſen.

An Naturſchönheit übertrifft dieſe Station alle übrigen dieſes Miſſionsdiſtriktes: Die Gärten in dem friſchen Grün der Bananen, der Blick von der

Höhe des Miſſionshauſes auf das fruchtbare wellige und waſſerreiche Terrain, vor allem aber die entzückende Fernſicht in das oſtwärtsliegende ſchluchtenreiche Kingagebirge, deſſen grüne Bergesrieſen und Matten im Glanz und Farbenſpiel der Sonne, wie Miſſionsdirektor Genſichen ſchreibt, die Schönheit des Rigi übertreffen, und ſchließlich in weiter Ferne das waldige Haupt des Kiëjo und im Süden die Nordſpitze des blauen Nyaſſa, — das alles bildet das Entzücken des ankommenden Europäers.

Die auf dem Stationsgrund wohnenden Eingeborenen werden als beſcheidene, arbeitſame und ſaubere Leute geſchildert, welche, ſo weit ſie Chriſten ſind, einen guten Einfluß auf die umwohnenden Heiden ausüben, ſie haben bereits 70 Mark kirchliche Abgaben freiwillig geleiſtet und machen mit ihrer chriſtlichen Haltung dem jetzigen Miſſionar Freude.

Seit 2 Jahren beſteht auf der Station ein Gehilfenſeminar, welches jetzt von 7 Eingeborenen beſucht wird: ſie werden in Religion, Leſen, Schreiben, Rechnen und Singen unterwieſen und leiſten in anbetracht der kurzen Zeit vorzügliches: ſie leſen fließend, ſchreiben korrekt, im Rechnen ſind ſie noch in den Anfängen, dem Geſange fehlt es noch an Weichheit und Reinheit des Tones. Das Seminar wird bei ruhiger regelmäßiger Entwickelung und bei genügender Anzahl von Lehrkräften Zöglinge ausbilden, welche in dieſem Miſſionsbezirk den Miſſionaren wirkſame Unterſtützung leiſten werden. Die Elementarſchule beſteht aus 10 Kindern im Alter von 10—14 Jahren, ſie dient den Seminariſten zugleich als Übungsſchule (Seminarſchule) für ihre ſpätere Lehrthätigkeit. Man plant eine Neuregelung ihres Betriebes, welcher nach dem von den Miſſionaren unter Leitung des Direktors Genſichen ausgearbeiteten Schulſtatut für die geſamten Stationen ſobald als möglich aufgenommen werden wird: ſo ſoll in Zukunft ſtatt des abſtumpfenden Buchſtabierens auf Leſetafeln die Schreibleſemethode eingeführt werden, auch die Schule in Neu-Wangemannshöh unter Leitung eines im Schulfach tüchtigen 2. Miſſionars geſtellt werden, welcher zugleich die in der Schule wochenweiſe wechſelnden Seminariſten in ihre praktiſche Schulthätigkeit einführt und ſie während des Unterrichtes im Lehren unterweiſt und beaufſichtigt.

Von Sachkennern iſt anerkannt, daß Neu-Wangemannshöh 4—5 ha vorzüglichen Kaffeeboden beſitzt. Es ſind bis jetzt ca. 1500 Pflanzen auf einer Fläche von ½ ha ausgeſteckt und gut angewachſen, in 2 Jahren werden ſie die erſte Ernte geben. Auf 4—5 ha werden etwa 12000 Pflanzen Platz haben, deren mittlerer Ertrag auf 10000 Pfund geſchätzt wird. Bei einem Preiſe von 1 Mark pro Pfund ergäbe ſich dann ein Jahresgewinn von 10000 Mark mit ziemlicher Sicherheit, da man die Bewäſſerung der Bäumchen vollſtändig regulieren kann. Das Anlagekapital, Ankauf der Pflanzen, Arbeiterlohn nebſt Zubereitung des Bodens und Reinerhaltung der Kulturen werden auf 400 Mark geſchätzt. Die Plantage ſteht unter einem zu ihrer Pflege von der Miſſionsgeſellſchaft angeſtellten Gärtner. Man kann mit ziemlicher Sicherheit nach Abrechnung aller Unkoſten und bei rechter Umſicht und Energie des Plantagenleiters ſelbſt in den erſten 4 Jahren auf eine Geſamteinnahme von 4800 Mark rechnen. So wäre das wirtſchaftliche Bild dieſer Station ein ganz beſonders ausſichtsvolles und erfreuliches.

Manow liegt 4500 Fuß hoch über dem Meere auf einem Plateau am Fuße des waldgekrönten Kiëjo alſo in ſchöner geſunder Lage. Die

Station wurde bereits 1892 gegründet. Das religiöse und wirtschaftliche Leben auf der Station zeitigt deshalb schon in Stetigkeit und Ordnung erfreuliche Früchte: das Missionshaus ist massiv gebaut, gut erhalten, besitzt 5 lustige geräumige Zimmer und ist mit Blumenanlagen und schönen afrikanischen Cedernbäumen umgeben. Der Fernblick in das Livingstonegebirge erquickt das Auge. Die Kirche ist ein alter in letzter Zeit erweiterter Bambusbau, sie liegt noch etwas höher als die Station und besitzt ein von einem Berliner Wohlthäter geschenktes Glockenpaar. Der Bau einer neuen Kirche ist in Aussicht genommen, die Steine dazu sind schon geformt, gutes Bauholz findet sich in den Schluchten des nahen Kidyoberges. Ein Stück Land von etwa 50 ha wird erworben werden müssen, damit die neue Kirche auf dem Grund und Boden der Mission steht und der Missionsbesitz abgerundet wird. Der Häuptling beansprucht für die Überlassung des Grundstückes nicht mehr als eine Flinte, die ihm natürlich nicht gegeben werden darf, doch wird sich mit ihm unter geringem Kaufpreis eine Einigung erzielen lassen.

Die Eingebornen wohnen in saubern, oft mit Wandmalereien in einheimischem Stil geschmückten Hütten. Ihre Beschäftigung ist Ackerbau, Viehzucht und Bananenpflege, ihre Kühe gehören einer kleinen Rasse an, die gegen die Nachtkälte empfindlich ist und deshalb nachts in die Hütten getrieben werden muß.

Der christliche Charakter der auf der Station wohnenden Eingeborenen, welcher sich besonders in einer erfreulichen Schlichtheit, Sittsamkeit und der Wahrung des häuslichen Friedens zeigt, sticht wohlthuend gegen das unsittliche Verhalten der umwohnenden Heiden ab, denen das Festhalten an der bei den Konde tief eingewurzelten Vielweiberei das Haupthindernis ist, sich von den Missionaren beeinflussen zu lassen. Zuvor muß von den Missionaren dahin gewirkt werden, daß mit Hülfe der eingeborenen Christen die verkehrte Anschauung der Heiden gebrochen wird, je mehr Frauen, desto mehr Ehre, erst dann werden die aus der Vielweiberei herrührenden Streitigkeiten und Unsittlichkeiten zu schwinden beginnen. Ihre Liebe zu den Missionaren und dem in diesem Sommer sie besuchenden Missionsdirektor Gensichen bezeugten sie ebenso wie die Eingeborenen auf allen übrigen Stationen durch die freudige Aufnahme des letzteren; als Geschenk brachten sie einen Ochsen, welcher mit den anderen 7, die dem Missionsdirektor auf seiner Visitationsreise geschenkt wurden, zum Besten der Missionskasse verkauft wurde.

Die Schule auf dieser Station besteht aus 40 Schülern; wenn dann und wann ein Säugltng mitgebracht wird, der während des Unterrichts der Pflege bedarf, so bildet seine Gegenwart eine nicht gerade störende Zugabe. Es wird in Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen und Gesang unterrichtet. Die Kenntnis in biblischer Geschichte ist genügend, im Lesen sind 5 Stufen eingerichtet, die erste Stufe liest fließend; während im Schreiben und Rechnen die Schüler noch nicht über die Anfangsgründe hinaus sind, leisten sie im Gesang Überraschendes, und zwar sowohl in der Kenntnis einer großen Anzahl von Liedern als auch im Wohllaut des Gesanges. Sechs Eingeborene helfen dem Missionar im Unterricht, denn derselbe hat neben seiner Predigtthätigkeit und dem Verkehr mit den Eingeborenen um und in der Station noch täglich Katechumenenunterricht zu erteilen. Auch auf hiesiger Stationsschule wird das von der Missionsbezirkskonferenz ausgearbeitete Schulstatut eingeführt werden, um dieser Schule auf dem bisher gut gelegten Grunde einen sichern Weiterbau zu ermöglichen.

Bei dem Zuſtrom der umwohnenden Bevölkerung zur Station, auf welcher allerdings nur Männer und Frauen wohnen dürfen, die nicht in Polygamie leben und ſich verpflichten, ſonntäglich den Gottesdienſt zu beſuchen und den Anordnungen des Miſſionars Folge zu leiſten, ferner bei dem entgegenkommenden Verhalten der umwohnenden Häuptlinge, bei dem geradezu kindlichen Vertrauen der Eingeborenen zu den Miſſionaren ſind die Vorbedingungen zu einem erfreulichen Gemeindeleben und zugleich zum Aufſchwung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe auf dieſer Station gegeben.

Muakareri (Muakaleli), gegründet 1893, liegt 4780 Fuß über dem Meere, ihrer Höhenlage wegen alſo eine der geſundeſten Stationen auf dieſem Miſſionsdiſtrikt. Ungefähr drei Stunden weit von ihr entfernt erhebt ſich weſtlich der Rungweberg, an ihm die gleichnamige und nächſtliegende Miſſionsſtation der befreundeten Brüdergemeinde. Das geſamte Terrain, auf welchem Neu-Wangemannshöh, Muakareri und Rungwe liegen, trägt vulkaniſchen Charakter: der Kiëgo-Gipfel, der Rungweberg ſind ausgebrannte Vulkane, der Ulumgululiſee iſt ein alter Krater. Dicht bei Muakareri ſieht man noch in einem Hohlwege tiefe Schichten Lavaerde.

Die Stationsgebäude liegen auf einem Plateau, welches von Manow aus nach Durchſchreitung verſchiedener Schluchten und Überwindung ſchmaler an Abgründen ſich hinziehender Gebirgspfade erreicht wird. Um die Stationsgebäude herum gruppieren ſich die unter Anleitung der Miſſionare in regelrechter Ordnung aufgebauten ſauberen Hütten der Eingeborenen. Sie ſind von Bananen beſchattet, mit zierlichen Blumenanlagen umgeben; im Innern machen ſie einen ſchönen, netten Eindruck. Die Decke des unteren Raumes iſt aus geglätteten Bambusſtäben zuſammengefügt, die von Rauch geſchwärzt in tiefem angenehmen Schwarz des Ebenholzes glänzt. Die Kirche ſamt Turm iſt Fachwerkbau und mit Ziegeln gedeckt, ſie hat bereits unter der zerſtörenden Arbeit der weißen Ameiſen gelitten; im Innern iſt ſie einfach, reinlich und würdig gehalten, der Fußboden iſt mit Steinfließen belegt. Das 100 Meter von der Kirche entfernte Haus des Miſſionars iſt maſſiv und praktiſch angelegt; es enthält 8 kleinere Zimmer, dahinter eine ſchöne freie Hoflage mit maſſiven Stallgebäuden und Küche. Das Baumaterial iſt aus nächſter Nähe beſchafft, deshalb konnten die Gebäude verhältnismäßig ſchnell und billig hergeſtellt werden.

Die ganze Lage des Dorfes mit ſeinem Pfarrhaus und Kirche iſt ſo anheimelnd durch den Schmuck der Blumen um die Häuſer, der grünen Sträucher und blühenden Aloe zwiſchen Kirche und Miſſionshaus — das Ganze umſchloſſen von Bergkegeln, die trotz mageren vulkaniſchen Bodens mit Vegetation überzogen ſind und mit laubholzbewaldeten Kuppen in die Wolken ragen, dazu in den Abgründen ſprudelnde Bergbäche — daß das Auge des Fremden mit Bewunderung auf dieſem fremdartigen Dorfidyll ruht. Die Station mit ihrem geordneten Gemeinweſen iſt in der That eine anerkennenswerte kulturelle und wirtſchaftliche Leiſtung erſten Ranges; was hier die Thätigkeit und Tüchtigkeit der Miſſionare geſchaffen, iſt ſowohl von den kaiſerlichen Beamten als auch ſonſtigen Reiſenden lobend erwähnt worden. Die Beziehung der Miſſionare zu den Regierungs- und Polizeibeamten iſt durchaus freundſchaftlich, gegenſeitiges Entgegenkommen und gaſtfreundliche Aufnahme iſt bei beiden ſelbſtverſtändlich. Auch iſt das Verhältnis der Miſſionare zu den beiden in der Nähe der Station wohnenden

Häuptlingen gut, sie haben ein gefälliges Auftreten und kommen den religiösen und wirtschaftlichen Bestrebungen der Missionare entgegen.

Was das Kirchen- und Schulwesen der Station anbetrifft, so ist zu bemerken, daß die Aufmerksamkeit in den Hauptgottesdiensten wie Kindergottesdiensten und im Katechumenenunterricht musterhaft ist; es finden sich zu den Gottesdiensten außer den in ihrer Vollzahl erscheinenden Christen jedesmal ca. 90 Heiden ein; der versittigende Einfluß der einzelnen Christen samt ihren Familien auf die unter der Missionsarbeit stehenden ca. 7000 heidnischen Einwohner der Umgegend ist unverkennbar. Die Neigung zum Diebstahl, welche in den ersten Jahren sogar den Kirchenschmuck nicht verschonte, scheint zu schwinden. Die Polygamie mit ihren die Familie zerrüttenden Folgeerscheinungen ist vielen ein Haupthindernis, zum Christentum sich zu bekennen, obwohl sie zu den Missionaren unbedingtes Vertrauen haben. In einem Nebengebäude des Missionshauses ist für die Schule Raum geschaffen worden: sie hat im ganzen 34 Schüler. Die Leistungen in der biblischen Geschichte sind befriedigend; die Oberstufe liest fließend, im Schreiben, Rechnen und Geographie ist bei sämtlichen Schülern ein guter Grund gelegt. Die Geographie von Afrika ist ihnen bekannt, Deutschland steht allerdings noch außerhalb ihres Gesichtskreises. Sämtliche Leistungen sind für Missionare und Schüler um so anerkennenswerter, als die Schule mit den dürftigsten Lehrmitteln, die zum Teil von dem Missionar selbst angefertigt waren, sich hat behelfen müssen. Die paedagogischen und missionstechnischen Verhandlungen, welche in Zukunft auf den Konferenzen der Missionare dieses Bezirkes geführt werden, versprechen wie auf anderen Stationen, so auch hier, der Weiterentwickelung der gut fundamentierten Schulen dienlich zu werden; auch wird auf jenen Konferenzen bei dem jetzigen aussichtsvollen Zustande der Missionsschulen die Frage in Erörterung gezogen werden, wie die Schüler zu den untersten Stufen der Beamten herangebildet werden können; gleichzeitig wird die Sprachkommission ihre Thätigkeit fortsetzen, um nach grammatischer und lexikalischer Fixierung der Dialekte an eine Verbesserung der Evangelienübersetzung heranzutreten. Die Weiterentwickelung Muakareris in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht erscheint nach obigem äußerst günstig.

Bulongoa, gegründet 1895, liegt in einem fruchtbaren Thalkessel 7000 Fuß über dem Meere, gewährt also den Vorzug annähernder Fieberfreiheit. Landschaftlich ist die Station von größter Schönheit: in nächster Nähe trifft der Blick auf die mit Wald oder mit grünen Matten bedeckten Gebirgszüge, durchschnitten von einem Thal, in welchem der Rumakatia rauscht. Der Fernblick von dem über der Station gelegenen Platz für die neue Kirche auf die großartigen Formen der mächtigen Berge und die mit Wald bedeckte Landschaft, überwölbt vom tiefblauen Himmel, ist von überraschender Schönheit.

Im Frühjahr 1902 gedenkt man die neue Kirche schon fertig gebaut zu haben, da die jetzige sehr baufällig ist. Die Anlage der übrigen Stationsgebäude ist praktisch und ihre Bauart besonders solid, sie sind sämtlich mit Ziegeln gedeckt. Das massive große Missionshaus umfaßt 7 hohe geräumige Zimmer — es hat nur 7000 Mark gekostet, — ein zweites von dem Missionsarzt Dr. Schröter vorläufig bewohnt, sonst als Schule benutzt, ist ebenfalls massiv und enthält 4 Zimmer. Diese Häuser sind von einem sorgfältig gepflegten Garten mit anschließendem Park umgeben. Die Wohnungen der christlichen Eingeborenen (Kinga)

ſind ſauber, in ihnen herrſcht ein friedliches Familienleben, allen gemeinſam iſt der Fleiß, mit dem ſie ihre Felder beſtellen: Erbſen werden hier ziemlich häufig gebaut. Die Ausſichten für die Entwickelung der Station ſind in ſofern günſtig, als im Umkreis von einer Stunde ca 1000, im weiteren Umkreis ca. 7000 Eingeborene wohnen, welche unter dem religiöſen und kulturellen Einfluſſe des Miſſionars ſtehen, bis jetzt bereitet allerdings der Hang zur Unzucht, Zauberei, Lüge der erfolgreichen Thätigkeit des Miſſionars große Hinderniſſe. Die große Zahl der jetzigen Katechumenen verſpricht indes ſchon für die nächſte Zukunft unter dieſem Volk in ſittlicher Beziehung einen fröhlichen Aufſchwung, und das um ſo mehr, als die umwohnenden Häuptlinge und Eingeborenen dem Miſſionar überraſchend ſchnell ihr ganzes Vertrauen entgegengebracht haben. Noch vor 5 Jahren wurden die hieſigen Einwohner als das ſcheue Gebirgsvolk der Kinga bezeichnet, und jetzt erſcheinen ſie zahlreich und regelmäßig im Gotteshauſe, hören aufmerkſam zu und verkehren freundſchaftlich mit dem Miſſionar. Derſelbe wird beſonders in ſeiner Schulthätigkeit von zwei Eingeborenen als Schulgehülfen unterſtützt; es beſtehen hier 2 Schulen, die eine für Kinder, die andere für Erwachſene. Beide Schulen werden abgeſehen von den 3 Monaten, während denen der Acker beſtellt wird, regelmäßig beſucht; nächſt Religion wird in 2 Abteilungen Leſeunterricht erteilt, die Leiſtungen ſind gut. In der Schule der Erwachſenen, (aus 10 Perſonen beſtehend), überraſcht die Sicherheit in der Kenntnis der bibliſchen Geſchichte, im Leſen ſind faſt alle perfekt.

1½ Stunden von der Station entfernt hat ſich auf einem Waldgrundſtück der Miſſionsgeſellſchaft ein Koloniſt niedergelaſſen, auf deſſen Farm der Miſſionar einen zweiten Sammelpunkt für die heidniſche Umgebung zu bilden ſucht.

Tandala: liegt öſtlich und unweit von Bulongoa 2040 m über dem Meere auf einem Plateau im weiteren Umkreis von den Höhenausläufern des Livingſtonegebirges umgeben, ſeine Lage iſt daher geſund. Von Bulongoa nach hier wechſeln Schluchten mit ſteilem Abſtieg und Aufſtieg, oft führt der ſchmale Weg an ſchwindelnden Berghängen entlang, je näher man aber an die Station herankommt, deſto wegſamer wird der Pfad, bis er kurz vor der Station in eine bequeme breite Straße einmündet. Dieſe erfreuliche Beobachtung kann man in der Nähe der meiſten Miſſionsſtationen machen, ſie erinnert uns an die Zeit, wo, nachdem die Miſſionare jetzt den Anſtoß dazu gegeben, mit Hülfe der Regierung in unſern Kolonien ſich einſt bequeme Fahrſtraßen von Ort zu Ort ziehen werden. —

Tandala macht durch die Sauberkeit ſeiner Straßen und durch die ſorgfältige Pflege der Anpflanzungen einen glänzenden Eindruck, dem hier ſtationierten Miſſionar iſt es beſonders gut gelungen, die Station für wenig Geld wirtſchaftlich gut zu fundamentieren. Die Kirche iſt das ſchönſte Gebäude des geſamten Miſſionsbezirkes, das Miſſionshaus iſt ebenfalls maſſiv und feſt gebaut. Die Ausſicht auf eine günſtige religiöſe wie wirtſchaftliche Entwicklung dieſer Station beruht zugleich auch auf der Bevölkerungsdichtigkeit — 2000 Einwohner im nächſten Umkreiſe, doch ſind dieſelben gegen Fremde noch zurückhaltend, ſtehen insbeſondere der miſſionariſchen Arbeit noch fremd gegenüber. Vielweiberei bei den Häuptlingen mit dem ſteten Gefolge von Zank, Streit und Grauſamkeit, Unzucht und Trunkſucht unter den Stämmen ſind die großen Hemmniſſe für des Miſſionars Wirkſamkeit.

Die Station ist erst 1897 angelegt worden; von tiefgehender religiöser Einwirkung auf größere Kreise der Heiden und von einer Schulthätigkeit unter ihnen kann daher noch nicht die Rede sein. Dem Missionar war es bisher möglich, Sagen, Sprüchwörter und Rätsel der Bevölkerung, auch etliche Züge aus dem Leben ihrer Vergangenheit zu sammeln: die Kinga wollen aus einem fern im Nordosten liegenden Lande hierher eingewandert sein.

Ehe wir zur Beschreibung der übrigen Stationen schreiten, bemerken wir hier im allgemeinen: die übrigen zur Missionsgesellschaft Berlin I gehörigen 6 Stationen liegen in der Bena- und Hehelandschaft, die älteste der Stationen, Kidugala, ist erst 1898 gegründet, man darf also von ihnen in keiner Weise irgend eine weit vorgeschrittene Entwickelung erwarten, doch ist sowohl in religiöser wie wirtschaftlicher Beziehung auf allen Stationen ein guter Grund gelegt; mehr als Anfängliches von diesen jungen Stationen zu verlangen wäre ungerecht. — Landschaftlich unterscheidet sich das Benaland von dem Kingalande wenig; an Stelle der bewaldeten Berge von Bulongoa finden wir hier in der Nähe der Eingeborenenniederlassungen die Berge mit Gras bewachsen, welches im Winter abgebrannt wird und durch die schwarzen Brandflächen den Bergen und der gesamten Landschaft etwas Düsteres verleiht. Für die Reisenden ist diese Grasvernichtung indes von Vorteil, da andernfalls dem Reiter sowohl als dem Träger der Vormarsch ungemein durch das manneshohe Gras und Gestrüpp erschwert wird. Dagegen unterscheiden sich die Dorfanlagen und die Bauart der Häuser bei den Benaleuten wesentlich von denen der Kinga: sie haben nur einen Eingang und Ausgang, die von einem aus rohem Holz gezimmerten engen Thore verschlossen werden, die Häuser dieser abgeschlossenen Dörfer sind zusammenhängend neben einander gebaut. Die Einwohner sind ebenso wie die Kingaleute heiteren Charakters, unter einander zwar lügenhaft und unzuverlässig, dem Weißen gegenüber aber stets treu und anhänglich, dankbar für jede kleine Gabe. Wenn der Weiße bei tiefem Flußübergang sich genötigt sieht, der lebendigen Hängematte von 3 Eingeborenen sich anzuvertrauen, also mit seinen Armen ihre 2 schwarzen Hälse fest umklammert und auf ihren fest aneinander gedrückten Schultern sitzt, einem 3. vor ihm seine Beine auf die Schultern legt und sicher hindurchgetragen und drüben abgesetzt als Mann von guter Sitte „danke“ sagt, antworten die bescheidenen Eingeborenen mit ihrem bescheidenen Lächeln auch „danke“ oder mit ähnlichen Verbindlichkeiten. Eigentümlich ist den Babena die Neigung für Bekleidung, sie nehmen als Bezahlung für ihre Arbeit am liebsten Zeug, von dem sie zuweilen eine große Menge auf den ebenholzschwarzen Körper hängen. Ackerbau und Viehzucht ist auch bei ihnen wie bei den Kinga, die Hauptbeschäftigung, wenn sich aber Gelegenheit bietet, Trägerdienste zu thun, so greifen sie gern zu. Da sie schlank und gelenk sind, sich frei und gerade halten, eignen sie sich vorzüglich zu dieser Arbeit. Zum Tragen einer Person in der Hängematte werden bei schnellem Marschtempo 12 bis 14 Mann geworben, schwere Gepäckstücke werden an eine Bambusstange gebunden und von 2 Mann getragen. Die Träger laufen meist im Trabe, in der Meinung, so trage es sich leichter; alle drei Minuten ungefähr wechseln sie sich schnell aus; ohne dabei anzuhalten, wird die Bambusstange auf die Schulter der Ablösenden geschoben. Die eintönige Trägerarbeit erleichtern sie sich durch marschmäßige Trägergesänge, die wenig Sinn haben; eigentümlicherweise schützen sie die Druckstelle der nackten Schulter nie mit einer Unterlage, vielleicht hat sich

an dieſer Stelle die Haut ſo verdickt, daß der Druck ihnen keinen Schmerz mehr bereitet. Das Reiſen im Kinga- und Babenalande iſt weniger beſchwerlich, als man im allgemeinen vermuten könnte; ſo weit die Miſſionare vorgedrungen, bietet ihr Stationswohnhaus den Reiſenden Unterkunft, zudem befinden ſich auf den Miſſionsſtationen vielfach beſondere Logierhäuſer. Wo Miſſionsſtationen auf einem Tagemarſche der Entfernung wegen nicht erreicht werden können, iſt von den Miſſionaren für Raſthäuſer geſorgt. Sie bieten allerdings nur 4 Wände aus dünnen Holzſtäbchen nnd ein Dach aus Stroh und liegen vereinſamt, gewähren aber doch Schutz gegen Regen, Unterkunft für die Nacht und zum Ausruhen am Tage; ſie rechnen mit der Sitte, daß der Reiſende Bett, Nahrungsmittel und Kochgeſchirr ſelbſt mit ſich führt. Noch ſei kurz bemerkt, daß die Religion dieſer Völkerſchaften im allgemeinen in der Verehrung der Abgeſchiedenen beſteht, denen ſie Opfer bringen. Verſittlichenden Einfluß kann man von dieſen religiöſen Anſchauungen nicht erwarten, im Gegenteil ſind ſie gerade vielfach der Grund zu oben erwähnten Unſittlichkeiten.

Kidugala hatte früher ſeinen Platz, cr. 2 Stunden ſüdlicher, doch mußte dieſe Station verlegt werden, weil die weite Entfernung vom fließenden Waſſer in Haus- und Viehwirtſchaft ſich läſtig fühlbar machte, bei ſeiner jetzigen Lage kann man innerhalb 6 Minuten, vom Stationshauſe aus gerechnet, aus einer Waſſerleitung ſich gutes Trinkwaſſer verſchaffen. Die Station liegt 8 deutſche Meilen von Tandala entfernt auf einer bis jetzt noch kahlen Anhöhe, doch werden die jetzt noch jungen Baumpflanzungen ſpäter ein freundliches Bild der Umgebung gewähren. In weiterer Entfernung ſchließen höhere Bergrücken den Horizont ab. Da Kidugala 300—400 Meter niedriger als Bulongoa liegt, iſt man vor Fiebern ſchon nicht mehr ſicher, doch hat bis jetzt kein ſchwerer Fall konſtatiert werden können; die Stationsarbeiter litten indes in dieſem Jahre vielfach an katarrhaliſchen Krankheiten.

Das Haus des Miſſionars iſt maſſiv gebaut, eine breite auf Steinſäulen ruhende Veranda umſchließt dasſelbe, es hat im Unterſtock 4 große luſtige Zimmer; das alte Wohnhaus iſt zu Küche und Lagerraum umgebaut worden. Die Kirche iſt ein alter und dürftiger Bau; ein größerer Neubau iſt deshalb in Angriff genommen worden. Die dazu nötigen Ziegel liefert die einfache, aber praktiſche Stationsziegelei zu billigem Arbeitspreis, da ein Lehmlager ſich dicht bei der Station befindet. Das Bauholz iſt allerdings 3 Stunden weit aus dem Walde zu holen; es wird ſogleich dort geſchnitten und zugerichtet, um den Transport zu verbilligen. Eigentümlicher aber praktiſcher Weiſe werden die Kirchenfenſter ſtatt mit Glas mit gemuſtertem Zeug gefüllt; das Meter mit ſtilvollem Muſter wird aus Berlin ſchon für eine Mark bezogen. Die Glocken für dieſe Kirche ſind aus Berlin geſchenkt und bereits unterwegs. Ein einfaches Logishaus mit 6 Wohnräumen, welches den in dieſem Jahre zur Synode verſammelten 13 Miſſionaren dieſes Diſtriks mit ihrem Direktor Genſichen Unterkunft gewährte, iſt für 100 Mk. erbaut. Es ſchließt auf einer Seite den Stationshof ein.

Die Entwickelungsausſichten dieſer Station, die jedenfalls immer der Mittelpunkt der Benamiſſion bleiben wird, ſind deshalb gute, weil die Gegend ihrer Fruchtbarkeit wegen dicht bevölkert iſt — man baut beſonders Körnerfrüchte und Kartoffeln, — und weil die Predigt der Miſſionare große Anziehungskraft auf die Eingeborenen ausübt; es verſammeln ſich zum Gottesdienſt durchſchnittlich 200

aufmerkſame Zuhörer. Eine Schule iſt bisher noch nicht gegründet, auch ſind die Katechumenen erſt zu kurze Zeit in Unterricht genommen worden, um über ihre Fähigkeit ein endgiltiges Urteil abgeben zu können.

Mufindi iſt 1898 angelegt. Die Bedingungen zu einer günſtigen wirtſchaftlichen Entwickelung ſind in der geſunden Lage und dem Reichtum an Waſſer und Bauholz gegeben; auch liegt die Station in einer landſchaftlich ſchönen Gegend, — doch die Hauptſache, um derentwillen Miſſionsſtationen angelegt werden, fehlt: die Eingeborenen; die ganze Gegend iſt ſo ſpärlich bevölkert, daß die Anlage als Miſſionsſtation wenig verſpricht; es iſt dem Miſſionar, nachdem er die Station in kurzer Zeit billig und doch recht praktiſch aufgebaut hatte, auch nicht gelungen, die im weiten Umkreis aufgeſuchten Eingeborenen zur Anſiedelung in Mufindi zu bewegen, ſelbſt das Entgegenkommen der Regierung, welche im Jahre 1900 durch den Oberleutnant v. d. Marwitz den Häuptling Jambelepadaſi mit 450 ſeines Stammes zum Zwecke der Bevölkerung der Miſſionsſtation in der Nähe von Mufindi Wohnſitze anwies, hat dem mißlichen Zuſtande keine Abhülfe ſchaffen können, da in Jahresfriſt ſämtliche Eingeborene bis auf 5 bereits wieder von der Station fortgezogen waren. Es befinden ſich jetzt auf ihr im Ganzen 22 Perſonen, die Durchſchnittszahl der oft nach ſtundenlangen Wegen zum Gottesdienſt kommenden beträgt 30. Nach Lage der Dinge iſt es daher unvermeidlich, daß die Station verſchoben werden muß; man beabſichtigt ſie entweder nach dem 80 km nord- nord-öſtlich gelegenen Lungemba oder nach dem 8 Stunden fernen ſüdweſtlich gelegenen Gadavu zu legen, welches 10—20 mal ſo volkreich iſt, als Mufindi.

Muhange, Ende 1899 gegründet, iſt die am weiteſten nach Norden liegende Station dieſes zu Berlin I gehörigen Miſſionsbezirkes. Bei dem Bau des Miſſionarshauſes und der Kirche leiſteten die umwohnenden Häuptlinge mit ihren Leuten gern und willig Dienſte, auch finden ſich jetzt ſchon auf der Station ſonntäglich an 1000 Eingeborene als aufmerkſame Zuhörer ein, während ſie zu Anfang der Miſſionsthätigkeit den Miſſionar noch oft durch Lärmen ſtörten. Schon im vorigen Jahre konnte eine kleine Schule mit 18 Schülern ins Leben gerufen werden, ſie kommen regelmäßig zum Unterricht, im Leſen und Singen ſind bereits gute Erfolge erzielt worden. Die Station wird ſich augenſcheinlich ſtetig weiter entfalten. Der freundliche Charakter und die Zutraulichkeit der Eingeborenen zum Miſſionar geben dafür die beſte Bürgſchaft.

Mpangile, 1899 angelegt und nach dem jetzt dort wohnenden Häuptling benannt, liegt in gleicher Höhe wie das 9 deutſche Meilen entfernte Kidugala, auf einem an das Livingſtonegebirge ſich anſchließenden Hochplateau. Die Station iſt fieberfrei. Außer der proviſoriſchen Kirche und 3 aus Lehmfachwerk aufgeführten Häuſern befinden ſich das Miſſionarshaus mit 3 Zimmern und einem Stallgebäude auf dem Platze. Die Vorarbeiten für den Bau eines Steinhauſes ſind im Gange, 10000 Ziegelſteine ſind im vorigen Herbſt bereits geſtrichen, Bauholz iſt in der Nähe in genügender Menge bereits gefällt und herangeſchafft. Noch in dieſem Jahre wird der Hausbau vollendet ſein. Die Bevölkerung der Umgegend iſt mitteldicht, in einem Kreiſe mit dem Durchmeſſer von einer Stunde befinden ſich cr. 2000 Eingeborene, im weiteren Umkreiſe, der dem Einfluſſe des Miſſionars noch zugänglich iſt, vielleicht 10000 Einwohner. Vielweiberei, Trunkſucht und Unzucht bilden allerdings ein ſtarkes Hindernis für die Annahme der im ganzen

aufmerksam gehörten Predigt, doch ist bei dem freundlichen Entgegenkommen der Eingeborenen zu hoffen, daß dieser in ihren Anfängen stehenden Station eine gute Weiterentwickelung nicht fehlen wird.

Ilembula, Ende 1899 gegründet, liegt in gleichnamiger Landschaft nordnordöstlich 5 Stunden von Kidugala, etwas tiefer als dieses, leichte Fieber treten hier schon auf. Bis jetzt sind schon trotz der Kürze ihres Bestehens eine provisorische Kirche und 2 provisorische Wohnhäuser mit je 3 Zimmern errichtet. Sie sind nach Art der Temben gebaut, bestehen aus Pfahl- und Strauchwerk, welches mit Lehm beworfen und abgeputzt wird. Das flache Dach ist mit festgestampftem Lehm bedeckt. Hierdurch erhalten diese Häuser zwar den Vorzug, während der Hitze kühl zu bleiben, haben aber den Nachteil, den weißen Ameisen gegenüber wenig dauerhaft zu sein. Daher macht sich der Bau von massiven Wohnhäusern sehr nötig: das Fundament zum Steinhaus des Missionars ist bereits ausgehoben, Bauholz im nahen Walde gefällt und zugeschnitten. Arbeiter hierzu finden sich bei der starken Bevölkerung im nächsten Umkreise bei billigem Lohn in genügender Zahl. Bei dem Vertrauen der Eingeborenen zu dem Missionare und der Bereitwilligkeit, ihn zu hören, sind die Aussichten zu religiöser und auch wirtschaftlicher Entwickelung dieser jüngsten Missionsstation des Bezirkes nicht ungünstig; es verhält sich allerdings bis jetzt der Häuptling dem Missionar gegenüber durchaus ablehnend. Bei dem geringen Ansehen aber, welches die Häuptlinge unter den Stämmen der Kinga, Babena und Wahehe haben, und bei der Achtung und Furcht vor der Regierung, die feindliche Belästigungen nachdrücklich ahndet, kann ein der Mission mißgünstiger Häuptling dem Fortgange derselben nicht wesentlich und dauernd hinderlich sein.

Lupembe, zu gleicher Zeit wie Ilembula gegründet, liegt 1700 m über dem Meere auf einem freien Plateau, welches nach allen Seiten freien Ausblick auf die entfernten Berglinien gestattet; von der nächsten Station Mpangile ist es 6 deutsche Meilen entfernt. Zur Station führt auch hier ein von dem Missionar angelegter schöner breiter Weg. Die weiß gestrichene kleine Kirche sowie das Wohnhaus des Missionars sind Notbaue aus Pfahlwerk, das neue massive Wohnhaus geht indessen schon jetzt seiner Vollendung entgegen. In unmittelbarer Umgebung der Missionsbaulichkeiten wohnen ca. 400 Eingeborene, in weiterem Gebiet von 12 Meilen Durchmesser mindestens 10000. Trotz der erst kurzen Zeit seiner Wirksamkeit hat der Missionar doch schon das Vertrauen der früher ängstlichen und eingeschüchterten Leute gewonnen. Dazu trug wesentlich der Umstand bei, daß derselbe die bei einer beginnenden politischen Unruhe auf die Station geflüchteten Eingeborenen freundlich aufnahm, vor allem den Häuptling bewog, sich den Regierungsbeamten zu stellen und mit ihnen zu unterhandeln, und so zwischen Regierung und Militär einerseits, dem Häuptling und den Eingeborenen andererseits ausgleichend wirkte.

Die Station ist noch zu jung, um bei ihr von wirtschaftlich greifbaren Erfolgen reden zu können. Die 16 Katechumenen werden den Grundstock einer zukünftigen Gemeinde bilden und durch ihren Wandel der auch hier herrschenden heidnischen Unmoralität entgegenwirken.

Wir bemerken zum Schluß, daß es uns bei unseren Ausführungen nur darauf ankam, die wirtschaftliche Seite dieser 13 zu Berlin I gehörigen Missionsstationen ins Auge zu fassen und auf ihre treffliche Fundamentierung und glän-

zende Weiterentwickelung hinzuweiſen. Wir wollten in dieſer Skizze veranſchaulichen, wie die Miſſion auf einzelnen Punkten einſetzt (cf. die letzten 4 obigen Stationen), wie dann wirtſchaftliche und kulturelle Entwickelung durch Kirchen-, Häuſer-, Wegebau, Anpflanzungen u. ſ. w. einerſeits, durch Schulgründungen und religiöſe Arbeit der Miſſionare andererſeits Hand in Hand gehen und ſich einander fördern, und wie ſich ſchließlich ſchon in wenigen Jahren Gemeinden und Gemeinweſen durch eine umfaſſende Miſſionsthätigkeit herausgeſtalten, die mit ihren religiöſen und wirtſchaftlichen Zuſtänden den heimatlichen Miſſionskreiſen ſowohl wie dem Kolonialfreunde Freude und Verwunderung abnötigen.

Betonen wollen wir hier noch einmal das ungetrübte Verhältnis und die gegenſeitige Unterſtützung, welche Regierung und Miſſion ſpeziell auf obigem Miſſionsdiſtrikte ſich gewähren. Jede, Miſſion wie Regierung, geht zwar ihren eigenen Weg, ebnet aber der andern den Weg: die Regierung ſorgt zur Kultivierung der neuen deutſchen Unterthanen im allgemeinen für Sicherheit derſelben, die Miſſion ſorgt dagegen in poſitiver Weiſe für Gründung und Hebung der geiſtigen Kultur durch Gründung und Hebung der chriſtlichen Sittlichkeit; und gerade deshalb, weil ſie im kleinſten Punkte, d. h. mit Gründung einzelner Stationen, ja mit der Bildung des einzelnen Menſchen in Eifer und Aufopferung einſetzt, wird ſie um ſo ſtetiger und tiefgründiger die Kulturentwickelung der Eingeborenen vorwärtsführen, und weil die Miſſion die Kultur auf der chriſtlichen Religion aufbaut, und nur allein auf ihr, wird dieſe Kultur mit Sicherheit ihrem wahren Ziele entgegengehen.

Welcher Dialekt der Eveſprache verdient zur Schrift- und Verkehrsſprache im Eveland (Togo) erhoben zu werden?

Von G. Härtter, Miſſionar.

Vor 50 Jahren ſah es im Eveland noch ganz anders aus als heutzutage. Überall herrſchte Unordnung und Unſicherheit; Stammesfehden und -Kriege waren im ganzen Lande an der Tagesordnung. Die mächtigeren Stämme unterjochten die ſchwächeren, und ihre Könige beanſpruchten bis zu einem gewiſſen Grade auch die Gerichtsbarkeit bei dieſen abhängigen Stämmen. So nahmen z. B. die Angloer an der Küſte und die Pekier im Innern bis in die neueſte Zeit herein eine dominierende Stellung unter den Eveſtämmen ein. Aber während es den Angloern gelungen war, ſtets ihre Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit gegenüber den Nachbarſtämmen und -Völkern zu behaupten, ſo waren die Pekier mit einer großen Anzahl der Inlandſtämme nach und nach unter die Gewaltherrſchaft der Akwamuer und anderer Fremdvölker gekommen. Ein volles Jahrhundert übten beiſpielsweiſe die Akwamuer ihre Schreckensherrſchaft über dieſe Eveſtämme aus, bis es zu Anfang der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts dem Pekiſtamm in Verbindung mit anderen Inlandſtämmen gelang, das harte, unerträgliche Joch der Akwamuer abzuſchütteln. Dieſen Abfall jedoch ließen ſich die Akwamuer nicht ohne weiteres gefallen, ſondern verſuchten immer wieder teils allein, teils mit Hilfe der Angloer und Aſanteer, ihr früheres Anrecht auf die Inlandſtämme zurückzuerobern. Aber auch die Pekier waren auf ihrer Hut und ſchloſſen einen Vertrag mit den Akraern, den Erbfeinden der Akwamuer, die den Pekiern gerne Unterſtützung an Kriegsbedarf gegen die Akwamuer zukommen ließen.

Infolge hiervon entwickelte ſich ſeit dem Jahre 1833 ein reger und lebhafter Verkehr zwiſchen Peki und Akra. Hier war es auch, daß die Pekier nicht nur die weißen Sklavenhändler, ſondern auch die Miſſionare kennen lernten; denn bereits ſeit dem Jahre 1828 waren Baſeler Miſſionare in Chriſtiansborg an der Arbeit. Als daher im Jahre 1847 die erſten Miſſionare der Norddeutſchen (Bremer) Miſſionsgeſellſchaft nach der Goldküſte kamen und ein Arbeitsgebiet ſuchten, da lud ſie der Pekikönig ein, unter ſeinem Volk mit der Miſſionsarbeit zu beginnen. Gerne nahmen ſie dieſe Einladung an und eröffneten im November desſelben Jahres in der Hauptſtadt des Pekiſtammes, in Blengo, die Miſſionsarbeit. Allein nach faſt 6jähriger Arbeit, nachdem verſchiedene Verſuche, ſich im Pekithole feſtzuſetzen, fehlgeſchlagen waren, mußte im April 1853 die Miſſionsarbeit, infolge der häufigen Kriegsdrohungen und beſtändigen Kriegswirren, die ſie zu keiner gedeihlichen Entwicklung kommen ließ, im Peki aufgegeben und ein paſſenderer

Ort für eine Miſſionsſtation im Eveland geſucht werden. Schon das Jahr zuvor hatte Miſſionar Däuble in der richtigen Erkenntnis, daß mit der Miſſionsarbeit an der Küſte eingeſetzt und von dort aus das „Eveland erobert“ werden müſſe, eine Reiſe der Küſte entlang bis Keta unternommen und Vorſchläge zur Gründung einer Miſſionsſtation an der Küſte gemacht. Aber erſt im folgenden Jahre, nachdem die Akwamuer aufs neue Peki mit Krieg bedrohten, kam es zur Gründung der Küſtenſtation Keta.

Wenn wir heute nach 50jähriger Arbeit, nachdem wir nicht nur Land und Leute, ſondern auch die Eveſprache beſſer kennen gelernt haben, dieſe anfänglich vergeblichen Verſuche, im Pekithale mit der Miſſionsarbeit zu beginnen, betrachten, ſo können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß Gott ſeine weiſen Abſichten dabei hatte. Damals war den meiſten dieſe Führung unſrer Miſſion im Eveland unverſtändlich; heute aber, wo wir alles beſſer überſchauen können, müſſen wir zugeſtehen, daß auch das Fehlſchlagen dieſer Anfänge der Miſſionsarbeit im Pekithale unter göttlicher Providenz geſchehen iſt. Niemand konnte in jener Zeit begreifen, warum die Miſſionsarbeit im Pekithale nicht Wurzel faſſen konnte, und auch diejenigen, die tiefer blickten, dachten nicht, daß es um der Sprache des Evevolkes willen ſo gehen mußte; vielmehr dachte man allgemein nur an die eigentliche Miſſionsarbeit. Daß aber dieſe dabei nicht in erſter Linie in Betracht kam, zeigte bald die ganze Entwicklung der Miſſionsarbeit im Evelande. Trotzdem es bis heute nicht zur Gründung einer Europäerſtation im Pekithale gekommen iſt, ſo hatte doch die Miſſionsarbeit gerade unter dem Pekiſtamme von Anfang an die ſchönſten Erfolge zu verzeichnen. Der Eveſprache wegen, die dem Evevolke rein und lauter erhalten werden ſollte, wurden die Miſſionare von Gott aus dem Innern des Landes an die Küſte unter den Angloſtamm geführt, bei dem ſich das Eve bis herauf in unſre Zeit am reinſten erhalten hat. Wegen der Schriftſprache, die durch Bibelüberſetzung und Schaffung einer Schullitteratur einem unkultivierten Volke gewöhnlich durch die Miſſion gegeben wird, mußten die Miſſionare Peki verlaſſen und ſich unter dem Angloſtamm an der Küſte niederlaſſen, um hier mit der Miſſionsarbeit zu beginnen. Zwar hat es im Lauf der erſten Jahrzehnte auch hier nicht an Kriegen und allerlei Kriegswirren gefehlt; aber die Miſſionare waren jetzt am rechten Platz, und darum hat Gott auch hier die wiederholt drohende Vertreibung der Miſſionare vereitelt. Der Anglodialekt war von Gott dazu beſtimmt, fürs ganze Evevolk zur Schrift- und Verkehrsſprache erhoben zu werden. Und in der That, wir mögen jeden Dialekt der Eveſprache nehmen — an der Küſte oder im Innern, im Weſten oder im Oſten, den Peki- oder den Anechodialekt — keinen werden wir finden, der an Vollkommenheit, Reinheit und Wohlklang dem Anglodialekt gleich käme. Überall, auch wenn der Dialekt ein reines Eve, ohne Beimiſchung fremdſprachlicher Beſtandteile, enthält, werden wir auf eine gewiſſe Abſchleifung, Weichlichkeit oder gar Korruption in der Ausſprache ſtoßen. Da und dort iſt dieſe Abſchleifung und Verweichlichung der Sprache ganz auffällig; ebenſo verhält es ſich mit der Beimiſchung fremdſprachlicher Beſtandteile. Die Kraftloſigkeit und Energieloſigkeit, an denen viele Eveſtämme kranken, haben ſich ganz naturgemäßig auch auf die Sprache übertragen. Ich denke dabei an ſo manche Inlandſtämme, die jahrhundertelang unter der Gewaltherrſchaft der Akwamuer und anderer Tyrannen ſchmachteten. Wie ſie ſelbſt, infolge dieſer Bedrückung, an Energie und Kraftbewußtſein verloren haben, ebenſo hat auch ihre Sprache an

Markigkeit und Wohlklang Einbuße erlitten. Der Indifferentismus, der sich dieser Stämme bemächtigte, mußte mit Naturwendigkeit auch in der Sprache zum Ausdruck kommen.

Dazu kommt noch ein weiterer Umstand. Durch die jahrhundertelangen Beziehungen vieler Inlandstämme, nicht allein zu den Akwamuer diesseits des Volta, sondern auch zu verschiedenen Volksstämmen jenseits des Volta, nahmen sie nicht nur teilweise ihre Sitten und Gebräuche an, sondern auch aus ihrer Sprache ging manches Wort in die Sprache dieser Stämme über, so daß den Inlandstämmen mit der Zeit manch gutes Wort und manch schöner Ausdruck in der eigenen Sprache verloren ging. Ja es kam da und dort so weit, daß die fremde Sprache ebenso oder fast ebenso geläufig wurde wie die Landessprache. Denn woher anders kommt es, daß man im Hinterland so lange Jahre brauchte, um festzustellen, ob Tschi oder Ewhe die Vorherrschaft habe, bezw. die Landessprache sei? Einzig und allein von dem mächtigen Einfluß, den die Tschistämme und ihre handeltreibende Bevölkerung schon seit langer Zeit auf jene Stämme ausgeübt hatten. Mit Naturnotwendigkeit mußte hier das Ewhe Einbuße erleiden, und wenn sich auch die Volkssprache neben der eingedrungenen Handelssprache erhalten hat, so hat sie doch sehr unter deren Einfluß gelitten. Dies läßt sich wieder am schlagendsten an dem Pekidialekt nachweisen. Es entstand hier ein Ewhe, das von Fremdwörtern wimmelt, und darum sagte ich oben, daß es providentiell gewesen sei, daß Gott den Anfang der Ewhemission in Peki nicht gelingen ließ. Es sollte dem Ewhevolk in seiner Schriftsprache kein korrumpiertes mit Fremdwörtern gespicktes, sondern ein reines und lauteres Ewhe gegeben werden.

Aber auch in Beziehung auf den Südosten des Ewhelandes begegnen wir, was die Sprachverhältnisse betrifft, einem ähnlichen Vorgang. Dort waren vor mehr als 200 Jahren Stammesteile der Adangmeer und anderer Stämme von der Goldküste ins Ewheland eingewandert und hatten sich teils an der Küste, teils im Innern angesiedelt. Alle diese fremden Einwanderer haben auch ihre Sprache ins Ewheland mitgebracht und dort beibehalten, bis sie von der Ewhesprache mehr oder weniger absorbiert war. Deshalb werden bis auf den heutigen Tag die Kleinpopoer von den Ewheern Gẽnyitọwo (Untre Gaer), im Gegensatz zu den Gẽdžitọwo (Obere Gaer), den Bewohnern der Goldküste, genannt. Aber auch die Kleinpopoer selbst halten sich, obgleich sie im Lauf der Jahrhunderte sich mit den Ewheern vermischt haben, doch noch für Gaer, und auch ihre Sprache nennen sie heute noch „Gasprache", obgleich sie ein Dialekt des Ewhe geworden ist, der neben vielen Dahome- und Yorubawörtern mit der Gasprache nichts weiter gemeinsam hat, als daß er bis heute ziemlich viele Ga- bezw. Adangmewörter herübergerettet hat. So schreiben z. B. die schwarzen Übersetzer des wesleyanischen Katechismus, der im Jahr 1899 in Klein Popo gedruckt wurde: „Dieses Büchlein ist eine Übersetzung des ersten Katechismus der wesleyanischen Methodisten in der „Gasprache." Ebenso wird im Gesangbuch derselben Mission, das im Jahre 1900 gedruckt wurde, wiederum die Sprache nicht als Anechosprache, geschweige denn als Ewhesprache, sondern als „Egẽgbe" (Gasprache) bezeichnet. Diese Bezeichnung schon genügt, um uns zu zeigen, daß wir es im Anecho mit keinem reinen Ewhedialekt zu thun haben. Dies geht aber auch zur Genüge aus allen bisher im Anechodialekt erschienenen Büchern hervor. Den schlagendsten Beweis jedoch liefert das Glossar

der Henricischen Grammatik, in dem z. B. auf der 1. Seite zirka 20 Wörter Fremdwörter sind.

Nachdem die Kleinpopoer uns gesagt haben, wofür sie ihre Sprache halten und auch die bisher im Anechodialekt erschienenen Bücher dies bestätigen, so ist, glaube ich, erwiesen — und darauf kommt es hier an — daß Anecho nicht der Dialekt ist, in dem dem Eveoolk seine Sprache möglichst rein und lauter überliefert werden könnte; denn abgesehen von dem Namen Egegbe (Gasprache), enthält der Anechodialekt, wie wir bereits oben erwähnt haben, ein Gemisch von Ewe, Ga, Dahome und Yoruba, und ein solches Kauderwelsch sollte zur Schriftsprache sämtlicher Evestämme erhoben werden? Nimmermehr! — Dazu kommt noch ein weiterer Punkt! Infolge dieses Sprachengemischs wird dieser Dialekt auch nur innerhalb seiner Stammesgrenzen verstanden. Sobald man aber über die weiteren Stammesgrenzen hinauskommt, so hört ein Sichverständlichmachen mittelst Anecho auf. Es kann darum schon vom rein praktischen Standpunkt aus Anecho niemals, weder als Schrift-, noch als Verkehrssprache für das Eveland in Betracht kommen. Dazu eignet sich nur ein Dialekt, der die Evesprache möglichst rein und unvermischt bis herauf in unsre Tage bewahrt hat. Es sollte darum in der für ein ganzes Volk überaus wichtigen Frage weder kleinlicher Ehrgeiz, noch eigensinniger Partikularismus den Entscheid trüben oder bestimmen, sondern es sollte das ganze Volkswohl und die Volkssprache ohne persönliche Liebhabereien ausschlaggebend sein. Bezüglich der Rechtschreibung des Ewe kann man vorerst noch verschiedener Meinung sein; denn sie ist für das Eveolk nicht von diesem eminenten Wert und von so ungeheurer Tragweite, wie eine einheitliche Schrift- und Verkehrssprache; aber was die Wahl der Schrift- und Verkehrssprache betrifft, so sollte hier von vorn herein eine Einigkeit und Übereinstimmung erzielt werden.

Also das Hauptgewicht bei dieser Wahl muß auf die Reinheit und Lauterkeit des Eve gelegt werden; sodann wird die derzeitige Verbreitung und Bekanntschaft des Dialekts übers ganze Eveland sehr in die Wagschale fallen; und für den Fall, daß diese beiden Bedingungen bei einem Dialekt zutreffen sollten, so sollten alle andre Bedenken und Aussetzungen fallen und dieser Evedialekt zur Schrift- und Verkehrssprache erhoben werden. Von dem Anechodialekt aber wissen wir bereits, daß er keine der beiden Bedingungen in sich schließt. Anecho kann darum auch nicht als Schrift- und Verkehrssprache in Betracht kommen und alle in diesem Dialekt bisher geschaffenen litterarischen Erzeugnisse können nur einer Verlangsamung der fürs Evevolk notwendigen Schrift- und Verkehrssprache dienen, niemals aber zu ihrer Verbreitung beitragen oder dieselbe gar beschleunigen. Hier kann nur der schon oben erwähnte Anglodialekt in Betracht kommen. Ihm haften die beiden obengenannten Bedingungen und Voraussetzungen in hohem Maße an.[1]) Darum haben auch die Missionare der Norddeutschen Missionsgesellschaft in der richtigen Erkenntnis schon seit bald 50 Jahren gerade den Anglodialekt zur Schrift-

[1]) Daß das, was ich hier sage, keine leere Behauptung ist, beweist schon die eine Thatsache, daß, als im Jahre 1898 das revidierte Neue Testament in die Hände unserer eingeborenen Christen kam, sie sich nicht nur erfreut über dasselbe aussprachen, sondern an der Küste sowohl, als auch im Innern des Landes Stimmen laut wurden, die ihrer Freude darüber Ausdruck gaben, daß das Neue Testament ein Ewe enthalte, wie es thatsächlich vom Volk gesprochen werde. D. V.

ſprache erhoben und ſeither litterariſch bearbeitet.[1]) Wohl müſſen auch die anderen Evhedialekte mit dazu beitragen, daß wir ein möglichſt vollkommenes Evhe erhalten; aber die Grundlage zu dieſem Evhe kann nur das Anglo geben. Dieſer Evheſtamm hat auch während der ſchwerſten Zeiten, die über das Evheland hereingebrochen ſind, ſich ſeine Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit zu bewahren gewußt und die Kraft, Energie und Markigkeit, die in dieſem Volksſtamm ſich verkörpern, kommen auch in der Sprache zum Ausdruck. Es kann uns darum nicht wundernehmen, wenn Miſſionar Spieth, der 20 Jahre unter den Inlandſtämmen gearbeitet hat, ſich immer wieder erfreut über das kräftige und markige Evhe des Angloers ausſpricht, das ihm im Vergleich zu dem Inlanddialekt wie „liebliche Muſik“ in ſeinen Ohren klinge.

Aber nicht allein die Reinheit und Markigkeit iſt dem Anglodialekt im höchſten Grade eigen, er iſt auch derjenige Dialekt, der die weiteſte Verbreitung gefunden hat. Durch die Handelsbeziehungen, die die Angloer ſeit Jahrhunderten faſt mit allen Evheſtämmen pflegten und heute noch pflegen, iſt auch ihr Dialekt im ganzen Lande bekannt geworden. Wir mögen auf unſern Reiſen im Evhelande hinkommen, wohin wir wollen, überall werden wir Angloern begegnen, die entweder auf einer Handelsreiſe ſich befinden oder die bleibend in der Fremde ſich niedergelaſſen haben. Aus dieſen Gründen glaubt die Norddeutſche Miſſion in der Dialektwahl das richtige getroffen zu haben und in Kirche und Schule bisher ſchon weſentlich zu einer einheitlichen Schrift- und Verkehrsſprache im Evhelande beigetragen zu haben. Sie hofft ferner, daß es ihr mit Hilfe der Bibelüberſetzung und der Beſchaffung anderer Bücher in der Evheſprache über kurz oder lang gelingen werde, dem Evhevolk eine gemeinſame und einheitliche Schriftſprache zu geben, ſo daß, wie einſtens Dr. M. Luther unſrem deutſchen Volke durch ſeine Bibelüberſetzung eine einheitliche Sprache gegeben hat, es auch ihr durch dieſelben Mittel gelingen werde, dem Evhevolk die gleiche Wohlthat zu erweiſen.

Calw im Januar 1902.

[1]) Mancher könnte denken, daß die Miſſionare der Norddeutſchen Miſſionsgeſellſchaft, weil ſeither den Anglodialekt litterariſch bearbeitet haben, darum eine beſondere Vorliebe gerade für dieſen Evhedialekt haben. Daß dem aber nicht ſo iſt, beweiſt ſchon die eine Thatſache, daß wir gegenwärtig im Begriff ſind, unſre bisherige Eingangsſtation ins Evheland, die, wie wir oben geſehen, uns durch die Verhältniſſe gegeben worden war, von Keta nach Lome zu verlegen — wir alſo wohl imſtande ſind, den Zeitverhältniſſen und der Erſchließung des Landes Rechnung zu tragen und ſie uns zu Nutzen zu machen. Ebenſo wenig würden wir uns, wenn erwieſen wäre, daß ein anderer Dialekt als der Anglodialekt — etwa der Anechodialekt — ſich noch beſſer als dieſer zur Schrift- und Verkehrsſprache eignen ſollte, dieſer Thatſache verſchließen.

Handel und Wandel in Adis Abeba.

Von Major a. D. Karl v. Bruchhausen.

Fernab von den großen Weltstraßen, im gesunden abessinischen Hochland, erstreckt sich die „Blume des Frühlings" — denn so ist „Adis Abeba" zu übersetzen — über flache Hügel und breite Thäler. Erst nachdem sich Menelik im Jahre 1889 zur Würde des „Königs der Könige" (Negus Negest) aufgeschwungen, verlegte er seine Residenz in das liebliche, holz- und wasserreiche Gelände und gab der über Nacht entstandenen neuen Stadt den klangvollen poetischen Namen. Aber schon ist's ihm dort zu laut geworden: seit Beginn dieses Jahres hat er sich eine Nebenresidenz 70 km weiter westlich in Adis Alam geschaffen, in die er sich manchmal auf Monate zurückzieht. Das ändert aber vorläufig nichts an der Bedeutung Adis Abebas, wo die Fäden des abessinischen Regiments in Folge der Gewohnheit eines Jahrzehnts, der Schaffung von Verbindungen und der Seßhaftmachung der amtlichen und nichtamtlichen Vertreter des Auslandes zusammenlaufen.

Ueber das Leben in Adis Abeba hat nun der Vertreter Italiens an Meneliks Hofe, Major Cicco di Cola, einem Mitarbeiter der „Stampa" allerlei interessante Dinge erzählt. Seit 4 Jahren ist er ununterbrochen dort und kennt daher Land und Leute gründlichst.

Zur Zeit sind vier Mächte amtlich in Adis Abeba vertreten: Frankreich durch Lagarde, England durch Oberstleutnant Harrington, Italien durch den genannten Major und Rußland durch den Generalkonsul Wlassow. Die vier „Legationen" liegen weit auseinander, da z. B. ihrer Einrichtung die Hütten-Stadt schon stark bevölkert und gewaltig in's Breite gewachsen war, so daß Menelik den Abgeordneten der genannten Mächte nur noch an den Rändern der Stadt Grundstücke anweisen konnte. So sind von der einen „Legation" zur anderen oft Ritte von ¾ Stunden Dauer zurückzulegen. Aber der Verkehr unter ihnen ist ein überaus herzlicher; nicht nur, weil es die amtliche Stellung so mit sich bringt, sondern auch auf Grund persönlicher Sympathie unter ihren Spitzen. Daraus hat sich ein reger geselliger Verkehr entwickelt, dem übrigens auch die abessinischen Großen, die Ras und Dedschasmatsch, nicht abgeneigt sind. Diese abessinischen Feudal-Herren laden die Mitglieder der Gesandtschaften gern zum Mittag oder Abend zu sich ein und gehen ebenso gern zu ihnen. Bei Champagner und allerlei Süßigkeiten, von denen jene Würdenträger große Freunde sind, geht es dann recht lustig zu. An europäischen Damen sind nur die Gattinnen des Staatsrats Alfred Ilg, eine muntere Schweizerin, und von vier französischen Kaufleuten vorhanden. (Major Cicco di Cola vergißt dabei, daß der unmittelbar

Digitized by Google

vor ſeiner Abreiſe in Adis Abeba eingetroffene dauernd der italieniſchen Vertretung dort zugeteilte Stabsarzt Lincoln de Caſtro ſeine junge Frau dorthin mitgebracht hat).

Der Negus Negeſt hat nicht etwa beſondere Audienztage, ſondern man geht zu ihm, wenn grade etwas Beſonderes vorzubringen iſt, und man wird dann faſt immer ſofort vorgelaſſen. Ebenſo finden die großen Empfänge ganz unregelmäßig ſtatt, abgeſehen von den großen nationalen Feſttagen, zu denen auch der Geburtstag Meneliks gehört. Einladungen zu ſolchen Feſtlichkeiten erfolgen entweder ſchriftlich durch Vermittlung des Staatsrats Ilg oder auch mündlich durch einen beſonderen Boten. Meneliks Reſidenz iſt nicht etwa ein ſtolzer Palaſt, ſondern eine Gruppe von einſtöckigen Baulichkeiten, von den jede gleichſam einen einzigen Saal darſtellt. Will man von dem einen Saal zum andern, ſo hat man ein Stück unter freiem Himmel dahinzuſchreiten, indes iſt das Ganze durch eine hohe Mauer von der übrigen Stadt abgeſchloſſen. Der Thronſaal, der gewaltigſte von allen, mißt 50 m in der Länge und 30 m in der Breite. Dort findet auch nach altem Brauch an jedem Sonntag die Speiſung der geſamten männlichen Bevölkerung der Hauptſtadt auf Meneliks Koſten ſtatt. Dann drängen ſich 20—25000 Gäſte heran. An den Tiſchen des Saales können etwa 5—6000 Platz finden. Daher folgt manchmal von früh 9 Uhr bis nachmittags 3 Uhr eine Ablöſung der anderen. Die Mahlzeiten beſtehen in der Hauptſache aus der „Angherà", das iſt eine Art recht wohlſchmeckenden Kuchens, gebacken aus dem Mehle des „Tjeff", d. i. eine Körnerfrucht ähnlich der Hirſe. Die „Angherà" erſetzt den Abeſſiniern das Brot. Dann giebts eine von ihnen ganz beſonders geliebte, überaus pikante Sauce, bereitet aus „Berberi" (rotem Pfeffer), Butter und aromatiſchen Kräutern. Hierin tunken die Abeſſinier ihre Angherà, oder auch eine Art geſchabten Fleiſches ein. Weiter eſſen ſie wohl ein ganz gut mundendes Linſen-Purée und zum Schluß allemal „Tebs", d. i. Braten in mächtigen Portionen. Als Getränk wird „Tedſch", gegohrenes und ziemlich ſtark berauſchendes Honigwaſſer, ſowie „Talla", das abeſſiniſche Bier, verabreicht.

Bisweilen ladet Menelik auch die Vertreter der europäiſchen Mächte ſamt ihrem ganzen Perſonal zu dieſen großartigen Abfütterungen ein. Für dieſe Gäſte wird dann aber in einer Ecke des Saales beſonders gedeckt, und ſie erhalten nur Speiſen vorgeſetzt, die nach europäiſcher Weiſe zubereitet ſind. Das weibliche Geſchlecht iſt ein für alle mal von ſolchen Feſtlichkeiten ausgeſchloſſen, es wird dafür von der Kaiſerin Taitu, freilich viel ſeltener, in deren Gemächern bewirtet. Dieſe ſtehen mit denen Meneliks in Verbindung, bilden aber doch eine Gruppe einzelner Häuſer für ſich.

Der Handel bewegt ſich zu Adis Abeba noch in recht urſprünglichen Formen. Er iſt trotzdem ſchon ziemlich bedeutend und würde leicht an Bedeutung zu ſteigern ſein, wenn es mit der europäiſchen Initiative weniger mangelhaft beſtellt wäre. Mitten in der Stadt befindet ſich ein großer Platz, auf dem faſt jeden Morgen gehandelt wird; der eigentliche Markttag aber iſt der Sonnabend. Dann dauert das Getreibe bis zur ſinkenden Nacht. An Kaufhäuſern ausländiſcher Händler ſind 23 vorhanden. Deutſche befinden ſich darunter nicht. Und dennoch bezifferte ein im vergangenen Jahre veröffentlichter Bericht des britiſchen Generalkonſuls in Adis Abeba, Mr. Baird, den Geſamtwert der jährlichen Einfuhr deutſcher Waren nach Abeſſinien auf 278000 Maria Thereſien-

Thaler, so daß Deutschland in der Reihe der dort einführenden Länder die fünfte Stelle einnahm. Major Cicco di Cola hat diesen merkwürdigen Widerspruch erklärt. Es sind nämlich zwei indische Kaufleute, die in Adis Abeba fast ausschließlich deutsche Waren feilhalten, und jene Indier beziehen diese Waren — Teppiche, Seidenstoffe, Kunstschlösser, emaillierte Eisengefäße, Hüte u. s. w. — nicht etwa direkt von den Herstellern, sondern aus Bombay! Wahrscheinlich wissen die in Frage kommenden deutschen Firmen garnichts von dieser seltsamen Wanderung ihrer Fabrikate, auf deren Preise natürlich die Kosten der unnützen Doppelfahrt von Bab-el-Mandeb nach Bombay und zurück geschlagen werden. Die „Köln. Ztg." schrieb unter'm 2. Januar d. Js. darüber: „Sollte deutsche Unternehmungslust in Adis Abeba mit seinem gesunden Klima[1]) nicht ein lohnendes Feld der Thätigkeit finden? Wertvoll würde für solche Bestrebungen sein, daß Menelik, der vor etwa einem Jahrzehnt dem Fürsten Bismarck das Großkreuz des Sterns von Aethiopien verlieh, grundsätzlich allen Nationen die gleichen Rechte einräumt, wie er sich denn auch gegenüber der deutschen Expedition von Erlanger — Neumann in jeder Weise entgegenkommend verhalten hat. Und in Meneliks vielvermögendem Staatsrat Ilg, dem geborenen Deutsch-Schweizer, würden sie sicher einen unparteiischen Förderer ihrer Bemühungen finden, mit dem sie obendrein in ihrer Muttersprache verkehren könnten."

Es steht zu erwarten, daß diese Anregung nicht auf unfruchtbaren Boden fallen wird, und deshalb sei noch erwähnt, was Cicco de Cola weiter über den Handelsverkehr mit den Abessiniern sagte.

Es ist nichts falscher, als die vielfach verbreitete Annahme, daß die Abessinier in einem gewissen trotzigen Stolze der Halbkultur von den Dingen des Auslandes nichts wissen wollten. Im Gegenteil gehen sie bereitwilligst auf Neuerungen ein und gewöhnen sich leicht neue Bedürfnisse an. Vor einigen Jahrzehnten noch bestand — und für viele Abessinier besteht noch heute — die ganze Kleidung aus einem Hemd und einer bis zum Kniee reichenden weißen Hose (Major Cicco di Cola vergißt das große Umschlagetuch aus weißem Baumwollenstoff mit bunten Kanten, Schamma genannt, zu erwähnen). Heute gefallen ihnen bereits allerlei fremde Dinge „vom Gürtel bis zum Ring am Finger, von Schuhen und Strümpfen (die Abessinier, auch die vornehmsten unter ihnen, gingen in früherer Zeit barfuß) bis zum richtigen Beinkleid, von Filzhüten bis zu Lichten und Seife." Auch das Petroleum ist ein begehrter Artikel; ferner feingemusterte Seidenstoffe für die Vornehmen, die jetzt meist von Frankreich geliefert werden, und wirklich guter Flaschenwein im Preise von etwa 1 Maria Theresien-Thaler die Flasche. Auch mit vielen anderen Artikeln ließen sich gute Geschäfte machen. Die Abessinier zahlen mit den genannten Thalern, die in ganz Nordostafrika beliebt sind, oder auch in Landesprodukten, wie Kaffee, Elfenbein, Fellen u. s. w. Von den Thalern und zugehöriger Scheidemünze[2]), die Menelik mit seinem Bildnis hat prägen lassen, sagt Major Cicco di Cola nichts. Auf anderem Wege hat verlautet, daß sie nach anfänglichem Widerstand der Bevölkerung guten Eingang gefunden haben und den Handelsverkehr sichtlich erleichtern. Uebrigens darf

[1]) Wir fügen hier noch hinzu, daß es für Europäer durchaus zuträglich und angenehm ist. Tuberkulose ist auf dem ganzen abessinischen Hochlande ein unbekanntes Ding.

[2]) Bis dahin gelten als einzige Scheidemünze des Thalers rechteckige Salzlatten, die „Amole".

kein Europäer, der, um Handel zu treiben, nach Adis Abeba kommt, glauben, daß ſich dieſe gelben, braunen und ſchwarzen Burſchen etwa mit Leichtigkeit über's Ohr hauen laſſen. Weit gefehlt. Der Abeſſinier ſieht ſich genau an, was er kauft und verlangt einerſeits ſtrenge Rechtlichkeit beim Handel, andererſeits ein getreues Feſthalten an den einmal eingeführten Warenmuſtern.

Ueber die Verbindung Adis Abeba's mit der Küſte wird noch w. u. die Rede ſein; zunächſt kehren wir an der Hand Cicco di Cola's zu Land und Leuten zurück.

Die herrſchende Sprache iſt die amhariſche. Das Wort „abeſſiniſch" und „Abeſſinien" hört man im Lande nicht gern, denn abese bedeutet „Miſchung". Die Abeſſinier wollen aber kein „Miſchvolk", ſondern eine einheitliche, reine, aus der „amhariſchen" Raſſe beſtehende Nation ſein, und ſie ziehen die Bezeichnung „Amhara" oder auch das alte Wort „Aethiopier" vor. Menelik ſpricht für ſeine Perſon immer amhariſch und bedient ſich im Verkehr mit den Europäern ſtets der Dolmetſcher. Aus verſchiedenen Anzeichen ſchließt der Major Cicco di Cola aber, daß er vom Italieniſchen und Franzöſiſchen einzelne Redewendungen ganz gut verſteht. Übrigens kommen in unregelmäßigen Sendungen ganze Ballen europäiſcher Zeitungen für Menelik in Adis Abeba an. Alle Stellen darin, die ſich mit ſeiner Perſon beſaſſen, werden überſetzt und ihm vorgelegt.

Alles in allem iſt das Bild, das Cicco di Cola von dem Leben und Treiben in Adis Abeba entwirft, ein weit günſtigeres, als man hätte vermuten ſollen. Zu wünſchen läßt freilich die Verbindung mit der Küſte. Der Major erzählt, wie die italieniſche Regierung, der naturgemäß daran liegen muß, in möglichſt ſicherem und raſchem Verkehr mit ihrem Vertreter zu ſtehen, ſich geholfen hat. Es iſt auf ihre Koſten ein regelmäßiger allwöchentlicher Kourrierdienſt nach der Küſte eingerichtet. Bis Harrar (450 km) reiten die Eilboten auf Maultieren, und ſie gebrauchen dazu 8 Tage, während Karawanen dieſelbe Strecke in 14—20 Tagen zurückzulegen pflegen. Der engliſche und italieniſche Eilbote reiten zuſammen, weil dadurch die Sicherheit eine größere wird und auch etwaigen Unglücksfällen leichter abgeholfen werden kann. In Harrar übernimmt der engliſche Agent die verſiegelten Depeſcheniäcke und ſendet ſie auf dem Rücken von Kameelen in 5 bis 6 Tagen nach Zeila (300 km). Von dort werden ſie durch den Dampfer einer indiſchen Handelsgeſellſchaft nach Aden gebracht, was trotz der verhältnismäßig nicht großen Entfernung drei Tage dauert, da der Dampfer aus händleriſchen Rückſichten Berbera und noch einige andere Häfen anlaufen muß, bevor er ſich nach Aden wendet. Von dort endlich ſendet der italieniſche Generalkonſul die Depeſchen mit engliſchen Dampfern nach Italien ab. So beanſprucht ihre Uebermittlung an das Auswärtige Amt in Rom faſt immer achtundzwanzig Tage. Ganz eilige Depeſchen werden von Adis Abeba nach Harrar in Chiffren telephoniert (telegraphiſche Verbindung zwiſchen den beiden Orten iſt der wiederholten gegenteiligen Meldung zum Trotz noch nicht vorhanden), wodurch dann die 8 Tage für den Eilboten geſpart werden. Gegenwärtig wird nun auch eine telegraphiſche Verbindung zwiſchen Adis Abeba und Asmara (alſo auch mit Maſſaua) hergeſtellt. Man rechnet darauf, daß ſie in der erſten Hälfte des Jahres 1902 vollendet ſein wird. Dann wird es möglich ſein, wichtige Meldungen nach Maſſaua zu telegraphieren und ſie von dort mittelſt Kabels (über Perim) oder auch per Schiff (etwa 10 Tage) weiterzuſenden; auch wird es vielleicht ſpäter vor-

teilhaft sein, Briefschaften längs dieser Telegraphenlinie zu befördern. Wir bemerken dazu erklärend, daß Menelik an der neuen Telegraphenlinie alle 1000 m eine mit 2 Abessiniern zu besetzende Wachthütte errichten läßt. Bei der Schnellfüßigkeit dieser Wächter kann die Weitergabe der Briefe von Posten zu Posten mit großer Beschleunigung erfolgen.

Major Cicco di Cola zieht, wohl aus nationalen Gründen, die im Bau begriffene Bahn Dschibuti-Harrar für die Verbindung mit der Heimat nicht in Betracht. Soll das französische Gebiet bei Verfolgung solcher Zwecke auch gemieden werden, wenn erst die Bahn, was in 1—2 Jahren der Fall sein dürfte, Harrar erreicht haben wird? Das erscheint doch kaum glaublich. Die 300 km von Harrar zur Küste können dann bequem in 8—9 Stunden zurückgelegt werden, und der damit verbundenen Zeitersparnis wegen dürften Engländer und Italiener übersehen, daß die Linie in französischen Händen ist. Von englischer Seite sind Bemühungen, den mit finanziellen Schwierigkeiten kämpfenden Bahnbau in die Hand zu bekommen, fehlgeschlagen; jetzt scheint man wenigstens eine Anschlußbahn von Zeila an die französische Linie herausschlagen zu wollen. Ihre Kosten würden nur gering sein, und dann dürfte sie zur Rentabilität der Bahn erheblich beitragen. Es wäre nicht unmöglich, daß diese Erwägung schließlich doch noch die nationalen Eifersüchteleien überbrückte und die Weiterführung der Bahn von Harrar nach Adis Abeba ermöglichte. Auch diese Strecke ist vom Staatsrat Ilg konzessioniert, aber bei der Schwierigkeit, das für den Bau erforderliche Kapital zu beschaffen, steht ihre Verwirklichung in weiter Ferne.

Endlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Bedeutung Adis Abeba's z. Tl. wenigstens und so lange nicht die in Rede stehende Bahn gebaut ist, auf der Person Meneliks beruht. Schließt der einen direkten Erben nicht Besitzende einmal die Augen und verlegt sein Nachfolger in der Würde des Negus Negest, wie das in Abessinien fast die Regel geworden ist, seine Residenz nach einem ganz anderen Teil des weiten Reiches, so können die stolzen Tage Adis Abebas gezählt sein.

Dr. Max Schoellers „Aequatorial Oſt-Afrika und Uganda".

Von Eugen Wolf, München.

„Seiner Durchlaucht dem Fürſten Chriſtian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen, Herzog von Ujeſt in dankbarſter Verehrung", ſo lautet die Widmung dieſes, ich kann es nicht anders nennen, „fürſtlichen" Werkes des Verfaſſers, der vielen Orts ſelbſt die Hand mit an unſere Kolonien gelegt und ſich mit namhaften Kapitalien an der Entwickelung derſelben praktiſch bethätigt hat.

„Fürſtlich" iſt das Buch von dem Verlag von Dietrich Reimer (Ernſt Vohſen) Berlin hergeſtellt und ausgeſtattet; es verdient die Bezeichnung „fürſtlich" auch infolge der Beſcheidenheit ſeines Verfaſſers, die den Grundtenor des Werkes bildet, und mit welcher er immer in den Hintergrund tritt, um anderen, ſo z. B. dem Organiſator ſeiner Karawane Wiegand und ſeinem Reiſegefährten Kaiſer Verdienſte zuzuſchreiben, die ſie ſich allerdings in hohem Maße erworben haben; ſolche gründliche Mitarbeit wie die von Kaiſer war aber denn doch nur ermöglicht durch Schoellers ruhigen, klaren Blick, ſeine eiſerne Konſequenz, das auch durchzuführen, was er vorhatte, ſeinen feſten Willen, verbunden mit der Verträglichkeit, Sebſtbeherrſchung und Ruhe, die, wenn mehrere Europäer in den Tropen zuſammen reiſen, die erſte Bedingnis des Erfolges iſt. Das ſoeben erſchienene Buch habe ich von Anfang bis zu Ende in einem Atem durchgeleſen und die dem Werke in einem Separatband beigefügten, hervorragend vorzüglichen Karten mit dem Auge desjenigen Kritikers gemeſſen, der die Reiſe Schoellers fünf Jahre vorher ſelbſt zum größten Teile gemacht hat.

In der That iſt die Genauigkeit und Zuverläſſigkeit des Kartenmaterials eine derartige, daß ich jetzt, nachdem zehn Jahre verſtrichen ſind, ſeitdem ich meine Reiſen nach dem Kilimandjaro, durch deutſches und engliſches Gebiet, nach Uganda, und zurück uſw. durchgeführt habe, auf den im Maßſtabe von 1: 150,000 in 13 Spezialkarten hergeſtellten Blättern der Reiſeroute heute jeden Höhenzug, jede Niederung, Weideplatz, See, Fluß, ja in vielen Fällen ſogar jeden Lagerplatz wieder erkenne. Mit dem Schoeller'ſchen Kartenmaterial verſehen, kann heute jeder dieſe Reiſe nach Oſt-Aequatorialafrika unternehmen, ohne Gefahr ſeine Karawane betreffs Verpflegung oder Waſſer in Verlegenheit zu ſetzen. Schon allein die penibel genaue Herſtellung dieſes Kartenmaterials von Seiten Kaiſers würde dem Werke einen allerſten Platz in der Afrikalitteratur für alle Zeiten ſichern.

Das Werk ſelbſt iſt ſo vielſeitig, daß man es nicht unternehmen kann, dasſelbe mit kurzen Worten abzuſpeiſen. Bei Dr. Schoeller fühlt man gleich den warmen, für ſein Vaterland ſtrebenden Kolonialpolitiker, wenn man das, was er bei der Ausreiſe nach Sanſibar über Abeſſinien, unſere dort mißlungene Politik und über die Notwendigkeit deutſcher Vertretungen daſelbſt ſagt, lieſt. Durch das

ganze Werk wiederholen ſich die Betrachtungen des Kolonialpolitikers und Nationalökonomen. Seine Bemerkungen, von denen ich nur eine hervorheben will, wie z. B.: „Intenſive Bethätigung des Großkapitals, Errichtung von Handwerkerſchulen, Eiſenbahn- und Wegebauten ſind die Faktoren, welche die ſchlummernde Kraft des Eingebornen in praktiſche Arbeitsleiſtung überſetzen müſſen.“ Ferner ſeine Frage: „Was kann der Beſitz afrikaniſcher Kolonien überhaupt bezwecken?“— Mit nachfolgender, äußerſt logiſcher Beantwortung dieſer Frage, die Monologe, welche er an ſeine Beobachtungen über eine eventuelle wirtſchaftliche Entwickelung der Maſſaiſteppe knüpft, die handelspolitiſche Klugheit, ſowie das immerwährende Bedürfnis nur mit der praktiſchen Seite der Entwickelung unſerer Kolonien zu rechnen, werden jedem angenehm auffallen, der ſich in dem Beſitz des Buches befindet.

Beſonders der Kolonialabteilung des auswärtigen Amtes, ſowie den Gouverneuren unſerer Kolonien kann ich die Lektüre der vielen Kapitel, die das Wirtſchaftliche berühren, nur ſehr empfehlen.

Schoeller iſt auch als Paſſant ein ſcharfer Beobachter bis in die kleinſten Details; ſo z. B. entdeckt er in der Vorſtadt Malindi auf Sanſibar die kleinen Schlammkuchen, die von den Suahiliſrauen mit beſonderer Vorliebe verzehrt werden. Wenige Europäer werden dies je beobachtet haben, und doch ſteckt ein ganzes Stück Geſchichte in dieſem Schlammkucheneſſen.

Das was Schoeller in ſeinem Werke über die Ausrüſtung, über Waffen, Löhnung, Perſonal, Lebensmittel, mitgenommene Tauſchwaren, Gewichtsverteilung, Karawanenführer u. ſ. w. ſagt, iſt ſo maßgebend und ſo richtig, daß jeder, der eine größere Reiſe in Afrika oder nach den Inſeln des Indiſchen Ozeans unternehmen will, nur daraus lernen kann. Es iſt eine vollkommene Inſtruktion mit Schoeller'ſcher Gründlichkeit ausgearbeitet, jeder alte Afrikaner, der ſelbſt auf dem Safari war einſchließlich Wiſſmanns, wird mir zugeben, daß man umſichtiger wie Schoeller nicht verfahren kann. Der Waidmann wird Schoellers Indignation über nicht waidgerechtes Hinmorden, Abfangen in Fallen und Niederknallen edlen afrikaniſchen Hochwildes teilen und des Intereſſanten über Schoellers Jagdtage, Jagdabenteuer und über afrikaniſche Jagdgeſetze in dem Buche vieles finden. Ausführlich wie in allem andern beſchäftigt ſich der Verfaſſer mit der Konſervierung der Felle, Häute und Bälge ſeiner großen und kleinen Jagdbeute. Mit großem Genuß lieſt man die Eifrigkeit ſeiner Tierbeobachtungen, gleichviel, ob es ſich um den Angriff eines Rhinozeroſes auf ſeinen Geologen oder eines Bienenſchwarmes auf ſeine Träger handelt; man ſieht, daß der Verfaſſer ganz und gar bei der Sache iſt, und daß er bei ſeinen Beobachtungen mit ſich ſelbſt raiſonniert und auf den Grund einer jeden Sache kommen will. Deshalb iſt alles intereſſant, ſogar ſeine Auslaſſungen über die klimatologiſchen Einflüſſe auf ſeine Eſel, ja mehr als intereſſant, denn ſie ſind höchſt lehrreich. Seine Beobachtung der Eingeborenen, ſein Verkehr mit denſelben wie z. B. beim Lebensmitteleinkauf, bei den verſchiedenen Schauris mit Häuptlingen laſſen den erfahrenen ruhigen Reiſenden erkennen; oft glaubte ich mich inmitten der Karawane zu befinden.

Die Kuli- und Arbeiterfrage wird von Schoeller als eine der wichtigſten in unſeren Kolonien des Oefteren beſprochen, und ich habe mich gefreut, daß Herr Schoeller, der ſelbſt größerer Plantagenbeſitzer iſt, auch dahin neigt, daß wir mit chineſiſchen Kulis aus Deutſch-China Verſuche machen müſſen. Es iſt natürlich, daß

infolge seines Verkehrs bei den Missionaren Schoeller auch diese Frage berührt, und sein Satz, „daß Missionare nur dadurch erfolgreich wirken, wenn sie den Schwerpunkt auf Erlernung eines Handwerkes und die systematische Bodenbearbeitung legen", wird jedermann, der unseren Kolonien wohlwollend gegenübersteht, unterschreiben.

Daß Schoellers Reiseerlebnisse ihm bei einer zehnmonatlichen anstrengenden Tour auch manche schwere Stunde gebracht haben, ist natürlich, welcher Afrikareisende hätte solche nicht durchgemacht. Die Beschreibung seines langen, wasserlosen Marsches wird manchem Leser Mitleid und Bedauern mit seinen Trägern abnötigen. Vielleicht hätte ich es anders wie Schoeller gemacht, vielleicht hätte ich in einem solchen Falle Wasser etappenmäßig vorausstragen und vergraben lassen, hernach zur Quelle zurückgekehrt dasselbe mehrmals wiederholt und dann den Marsch angetreten, wie ich es seinerzeit gethan, aber es ist leichter, mit einer Zigarre vom Sofa aus zu kritisieren, als es besser zu machen.

Ja, der Traum eines schönen Tropenabends, im hellen Mondschein vor seinem Zelte zu sitzen, um dem König der Wüste zu lauschen und die Gedanken arbeiten zu lassen! Aber die Fliegen, die Mosquitos, die Sandflöhe, die Ameisen, die Kakerlaken, die Käfer, — wenn sie alle nicht wären!

Schoellers fester Entschluß, mit den Eingeborenen gut auszukommen, konnte bis auf einen Fall, wo die Eingeborenen mit ihm nicht auskommen wollten, und eine Knallerei, für die er und seine Mitreisenden ganz schuldlos waren, stattfand, durchgeführt werden; es ist eben nicht leicht, ganz kampflos durch diese Gebiete zu ziehen. Wie ich aus eigener Erfahrung weiß, (wenn ich auch keine einzige Knallerei in Afrika gehabt habe,) sind die Eingeborenen in jenen Gegenden vom Jahre 1891 ab von durchziehenden „Schwerterrittern" der sogenannten Antisklavereiexpedition genugsam behelligt und oft ihres Viehs und ihrer Lebensmittel beraubt worden.

Mit dem praktischen Werte unserer Militärstationen in Ostafrika beschäftigt sich Schoeller ebenfalls eingehend. Über alle Maßen hervorragend ist der geologische Teil des Buches, der aber nicht ein in sich abgeschlossenes Kapitel bildet, da er sonst für den Laien langweilig werden könnte, sondern der sich entsprechend dem Terrain, das bereist wird, durch das Buch zieht.

Seine zoologischen Beobachtungen zeigen den waidgerechten Jäger, der Liebe für das Wild hat, und als solcher ist Schoeller hinlänglich bekannt; auch die Botanik kommt nicht zu kurz in seinem Buche, und über die Klimatologie des Landes wie z. B. am Kilimandscharo u. s. w. läßt sich Schoeller genügend aus, um mit seiner Ansicht nicht zurückzuhalten, daß auch die Höhenlage von Deutsch-Ostafrika wegen der großen Temperaturschwankungen nicht zu Rekonvaleszentenheimen geeignet erscheint.

Daß ein Reisender wie Schoeller, der sich mit großen Mitteln in eingehendster Weise an vielen wirtschaftlichen Unternehmungen in unseren Kolonien beteiligt hat, dem Plantagenbetriebe, den wirtschaftlichen Unternehmungen, dem Bahnbau, nicht eine, sondern Dutzende von Seiten hervorragenden, mit kühlem Verstande abgewogenen Inhalts widmet, versteht sich von selbst. Sein kurzer Satz: „So lange die Küstengebiete nicht durch Bahnen der wirtschaftlichen Kultur" zugängig sind, darf man an das Hinterland keinerlei Hoffnungen knüpfen", sei hier erwähnt, um darzuthun, daß Schoeller für Stichbahnen, welche die näher

liegenden kultivierungsfähigen Hochplateaux erſchließen, wie z. B. die Uſambarabahn und die Eiſenbahn Dar-es-Salaam—Mrogoro, plaidiert.

Ethnologiſch und ethnographiſch iſt das Buch für unſere Kenntniſſe eine wiſſenſchaftliche Bereicherung erſten Ranges. Die dreißig Tafeln mit Abbildungen der Völkerſchaften der durchzogenen Gebiete, die ſiebzehn Gehörntafeln ſind wunderſchön ausgeführt, die Typen der Eingeborenen mit Sorgfalt ausgeſucht und die Herſtellung Leiſtungen allererſten Ranges von Seiten des Verlegers.

Auch in linguiſtiſcher Beziehung giebt ſich Schoeller viel Mühe, den Sprachenwirrwar Zentralafrikas mit aufklären zu helfen. Ganz teile ich ſeine Anſicht, daß man mit neuen Benennungen, ſei es von Flüſſen, Thälern oder Höhen, ſei es von Tierarten, ſehr vorſichtig zu Werke gehen ſollte, um nicht eine Konfuſion zu ſchaffen, oder gar nach Art berühmter Reiſender, Kaiſerin-Auguſta-Waſſerfälle an einer Stelle in die Karte hineinzuzeichnen, wo nur ein brauner Sumpf vorhanden iſt, oder Gordon-Bennett-Gebirge im Buch in die Lüfte ragen zu laſſen, die ſich lediglich als Fata Morgana herausſtellen.

Doch eins der Beſten ſei zuletzt berührt. Ich meine die Schoeller'ſche Beſchreibung der Landſchaftsbilder. Wer einige derſelben, wie z. B. auf den Seiten 24, 53, 57, 88, 121, 174, 175, 181, 184, 187 geleſen, ſelbſt wenn er nicht ſo nachempfinden kann wie der Reiſende, welcher dieſe Landſchaften ſelbſt geſehen hat, wird doch einen großen Genuß davon haben, weil das Bild aus eigener tiefer Empfindung und mit Liebe geſehen und ſogleich zu Papier gebracht iſt.

Das Schoellerſche Buch Aequatorial-Oſt-Afrika und Uganda iſt ein glänzendes Zeugnis für richtiges Zuſammenarbeiten eines mit warmen Empfindungen in die Welt gehenden Reiſenden, ſeiner fachmänniſchen Mitarbeiter und des Verlegers. Es iſt meiner Anſicht nach ein Afrikawerk allererſten Ranges, wie ich am Eingang erwähnt habe, einem Fürſten gewidmet, „ein fürſtliches Werk."

Soeben erſchien in der Verlagsbuchhandlung
von Wilhelm Süsserott, Berlin W., Potsdamerſtr. 42.

Kreuz und Quer durchs Leben.

I.

Sumatra

von Woldemar von Hanneken.

Preis Mk. 1,20; poſtfrei Mk. 1,30.

Der Verfaſſer, welcher viele Jahre in Oſtaſien und der deutſchen Südſee zugebracht, ſchildert in dieſem erſten Bändchen, welches in die Abſchnitte. „Wie ich Tabakpflanzer wurde", „Lehrzeit" und „Wanderjahre" eingeteilt iſt, ſeine perſönlichen Erlebniſſe auf der Inſel Sumatra.

Der zweite Teil, welcher in einiger Zeit erſcheinen wird, behandelt China, Kaiſer Wilhelmsland und Bismarck-Archipel. China wurde vom Verfaſſer zweimal beſucht und zwar das erſte Mal während der Jahre 1884—1886 und dann im Jahre 1900, in welchem er als Hilfsdelegirter der freiwilligen Krankenpflege an der oſtaſiatiſchen Expedition teilnahm.

Viel Trauriges und manch Freudiges iſt dem Verfaſſer auf ſeinem Lebenswege begegnet. Die Zeit hat erſterem allmählich die Schärfe genommen und ſo begegnen wir überall einer ſachlichen und ruhigen Beurteilung der Verhältniſſe und der in Betracht kommenden Perſonen. Das Werk bietet durch ſeine flüſſige Schreibweiſe eine ſehr intereſſante Lektüre.

Verſuch einer Monographie des Kiwu-Sees und ſeiner Umgebung als Begleittext zu Dr. Kandt's Karte.

von A. v. Bockelmann.

Fern im äußerſten Nordweſten unſerer deutſch-oſtafrikaniſchen Kolonie liegt zwiſchen Viktoria-See und dem zentralafrikaniſchen Graben ein ſchönes Hochland, deſſen beträchtlichſte Erhebung in das ausgedehnte Reich Ruanda fällt. Das Hochland ſenkt ſich nach Weſten ſteil zum zentralafrikaniſchen Graben hinab. Auf der Grabenſohle, aber noch immer in ca. 1500 Meter Seehöhe liegt zwiſchen dem Tanganyka und Albert-Edward-See der Kiwu-See, deſſen Abfluß, der Ruſſiſi, in das Nordende des Tanganyka mündet. Nördlich vom Kiwu-See erheben ſich drei Gruppen von Vulkanen; die Weſtgruppe enthält — trotz ihrer Lage mitten im Kontinent — thätige Vulkane: den 3500 Meter hohen Kirunga Aſcha Gongo und den noch lebhafter arbeitenden, aber niedrigeren Kirunga Aſcha Namlagira. In der Mittelgruppe der Vulkane ſcheinen einige Berge zu über 4000 Meter Höhe anzuſteigen.

Es iſt Gebrauch, daß die in Verträgen durch Längen- und Breitengrade beſtimmten Grenzen der Schutzgebiete ſpäter durch Vermeſſungen im Gelände ſelbſt endgültig feſtgelegt und reguliert werden. Um ein Gebiet, in dem die entſcheidende Feſtlegung der Grenze zur Zeit noch fehlt, handelt es ſich in dem oben kurz charakteriſierten äußerſten Nordweſten von Deutſch-Oſtafrika, wo dieſes Land an den Kongo-Staat ſtößt. — Als Graf Götzen, der Entdecker des Kiwu-Sees, auf ſeinem Wege quer durch Afrika im September 1894 am Kongo eintraf, erfuhren durch ihn die Belgier viel über die günſtigen Ausſichten, die dem Grafen Götzen für eine Beſiedelung der Landſchaften um den Kiwu-See und vor allem für die Ausbeutung des Elfenbeinreichtums derſelben zu beſtehen ſchienen. Die Belgier beeilten ſich, Truppen zu entſenden und am Ruſſiſi ſowie am Oſt- und Südufer des Kiwu-Sees Stationen zu gründen. Erſt im Jahre 1896 wurde dieſe Thatſache bekannt, und erſt jetzt ging die deutſche Bezirksverwaltung am Tanganyka damit vor, wenigſtens eine Station am Oſtufer der Ruſſiſi-Mündung zu beſetzen, um weiterem Vordringen der Belgier zunächſt Halt zu gebieten. Die Belgier glaubten im Recht zu ſein, indem ſie ſich auf die Neutralitäts-Erklärung vom 1. Auguſt 1885 beriefen, die ihrer Meinung nach mit aller Beſtimmtheit die Grenzen des Kongo-Staates feſtgeſtellt hat.

Anm. d. Verf. In den Anmerkungen bedeutet die Abkürzung P. M. ſtets Petermann's Mitteilungen.

Digitized by Google

„Dieſe Erklärung, welche zur Zeit den verſchiedenſten Mächten notifiziert wurde, hat folgender Weiſe die in Frage ſtehenden Grenzen beſtimmt: à l' Est le 30. degré de longitude Est de Greenwich jusqu'à la hauteur de 1° 20′ de latitude Sud; — une ligne droite menée de l'intersection du 30° long. E. Gr. avec le parallèle 1° 20′ de latitude Sud jusqu'à l'extrémité septentrionale du lac Tanganika . . . .“ Es liegt klar an der Hand, daß beiliegender Text jede Zweideutigkeit oder Interpretationsſchwierigkeit ausſchließt. Nun, in erwähnter Erklärung iſt von irgend welcher Karte keine Rede, bloß wird daſelbſt eine genau beſchriebene Linie angegeben, welche die Gegenden weſtlich von der Linie und namentlich den Kiwu, den Ruſſiſi und die angrenzenden Landſchaften zu dem Gebiet des Kongoſtaates anweiſt“, — ſchreibt Dr. Reneé Bauthier in der deutſchen Kolonialzeitung, Jahrgang 1899, pg. 383 und fügt ſpäter noch hinzu: „Es iſt vielleicht nicht überflüſſig, zu bemerken, daß der 1890 zwiſchen Deutſchland und Großbritannien abgeſchloſſene Vertrag dem deutſch-oſtafrikaniſchen Schutzgebiete gerade die kongoſtaatliche Grenze, wie dieſelbe in der 1885er Erklärung angegeben, als weſtliche Grenze zugewieſen hat.“

Dagegen wird von deutſcher Seite unbedingt beſtritten, daß die Neutralitätserklärung vom 1. Auguſt 1885 — der Berliner Kongreß hat ſich mit den Grenzen des Kongoſtaates überhaupt nicht beſchäftigt, ſondern die Erledigung dieſer Frage den Abmachungen der verſchiedenen Staaten mit dem Kongoſtaate überlaſſen — und der deutſch-engliſche Vertrag von 1890 die Grenze des Kongo-Staates nach dem deutſchen Gebiet endgültig geregelt hätte,[1]) vielmehr ſei dieſelbe durch den Vertrag vom 8. Nov. 1884, in dem das Deutſche Reich bereits vor Beginn der Berliner Kongo-Konferenz den Kongo-Staat anerkannt habe, beſtimmt: „Eine Beſchreibung der 1884 anerkannten Grenze iſt nun in dieſem Vertrage nicht erfolgt, ſondern das Deutſche Reich erklärt in Art. 6 nur ſeine Bereitwilligkeit, diejenige Grenze des Staates anzuerkennen, welche „auf der anliegenden Karte verzeichnet iſt.“ Das einzige amtliche Dokument, in welchem dieſe vereinbarte Grenzlinie veröffentlicht wurde, iſt die der Generalakte der Kongo-Konferenz beigefügte Karte von Zentralafrika in 1 : 5 000 000 von L. Friedrichſen; nach dieſer Darſtellung liegt der ganze Ruſſiſi nebſt dem Kiwu-See außerhalb des Kongoſtaates. Nach den Verträgen mit Frankreich und Belgien bildet das Weſtufer des Kiwu-Sees und der Ruſſiſi die Grenze. Lage und Größe des Kiwu-Sees, wie auch der Verlauf des Ruſſiſi, welche damals von einem Europäer noch nicht beſucht waren, waren zur Zeit des Abſchluſſes jener Verträge nur durch Erkundigungen annähernd bekannt, aus der Darſtellung der Karte geht aber klar hervor, daß das deutſche Reich den Zugang zum Kiwu-See dem Kongoſtaate nicht überlaſſen wollte; denn die weſtliche Waſſerſcheide jenes Beckens und ſeines Abfluſſes ſollte die Oſtgrenze des Kongoſtaates bilden.“[2]) Eine erſt im Jahre 1889 veröffentlichte Karte des Kongoſtaates ſtützt ſich bei der Grenzbeſtimmung auf die Neutralitätserklärung vom 1. Auguſt 1885, in welcher die Grenzen des neuen Staates, angeblich in Übereinſtimmung mit den verſchiedenen Verträgen angegeben ſind, thatſächlich iſt dies in Beziehung auf den Vertrag mit Deutſchland vom 8. Nov. 1884 nicht der Fall; trotzdem iſt derſelbe bis heute

[1]) Deutſche Kolonial-Zeitung 1899. pg. 382.

[2]) H. Wichmann im Geogr. Anzeiger von Juſtus Perthes in Gotha, Auguſt 1899.

noch unbedingt maßgebend, da seitdem kein neuer Grenz-Vertrag zwischen dem deutschen Reiche und dem Kongostaat geschlossen wurde. Die erwähnte Karte weist den Kiwu-See und das Gebiet des Russisi ganz dem Kongostaate zu; eine Prüfung auf ihre Richtigkeit hat nicht stattgefunden, und so ist die falsche Grenze nicht nur in die meisten Kartenwerke des In- und Auslandes übergegangen, sondern sogar die von der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes herausgegebene Karte von Deutsch-Ostafrika enthält sie.[1]) Das ist ein bedauerlicher Irrtum, aber er gab in keinem Falle Belgien das Recht, einseitig, ohne Verständigung mit Deutschland, die Besetzung des fraglichen Gebietes ohne weiteres vorzunehmen.[2]) — Nachdem schon zwischen der deutschen und kongostaatlichen Regierung vereinbart worden war, daß sich eine besondere Kommission in das streitige Gebiet begeben und dort neue Ortsbestimmungen vornehmen sollte, traf plötzlich am 15. Mai 1900 eine Alarmdepesche über London in Berlin ein. Der berüchtigte Décle, der Führer der vom Daily Telegraph ausgerüsteten Expedition vom Kap nach Kairo, sandte dem Daily-Telegraph aus Buvira (Nord. Tanganyka) unterm 20. April folgende Drahtung: „Die Lage ist hier kritisch. Die Deutschen beschlagnahmten gewaltsam das ganze Kongofreistaatgebiet bis zum Russisifluſſe und bis zum Norden des Kiwu-Sees und besetzten 3000 Geviertmeilen vom Kongogebiet mit 1000 Soldaten, 15 Offizieren und Kanonen. Ende Februar sandten sie ein Ultimatum, das unter Kriegsandrohung die unverzügliche Zurückziehung der kongostaatlichen Stationen östlich vom Russisi forderte. Da die Posten nicht zurückgezogen wurden, sandten die Deutschen vor drei Wochen an den Befehlshaber der belgischen Station ein neues Ultimatum des Inhalts, wenn er am nächsten Tage, den 1. April, sich nicht zurückgezogen habe, würden die Deutschen die Station angreifen. Der belgische Offizier zog sich darauf zurück, und die Deutschen verbrannten die Station".[3]) Die Nachricht trug den Stempel der Unwahrheit an sich, und es bedurfte durch die Deutsch-Ostafrikanische Zeitung kaum des Hinweises darauf, daß Herrn Décles Zuverlässigkeit überaus gering sei, daß er im Dienste Cecil Rhodes' stände und sich bereits bei Gelegenheit einer Reise am Victoria-See über Tabora nach der Küste durch Verunglimpfung der deutschen Kolonie, trotz der Gastfreundschaft, die man ihm damals bot, in trauriger Weise hervorgethan habe. Bereits am 19. Mai 1900 brachte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung eine offiziöse Mitteilung, in der die Depesche des Daily Telegraph als eine Hunnennachricht gestempelt wurde. Die Zeitung faßte den Stand des Kiwu-See-Grenzstreites noch einmal kurz in folgender Weise zusammen: „Nach Ansicht der Reichsregierung wird die Grenze durch den Russisi-Lauf, die Mittellinie des Kiwu-Sees und eine Linie bestimmt, die vom Endpunkt jener Mittellinie bis zum Schnittpunkt des 30. Grades östlicher Länge von Greenwich mit dem Parallel vom 1. Grad 20′ südlicher Breite läuft; der Kongo-Staat dagegen nimmt für sich in Anspruch, daß die Grenze bestimmt sei durch eine gerade Linie, die von dem oben erwähnten Schnittpunkt bis zum nördlichsten

[1]) H. Wichmann a. a. O.

[2]) Ausführlichere Darstellungen des Grenzstreites finden sich außer in den angeführten Orten auch in der Deutsch. Kol. Zeitung. Jahrg. 1899, pg. 285 u. 326, Jahrg. 1900, pg. 24 u. 37.

[3]) Afrika-Post. 13. Jahrg. 1900. Nr. 10.

Punkt des Tanganyka läuft. Nun ist es nach den neueren Forschungen wahrscheinlich geworden, daß der Kiwu-See und der Russisi erheblich weiter östlich liegen, als die vorhandenen Karten angeben, und es erscheint daher möglich, daß diese Gewässer in ihrer ganzen Ausdehnung östlich der vom Kongostaat in Anspruch genommenen Grenzlinie gelegen sind. Unter diesen Umständen sind die beiderseitigen Regierungen am 10. April 1900 in Brüssel unter ausdrücklichem Vorbehalt ihrer Rechte und Ansprüche dahin übereingekommen, zunächst eine genaue Bestimmung der Lage des Kiwu-Sees und des Russisi an Ort und Stelle durch eine gemischte Kommission von vier Fachmännern vornehmen zu lassen, die ihre Arbeit innerhalb zweier Jahre zu beendigen hat. — Diese Kommissionen sind zusammengetreten und haben voraussichtlich bereits an Ort und Stelle ihre Arbeit abgeschlossen; sie setzen sich aus folgenden Personen zusammen: deutscherseits aus den Kommissaren Hauptmann Herrmann und Professor Lamp, dem Führer der Truppe, Leutnant Fanck II. und den Hülfskräften Vermessungsgehülfe Dannert und Feldwebel Richter; belgischerseits aus den Kommissaren Kapitän im Regiment der belgischen Grenadiere Bastian und Leutnant Mercier und den Hülfskräften Dr. Tilmann, Sergeant-Major Farineau und Sergeant Revers.

Die deutsche Kommission traf bereits am 9. Dezember 1900 in Ujiji am Tanganyka ein. — Nach dem Grafen Götzen ist das Gebiet des Kiwu-Sees, Ruanda und die Kirunga-Vulkankette von einer ganzen Reihe deutscher Forscher besucht warden. Routen-Aufnahmen vom südöstlichen Ruanda und Urundi lieferten Trotha, Ramsay, van der Burgt, das eigentliche Grabengebiet besuchten Hauptmann Bethe, Hauptmann Richter, Stabsarzt Dr. Höfemann und van Beringe; am längsten hat sich aber in diesen interessanten Landschaften der nach jetzt dort weilende Dr. Kandt aufgehalten.

Nach im April-Heft von Petermanns Mitteilungen, Jahrgang 1901, wird unter der Überschrift: „Das Bessere ist der Feind des Guten" die bewegliche Klage laut, daß Dr. Kandt, der das Gebiet des Kiwu-Sees seit 3 Jahren „mit außerordentlicher Gründlichkeit" untersucht, sich nicht entschließen könne, seine Aufnahmen zu veröffentlichen. „So sind", berichten Petermann's Mitteilungen weiter, „inzwischen bereits die Ergebnisse der Aufnahmen von Grogan und Sharpe und von Moore erschienen,[1]) welche beide an Genauigkeit und Reichtum der Angaben mit den Kandt'schen Aufnahmen sich zweifellos nicht messen können. Es ist also die deutsch-kongolesische Grenzkommission gezwungen, zur Einleitung ihrer Arbeiten sich dieses englischen Materials bedienen zu müssen." — Nun, wir sind heute erfreulicher Weise in der Lage, die lang erwartete Karte des Dr. Kandt zur Kenntnis bringen zu können. Den Notizen, die der unermüdliche Forscher der Karte beigegeben hat, entnehmen wir, daß seine kartographische Arbeit der deutschen Kiwu-Grenzkommission zunächst als Unterlage ihrer Arbeits (Triangulation)-Organisation gedient hat.

Das Gebiet des Kiwu-Sees wurde, wie bereits angeführt, zuerst von der Expedition des Grafen Götzen im Jahre 1894 entschleiert. Was früher über den See und die ihn umgebenden Landschaften, vor allem auch über Ruanda in die Öffentlichkeit drang, war unsicher und teilweise entstellt. Es zeigt sich, daß in

[1]) Die Karte nach den Forschungen der Expedition Moore ist auch wiedergegeben s. Deutsch Kol.-Zeitung 1900, pg. 396.

den früheren Jahrzehnten über dieſe Gegenden auf Grund von Erkundigungen offenbar ſicherere Nachrichten vorlagen als unmittelbar vor der Götzen'ſchen Reiſe. Als Stanley mit Emin Paſcha im Jahre 1889 auf dem Rückweg zur Küſte war, zog er als eine der ihm vom Albert-Edward-See aus offen ſtehenden Marſchrouten den Weg durch Ruanda in Betracht. Seine Erkundigungen über das Land ergaben nur, daß es groß ſei und eine zahlreiche kriegeriſche Bevölkerung enthalte, die Fremden ſtets den Zutritt verwehre. Zufällig in das Land eingedrungene Karawanen, ſo berichtete man Stanley weiter, ſeien niemals zurückgekehrt. „Es giebt einige Leute in dieſen Gegenden, die Kabba-Rega nicht beſiegen kann; ſie leben in Ruanda, wohin ſich ſelbſt der König von Uganda nicht wagt.[1])“ Über einen größeren See in dem Land erfährt Stanley diesmal nichts. Vor dem Grafen Götzen iſt Ruanda nur noch von O. Baumann 1892 betreten worden. Er ſchreibt darüber aus Tabora am 8. November 1892: „Am 11. September ſetzten wir in Canoes über den Akanyaru und betraten Ruanda. Ich ſtellte dort ſelbſt viele Erkundigungen betreffs eines etwa exiſtierenden großen Sees an; doch wußte niemand etwas von einem ſolchen. Der Mvorongo (hier Nyavarongo genannt) iſt ein Fluß, der ſich nördlich von meiner Route in den Akanyaru ergießt. Ich traf in Ruanda Leute, die den Mfumbiro, den Ruſſiſi-Fluß, den Viktoria-See und Luta-Nſige (Albert-Edward) genau kannten und einſtimmig erklärten, daß in ganz Ruanda kein See die Größe des Urigi erreiche und daß der Akanyaru der größte Fluß Ruandas ſei.“[2]) — Wenn ſo die neueſte Zeit vor der Reiſe des Grafen Götzen vom Kiwu-See wenig wußte oder ſeine Größe unterſchätzte — auf Blatt 71 von Stielers Handatlas 1883 iſt der Kiwu-See angegeben, er hat aber keinen Abfluß nach dem Tanganyka, auf Blatt 69 Ausgabe 1890 und 1896 iſt dieſer Abfluß gezeichnet, der See aber viel kleiner als der Urigi-See und auf der deutſchen Seite der Grenze zwiſchen Kongoſtaat und Deutſch-Oſtafrika gelegen; Debes Handatlas 1895 Blatt 50 verzeichnet wohl unter dem Einfluß der Ergebniſſe von O. Baumann's Reiſen den Kiwu-See garnicht — ſo iſt es, wie ſchon oben angedeutet wurde, um ſo intereſſanter feſtzuſtellen, daß bereits in Petermanns Mitteilungen Jahrgang 1863 Tafel 10 auf einer Karte des Nil-Quellgebiets zur Überſicht der Entdeckungen von Speke und Grant der Kiwu-See unter dem Namen Ruſſiſi-See mit angedeutetem Abfluß zum Tanganyka in beträchtlicher Größe eingetragen iſt. Die Mfumbiro-Berge ſind als öſtlich vom See liegend eingezeichnet. — Sicher iſt auch die in früherer Zeit immer wiederkehrende Anſicht von einem Zuſammenhang des Tanganyka mit dem Albert-Edward-See, der auch Livingſtone, bevor er ſeine Entdeckungen zur Löſung des Kongo-Problems machte, huldigte,[3]) zum Teil auf Nachrichten von dem Vorhandenſein des Ruſſiſi und von größeren Seen in ſeinem Gebiet zurückzuführen. — Eine Erweiterung der Kenntnis der uns beſchäftigenden Gegenden brachte das Jahr 1871. „Als Livingſtone und Stanley Anfang Dezember 1871 das Nordende des Tanganyka explorierten, erfuhren ſie von dem Häuptling Ruhinga, der an der Mündung des Ruſſiſi wohnt, dieſer Fluß entſpringe bei einem See Kiwo in einem gleichnamigen Lande, das öſtlich an Urundi und weſtlich an Ruanda

[1]) Henry M. Stanley. Im dunkelſten Afrika, II. Aufl. 1890.
[2]) P. M. 1893, pg. 46 ff.
[3]) P. M. 1869, pg. 467.

ſtoße und auch an Mutumbi (wahrſcheinlich das von Speke und Baker erkundete, am Südende des Mwutan liegende Utumbi) grenze. Der See Kiwo ſoll etwa 18 engl. Meilen lang und 8 breit ſein, auf der Weſt- und Nordſeite umgeben ihn Berge und auf der Südweſtſeite von einem dieſer Berge entſpringt der Ruſſiſi als ein kleiner raſcher Bach. Er nimmt dann eine ganze Reihe von Zuflüſſen, zuletzt den Ruanda auf. Das Land Ruanda ſoll zehn Tagereiſen vom Nordende des Tanganyka beginnen und eine weite Ausdehnung haben.“[1]) — Bei ſeiner Erforſchung Karagwes am Viktoria-Nyanſa im Jahr 1876 konnte Stanley über die Gegend im Weſten des Akanyaru keine ſicheren Erkundigungen einziehen: „Er hörte von einem andern weſtlich gelegenen großen See,[2]) konnte aber nicht ermitteln, in welcher Beziehung derſelbe mit dem Kongo ſteht; einige erklärten ihn für einen Teil des Mwutan, andere für ein ſelbſtſtändiges Seebecken.“[3]) Das Land Ruanda wird zu dieſer Zeit ganz auf die Weſtſeite des Kiwu-Sees verlegt. Zehn Jahre ſpäter 1886 iſt von einer Förderung unſerer Kenntnis dieſes Gebiets noch keine Rede; in dem Artikel, in dem Alfred Kirchhoff die hydrographiſche Zubehör des Muta Nſige (Albert Edward) zum Nil erweiſt, oder vielmehr zunächſt zu erweiſen ſucht; denn die Richtigkeit ſeiner ſcharfen Schlüſſe wurde erſt einige Jahre ſpäter voll beſtätigt,[4]) ſpricht er auch nur von dem „kleinen“ Kiwu-See und davon, daß ſich ſein Abfluß, der Ruſſiſi, als recht unbedeutend gezeigt habe; ſeine Angaben ſußen auch nur noch allein auf den Erkundungen Livingſtone's und Stanley's. 1888 enthält eine Karte von Alexander Supan, die die Fortſchritte der Afrikaforſchung 1788—1888 darſtellt,[5]) den Kiwu-See überhaupt nicht, Ruanda iſt an das Südoſtufer des Muta Nſige (Albert Edward) gerückt. 1892 auf Emin Paſcha's letzter Expedition bekam Dr. Stuhlmann von einem Ort Kiſu aus Peilungen auf die Mſumbiro-Vulkane; den weſtlichſten der Vulkane bezeichnet er als „Virunga“ und als thätig; er giebt Ruanda als ſüdlich von dieſer Berggruppe gelegen an und erkundet, daß in Ruanda „der große See Nyavarongo“ gelegen ſein ſoll.“[6]) Der Name Kiwu klingt dann noch an in einer Hypotheſe A. J. Wauters über die Zuflüſſe des Albert Edward-Sees (Mouvem. géogr. 13. Dez. 1891);[7]) ein bedeutender Zufluß dieſes Sees, der Kiſu, — übrigens iſt derſelbe auf der proviſoriſchen Original-Routen-Skizze der Expedition Dr. Emin Paſcha's im Weſten des Viktoria- und des Albert-Nyanſa, die Dr. Franz Stuhlmann aufnahm und entwarf, garnicht enthalten — ſoll aus Uha, einer Landſchaft im Weſten des Tanganyka kommen und ſomit der ſüdlichſte und Hauptzufluß des Nil ſein. Vielleicht handelt es ſich hier auch nur um Angaben von Eingeborenen, die ſich auf den Kiwu-See beziehen.

Über die Vulkane im Norden des Kiwu-Sees waren ſicherere Nachrichten vorhanden als über den See ſelbſt. Schon Speke hat ja dieſe Berge von Karagwe aus geſehen und in ihnen die höchſten Erhebungen der alten „Mondberge“ ver-

[1]) P. M. 1873, pg. 24.

[2]) Anm. d. Verf. Nach dem Standpunkt unſerer jetzigen Kenntnis dieſer Landſchaften kann damit nur der Kiwu-See gemeint ſein.

[3]) P. M. 1876, pg. 382,83.

[4]) P. M. 1886, pg. 107 ff

[5]) P. M. 1888, Tf. 11.

[6]) P. M. 1892, pg. 142 und Tf. 16

[7]) P. M. 1892, pg. 24.

mutet. Nach Stuhlmann entſpringt auf ihnen der Rutſchurru, ein ſüdlicher Zufluß des Albert-Edward-Sees, alſo eine der Nilquellen. Wenn Graf Götzen meint, „phantaſtiſche Köpfe bringen vielleicht die Röte, die vom Kirunga und Namlagira ausſtrahlt, mit der altarabiſchen Erzählung in Zuſammenhang, daß der Nil an einem kupfernen Berg und einer kupfernen Stadt ſeinen Anfang nehme", ſo ſei daran erinnert, daß auf der nach Angabe von Jakob Erhardt und Johann Rebmann von A. Petermann entworfene Skizze von Oſt- und Zentral-Afrika[1]) mitten im See von Unjamweſi — aber auf nahe derſelben Länge, auf der nach Götzen die Vinunga-Vulkane liegen, ein Inſelberg „Kavogo" angegeben iſt, von dem es auf der Karte heißt: „Er ſoll am Morgen und Abend rötlich und während des Tages blau oder weiß ausſehen", — ſicher eine Hindeutung auf einen ſchneebedeckten Vulkan.

Der Kreis deſſen, was man von dem Kiwu-See und der ihn umgebenden Landſchaft vor der Expedition des Grafen Götzen wußte, iſt hiermit geſchloſſen; wir verſtehen es, daß der Graf Götzen dieſe Stelle im äußerſten Nordweſten unſerer oſtafrikaniſchen Intereſſenſphäre, wo das Kartenbild noch eine weiße Stelle aufwies, zu ſeinem Arbeitsfelde auswählte. Hier ſollte das mächtige Reich Ruanda liegen, das ſich bisher völlig unberührt von der Außenwelt erhalten hatte, ſelbſt noch Stuhlmann's Reiſewerk „Mit Emin Paſcha in's Herz von Afrika" enthielt nur unſichere Angaben. „Stuhlmann erzählt von merkwürdigen Leuten, die aus Ruanda nach Karagwe gekommen wären, eine eigenartige Tracht und ein ſtolzes Benehmen zur Schau getragen und ſich ſogar geweigert hätten, ohne Erlaubnis ihres Herrn, des Königs Kigeri, Geſchenke anzunehmen." Nüchterner war, was Graf Götzen durch O. Baumann von Ruanda wußte; aber auch Baumann's Erlebniſſe beſtätigten, was ſchon Stanley einſt erkundigte, daß es ſchwer nach Ruanda hineinzukommen, aber noch ſchwerer hinauszukommen ſei; mußte er doch zu den Waffen greifen, weil der Ortschef ihn ohne Erlaubnis ſeines Oberherrn nicht wieder aus dem Lande hinauslaſſen wollte. An Ruandas Grenzen hatten die arabiſchen Sklavenjäger, hatte Mirambo, der einſtige Schrecken des inneren Oſtafrika, hatten die Scharen der nach Norden vordringenden Zuluſtämme, — ſo ſchreibt Graf Götzen in ſeinem Werk: „Durch Afrika von Oſt nach Weſt" Halt machen müſſen. Beſonders die zuletzt angeführten Thatſachen erklären auch den reſpektvollen Schrecken, ſo meint der Entdecker des Kiwu-Sees, den ſchon der bloße Namen „Ruanda" unter den Eingeborenen verbreitete und die wunderbaren Berichte eingeſchüchterter oder verlogener Händler über das Gebiet. Da gab es „Gerüchte von einem Berge, dem unter Donner Feuer und Rauch entſtröme, und der einen roten Schein weithin über das Land verbreiten ſolle. Fabeln von zahlloſen Amazonenheeren, von Zwergen mit langen Bärten, auf deren Schultern ſich der Landesherr umhertragen laſſe. Nachrichten von einem Volksſtamme, deſſen Angehörige ganz ſchwache Beinchen und rieſige Köpfe hätten, ſo ſchwer, daß ſie öfters das Gleichgewicht verlören und hinpurzelten. Um ſich dann wieder aufrichten zu können, bedürften ſie der Hülfe anderer; und um ſtets in ſolchen Fällen freundliche Helfer herbeirufen zu können, trüge jeder eine Flöte bei ſich." — Mit ſolchen Vorkenntniſſen über das Land ausgerüſtet, bewerkſtelligte Graf Götzen zu ſeinem eigenen größten Erſtaunen unter freundlicher Beihülfe der Eingeborenen

[1]) P. M. 1856 Tafel 1.

am 3. und 4. Mai 1894 seinen Übergang über den Kagera-Nil, die Südost-Grenze Ruandas. Bald erhielt er nun bestimmtere Kunde von einem großen See im Nordwesten, den man Kiwu-See nenne, und an dem sich der Kigeri, der Herrscher von Ruanda aufhalten solle; in der Nacht vom 26. zum 27. Mai erblickte er, von dem Gefreiten der Lager-Wache mit dem Rufe: „Der Himmel brennt, Herr!" geweckt, den westlichsten Kegel der Mfumbino-Vulkane, den Kirunga-tscha-gongo, den schon Stuhlmann 1892 als thätig erkundet hatte, in voller Arbeit, den Himmel mit leuchtender, glühender Röte bedeckend. Nachdem Graf Götzen dann auf weiter Hochfläche Ruandas Kigeri Luabugiris Lagerstätte getroffen und hier kurze Zeit geweilt hatte, wurde ihm vom Herrscher die Erlaubnis zum Besuch der Feuerberge und zum Marsch nach dem Kiwu-See nicht vorenthalten. Er brach am 1. Juni zum Weitermarsch auf.

Als er am 4. Juni 1894 schon jenseits der hohen östlichen Randgebirge des zentralafrikanischen Grabens nach fast übermenschlichen Strapazen mit seiner erschöpften Karawane an der Grenze des Landes Bugoie lagerte, konnte er berichten, daß bereits am Tage vorher mit bewaffnetem Auge einige Buchten des Kiwu-Sees zu erkennen waren; über seine Größe konnte man einstweilen keine Vorstellung gewinnen. Nachdem Graf Götzen dann zunächst seine Expedition nach dem Kirunga-Vulkan geführt hatte und auf dem Wege dahin am 6. Juni wieder ein Stück vom Kiwu-See zwischen Hügeln sichtbar geworden war, schlug er am 16. Juni sein Lager am See selbst auf. Er schreibt darüber: „Unser Lager liegt ideal schön, hart am Nordgestade des Kiwu-Sees; die Zelte stehen nur wenige Meter vom Ufer entfernt, und wenn wir die Zeltthüren zurückschlagen, so durchzieht eine frische Seebrise den sonst so dumpfen und heißen Raum. Der Boden unter unsern Füßen ist ein weicher Grasteppich; aber dicht am Wasser tritt ausgewaschener Fels zutage und umzieht, so weit man sehen kann, den blauen Wasserspiegel mit einer blendend weißen Kante. Oft wird diese Linie an kleinen vorspringenden Landzungen von grünem Laubbusch unterbrochen, dessen Äste bis zum Spiegel des Wassers hinunterhängen. Uns zur Rechten steht ein dunkler Hain hoher, blühender Kandelaber-Euphorbien, während sich vor uns, nach Süden zu, wo die Wasserfläche sich in's Unendliche verliert, die verschwommenen Formen einiger Inseln am Horizonte abheben. Die Berge, die im Osten und Westen den See einrahmen, scheinen sehr steil zum Seespiegel abzufallen. Ihr Anblick läßt die Erinnerung weit zurückschweifen; denn ähnliche Landschaftsbilder waren unserm Auge damals geboten worden, als wir in rascher Fahrt an den Seen Oberitaliens vorbei der Mittelmeerküste zueilten, um Europa zu verlassen."

Die mehrtägige Kanu-Fahrt, die ihn über den Nordteil des Sees zu schattigen, paradiesisch schönen Buchten und zum Ausblick auf die große, bergige Insel Kwijwi führte, ließ ihn nirgends im Süden ein Ende des Sees erkennen. „Wie auf der Ostsee, wo Wind und Wetter uns durchkälten", scheint ihm am 23. Juni die Fahrt zu gehen, während am Tage vorher die Sonnenglut schier unerträglich war.

Seit den Veröffentlichungen des Grafen Götzen steht der Kiwu-See und seine Umgebung in höchstem Interesse. „Selbst für einen Laien ist es augenscheinlich, daß die zwischen dem Kiwu- und Albert-Edward-See gelegene Gegend den Schlüssel zu allen geographischen und geologischen neueren Problemen Afrikas

enthält, ebenso wie wahrscheinlich der Ruwenzori der Schlüssel zu den vergangenen Rätseln ist[1]), sagt der englische Forscher M. Grogan. — Für uns Deutsche liegen hier Spezialinteressen vor, handelt es sich doch um die Feststellung der dauernden Grenze zwischen Kongostaat und Deutsch-Ostafrika. „So erschien uns", schreibt Graf Götzen 1894, „die wir als die ersten diese Länder sahen, der „Graben" als die Scheide zwischen zwei großen Gebieten, als die gegebene und natürliche Grenze zweier Interessensphären, und der herrliche Kiwu-See als der Treffpunkt, an dem sich die Kolonisten zweier Länder, Deutschlands und des Kongostaates, die Hände reichen können zur friedlichen Kolonialarbeit."

Im folgenden wollen wir nun versuchen an der Hand von Graf Götzens Reisewerk und vor allem von Dr. Kandt's verschiedenen, besonders in den Beiheften des Deutschen Kolonialblatts abgedruckten Berichten und seinen der Karte beigegebenen, vom 19. Juli und vom 2. August 1901 datierten handschriftlichen Notizen ein Bild von den Landschaften um den Kiwu-See und von diesem selbst zu entwerfen. Auch die Deutsche Kolonialzeitung und Petermann's Mitteilungen enthalten seit 1894 wiederholt kleinere Aufsätze und kurze Notizen über das Gebiet, das uns beschäftigen soll. Daß es sich sowohl nach dem Grafen Götzen, wie nach Dr. Kandt zur Kolonisation durch Europäer eignen soll, macht es uns wert und steigert das Interesse an dem Versuch einer zusammenfassenden Darstellung.

Zunächst seien wenige Worte über die diesem Heft beigegebene Karte nach den oben angeführten handschriftlichen Notizen Dr. Kandt's gestattet: Die Karte enthält das Material aus Land- und Bootreisen in den Jahren 1898 und 1899: nicht mit übertragen wurden die Routen, die im Norden des Sees sich anschließen. Von Terrainaufnahmen wurden — abgesehen von den Seekonturen — nur die der nächsten Umgebung des Weges berücksichtigt. Der Nordwestzipfel und das Norduser sind nach der Götzen-Prittwitz'schen Karte mit unwesentlichen Veränderungen anzuflicken. Dr. Kandt nimmt an, daß die Arbeiten der Grenzkommission das Bild etwas verändern werden, namentlich dürfte der Nordwestzipfel des Sees noch etwas nach Norden verrückt werden. — Um überhaupt zur Absendung der Karte zu kommen, ließ Dr. Kandt die Routen aus den Jahren 1900 und 1901 unbenutzt; es handelt sich hierbei z. B. um Aufnahme der Insel Kwidjwi und des Laufes des Kalundura-Flusses. — Auf eine letzte Umfahrung des ganzen Sees mit der Karte in der Hand zum Zweck von Korrekturen verzichtete Dr. Kandt nach Eintreffen der zehn mit allen Mitteln der Wissenschaft und Technik ausgerüsteten Herren der Grenzkommission. — Die Genauigkeit der Karte entspricht einem ziemlich strengen Maßstab; es kam Dr. Kandt vor allem darauf an, eine Unterlage zu liefern, die dem Konstrukteur in Europa die Arbeit wesentlich erleichtern soll. — Mit Rücksicht auf die schwebenden diplomatischen Verhandlungen der Kommission wollte Dr. Kandt derselben in Beziehung auf die Lage des Sees im Längen- und Breitennetz nicht vorgreifen.

Der Zentralafrikanische Graben, in dem der Kiwu-See gelegen ist, ist eine große, den afrikanischen Kontinent durchziehende Bruchspalte, die durch Tanganyka, Russisi-Thal, Rutschurru-Thal, Albert-Edward-See, Issango-Szemliki-Thal und Albert-See nach Stuhlmann gebildet wird. Wenn diese Störungslinie auch eine

[1]) Anm. d. Verf. Nach Stuhlmann dürfte diese letzte Ansicht M. Grogans ein Irrtum sein.

mehr lokale iſt als die oſtafrikaniſche, ſo ſteht ſie ihr doch an Großartigkeit kaum nach. Zum Unterſchiede vom oſtafrikaniſchen Graben, für den charakteriſtiſch iſt, daß nur ſein Weſtrand ſcharf ausgeprägt hervortritt, ſind hier beide Ränder deutlich zu erkennen. Alle Reiſenden betonen dies ausdrücklich für Oſt und Weſt der Umgebung von Tanganyka, Kiwu- und Albert-Edward-See. Nur da, wo die Kiwu-Vulkane liegen, ſcheint nach Hauptmann von Beringe[1]) im Oſten an der Ruanda-Seite von einem ſcharf ausgeprägten Grabenrande nicht die Rede zu ſein, vielmehr gehen hier wahrſcheinlich die Hochländer von Nord-Ruanda und die von Mpororo allmählich und faſt unmerklich in die Vulkanplatte des Grabens über. Kleinere Seen, die Hauptmann von Beringe hier entdeckte, und die zum Teil unzweifelhaft dem Graben angehören, entwäſſern daher auch — für den weſtlichſten und größten See fehlt noch der Nachweis — zum Kagera und nicht zum Kiwu oder Albert-Edward-See. Die höchſte Erhebung der Grabenränder liegt da, wo die rein meridionale Richtung des Grabens in eine nordöſtliche übergeht; ſchon Sueß hatte eine Aufwulſtung der Grabenränder vermutet, die bedeutendſte dieſer Aufwulſtungen bildet der in der Höhe über 4200 bis 4400 M. mit Schneefeldern bedeckte Runſſóro, der Ruwenſori Stanley's. Mit einem Vulkan, wie Stanley vermutete, hat man es hier nicht zu thun. Nach Stuhlmann iſt für dieſe Behauptung nicht der geringſte Beweis erbracht; auch Elliot und Gregory betrachteten den Ruwenſori als Schollengebirge, allerdings ohne damit ein abſchließendes Urteil ausſprechen zu wollen[2]). — Der Abfall der Grabenränder iſt ſteil und ſchwierig zu paſſieren; wir erinnern uns der Schilderungen des Grafen Götzen, der aus ſeinem Tagebuch anführt, wie er am 4. Juni 1894 den Abſtieg über den öſtlichen Rand begann: „Das Bambusdickicht will kein Ende nehmen. Um 3 Uhr wird der Abſtieg ſo ſteil, daß wir in einem Gemiſch von Schlamm und Waſſer buchſtäblich abwärts rutſchen. Mit Beſorgnis denke ich an den langen Zug der Leute hinter mir. Die Frage nach einem trockenen Lagerplatz wird immer ernſter; denn der Tag neigt ſich ſchon ſeinem Ende zu. Es ſteht außer allem Zweifel, daß mindeſtens die Hälfte der Mannſchaft liegen bleiben muß. Der Weg hört nun völlig auf, und wir folgen, nur um hinab zu kommen, dem Bett eines rauſchenden Wildbaches, deſſen eiſiges Waſſer uns bis an die Knie ſpritzt. So geht es noch eine Stunde lang weiter.“ Auch am 5. Juni ſind die Strapazen noch nicht zu Ende: „Wieder geht es durch hochſtämmigen Bambuswald langſam vorwärts. Die dunkelgrünen, glatten Stämme und die ſilbergrauen 25 m hoch über dem Boden befindlichen Blattkronen bieten einen imponierenden Anblick. Aber uns fehlt die Stimmung zur Betrachtung von Naturſchönheiten. Ein kalter Regen ſtrömt wieder herab, die Kräfte der Träger laſſen bedenklich nach, und auch die Soldaten beginnen müde zu werden. Für mich ſelbſt wird das Peilen und das Skizzieren der Wegrichtung, eine Arbeit, die niemals ausgeſetzt werden darf, zur Unmöglichkeit; denn der Regen durchweicht mein Krokierbuch und ſelbſt in den Kompas iſt Waſſer gedrungen.“ Auch der Aufſtieg am weſtlichen Grabenrand war nicht minder anſtrengend; vom 1. Juli 1894 berichtet Graf Götzen: „Nach beſchwerlichem Marſch (täglich 8—9 Stunden) ſind wir geſtern und heute zum Kamm des Gebirges emporgeſtiegen, das als weſtlicher Rand den zentralafrikaniſchen Graben

[1]) Deutſch. Kol. Zeitung 1901 pg. 125.
[2]) P. M. 1896 pg. 49.

begrenzt. Anfangs war es 3 m hohes Gras, dann wieder ein undurchdringliches Bambusdickicht, das uns viel zu schaffen machte und mich zwang, ein starkes Pionierkommando vorauszuschicken. Laut erkrachten die von den Haumessern und Äxten getroffenen und gefällten hohen Stämme, und ein deutliches Echo hallte im Walde wieder." Dr. Kandt, der allerdings nach einer Reihe trockener Jahre den östlichen Grabenrand besuchte, giebt von ihm folgende Beschreibung: „Ich habe nur wenig Gebiete berührt, die einen so intimen, landschaftlichen Reiz bieten wie diese Hochthäler am Osthange der Randberge. Wo ich sie kennen lernte, von der Breite, die dem Norden des Tanganyka entspricht, bis zu jener des Kiwu-Nordens, überall tragen sie den gleichen Charakter: „wasserreiche Wiesengründe, aus denen Tausende von bienenumschwärmte Königskerzen aufragen, durchflossen von krystallreinen Bächen, die Mimosen oder Ebereschen ähnliche Bäume begleiten; zu beiden Seiten sanft geneigte Hügel, auf deren Kamm der dunkle Urwald beginnt, sich scharf von dem hellen Grün der Hänge abhebend[1])." „Ein unbeschreiblich zerklüftetes Gebirge mit wenigen großen Thälern, aber zahllosen Nebenthälern, Schluchten, Mulden und Furchen und einer Unmenge von Kuppen und Kämmen, die aus der Vogelperspektive einen fast unentwirrbaren Anblick gewähren," nennt Dr. Kandt in den der beigehefteten Karte zugefügten Notizen die Grabenränder. Sie steigen in der Umgebung des Kiwu-Sees zu 2400—2700 M. an; nur wenige Spitzen, besonders des westlichen Grabenrandes, erreichen eine beträchtlichere Höhe. Der Kamm des östlichen Randgebirges bildet mit der oben angeführten Ausnahme die Wasserscheide für die Zuflüsse von Kiwu-See und Kagera-Nil. Da er ziemlich in der Richtung von Norden nach Süden sich erstreckt, so liegt die Wasserscheide im Süden drei bis viermal so fern vom Seeufer wie im Norden.

In der Namengebung und Namenschreibung der im Norden des Kiwu-Sees gelegenen Vulkangruppen besteht noch große Verwirrung; doch hat sich die schon auf der Götzen'schen Karte deutlich hervortretende Teilung in drei Gruppen als durchaus richtig erwiesen. An ihr hält auch Hauptmann Hermann, der Führer der Kiwu-Grenzregulierungs-Kommission, fest, — ihm verdanken wir wohl die letzten in die Öffentlichkeit gekommenen Nachrichten über die Kiwu-Vulkane; sie sind enthalten in einem Brief, den Hauptmann H. am 28. Juni 1901 von Ischangi am Kiwu aus an Professor Salomon in Heidelberg[2]) gerichtet hat. Sämtliche Vulkane stehen nach ihm mit dem Fuß im Urwald, der an Üppigkeit seinesgleichen sucht. Breite Lavaströme des verschiedensten Alters sind bis in den See geflossen; „die ältesten sind bereits zu schwarzer Erde zerkrümelt, auf der eine großartige tropische Vegetation gedeiht; die jüngsten sind noch ganz scharfzackig, ganz mit auskrystallisierten Augitzwillingen bedeckt und sehr olivinhaltig." Auf einem solchen jüngeren 6—12 km breiten Lavastrom stieg Dr. Kersting, der bekannte Teilnehmer an der Götzen'schen Expedition fast bis zum Gipfel des Namlagiro-ya-gongo (dem Kirunga Ascha Namlagira Hermanns) empor. „Wir konnten mit Lanzen, so schreibt Dr. Kersting, aus den roten, dicken Massen, die sich in den Wald verschoben, zähe, plastische Fetzen herausreißen. Ich steckte eine Rupie in solch knetbares Lavastück und sah sie rasch zerschmelzen. An mehreren Stellen brannte der Wald, wo er mit dem glutflüssigen Mineral in Berührung

[1]) Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten Bd. XIII. Heft 3.

[2]) P. M. 1901 pg. 250.

gekommen war. Später zog ein Gewitter herauf, und der auf der Lava verdampfende Regen hüllte alles in ein weißes Gewölk.“ Auf solche jüngeren Ströme bezieht sich auch Dr. Kandt's Bemerkung: „Das Klimagehört namentlich in der Nähe der Vulkane, infolge fast ständig wehender Winde, zu den rauhesten von Ruanda, während in der Ebene die nackte Lava eine erstickende Hitze ausströmt.“

„Die Westgruppe der Vulkane enthält die thätigen, nämlich den ca. 3500 m hohen Kirunga Ascha Gongo, einen hohen, oben breit abgestumpften Kegel, der noch raucht, aber keine Lava auswirft.“ Er ist außer vom Grafen Götzen noch vom englischen Major Gibbons bestiegen worden. Bei dem hohen Interesse, das die im Innern eines Kontinents gelegene und doch thätige Vulkangruppe für sich beanspruchen darf, sei es gestattet, die Schilderung hier Platz finden zu lassen, die der erste Besteiger des Kirungo Ascha Gonga, Graf Götzen, von dem Schauspiel auf dem Gipfel des Berges entwirft. Wenn schon ungeheure Anstrengungen erforderlich waren, um den den Berg umschließenden Urwaldgürtel zu durchbrechen, so war das Emporklimmen, nachdem die Waldgrenze überschritten war, noch anstrengender; denn ganze Wälle und Mauern von Lava mußten überklettert werden; ihre scharfen Kanten und Spitzen rissen den Begleitern des Grafen Götzen die Füße wund. Schon ließ auch die beträchtliche Höhe, in der man sich befand, Lungen und Pulse beängstigend schlagen. Alle 20 Minuten mußte Halt gemacht werden, damit wieder Atem geschöpft werden konnte. Endlich ertönte von oben ein gewaltiges Donnern, das den Ruf der Stimme ungehört verhallen ließ. Ich stürze, so schreibt Graf Götzen, die letzte Kraft zusammennehmend vorwärts und pralle zurück vor dem Anblick, der sich mir bietet. . . . „Wie eine riesige Arena, ein verzehnfachtes Kolosseum, liegt ein Kraterkessel zu meinen Füßen. Fast senkrecht stürzt sich die Wand, auf deren äußerstem Rande wir stehen, in die Tiefe hinab; der Grundton ihrer Farbe ist tiefstes Schwarz; nur die Ränder der unzähligen Risse, von denen sie durchzogen ist, sind rosarot gefärbt. Im ersten Augenblick ist die ganze Arena mit Wolken und Dampf angefüllt, gleich als befürchte die Natur, daß Sinn und Augen der ersten Menschen, denen es vergönnt war, eines ihrer großartigsten Geheimnisse zu schauen, nicht auf einmal den ganzen mächtigen Eindruck zu fassen vermöchten. Aber ein Windstoß fegt die Wolken rasch hinweg, so daß auch der jenseitige Rand des Kraters sichtbar wird Dann blicken wir hinab, aber nicht in einen dunkeln, unergründlichen Schlund, sondern auf eine helle, völlig eben erscheinende Fläche, die wie marmoriert in den verschiedensten Farbentönen herauf schillert. Und in der nördlichsten Hälfte dieser Bodenfläche sehen wir die Öffnung zweier Schachte, so glatt und regelmäßig geformt, als seien sie von Menschenhand hineingemauert worden. Ununterbrochen strömen aus der einen gewaltige Dampfwolken hervor, und in kurzen, unregelmäßigen Zwischenräumen hört man halb donnerndes, halb zischendes Geräusch aus der Tiefe heraufdringen, dessen Wiederholung meine staunenden Leute jedesmal erschrocken zurückfahren läßt[1]).“

Hinter dem Kirunga-Ascha-Gongo liegt der niedrige Kirunga Ascha Namlagira, der die Hauptthätigkeit entfaltet. Nach Götzens Weitermarsch haben beide Vulkane einmal pausiert, so daß die Eingeborenen schon Götzen beschuldigten,

[1]) Graf von Götzen. Durch Afrika von Ost nach West 1901 pg. 259.

er habe die Vulkane ausgelöscht, und Hauptmann Langheld baten, er möge sie wieder anstecken. Dann ist ein furchtbarer Ausbruch des Namlagira erfolgt, bei dem riesige Urwaldareale durch Lava verbrannt wurden und der Berg sich höher aufwarf. Jetzt ist wieder etwas Stillstand, doch soll immer noch Lava langsam ausfließen. — Die Mittelgruppe besteht aus zwei scharfen Zacken, von denen der eine, Szabingo, dem Winklerturm in den Dolomiten ähnlich sieht, während der andere, Karisimbi, ein regulärer Zuckerhut ist. Beide müssen über 4000 m hoch sein und werden wahrscheinlich auch Kletterschwierigkeiten bieten, während alle anderen, wenn man nur Zeit hat, sich einen Weg durch die Urwaldzone schlagen zu lassen, leicht zu ersteigen sind. Die Ostgruppe liegt etwas weiter ab, sie besteht aus drei Kegeln, 3000—3500 Meter hoch, die aber weniger schroff als die andern Berge sind. Einer wurde von Hauptmann Bethe bestiegen, der oben einen Kratersee fand[1]). — Nach Hauptmann Hermann liegen im Umkreis der Vulkane, aber auch rings um den Kiwu-See, viele heiße Quellen, und sogar einige kleine heiße Seen. Einige dieser Quellen sind ausgesprochene Schwefelquellen; andere sind von sehr verschiedenartigem Geschmack, unter diesen soll eine dem Karlsbader Mühlbrunnen zum Verwechseln ähnlich schmecken.

Die Seen, die im Graben liegen, sind nach Baumann sämtlich durch leichtbrackiges Wasser ausgezeichnet, und der Tanganyka legitimiert sich durch seine Fauna deutlich als Relikten-See. — Auf einer seiner Reisen im Gebiet des Kiwu-Sees hatte Dr. Kandt im Lande Kishari, nördlich von Kameronse der Götzen'schen Karte, von Hügeln der westlichen Vulkangruppe aus einen Blick, der ihm die geographischen Verhältnisse im Graben außerordentlich klärte. „Von meinem Lager auf einem hohen Gipfel sah ich, tief unter mir beginnend, ein breites, weithin nach Nordnordost sich dehnendes Becken, das vier durch Sumpf getrennte Seen enthält und offenbar ehemals einen einzigen See gebildet hat. Ich vermute, daß dies Becken den Rest eines Verbindungsarmes zwischen den Seen des zentralafrikanischen Grabens darstellt aus einer Zeit, da die gewaltigen Veränderungen des Terrains durch die vulkanischen Katastrophen noch nicht erfolgt waren." Leider konnte Dr. Kandt das Becken nicht verfolgen, da seine Durchwanderung selbst bei günstigen Verhältnissen eine harte Arbeit gewesen wäre, er aber in dieser Gegend weilte, während eine Hungersnot herrschte und die Regenzeit ihre Schrecken täglich mehr entfaltete.

Wie schon Graf Götzen giebt Dr. Kandt für die Höhe des auf dem Dach der zentralafrikanischen Grabenfohle gelegenen Kiwu-Sees ca. 1500 m an. Seine Zuflüsse erhält er durch zahlreiche kleinere Wasserläufe, von denen der am Südostufer mündende Kaluudura — Graf Götzen hat bekanntlich den südlichen Teil des Sees nicht besucht und diesen Fluß daher auf seiner Karte auch noch nicht verzeichnet — der größte ist. Das vulkanische Nordufer ist sehr wasserarm; nur am West- und Ostzipfel tritt je ein größerer Bach ein, im übrigen entsendet die nahe Vulkangruppe nur periodische Gerinnsel zum See. — Im Norden steigt das Ufer als zum Teil noch nackte Lavafläche, von einzelnen kleineren vulkanischen Hügeln unterbrochen, noch ca. 20 km langsam an; auf der Lavafläche baut sich das mächtige Massiv des stets rauchenden Niragongwa-Vulkans auf.

---

[1]) P. M. 1901 pg. 259.

Am Südende des Sees ist die Grabensohle nicht mehr zu erkennen. Die nördliche Fortsetzung der an das Nordende des Tanganyka tretenden breiten Ebene, die zunächst jedem als alte Grabensohle imponiert, wird bald durch Riegel von beiden Seiten verlagert und verschwindet schließlich in dem zerworfenen, bergigen Terrain.

Der Abfluß des Sees, der Russisi, tritt aus seinem Südende aus und geht zum Tanganyka; der See gehört also zum Kongosystem. — Schon Graf Götzen wies darauf hin, daß hier eine interessante Frage ihrer Lösung harre: „Vergleicht man nämlich das Niveau des Kiwu-Sees (1485 m) mit dem des Tanganyka (810 m nach Wissmann), so erhält man die Differenz von 675 m. Nimmt man nun für den Kiwu-See eine Länge von 80 km an, so hätte die Luftlinie von seinem Südende bis zur Nordspitze des Tanganyka eine Länge von 90 km. Diese Strecke überwindet der Russisifluß mit dem ganz außerordentlich starken Gefälle von 1 : 133" Graf Götzen kommt so zu der Annahme, daß der Fluß in gewaltigen Kataraften den bedeutenden Unterschied der beiden Seehöhen überwinden muß. — Dr. Kandt berichtet, daß der Oberlauf des Russisi in von jähen Wänden eingeengtem Thale liegt, bis er durch eine schmale Pforte in die Tanganyka-Ebene eintritt. Schon M. Grogan sprach in einer Sitzung der Kgl. Geographischen Gesellschaft in London von einer Reihe von Fällen in diesem Thal.

„Der Boden", so schreibt Dr. Kandt, „besteht hauptsächlich aus stark in die Tiefe gehendem roten Laterit oder schwarzer Humuserde. An den Wasserläufen findet sich fast überall gelber oder schwarzbrauner Thon. Vielfach ist der Boden mit Glimmer durchsetzt, namentlich in den höheren Lagen, wo er überwiegend aus hellrotem oder gelblichem, bröcklichem Gestein (Verwitterungsprodukt von Gneiß?)[1]) besteht. — Eine weiße Linie, die sich um das ganze Seeufer und die Inseln herumzieht und nur selten von Sandufer unterbrochen wird, ist nackter Fels. Betrachtet man diese Linie genauer, so zeigt es sich, daß es sich hier um Bestandteile handelt, die der See ablagert, die sich allmählich zu festen Massen verdichten und alles in ihrem Bereich Liegende umhüllen. Zerbricht man mühsam die Schale, die vielfach von Muscheln durchsetzt ist, so findet man als Kern meist Gestein, aber oft auch Baumstämme jeder Dicke, Wurzelwerk, selbst ganze Rohrbüschel, die äußerlich ihre alten Formen bewahrt haben; aber ein Querschnitt zeigt, daß mit Ausnahme des hohlen Markkanals alles Gewebe zu Stein verwandelt ist." Der Sinter besteht nach Hauptmann Hermann hauptsächlich aus kohlensaurem Kalk.[2])

Zwei Momente charakterisieren den See ganz besonders: erstens die Zerrissenheit seiner Ufer und zweitens die große Zahl von Inseln, die er enthält. Das Bild des Sees beherrscht die große, gebirgige, nach einem ihrer Distrikte „Kwidjwi" (Graf von Götzen schreibt Kwischwi — Moore Kwijwi), nach ihrem Beherrscher „Ischa Mihiggo" genannte Insel: sie ist die Fortsetzung einer langen zu Ruanda gehörigen Landzunge, von der sie nur ein schmaler Kanal trennt.

[1]) „Durch Afrika von Ost nach West" von C. A. Graf von Götzen. — Anhang: „Über die vom Grafen von Gotzen gesammelten Gesteine", von Prof. Dr. Jenne, Nr. 31, Handstück, anstehender Fels am Nordufer des Kiwu-Sees, in's Wasser hineinreichend. — „Auch dieses Gestein trägt auf der Oberfläche eine Sinterkruste. Der Kern ist zum Teil stark verwittertes granitisches oder gneißartiges Gestein."

[2]) P. M. 1901 pg. 259.

Über 100 kleinere Inseln, die fast alle mehr oder weniger hügelig sind, unterbrechen in reichem Wechsel die Wasserfläche des Sees; ihre Lage meist in der Nähe des Ufers zeugt für ihren früheren Zusammenhang mit dem Festlande. Eine große Zahl der Inseln und viele von Nord nach Süd sich erstreckende Thalgründe und Buchtufer zeigen im kleinen, was an der erwähnten Landzunge und der Insel Kwidjwi nach Dr. Kandt als vielfach beobachtete Bruchlinien-Eigentümlichkeit besonders auffallend ist, nämlich größere Steilheit der nach Ost als der nach West fallenden Ufer. Vieles spricht dafür, daß der See früher einen höheren Wasserstand gehabt hat, wenngleich dieser Umstand sich mit einiger Sicherheit nur für eine Differenz von etwa 10 Metern nachweisen läßt.

In tiergeographischer Beziehung weicht, nach Dr. Kandt, der Charakter des Sees sehr wesentlich von dem anderer afrikanischer Gewässer, insbesondere des Tanganyka- und Albert-Eduard-See ab. — Sehr auffällig ist vor allem das Fehlen von Krokodilen und Nilpferden, an denen der Abfluß des Kiwu-Sees, der Ruffisi, in seinem Mittel- und Unterlauf nicht arm ist. Das Wasser kann daran nicht schuld sein; es unterscheidet sich in seinem schwach natronartigen Geschmack[1]) kaum von dem des Tanganyka. Das Fehlen der Nilpferde läßt sich leicht aus dem Mangel an Futter erklären; denn der Boden des Sees ist nackter Fels oder nur von niederen Pflanzenorganismen sammetartig überzogen. Übrigens fällt er auch bereits in der Nähe des Ufers zu großer Tiefe ab. — Graf von Götzen erreichte schon in ziemlicher Ufernähe mit einer 53 Meter langen Lotleine nicht mehr den Grund. Von Säugern beobachtete Dr. Kandt noch sehr versteckt lebende Fischottern (die Weißbart- und Krallenotter; vielleicht auch eine Kreuzung beider). — Im Vergleich mit anderen afrikanischen Gewässern ist die Zahl der den See und seine Umgebung besuchenden Wasservögel relativ gering; auch an Fischen ist der See relativ arm. Nach Moore giebt es nur acht Arten; nur zwei davon, darunter ein Wels, erreichen eine ansehnliche Größe.

Von Krabben kommen im See je eine Reiter- und eine Schwimmkrabbe vor. Die am Tanganyka häufige große Muschel, deren Schalen zur Kalkbereitung benutzt werden, findet sich im Kiwu-See nicht. Kurz vor der Absendung seines Berichts machte Dr. Kandt aber eine interessante Entdeckung. Das äußerste Nordende Kwidjwis ist durch eine schmale Landbrücke mit dem andern Teil der Insel verbunden. Als Dr. Kandt hier nach Spuren für einen früheren höheren Wasserstand des Sees suchte und zu dem Zweck an einigen Stellen die Humuserde entfernte, fand er unter derselben den oben beschriebenen weißen Sinter. Derselbe war von wahren Muschelkolonien durchsetzt, er enthielt auch Exemplare einer kleinen Taschenmuschel, die bis jetzt von Dr. Kandt nicht lebend im See gefunden ist; vor allem aber eine bis 15 cm große, innen und außen perlmutterartigen Glanz zeigende Muschel, die der am Tanganyka vorkommenden in der Form sehr ähnlich sieht, die heute aber sicherlich ausgestorben ist, weil keiner der eingeborenen Fischer sie kannte. — Zu derselben Zeit fand Dr. Kandt nach einem

[1]) Daß über den Geschmack auch im Innern des schwarzen Erdteils nicht zu streiten ist, beweisen die Angaben über den Geschmack des Kiwu-See-Wassers, daß Graf Götzen als frisch und süß schmeckend bezeichnet, während Hauptmann Hermann schreibt: „Das Wasser schmeckt schlecht; es muß große Mengen Kalk und andere Salze enthalten."

außergewöhnlich ſtarken Sturm am Ufer eine bohnengroße Qualle mit ſilbriggrauem Kern, der in Alkohol violett wurde.[1])

Politiſch gehört das uns beſonders intereſſierende Oſtufer und ein Teil des Nordufers des Kiwu-Sees zu Ruanda. Herrſcher iſt jetzt Yuhi Mzinga, ein Sohn des Luabugiri Kigeri, der uns ſeit dem Beſuch Ruandas durch den Grafen Götzen bekannt war. Die Inſel Kwidjwi, 1894 unter der Herrſchaft Ruandas ſtehend, bildet jetzt nebſt einigen vorgelagerten kleinen Eiländern ein ſelbſtändiges Reich unter Mihiggo. — Am Weſtufer, jenſeits des Ruſſiſi beginnend, folgen ſich die Länder Bunjabungu (Sultan Kaware), Itambi (Sultan Kalimimvumba), Uhunga (Sultan Mvunga). Der weſtliche Teil des Nordufers gehörte einſt zu Kameronſe (Sultan Lohunga); dieſes Land iſt aber jetzt von den in Uhungu ſitzenden, vom Kongo ſtammenden Waregga zerſtört und von ſeinen Bewohnern geräumt worden.

Wenn Dr. Friedrich Ratzel ſagt: „Den kleineren Seen kommt in der Landſchaft eine vereinigende, zuſammenfaſſende Wirkung zu, ſie halten die Einzelbilder zuſammen, aus welchen ein Landſchaftsbild ſich zuſammenſetzt, indem ihr ruhiger Spiegel einen ruhigen und beruhigenden Mittelpunkt demſelben verleiht. Ihre geſchichtliche Bedeutung beruht zunächſt auf einer ähnlichen vereinigenden und zuſammenhaltenden Wirkung" — ſo trifft das für die Bildung des großen Reichs Ruanda zu, dem der Kiwu-See eine Anlehnung zu ungeſtörter Entwicklung dargeboten hat. — Man bezeichnet heute wohl, nach dem Vorgang des „Handbook of British East Afrika", die Wahuma-Reiche im zentralafrikaniſchen Seengebiet, zu denen auch Ruanda gehört, mit dem Sammelnamen „Kitara", welcher dem alten traditionellen Reich Kitara entlehnt iſt. Es handelt ſich hier um Länder, in denen eine bemerkbare anthropologiſche Differenzierung in der Bevölkerung uns entgegen tritt, welche durch ihr Zuſammenfallen mit ethniſchen Unterſchieden doppelt bedeutſam erſcheint. „In ethniſcher, oder wenn man will, in kulturlicher Beziehung ſchließt ſich dieſer Gegenſatz an denjenigen an, der zwiſchen Anſäſſigen und Nomaden wiederholt für das ſüdlichere Oſtafrika zu zeichnen iſt; aber er iſt hier in ſeiner ethnographiſchen Grundlage klarer als dort, denn in den Anſäſſigen erkannten ſchon die erſten Beſucher der Nilquellſeenregion eine andere Raſſe als in den unter ihnen wandernden und teilweiſe ſogar ſie beherrſchenden Hirtenvölkern. Jene ſtehen dem extremen Neger näher als dieſe; aber in ihrer Geſamtheit ſtellen ſich auch jene den dunkleren Negervölkern als eine in der Farbe hellere und in der Körperbildung edlere Raſſe gegenüber."[2]) Anthropologiſche Gründe laſſen nach Ratzel die Verwandtſchaft der Abeſſinier und Galla und beider mit den Wahuma und deren Verwandten als ſicher erſcheinen. — In Ruanda liegen die Verhältniſſe ſo, daß die hellfarbigen Wahuma als herrſchende Klaſſe, als Watuſſi, der dunkleren Bevölkerung, den Wahutu oder Knechten, ſtreng geſondert gegenüber ſtehen. Schon Oscar Baumann berichtet von ſeinem kurzen Marſch durch Ruanda, wie die Wahutu ihm überall einen freundlichen Empfang bereitet und mit Laub umwundene Spaten als Friedens-

[1]) In ſeinem vorliegenden Bericht ſagt Dr. Kandt an anderer Stelle: „Die Tanganyka-Qualle fehlt." — Es ſcheint, als ob durch ſeine letzten Funde, die von ihm und auch z. B. von Moore früher ausgeſprochene Anſicht von der gänzlichen Iſoliertheit der niedern Fauna des Tanganyka erſchüttert würde

[2]) Völkerkunde von Dr. Friedrich Ratzel 1885, Bd I, pg 451

zeichen überreichten, während die ſich durch ſchlanken Körperbau nnd faſt europäiſchen Typus auszeichnenden Watuſſi ſich zurückhaltend benahmen. Auch Graf Götzen fand bei ſeinem Marſch durch Ruanda einen freundlichen Empfang durch die dunkelfarbige Bevölkerung; anfangs ſteigerte ſich derſelbe oft bis zu begeiſterten Ovationen: „Die Männer, ſo berichtet er, warfen ſich zur Begrüßung vor uns auf die Erde, klatſchten in die Hände und führten Tänze auf; die mit Ziegenfellen bekleideten und oft nicht unſchönen Weiber drängten ſich in die vorderſten Reihen, ſchoben die Männer bei Seite und ſtießen ein ſchrilles Geſchrei aus. Wenn die Begeiſterung in dieſer Weiſe angehalten hätte, ſo wäre unſer Marſch durch Ruanda ein wahrer Triumphzug geworden.“ — Die Wahuma beteiligten ſich nie an den allgemeinen Freudenäußerungen, und bald unterblieb auch die laute Bethätigung derſelben durch die Wahutu, wenn ſie auch noch immer ehrfurchtsvoll und neugierig beim Vorbeimarſch der Karawane ſich herandrängten. Graf Götzen gewann den Eindruck, daß die Wahutu in ihm zunächſt einen Befreier von der Herrſchaft der Wahuma erwartet hätten; durch das herrſchende Volk ſei ihnen darum ſpäter Ruhe geboten worden. Daß dieſe Herrſchaft ſchwer auf den Wahutu laſte, dafür führt Graf Götzen wiederholt Beiſpiele an; ſo berichtet er, wie für den ihn auf ſeinem Marſch begleitenden Sohn des Kigeri, Schirangawe, rückſichtslos jeder einigermaßen kräftige Landmann, der ſich neugierig am Wege ſehen ließ, eingefangen und zu Trägerdienſten gezwungen wurde. Schlug man das Lager auf, ſo wählte Schirangawe für ſich eine Behauſung, aus der er die Bewohner mit Gewalt vertreiben ließ. Vieh, das nicht ſorgfältig verſteckt war, wurde ohne weiteres requiriert. Lodernde Flammen und dicke Rauchwolken, die ſich aus brennenden Dörfern erhoben, verkündeten dem Grafen Götzen, daß er ſich dem Lager des Herrſchers von Ruanda nähere. „Schirangawe erklärte triumphierend“, — ſo ſchreibt er — „daß ſei ſein Vater, der die Abgaben der Einwohner eintreibe und die Widerſtrebenden beſtrafe. Neben Schirangawe aber wehte die ſchwarz-weiß-rote Flagge und winkte ſo den erſten, drohenden Gruß der Civiliſation hinüber zu den Vertretern der rohen Barbarei.“

Nach dem Tode Kigeri Luabugiris ſcheint das ſtraffe, einheitliche Regiment das Graf Götzen in Ruanda fand, etwas erſchlafft zu ſein, dafür ſpricht ſchon der Umſtand, daß ein ſo kleines Landgebiet wie die Inſel Kwidjwi ſich der Herrſchaft Ruandas entziehen und ſich ſelbſtändig machen konnte; Dr. Kandt ſpricht es geradezu aus, daß er die politiſche Organiſation Ruandas nicht mehr ſo kraftvoll gefunden habe, wie ſie dem Grafen Götzen erſchienen war. —

In dem ſüdwärts von Ruanda liegenden, aber nicht mehr an den Kiwu-See ſtoßenden Urundi liegen die politiſchen Verhältniſſe ähnlich wie in Ruanda; nur ſcheint hier der Gegenſatz zwiſchen Herrſchern und Beherrſchten noch ſchärfer zu ſein und in den Wahutu einen heftigen Haß gegen ihre Unterdrücker erzeugt zu haben. Eine einheitliche Organiſation des ganzen Landes unter einem Herrſcher iſt hier nicht vorhanden. Da Urundi wirtſchaftlich faſt gleiche Verhältniſſe mit Ruanda zeigt, ſo wurde hier wenigſtens kurz auf die Landſchaft hingewieſen. —

Über die Völker in den weſtlich vom Kiwu-See gelegenen Ländern iſt noch immer recht wenig bekannt. Von den Wanyabungu, den Bewohnern Bunyabungus, wiſſen wir aber wenigſtens durch Dr. Kandt, daß ſie in Dörfern wohnen, ſich allmählich zu furchtloſem Verkehr bewegen ließen und ſich dann durch liebenswürdige Zutraulichkeit auszeichneten. — Schon oben wurde darauf aufmerkſam

gemacht, daß in den nordwestlich von unserem See gelegenen Landschaften Waregga eingebrochen sind; sie haben die Eingeborenen in eine überaus kümmerliche Situation gebracht. Voraussichtlich bezeichnen die Eingeborenen mit dem Namen „Waregga" nicht nur solche Manyema-Horden, wie sie bereits Graf Götzen in Butembo traf, sondern auch kongostaatliche Meuterer, die raubend und plündernd das Land vielleicht noch heute durchziehen.

Endlich sei bemerkt, daß in den besprochenen Gebieten, vor allem in der Gegend der Vulkane, Zwerge angetroffen werden, also jene Urrasse, die nach Stuhlmann in der Vorzeit die tropischen Gebiete von Afrika bewohnte, bevor die heutigen Bewohner dort einwanderten. Schon Dr. Kersting, der Begleiter Götzens, erzählt in seinem Bericht über die Expedition nach dem Namlagira: „Wir hatten unterwegs in den Spalten des Gesteins Feuerstellen gesehen und beim Eintritt in den Wand einige sich scheu zurückziehende zwerghafte Gestalten bemerkt, mit denen Kahese gesprochen hatte. Er erzählte mir jetzt, daß „die kurzen Leute" im Busch lebten und Batwa hießen. Gute Jäger seien sie nicht, sie äßen besonders die Leichen auf, die die Wahutu nicht zu beerdigen, sondern in den Wald zu werfen pflegten. Wir sahen auch Bogen, die aus mehreren Stäben zusammengebunden waren mit Rotangsehnen, und Pfeile mit nicht vergifteten Holzspitzen und nur einseitigen Widerhaken." Hauptmann Hermann schreibt in dem schon mehrfach herangezogenen Brief[1]), daß in den großen Urwäldern, in denen sämtliche Vulkane stehen, und die sich nach Westen zu mit dem großen Urwald Stanley's vereinigen, Zwerge, die Batwa, wohnen. — Wenn er weiter hinzusetzt, daß die Zwerge auch in ganz Ruanda als Töpfer zerstreut leben und eine zwar kleine, aber durchaus nicht zwerghafte Menschenrasse repräsentieren, die teils gefürchtet, teils verhaßt und verachtet ist, so dürfte es sich hier doch vielleicht um eine Mischrasse handeln, wenn wir uns daran erinnern, daß Dr. Kandt schon berichtet hat[2]): „In den Wäldern des Szabjie (des Szabingo Hauptmann Hermann's) hausen Watwa, Pygmäen, die im Gegensatz zu ihren seßhaften, meist der Töpferei obliegenden und mit den Wahutu stark vermischten Verwandten ein nomadisierendes Jäger- und Räuberdasein führen, mit der Bevölkerung ihres jeweiligen Wohnsitzes in ständiger Feindschaft leben und von ihr gleich Unholden gehaßt und gefürchtet werden." Übrigens erwähnt Dr. Kandt, daß die Zwerghaftigkeit der Watwa von den Eingeborenen übertrieben geschildert wurde. —

Was nun die wirtschaftlichen Verhältnisse der Umgebung des Kiwu-Sees betrifft, so sind wir bei ihrer Besprechung auf zerstreut in den Reisebeschreibungen enthaltene Berichte angewiesen. Offenes Land wechselt mit dichtem Urwald ab. Oscar Baumann empfing von dem südöstlichsten Teile Ruandas, den er auf kurzem Marsch durchwanderte, folgenden Eindruck: „Wir zogen durch stark welliges, offenes Land mit grünenden Thälern und steilen Hängen gegen Südwest. Überall rieselten klare Bäche, welche, in zahlreiche Gräben abgeleitet, die schönen Felder bewässerten. Viele Rinder mit ungeheuren Hörnern sind zu sehen[3])." Schon ehe Graf Götzen am 4. Mai 1894 den Kagera-Nil, der auf einer Strecke die Ostgrenze Ruandas bildet, überschritt, kam er auf ein „weites Grasplateau, dessen Öde an die Massai-

[1]) P. M. 1901 pg. 259.

[2]) Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten Band XIII Heft 3 pg. 246.

[3]) Baumann. Durch Massailand zur Nilquelle. 1894 pg. 84.

ſteppe erinnert, nur mit dem Unterſchied, daß hier verkrüppelte Laubbäume die dortigen Dornengebüſche vertreten.“ Als er dann am jenſeitigen Ufer des Kagera von neuem das Plateau erſtiegen hatte, befand er ſich auf einer faſt baumloſen Hochebene 1700—1800 m über dem Meeresniveau. Schluchten durchſchritten ſie nach den verſchiedenſten Richtungen, einzelne ſtehen gebliebene ganz flache Schollen geſtatteten einen weiten Überblick. „Die dunkeln Hänge“ ſo ſchreibt er, „ſowie der Grund der Schluchten und die Einſattelungen ſind meiſt mit üppigen Bananenhainen oder Feldern von Sorghum, Bohnen und Erbſen bedeckt, zwiſchen denen zahlloſe Rundhütten zu ſehen ſind. Oben auf den Hochflächen wächſt niedriges Gras, inmitten deſſen eine gelbe Kompoſite (Gnaphalium?) in ſolchen Mengen vorkommt, daß das ganze Land gelb gefärbt ausſieht. Hier und da ragt aus dem ſchiefrigen Boden eine Kandelaber-Euphorbie oder ein anderer großblättriger Wolfsmilchbaum empor, und in der Nähe der Behauſungen begegnet man häufig dem Rinderſtoffbaum, einer Ficusart, aus deren breitgeklopftem Baſt die Wanyarunda, ebenſo wie die Waganda und andere Völker, den Stoff für ihre Kleidung herſtellen. Neben den Hütten, die vielfach an der Vorderſeite eine Umzäunung haben, ſind außerdem Kürbis- und Tabakbeete angelegt. Vieh ſah man weniger, als wir erwartet hatten; auch hier ſchienen Seuchen geherrſcht zu haben.“ Später in der Landſchaft Kawara waren die Bananenhaine ſo üppig, daß einige Leute der Karawane die Landſchaft mit dem reichen Uganda verglichen; auch wurden die Rinderherden, — es handelt ſich um das mit rieſigen Hörnern geſchmückte Sanga-Rind — zahlreicher. Auf den Hochweiden waren große Herden zu ſehen, und ſelbſt auf den ſteilſten Hängen wurde Feldbau betrieben; „was die Eingeborenen durch Anlage künſtlicher Böſchungen ermöglichen, wie es bei uns in den Weinbergen geſchieht. Es ſah aus, als ſeien die Felder gleich rieſigen Treppenſtufen über einander aufgebaut.“

Graf Götzen faßt ſein Urteil über Ruanda in wirtſchaftlicher Beziehung — ohne dabei, wie es bei ſeinem verhältnismäßig nur kurzem Aufenthalt in dieſem Lande natürlich iſt, etwas anderes als einen ſkizzenhaften Überblick liefern zu wollen, — kurz dahin zuſammen: „Wenn es erlaubt iſt, von der Dichtigkeit der Bevölkerung auf die Fruchtbarkeit eines Landes zu ſchließen, ſo wird Ruanda zweifellos zu den reichſten unter den innerafrikaniſchen Ländern zu rechnen ſein. Da reiht ſich Gehöft an Gehöft, und man findet dazwiſchen kaum ein Stück Land, das nicht für irgend welchen Feldbau oder als Weideland nutzbar gemacht worden wäre. — — Die Reliefgeſtaltung des Landes bedingt hier gewiſſe Verſchiedenheiten. Während nämlich die öſtlichen und ſüdlichen Gebiete, die mehr den eigentlichen Charakter von Hochebene tragen, annähernd zum vierten Teil mit den üppigſten Bananenwäldern bedeckt ſind, treten dieſe weiter im Nordweſten, wohin das Terrain merklich anſteigt, mehr in den Hintergrund. Den ſchroffen Gebirgsformationen entſprechend ſind hier die Stellen, die nutzbar gemacht werden könnten, von beſchränkterer Ausdehnung, und wo ſie nicht als Hochweiden Verwendung finden, baut man auf ihnen Bohnen, Bataten, zuckerhaltigen, roten Sorghum, vorzugsweiſe aber Erbſen an. — — Die Holzarmut auf den Hochplateaus iſt empfindlich, und darauf iſt es wohl vor allem zurückzuführen, daß Dorfgemeinden fehlen; Holz zur Herſtellung von ſchützenden Paliſaden, wie ſie Dörfer bedürfen, mangelt überall. Wo Bambuswaldungen grünen, ſieht man wohl ſauber hergeſtellte Umfriedungen; „aber ſie ſcheinen mehr zum Einhegen der Viehherden als zur Verteidigung beſtimmt.“ —

Nach Graf Götzen ſcheint Ruanda mindeſtens ſo reich zu ſein wie das im Oſten benachbarte Zwiſchenſeenland Karagwe, von dem wir aus Stuhlmann's Feder eine wirtſchaftliche Würdigung beſitzen. Es ſei bei der Bedeutung, die gerade die Beobachtungen dieſes Forſchers für eine Erweiterung unſerer Kenntniſſe der wirtſchaftlichen Verhältniſſe in Deutſch-Oſtafrika haben, geſtattet, zum Vergleich kurz auf ſeine Schilderung Karagwes einzugehen. Er beſuchte das Land, bevor die Rinderpeſt ihren Einzug hielt. Nach ihm beruhte der Reichtum der Wahuma auf den Rinderherden; manche Leute beſaßen damals Tauſende von Rindern. Auch Ziegen wurden wie in Ruanda viel gehalten. Der Ackerbau wurde damals nur von den Wahutu, der Urbevölkerung, betrieben. „Man baut — nach Stuhlmann — vor allem Bananen, die jedoch in den letztern trocknen Jahren recht ſpärlich gediehen ſind. Nächſtdem bildet ein Hauptnahrungsmittel das kleine, bittre Eleuſine-Korn, das auch bei Dürre noch leidliche Erträge liefert; dann kommen Bohnen, unſere europäiſche Art Phaſeolus vulgaris, die hier Mahorágwe genannt wird und meiſtens braune mit bläulich-grauer Marmorierung verſehene Früchte trägt — ſowie Bataten, Kürbiſſe und Erbſen. Tabak und ſtellenweiſe auch Canabis indica ſind als Reizmittel im Gebrauch, zu denen ſich noch der aus Uganda oder vom Seeufer bezogene Kaffee geſellt [1])". Nicht ganz ſo günſtig wie Graf Götzen urteilt Dr. Kandt über Ruanda. Wir laſſen hier ſein in Band XIII Heft 3. 1900 der „Mitteilungen von Forſchungsreiſenden und Gelehrten aus den deutſchen Schutzgebieten." Seite 260 enthaltenes, auch Urundi mit behandelndes, zuſammenfaſſendes Urteil der Vollſtändigkeit wegen ganz folgen:

„Von den Ländern, die ich auf meinen Reiſen berührt habe, beanſpruchen, als in unſerer Intereſſenſphäre liegend, vor allen anderen Ruanda und Urundi Beachtung. Über Urundi wage ich kein Urteil zu fällen, da ich mich nicht viel mehr als zwei Monate darin aufgehalten habe. Sicher aber iſt, daß es den Eindruck eines ſehr reichen Landes macht, und hochgeſpannte Erwartungen eher übertrifft, als enttäuſcht, was ich in gleichem Maße von Ruanda nicht ſagen kann. Wenn ich nicht irre, hat Ramſay ſich ähnlich geäußert. Ich glaube, daß mein Urteil über Ruanda einige Glaubwürdigkeit beanſpruchen darf, weil ich mich nun ſchon einigermaßen lange in ihm aufhalte, es in ziemlich ſeiner ganzen Ausdehnung kennen gelernt habe.

Auf mich macht das Ruanda, wie es jetzt iſt, den Eindruck eines in ſeinen Teilen ſehr ungleichen Landes, das nur an wenigen Stellen ſehr reich oder ſehr arm iſt, im übrigen aber die verſchiedenen Grade mäßiger Wohlhabenheit aufweiſt. Allerdings beziehen ſich meine Bemerkungen nur auf Alt-Ruanda. Das junge Ruanda, Kiſakka, kenne ich nicht, und vielleicht hat Götzen gerade dort hauptſächlich ſeine Eindrücke gewonnen. Auch mag das Land heute einen andern Anblick gewähren als vor ſieben Jahren; denn die Klagen über eine Reihe trockener Jahre ſind allgemein."

Über die weſtlich vom See liegenden Länder entnehmen wir dem oben herangezogenen Bericht des Dr. Kandt in Hinſicht auf ihre wirtſchaftlichen Verhältniſſe, daß Bunyabungu ſehr bevölkert und außerordentlich gut bebaut iſt. In Itambi giebt es zwar noch viel Pori, das iſt lichter, niederer Wald, deſſen Boden mit Gras bewachſen iſt; an andern Stellen aber drängt ſich wieder eine zahlreiche

[1]) Stuhlmann. Mit Emin Paſcha ins Herz von Afrika, 1894. Bd. I pg. 238.

kräftige Bevölkerung in riesigen Dörfern zusammen. Die Bebauung des Landes wird hier viel energischer betrieben als in dem auf dem gegenüber liegenden Ufer des Kiwu-Sees sich ausdehnenden Ruanda; von hier kommen in Zeiten der Trockenheit Händler über den See, um gegen Tauschwaren und Kleinvieh in Bunyabungu und Itambi Erzeugnisse des Ackerbaues einzuhandeln.

Wie schon nach Dr. Kandt erwähnt ist, werden neben Bananen in den Ländern um den Kiwu-See rotes Sorghum, Bohnen, Bataten und Erbsen kultiviert, daneben Mais, Kürbisse und Kolocasia; seltener Maniok, Zuckerrohr und Erdnuß. Viele Kräuter werden als Gemüse gegessen. Dr. Kandt warnt davor, in den volkreichen Gebieten von einer Erweiterung des Bananenanbaues eine Verhinderung von Hungersnöten zu erwarten. „Wie sehr die Banane überschätzt wird", so schreibt er an dem oben angeführten Ort Seite 255 „lehrt die Bemerkung in dem Englerschen Sammelwerk, daß sie geeignet sei, die „Massenlieferantin" des zukünftigen Menschengeschlechts zu sein. Das ist in Wahrheit wenig hoffnungsvoll für unsere Zukunft. Daß sich die Banane nur mit Schneckengeschwindigkeit verbreiten kann, ist bei ihrer Samenlosigkeit a priori verständlich, während jede Samenpflanze gleichsam im Fluge über Meer und Länder dringen kann." Am geeignetsten hält Dr. Kandt für den oben angeordneten Zweck die Papaya, die er bereits in Ruanda mit gutem Erfolg eingeführt hat. — Versprechend für die Zukunft sind vielleicht die vielen Ficus-Arten, „die in Ruanda und besonders am Kiwu-See wie Unkraut gedeihen und das Land rasch bedecken würden, wenn sie nicht bei gewisser Höhe zu Bauten- und Feuerungszwecken geschlagen würden." Ihr Saftreichtum ist groß; ob sie ein für Kulturzwecke brauchbares Produkt geben, ist in der Zukunft festzustellen. Über die Möglichkeit des Anbaues von Kulturpflanzen, wie Kaffee, Kakao, Thee und in den Höhen Chinarindenbaum fehlen in diesen zur Zeit noch so weit abgelegenen Ländern natürlich alle Nachrichten, da irgend welche Versuche noch nicht angestellt werden konnten. — Über die Viehzucht macht Dr. Kandt an einer Stelle die Bemerkung „Einen Wert stellt vorläufig auch noch nicht der hiesige Viehbestand dar. Abgesehen von der Pest, hängt dieser Umstand, ähnlich wie es bei der Ackerwirtschaft der Fall ist, mit tieferen und in der Geschichte des Landes wurzelnden Ursachen zusammen, über die ich vereint an andrer Stelle berichten werde." — Uns ist nicht bekannt geworden, daß Dr. Kandt dieses Versprechen erfüllt hätte. — Der Reichtum des Landes an Elefanten, vor allem um die Vulkane herum, scheint bedeutend zu sein, schon Graf Götzen wies darauf hin, und das erste Exemplar eines Elefanten, das Dr. Kandt in den Wäldern am Namlagiravulkan erlegte, hatte gleich so gewaltige Zähne, daß die Kraft von vier Mann zum Transport in Anspruch genommen wurde. — Um auch Kleines nicht zu vergessen, sei darauf aufmerksam gemacht, daß die Eingeborenen in den östlichen Randbergen des Grabens mit ihren wundervollen Hochthälern eifrig Bienenzucht treiben. Dr. Kandt traf hier Bienenjäger, die Hunderte und Hunderte von Bienenhäusern aufgestellt hatten.

Wir haben in Afrika einen Erdteil vor uns, der zum weitaus größten Teil der tropischen Zone angehört; es ist nach Hann der tropische Kontinent par excellence. Das uns beschäftigende Landgebiet fällt ganz der zwischen dem 30° nördlicher und 30° südlicher Breite liegenden Klimazone zu, die von den Passaten der beiden Hemisphären beherrscht wird. Charakteristisch für diese Zone, wenn man von einigen nordafrikanischen Küstengebieten und einigen Teilen Kaplands

Digitized by Google

abſieht, iſt das Vorhandenſein von tropiſchem Regen oder der gänzliche Mangel an Regen. Im allgemeinen folgen die Regen der Sonne und wandern mit deren Zenithſtänden von Norden nach Süden und wieder zurück. Unſer Landgebiet ſcheint ähnliche Regen-Verhältniſſe zu zeigen wie das Norduſer des Viktoria-Sees und die Umgebung der Nilſeen überhaupt, d. h. Regen zu allen Jahreszeiten. Zum Vergleich ſei bemerkt, daß Rubaga am Norduſer des Viktoria-Sees nach Hann ca. 127 cm jährliche Regenmenge hat.

Zuſammenfaſſende Urteile über das Klima haben wir im allgemeinen nur von den Ländern im Oſten des Kiwu-Sees, alſo von Ruanda. Graf Götzen urteilt nach zweimonatlichem Aufenthalt in Ruanda: „Der Himmel ſelbſt ſorgt hier in liberalſter Weiſe dafür, daß alles auf das üppigſte gedeihe. Ruanda muß als regenreiches Land bezeichnet werden. Die Niederſchlagsmengen ſcheinen ziemlich gleichmäßig über das Jahr verteilt zu ſein. Eine eigentliche Regen- und eine Trockenperiode wird nicht unterſchieden. Friſche Gebirgswinde wehen dem Wanderer auch während der heißen Mittagsſtunden angenehme Kühlung zu, und die Abend- und Nacht-Temperaturen erinnern an die angenehmſten Herbſttage in der deutſchen Heimat.“ Dr. Kandt hat ſich auf der Landzunge, die die beiden großen ſüdlichen Buchten des Kiwu-Sees von einander trennt, im Schatten prächtiger alter Sykomoren eine Station eingerichtet. Sie liegt in günſtiger Lage 1800 m hoch und gewährt einen herrlichen Blick auf den tiefblauen See mit ſeinen ſchön geformten grünen Inſeln, ſeinen langgeſtreckten Landzungen, den verſchwiegenen Buchten und auf die dunkel bewaldeten Höhen der öſtlichen und weſtlichen Randberge. Von hier liegen genaue klimatiſche Beobachtungen vor: „Ich regiſtriere ſeit 7½ Monaten die meteorologiſchen Verhältniſſe meiner Station hinſichtlich Luftwärme, -Druck und -Feuchtigkeit, Bewölkung, Winde, Niederſchläge u. a., und wie ich ſelbſt erſtaunt war über die erfreulichen Zahlen, ſo werden ſie auch anderwärts Überraſchung hervorrufen. Die durchſchnittlichen Maxima der letzten Monate erreichen z. B. nicht 23° C., die Minima 16° C. Die vorhergehenden Monate waren noch ein Geringes günſtiger. Dabei liegt meine Station nur 1800 m hoch, während ausgedehnte Flächen über 2000 m noch unbebaut ſind, die zweifellos noch weſentlich günſtigere Zahlen liefern. Während hier im Juli die Temperatur kaum unter 13° C. ſank, erlebten wir in jenen Höhen eine Froſtnacht und in andern Nächten Grade, die ſich nur wenig unter 0 hielten. Dazu kommt, daß von Oktober bis Mitte Mai der Himmel ſehr oft bedeckt iſt, alſo gerade in der Zeit der Landarbeit. In der Trockenzeit liegt die Durchſchnittsmaximaltemperatur zwar etwa 6° C. höher; dafür ſind aber die Nächte kälter und die das ganze Jahr wehenden friſchen Südoſtwinde vielleicht noch etwas ſtärker. Es iſt klar, daß in ſolchem Klima jeder arbeiten kann.“[1])

Welchen Wert, ſo fragen wir zum Schluß, haben nun dieſe Gebiete für eine Beſiedelung durch Europäer? Auch hier können wir ein Urteil im weſentlichen nur über die Landſchaften im Oſten des Kiwu-Sees, alſo über Ruanda, abgeben und das benachbarte Urundi, das nach Hauptmann Ramſay vielleicht noch reicher als jenes Land iſt, in die Betrachtung mit hineinziehen. — Gelöſt iſt die Frage, ob überhaupt in hochgelegenen Äquatorialländern eine Beſiedelung

[1]) Mitteil. von Forſchungsreiſenden und Gelehrten aus deutſchen Schutzgeb. Bd XIII Heft 3, 1900, pg 261-62.

durch Europäer möglich ist oder nicht, bis jetzt keineswegs, und verschiedene Meinungen stehen sich noch immer schroff gegenüber. — Mir fällt bei Beantwortung dieser Frage eine interessante Reisebekanntschaft ein, die ich auf dem „Prinz Heinrich“ im indischen Ozean machte; es handelt sich um einen deutschen Chinapflanzer aus der Preangerlandschaft auf Java, der mit Frau und Tochter nach dieser Insel zurückkehrte. Der Mann, der den deutsch-französischen Krieg mitgemacht hatte, und Frau und Tochter waren Bilder blühender Gesundheit. Wie oft äußerten sie die Freude auf die Rückkehr in ihre hochgelegene neue Heimat und die rüstige Arbeit, die ihrer dort wieder wartete. Gewiß hatte die Frau im Hause viel mehr Dienerschaft zur Verfügung, als sie uns in Europa umgiebt, aber von Selbsthandanlegen war sie durchaus nicht frei, und neben ihren zahlreichen häuslichen Verrichtungen hatte sie doch auch Freude an eigener Arbeit im Garten und an aufregender Jagd; denn, wie ich erfuhr, zwei Tiger hatte sie bereits selbst erlegt. Nun — Dr. Kandt hat, an starke Bewegung bei seinen vielen Expeditionen gewöhnt, gerne auf seiner Station „Bergfrieden“ mehrere Stunden am Tage mit der Hacke auf den Feldern gearbeitet und Wohlbefinden dabei gehabt, nicht den geringsten Nachteil für die Gesundheit verspürt. — In Beziehung auf das Fieber, das die Arbeitsfähigkeit herabdrücken oder gar vernichten könnte, bemerkt Dr. Kandt: „Die Arbeitsfähigkeit scheint mir für den Ansiedler das Wichtigste; ob er daneben ein paar mal im Jahre sein Fieber hat, das scheint mir um so weniger ein Abschreckungsgrund zu sein, als die Fieber in den hohen Bergen zweifellos seltener sind und leichter überwunden werden als in der Ebene.“ Das stimmt auf ein Haar mit dem Urteil des Chinapflanzers, den ich oben erwähnte, überein; und dieser Mann sprach aus der Erfahrung von zwei Jahrzehnten.

Das Urteil des Dr. Kandt über das Volk in Ruanda ist nicht besonders günstig, aber daß hier für die Europäer Hülfskräfte für die Arbeit zu gewinnen sein werden, ist nicht zu bezweifeln; dabei dürfte eine vollständige und endgültige Besetzung des Landes auf besondere Schwierigkeiten nirgends stoßen, denn: „diese Völker, in jahrhundertelanger Knechtschaft entmannt, wissen nicht — und es ist gut so — welche latente Kraft in den Leibern ungezählter Millionen schlummert, und, jedes Nationalbewußtseins bar, werden sie gefügige Werkzeuge einer vernünftigen Kolonisation bilden und nie den kraftvollen Wunsch finden, sich zu einer Abwehr gegen fremde Invasion zu verbinden.“ Dies scheint Dr. Kandt sehr beruhigend angesichts der Hoffnungen, die diese hochgelegenen fruchtbaren Länder für eine spätere Kolonisation durch weiße Ansiedler bieten. Ein Land voller aussichtsreicher Möglichkeiten nennt er Ruanda; zwar sind noch keine Werte da, aber es wird leicht sein, sie zu schaffen, wenn die Gelegenheit gegeben wird, sie umzusetzen. Diese Gelegenheit wird da sein, sobald eine Bahn unser Schutzgebiet erschließt.

Über Ruanda sagt Graf von Götzen: „Gerade so, wie man im Südwesten Deutsch-Ostafrikas, im Norden des Nyassa-Sees, erst in jüngster Zeit auf Gebiete aufmerksam geworden ist, die in absehbarer Zeit deutschen Ackerbauern und Viehzüchtern reiche Felder, ersprießliche Thätigkeit gewähren werden, so haben wir hier im Nordwesten ein Land von unschätzbarem Wert, das freilich durch seine große Entfernung von der Meeresküste jetzt noch schwer zu erreichen ist, das aber vermöge seiner Fruchtbarkeit, seines kühlen Klimas und seiner dichten Be-

völkerung ein koſtbarer Beſitz ſein wird, wenn erſt einmal bequeme und billige Verbindungen geſchaffen ſein werden." — Auch Dr. Kandt hat, wie wir geſehen haben, über die Landſchaften um den Kiwu-See ein ähnlich günſtiges Urteil gefällt. Die Thätigkeit energiſcher deutſcher Forſcher, unter denen einer als erſter Europäer dieſe Landſchaften betrat, und unſer gutes Recht laſſen hoffen, daß die jetzt thätige Grenzkommiſſion, die ihre Arbeit bereits beendete, dies in für Deutſchland befriedigender Weiſe gethan hat. Wenn dann in ſpäteren Tagen wackere Landsleute an den Ufern des herrlichen Bergſees Erholung ſuchen und die Anſiedelungen anderer ſich in ſeinen klaren Fluten ſpiegeln werden, wird man dankbar jener erſten Entdecker und Erforſcher dieſer Gegenden gedenken.

Was 1895 dem Grafen von Götzen wohl noch in weiter Ferne zu liegen ſchien, nämlich die Herſtellung billiger und bequemer Verbindungen mit dieſen Landſchaften iſt inzwiſchen der Verwirklichung näher gerückt, wenn auch wohl in anderer Geſtalt als Graf von Götzen und mit ihm alle deutſchen Kolonialfreunde es erhofften; ſchreibt doch Hauptmann Hermann: „Wenn die Engländer in einem Jahre ihre Eiſenbahn von Mombaſſa zum Viktoria-Nyanſa fertig haben, iſt ein Beſuch jenes Sees nur noch eine Koſtenfrage. Bis Neapel 2 Tage, bis Mombaſſa 18—19, von dort noch 3 Tage! Jedenfalls wird dann ſpäter die Eiſenbahn vom Nyanſa zum Albert-Edward- und Albert-See weitergeführt, um von dort auf die Sudanbahn zu ſtoßen. Wer alſo die Gletſcher des Ruwenſori beſuchen will, kann von Kairo hinfahren und in Mombaſſa wieder enden[1]). Vom Ruwenſori aber bis zum Kiwu, zu den rauchenden Kirunga-Vulkanen und ihren heilkräftigen Quellen, bis zu den ſchönen geſunden Bergthälern Ruandas ſind nur wenige Tagereiſen. — Werden wir Deutſchen nach einem der ſchönſten Teile unſerer wichtigſten Kolonie wirklich zunächſt und für lange Zeit nur auf einer Bahn gelangen können, die engliſche Energie, beſchämend genug für uns, fertigſtellte?!

[1]) P. M. 1901. pg. 260.

Panklippen
Kamumbonde
Okasise
Kamukoto
Kapenousen
Okahandja
Swakop
Omatako
Otjihavera
Brackwater
Windhoek
1363
1414
1436
1500
1321
1289
1394
1480
1637
240
260
276
286
311
318
340
346
360
382
km
Omaruru

iro
Otjimukoka
Kamumbonde
Okasise
Otjiwa
Okombahe
Moserakombo
Kapehousen
300
310
Kamukoto
Okahandja
Usona
Omusema
Otjikango
Otjiha-
vera
346
Swakop
Otjimbinque
Okapuka
355
Brackwater
366
Windhoek
382
Kamas Hochland

Die Bahn Swakopmund-Windhoek.[1])

Von Gerding, Oberſt und Kommandeur des Eiſenbahnregiments 1.

Nachdem der Telegraph bereits am 1. Auguſt 1901 Windhoek erreicht hat, wird die Bahnverbindung zwiſchen Swakopmund und Windhoek aller Vorausſicht nach, dem aufgeſtellten Bauplan entſprechend, am 1. Oktober dieſes Jahres eröffnet werden können. Im Dezember vorigen Jahres hatte der Gleiſebau Okahandya, 311 Kilometer, und der Unterbau Otjihavera, 350 Kilometer, erreicht. Sollten daher nicht unerwartete Ereigniſſe eintreten, ſo iſt an der Fertigſtellung der ganzen Strecke bis zum 1. Oktober nicht zu zweifeln. Für den Fall, daß etwa die große Brücke über den Swakop bei Okahandya nicht zur rechten Zeit fertig werden ſollte, kann der Betrieb proviſoriſch über die Flußſohle geleitet werden.

Der Bau der Bahn, welcher im Herbſt 1897 begonnen iſt, hat ſomit im ganzen 5 Jahre in Anſpruch genommen, eine Leiſtung, welche in Anbetracht der geringfügigen Mittel, mit denen der Bau zunächſt begonnen wurde und der außerordentlichen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, ein glänzendes Zeugnis ablegt von dem ſachgemäßen Vorgehen, dem Eifer und der Hingabe ſämtlicher an der Leitung des Baues und an dieſem ſelbſt beteiligten Offiziere und Beamten.

Es ſind im Lauf des letzten Jahres ſowohl in der Preſſe, wie auch innerhalb der Kolonie und in Deutſchland ſelbſt, viele unzutreffende und abfällige Urteile über dieſe Bahn laut geworden, welche zum Teil auf mangelnder Sachkenntnis und übertriebenen Anforderungen, teils auf unzuverläſſigen und parteiiſchen Berichten einzelner Laien beruhen, welche die noch im Bau begriffene unfertige Bahn bereiſt haben.

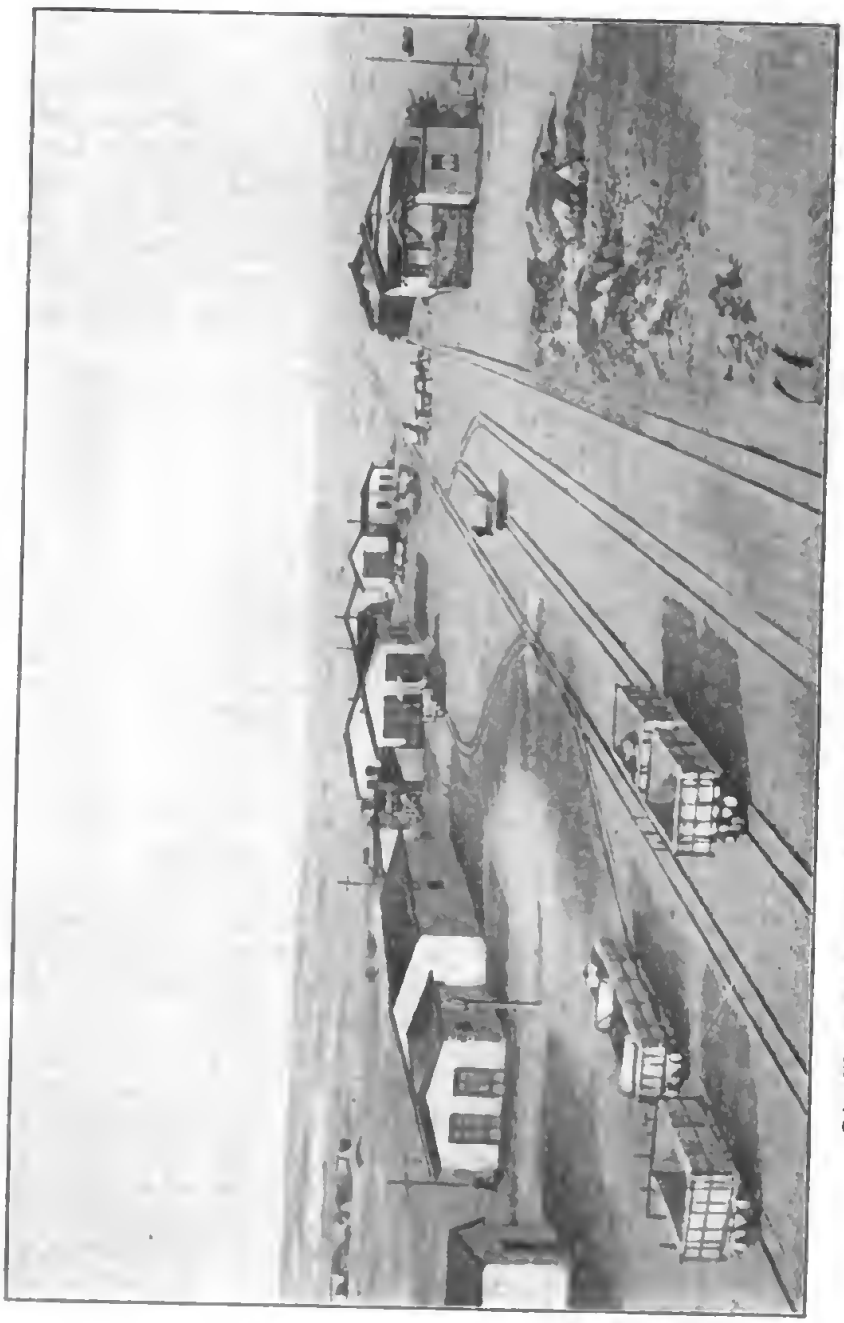
Derartige Urteile können aber nicht nur den Intereſſen der Bahn ſelbſt und der Kolonie, deren Verkehr ſie erſchließen ſoll, Abbruch thun, ſondern ſie ſind gerade in der jetzigen Zeit höchſt bedenklich, weil ſie den Gegnern unſerer Kolonialpolitik Stoff liefern, gegen die ſo wichtige weitere Erſchließung unſerer Kolonien durch Eiſenbahnen einzutreten.

Ich halte es daher im Intereſſe der Sache für geboten, noch einmal an dieſer in allen kolonialen Kreiſen geleſenen Stelle eine kurze Beſchreibung der für die Entwicklung von Deutſch-Südweſt-Afrika ſo wichtigen Bahn zu geben und daran einige Erläuterungen über den Zweck, die Leiſtungsfähigkeit und die Ertragsausſichten derſelben zu knüpfen.

[1]) Hierzu eine Überſichtskarte und die Bilder Nr. 1 bis 17.

Digitized by Google

Zug der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn und Stationsgebäude in Swakopmund.



Die Maschinenwerkstatt der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn in Swakopmund.

Wie aus der beigegebenen Karte des Nähern zu ersehen ist, führt die Bahn von Swakopmund zunächst in östlicher Richtung, das tiefeingeschnittene Flußbett des Khan durchquerend, bis Jakalswater (Kilometer 99), von hieraus biegt sie in nordöstlicher Richtung auf Karibib ab (Kilometer 194,5) und führt, dann wieder die östliche Richtung aufnehmend, nach Okahandya. Von hieraus führt die Linie unmittelbar südlich auf Windhaek.

Diese Führung der Linie mit ihrer starken Ausbiegung nach Norden wurde bedingt durch die seitens der Kolonialverwaltung gegebene Bedingung, daß die Bahn sich nördlich des Swakop zu halten und auf kürzestem Wege durch die Namib hindurch die nächsten Weideplätze zu erreichen habe, durch die Geländehindernisse, welche sich einer geraden Führung von Jakalswater über Otjimbingue auf Okahandya entgegensetzen, sowie durch das Bestreben, mit der Bahn einen möglichst guten und weitgehenden Anschluß an den zukunftsreichen Norden der Kolonie zu gewinnen und zu gleicher Zeit möglichst viel nutzbares und besiedelungsfähiges Gelände in nahen Bereich der Linie zu bringen.

Außer den beiden Endpunkten war bei der Festlegung der Linie Okahandya der einzige von Weißen und Schwarzen besiedelte Ort und Karibib die einzige nennenswerte Farm im ganzen Zuge der Linie. Es sind also fast sämtliche Stationen der Bahn nur sogenannte Betriebsstationen, welche sich erst in Folge des Bahnbaues je nach ihrer Lage zu mehr oder weniger bedeutenden Siedelungsplätzen ausgebildet haben und noch ausbilden werden und damit die kulturverbreitenden Zwecke der Bahn in erster Linie erfüllen.

Die namentlich im Vergleich zu unseren europäischen Bahnen außerordentlich schwierigen Steigungsverhältnisse der Linie gehen aus der in der Karte gegebenen Höhenskizze hervor. Dieselbe giebt die Höhenzahlen jedoch nur auf Grund flüchtiger Messungen. Ein genauer Höhenplan hat wegen Mangel an geeigneten Kräften noch nicht aufgenommen werden können.

Die Bahn erreicht bereits bei Kilometer 289 eine Höhe von 1500 m, fällt dann bis zum Swakop auf 1289 m und erreicht mit ihrem Endpunkt Windhoek die größte Höhe von 1637 m, rund 300 m höher als der Brennerpaß.

Geschnitten wird diese Linie durch eine große Zahl tief eingeschnittener Flußthäler, sowie einzelner Gebirgszüge, welche, um zeitraubende und sehr kostspielige Kunstbauten, namentlich auch Tunnels, zu vermeiden, mit außerordentlich steilen, teils für Adhäsionsbetrieb kaum noch zulässigen Gefällen überschritten werden mußten. Hierher gehören das Khan- und Dorsrevier, die Pfarte, der Engpaß von Kubas, sowie das Granitgelände zu beiden Seiten des tief eingeschnittenen Kamukoto und andere.

Bis Kubas durchzieht die Bahn, abgesehen von dem südlich liegenden Thal des Swakop, von welchem die einzelnen Stationen leicht zu erreichen sind, vollkommen ödes, nicht siedelungsfähiges Gelände. Von Kubas, wo zu gleicher Zeit die großen ausgedehnten Marmorklippen, welche ganz Europa mit Marmor versorgen könnten, ihren Anfang nehmen, wird das Gelände für Anlage von Farmen und Besiedelung günstiger und bietet vielfach ausgedehnte Weideflächen, sowie weiterhin in den Flußniederungen für Garten- und Ackerbau nutzbares Gelände.

Fast im ganzen Zuge der Linie, auch in der Wüste, steht der Granit, an einzelnen Stellen auch Kalkstein, meist von einer dünnen Sandschicht bedeckt, zu

Station Richthofen der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn.

Station Rössing der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn.

Tage und erſchwert damit jeden Bodenausgleich für die Herſtellung eines Bahnunterbaus außerordentlich.

Die Waſſerverhältniſſe ſind durchweg ſehr ungünſtige, ſowohl der Menge wie der Beſchaffenheit des Waſſers nach, welches auf den meiſten Stationen aus großen Tiefen in Granit erbohrt werden muß und vielfach ſowohl als Trinkwaſſer wie als Speiſewaſſer für die Keſſel der Maſchinen ungeeignet, ſtellenweiſe ſogar wegen ſtarken Salzgehaltes überhaupt nicht zu verwenden iſt.

Unter den geſchilderten Verhältniſſen würde die Anlage einer breitſpurigen Bahn nach europäiſchem Muſter mit durchgängigem Bodenausgleich und einigermaßen günſtigen und gleichmäßig verlaufenden Gefälleverhältniſſen derartig teuer und zeitraubend geweſen ſein, daß an ihre Ausführung mit Rückſicht auf die Verkehrsverhältniſſe der Kolonie und die in abſehbarer Zeit zu erwartenden Frachten garnicht zu denken war. Wenn man nicht billig baute, war niemals vorauszuſetzen, daß überhaupt eine Eiſenbahnverbindung zu Stande kommen würde.

Von dieſem Geſichtspunkte aus, ſowie von dem Umſtande, daß die Landungsverhältniſſe in Swakopmund noch heute den Bau einer breitſpurigen Bahn vollkommen ausſchließen, und daß zur Zeit des Beginns des Baues Rinderpeſt und drohende Hungersnot im Innern eine möglichſt raſche Inangriffnahme irgend einer, wenn auch nur der dürftigſten Bahnverbindung unbedingt erforderlich erſcheinen ließen, muß man die Baugeſchichte und die Bauart der ganzen Bahn, welch letztere im nachſtehenden kurz beſchrieben werden ſoll, betrachten.

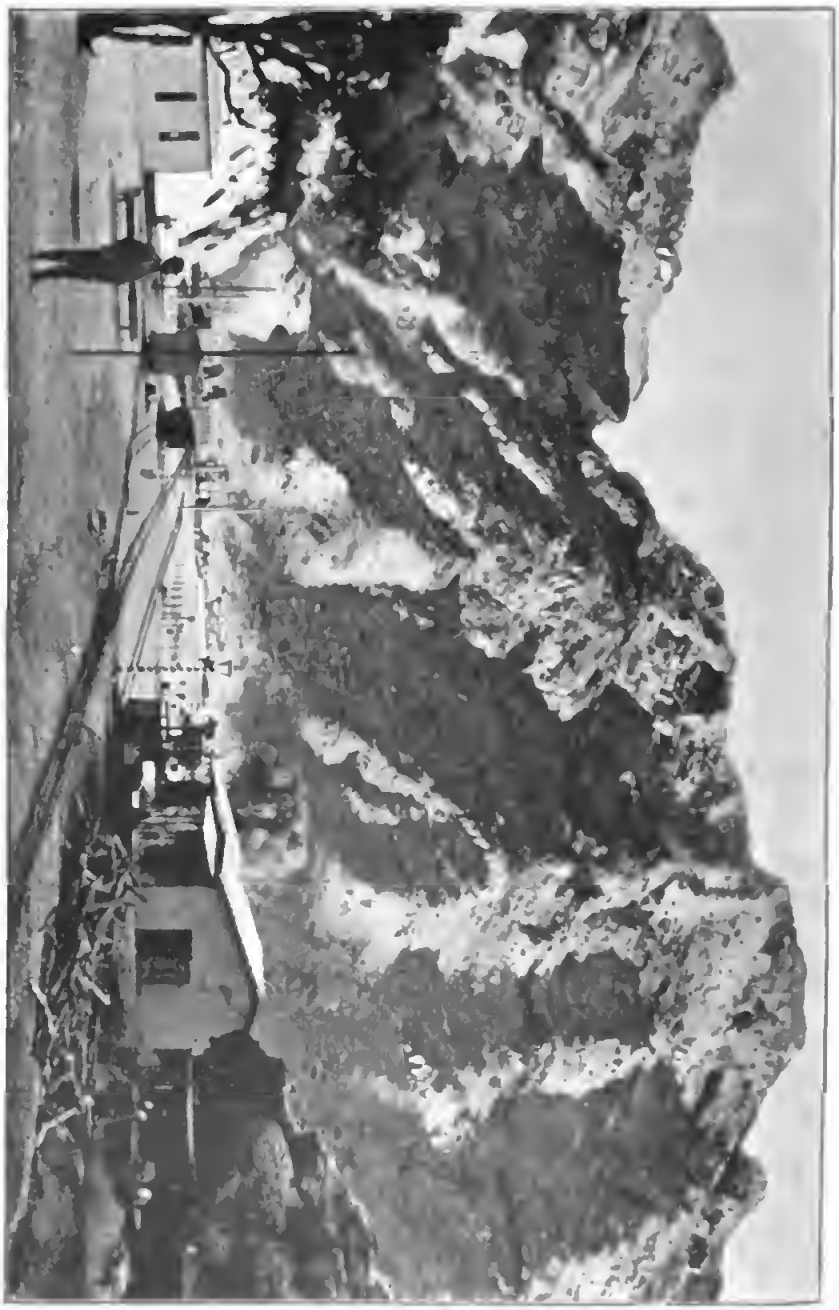
Die Bewohner und die Freunde der Kolonie aber, welche jetzt an der Bahn, noch bevor ſie fertig iſt, herum mängeln und ihre Leiſtungsfähigkeit beanſtanden, ſollten dem jetzigen Staatsſekretär von Richthofen dankbar ſein, daß er 1897 die günſtige Gelegenheit ergriff und rückſichtslos mit dem Bau der Bahn vorging. Andernfalls würde die Kolonie noch heute ohne jede Bahnverbindung, ja ohne jede Ausſicht auf eine ſolche ſein.

Bei der Abſteckung der Bahn iſt mit Rückſicht auf die außerordentlichen Koſten und die Zeit, welche ein durchgehender Bodenausgleich und bedeutende Erdarbeiten überhaupt in dem faſt durchweg nur mit Sprengung zu bearbeitenden Boden erfordern würde, der Grundſatz befolgt, die Bahnlinie nach Art einer Kriegsbahn möglichſt dem Gelände anzuſchmiegen, die verlorenen Steigungen, ſoweit ſie nicht umgangen werden konnten, in den Kauf zu nehmen und die vorhandenen ſchwierigen Einzelſteigungen nur ſoweit zu mildern, als es die von der Bahn zu verlangende Leiſtungsfähigkeit unbedingt erforderte.

Im Beginn des Baues iſt man in dem Beſtreben, vorwärts zu kommen, in dieſer Beziehung vielleicht zu weit gegangen; ſpäter aber hat man den Grundſatz durchgeführt, keine ſteileren Steigungen als 1 : 40 zuzulaſſen.

Anfänglich hatte man die Abſicht, die durchweg trocken liegenden Flußreviere auf der Sohle zu überſchreiten, um Brückenbauten zu vermeiden. Dies hat man aber mit Rückſicht auf die wahrſcheinlichen Unterbrechungen der Bahn bei dem zur Regenzeit periodiſch eintretenden Abkommen der Flüſſe bald aufgegeben, und nunmehr werden faſt ſämtliche tieferen Einſchnitte und Flußreviere mit einer großen Zahl von Brücken überſchritten.

Nur das Khan- und Dorſtrevier werden auf der Sohle ohne Brücken durchquert; in dem erſteren wird ſogar die Linie mehrere Kilometer weit auf der Sohle entlang geführt, weil ſich dem Abſtieg gegenüber kein paſſender Aufſtieg



Die deutsch-südwestafrikanische Eisenbahn unten im Khanrevier.

Khan-Pforte.

findet. Mit ſtarkem Durchſchnittsgefälle ſteigt die Bahn von Station Röſſing her in dieſes Thal hinab, um dann die jenſeitige Hochebene in einer ſchmalen Schlucht, welche nur geringe künſtliche Entwickelung geſtattet mit einer Steigung von 1 : 20 auf 4 Kilometer zu erklimmen. Der Khan muß ſomit als das größte Betriebshindernis im Zuge der ganzen Linie bezeichnet werden. Es iſt aber trotz der eingehendſten Erkundungen nicht möglich geweſen, eine beſſere Übergangsſtelle zu finden. Natürlich ließen ſich dieſe Verhältniſſe durch Anlage großer Kunſtbauten, Brücken, Tunnels und Einſchnitte günſtiger geſtalten; derartige Bauten würden aber wahrſcheinlich ebenſoviele Millionen koſten, wie jetzt die ganze Bahn. Es erübrigt daher nur, den vorhandenen Übergang in ſeiner jetzigen Form ſo leiſtungsfähig zu geſtalten, daß er den Anforderungen des in abſehbarer Zeit zu erwartenden Verkehrs genügt. Auch die Führung der Linie auf der Flußſohle ſelbſt iſt nicht ſo bedenklich, wenn man berückſichtigt, daß der Fluß erfahrungsmäßig höchſtens alle 8 bis 10 Jahr abkommt, und daß in einem ſolchen Falle etwa eintretende Unterbrechungen leicht und billig wieder herzuſtellen ſind.

Durch Einſtellung ſchwerer Vorſpannmaſchinen iſt ſchon jetzt die Betriebfähigkeit der Steilrampen am Khan weſentlich geſteigert; ſollte auch dies auf die Dauer nicht genügen, ſo dürfte es nicht ſchwerfallen, Zahnradſtrecken einzulegen.

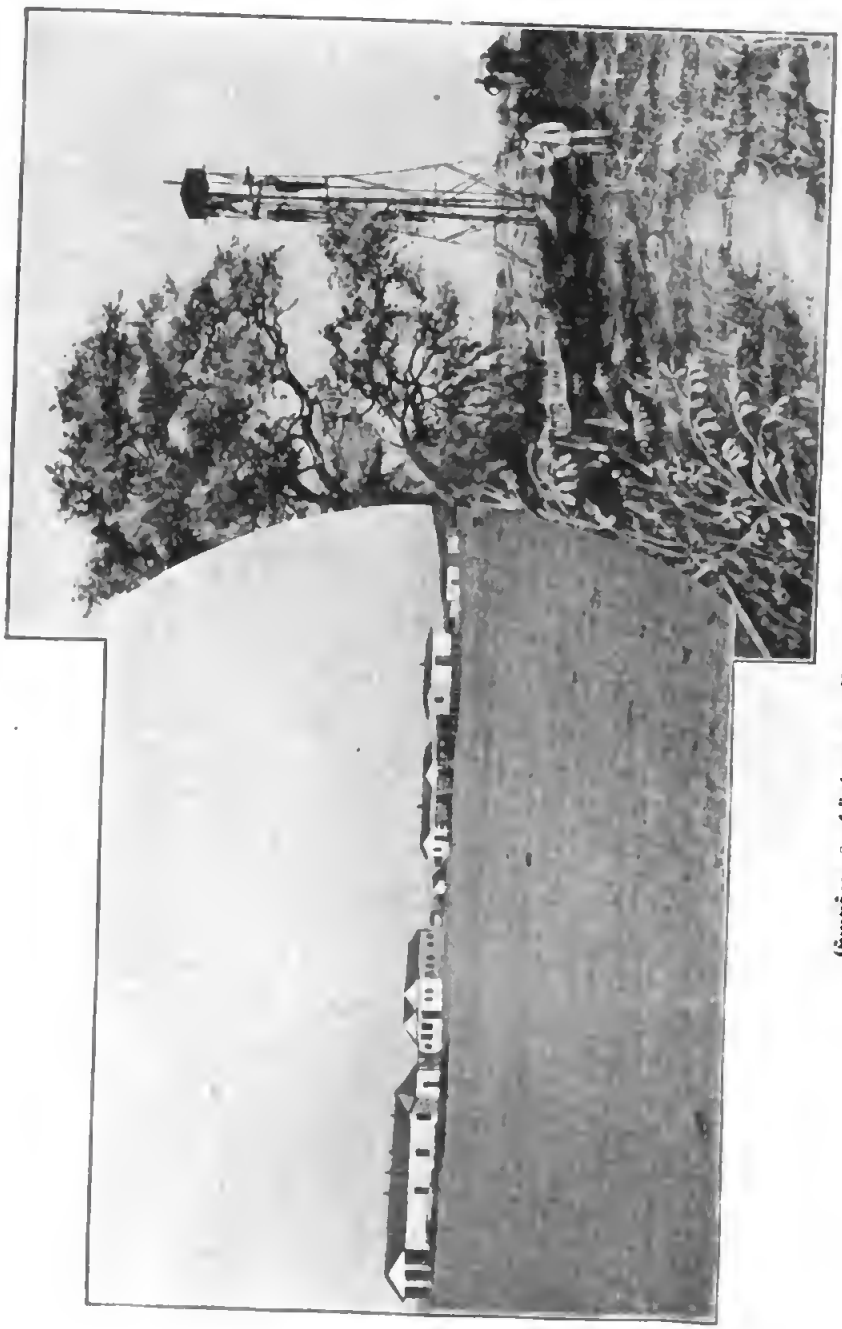
Der Übergang über das Dorfrevier iſt bedeutend günſtiger, auch konnte hier mit künſtlicher Entwickelung gearbeitet werden. Der Übergang auf der Sohle des Reviers hat hier gar kein Bedenken, da ſich die älteſten Anſiedler nicht erinnern, daß der Fluß jemals abgekommen wäre.

Trotzdem man nun alle bedeutenderen Erdarbeiten nach Kräften vermieden hat, war doch die Herſtellung der unbedingt erforderlichen Bodenarbeiten eine äußerſt ſchwierige und zeitraubende, da Kreuzhauen und Spaten faſt nirgends zu gebrauchen waren, ſondern faſt überall mit Dynamit gearbeitet werden mußte. In Folge deſſen wurden auch große Mengen dieſes Sprengſtoffes verbraucht, und es waren gerade die Bohr- und Sprengarbeiten, in welchen die Eingeborenen mit der Zeit eine große Gewandtheit erlangten.

Wie bereits geſagt, iſt die Zahl der herzuſtellenden Brücken eine ſehr bedeutende. Als ſolche kommen je nach den örtlichen Verhältniſſen Brücken mit freitragenden Eiſenkonſtruktionen auf hölzernen und gemauerten Pfeilern oder Brücken mit geringeren Spannweiten von 4 bis 6 m mit teilweiſe hölzernen, in der Mehrzahl aber eiſernen Trägern auf Pfahljochen oder Steinpfeilern zur Verwendung. Die freitragenden Eiſenkonſtruktionen haben eine normale Spannweite von 20 m, ſind in Deutſchland fertig geſtellt und können an Ort und Stelle auch von ungeübten Leuten in der einfachſten und ſchnellſten Weiſe zuſammengeſetzt werden.

Im ganzen werden 18 derartige Spannungen eingebaut werden. Die bedeutendſte Brücke iſt diejenige über den Swakop bei Okahandya, dieſelbe hat eine Länge von ungefähr 300 m, wovon 180 m als eiſerne Strombrücke in 9 Spannungen zu 20 m auf gemauerten Pfeilern, der Reſt als Pfahljochbrücke hergeſtellt werden ſoll. Im ganzen werden außer den 18 freitragenden Eiſenkonſtruktionen ungefähr 1400 laufende Meter Brücken erforderlich werden.

Der Oberbau hat eine Spurweite von 60 cm, 9,5 Kilogramm ſchwere und 5 m lange Schienen mit 8 eiſernen Querſchwellen für jede Schienenlänge. Das fertige Meter Schienengleis wiegt 40 Kilogramm. Die einzelnen Schienenlängen



Empfangsgebäude und Brunnen in Jakalswater.

Durchstich von Dorstrevier.

werden im Depot als Gleiserahmen fertig montiert, um hierdurch ein schnelleres und einfacheres Montieren an der Bauspitze zu ermöglichen.

Wie die ersten Gleise, so wurde auch das erste rollende Material den Kriegsbeständen des Armeefeldbahnmaterials entnommen und diese Konstruktionen dann im allgemeinen auch bei den späteren Beschaffungen beibehalten.

Die Lokomotiven sind Doppel- oder sogenannte Zwillingsmaschinen, d. h. jede Doppellokomotive besteht aus zwei einzelnen Maschinen, welche mit den Führerständen zusammengekuppelt sind, sodaß sie von einem Führer nebst Heizer gemeinschaftlich bedient werden können. Dieses System wurde gewählt, um trotz der leichten Gleise und der leichten Einzelmaschinen mit einem Führerpersonal möglichst schwere Züge fahren zu können. Natürlich können die Lokomotiven leicht und jeder Zeit auseinander gekuppelt und als Einzelmaschinen gefahren werden. An Stelle dieses Systems gleich leistungsfähige, lange sechsige Einzelmaschinen zu verwenden, verbot sich schon durch die Landungsverhältnisse in Swakopmund.

Die Güterwagen, offene und bedeckte, laufen den scharfen Krümmungen der Bahn entsprechend durchweg auf Drehgestellen nach amerikanischem System. Die Tragfähigkeit des einzelnen Wagens beträgt 5000 Kilogramm.

Die Personenwagen sind gleichfalls vierachsige und entsprechen im allgemeinen der Form unserer Straßenbahnwagen. Die Längssitze sind umklappbar und zum Schlafen eingerichtet und der Wagen selbst durch Sonnenglas, dunkle Verglasung und Jalousien gegen die Sonnenhitze möglichst geschützt. Geräumige Plattformen an beiden Stirnwänden gewähren luftige Außensitze.

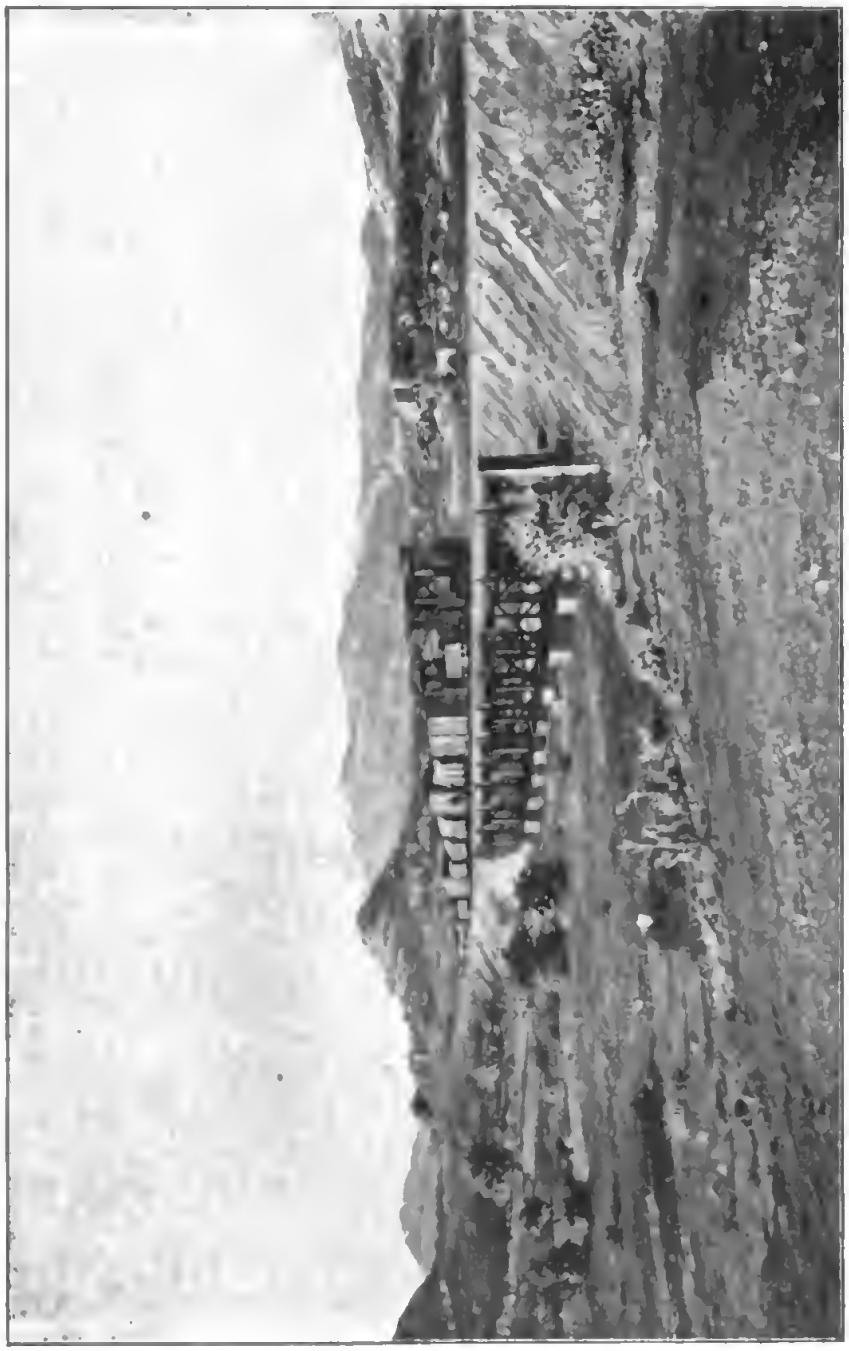
Sämtliche Wagen müssen mit Rücksicht auf die schwierigen Gefällverhältnisse der ganzen Linie mit Bremsvorrichtung versehen sein.

Die Bahnhofsgebäude, Unterkunftsräume, Depots, Werkstattsanlagen u. s. w. wurden zunächst nur provisorisch in Barackenform verschiedenster Konstruktion ausgeführt, und erst nach und nach traten an Stelle dieser Provisorien die endgültigen Bauten.

Swakopmund und Windhoek als Endpunkte der Bahn, sowie ersteres als einzige Hafen- und letzteres als Landeshauptstadt mußten unbedingt größere und stattlichere Bahnhofsgebäude erhalten nebst größeren Güter- und Lokomotivschuppen; ebenso ist in Karibib, der Hauptzwischen- und Abgangsstation für den Frachtverkehr nach dem Norden, ein größeres Stationsgebäude mit Restauration und Güterschuppen errichtet. Außerdem sind in Okahandja und Jakalswater etwas größere Stationsgebäude mit Restauration, Güter- und Lokomotivschuppen vorgesehen, und auch Brackwater, nach welchem ein gewisser Vorortsverkehr von Windhoek zu erwarten steht, soll ein etwas stattlicheres Stationsgebäude erhalten. Alle anderen Stationen erhalten jedoch nur kleine Gebäude, aus 4 Räumen bestehend, und zwar 1 Raum als Telephonbude und Bureau, 1 als Depot und Proviantraum, 1 zur Unterbringung des Weichenstellers, welcher zu gleicher Zeit als Telephonist und Stationsvorsteher funktioniert und 1 zur Unterbringung des Bahnmeisters.

Die Art der Ausführung der Gebäude richtet sich danach, welche Baumaterialien an Ort und Stelle am billigsten zu beziehen, beziehungsweise herzustellen sind, und erfolgt dementsprechend bei den kleinen Gebäuden in Holz, Eisenfachwerk und

Station Kubas der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn.



Brücke der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn über den Kubasfluß.

Wellblech, bei den größeren in Stampfbeton oder Bruchſteinmauerwerk mit Luft- oder gebrannten Ziegeln.

Von der urſprünglichen Abſicht, die Hauptwerkſtätte für die Bahn in Swakopmund anzulegen, iſt abgegangen, weil einmal eine Lage in der Mitte der Linie aus Betriebsrückſichten vorteilhafter erſcheint und zweitens das Klima im Innern für eine derartige Werkſtatt bedeutend günſtiger iſt; denn in Swakopmund leiden alle Maſchinen- und Eiſenteile, wenn ſie auch nur kurze Zeit der freien Luft ausgeſetzt ſind, außerordentlich durch den Roſt.

Aus dieſen Gründen iſt die Hauptwerkſtatt nach Karibib gelegt worden, wo gutes und reichliches Waſſer vorhanden iſt.

Das Gebäude der Hauptwerkſtatt iſt in Eiſenfachwerk mit Korkſteinplatten konſtruiert, in Berlin gefertigt, dann in ſeinen einzelnen Teilen an Ort und Stelle befördert und hier durch Monteure der Fabrik unter Aufſicht eines Vizefeldwebels der Eiſenbahn-Brigade aufgeſtellt. Es enthält die für alle größeren Reparaturen von Lokomotiven und Wagen notwendigen Werkzeugmaſchinen, Lackiererei, Schmiede u. ſ. w. In ihm wurde die erſte ſtationäre Dampfmaſchine innerhalb der Kolonie aufgeſtellt und das erſte elektriſche Licht entzündet.

Die endlich erfolgte Aufſtellung der Hauptwerkſtatt iſt für die Durchführung des Bahnbetriebes von großer Bedeutung; denn durch die Unmöglichkeit, größere und wichtigere Reparaturen an Lokomotiven und Wagen in der Kolonie ſelbſt auszuführen und auch kleinere Schäden des Betriebsmaterials ſachgemäß und ſchnell auszubeſſern, wurde die Aufrechterhaltung des Betriebes bisher außerordentlich erſchwert. Außer der Hauptwerkſtatt in Karibib bleibt die bisherige kleine Werkſtatt in Swakopmund als Nebenwerkſtätte beſtehen und wird außerdem eine zweite Nebenwerkſtätte in Windhoek errichtet. Mit ihrer jetzigen Ausſtattung an Betriebsmaterial, 28 Doppel- und 4 ſchweren Vorſpann-Lokomotiven und ungefähr 200 Wagen, iſt die Bahn ſehr wohl im Stande, täglich zwei Güterzüge und außerdem wöchentlich zwei Perſonenzüge in jeder Richtung fahren zu laſſen. Außer mit den letztern können natürlich auch mit den Güterzügen Perſonen befördert werden.

Die Fahrzeit für die Perſonenzüge iſt im allgemeinen auf zwei Tage mit Nachtaufenthalt in Karibib, diejenige für die Güterzüge auf 3—4 Tage bemeſſen. Die Fahrgeſchwindigkeit iſt für Perſonenzüge auf 20, für Güterzüge auf 12 Kilometer feſtgeſetzt.

Nehmen wir nun an, daß jeder Güterzug auch nur 25 Tonnen Fracht mitführt, und daß ſein übriger Laderaum für Kohlen, Waſſer und ſonſtiges Bahngut ausgenutzt wird, ſo können an 300 Betriebstagen im Jahr (an Sonn- und Feiertagen wird der Betrieb eingeſtellt) 15000 Tonnen Güter in jeder Richtung befördert werden.

Dieſe Leiſtungen können natürlich durch Vermehrung der Züge den Anforderungen entſprechend geſteigert werden; hierzu iſt nur eine rechtzeitige Vermehrung des Betriebsmaterials erforderlich.

Mit einer derartigen Leiſtungsfähigkeit dürfte die Bahn allen Anforderungen, welche in abſehbarer Zeit an ſie herantreten können, mehr als genügen, und es ſteht im Intereſſe der Kolonie nur zu hoffen, daß die Bahn nach ihrer Fertigſtellung auch möglichſt bald voll und ganz in Anſpruch genommen werde.

Pumpstation der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn bei Ababis.

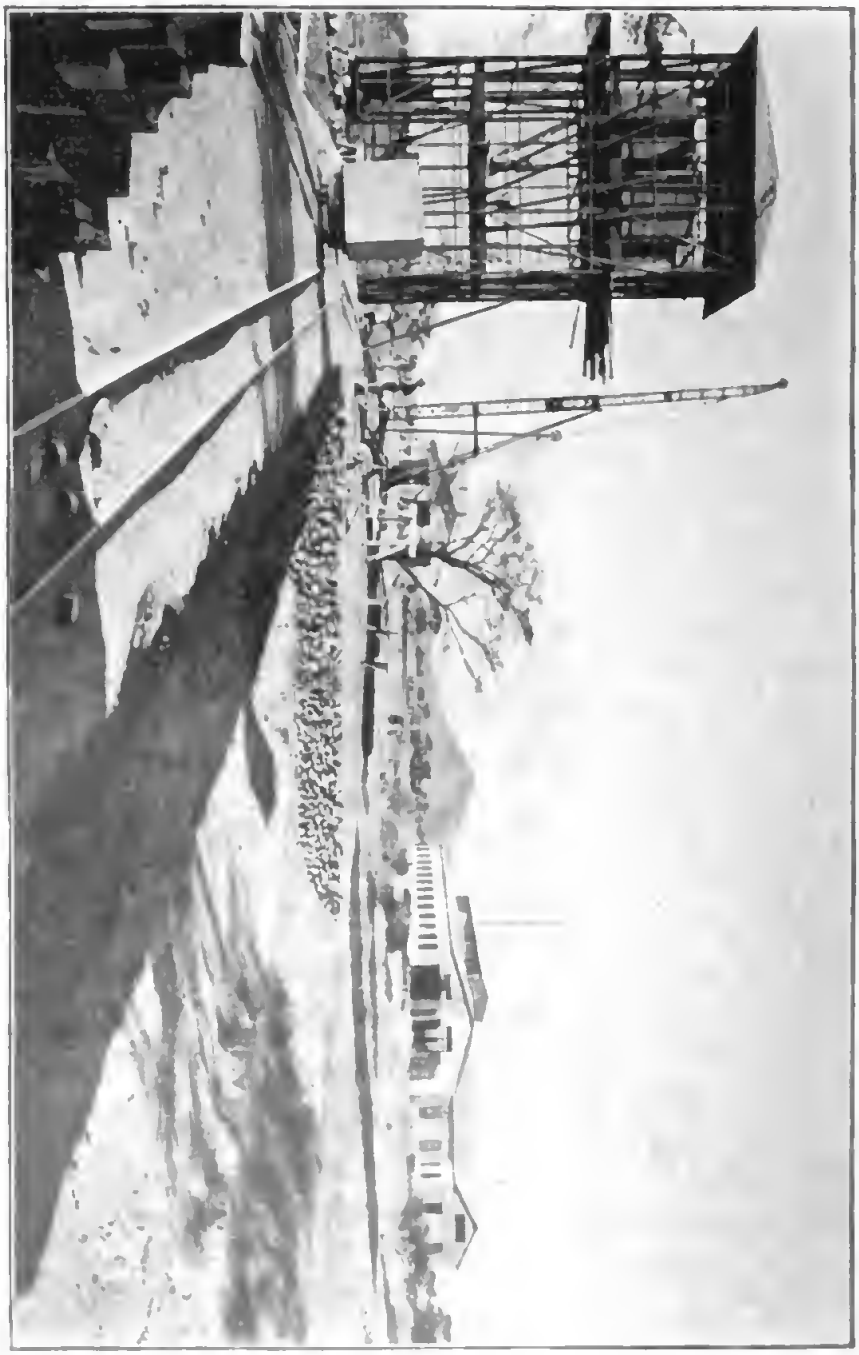
Gesamtansicht von Karibib.

Digitized by Google

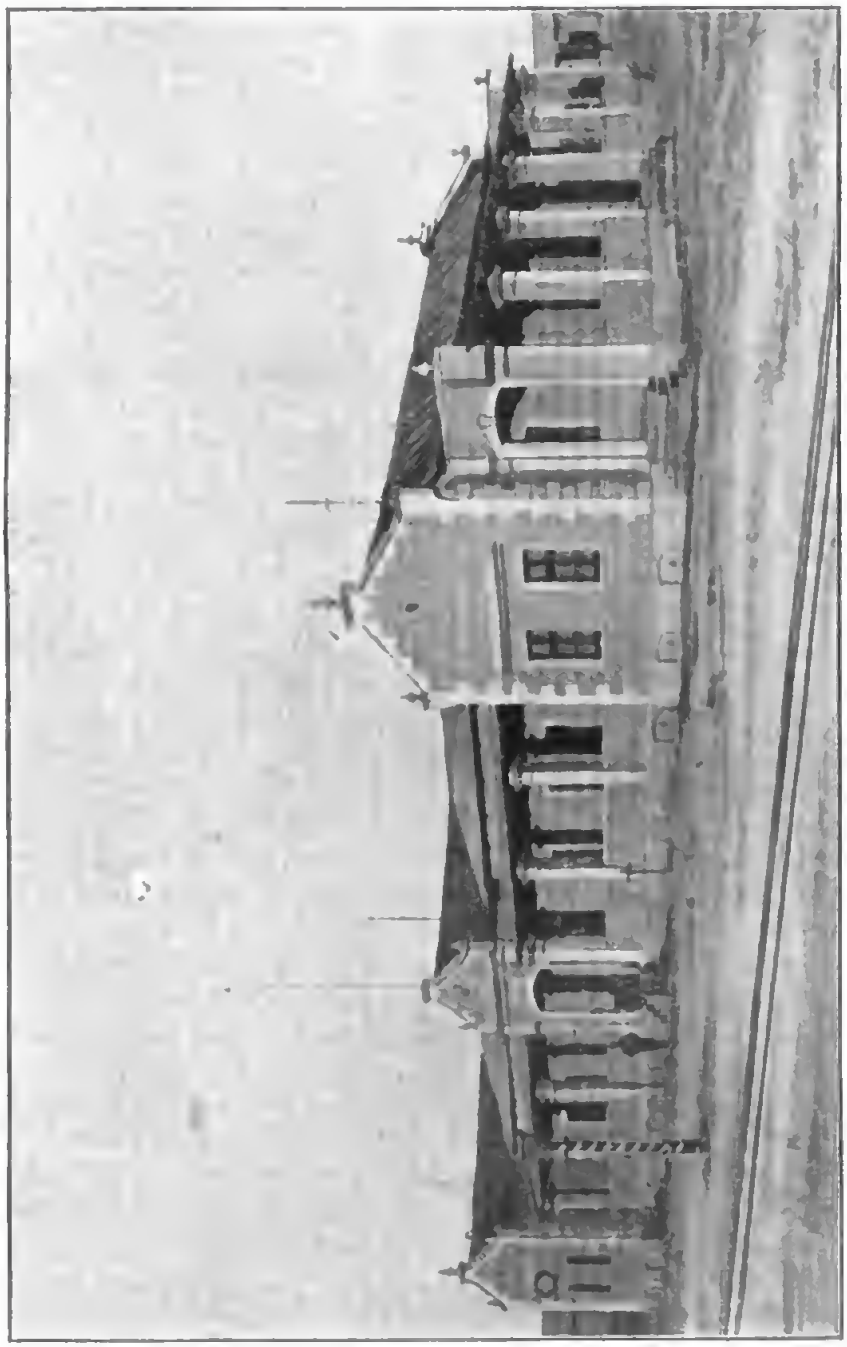
Wenn trotzdem in neuerer Zeit wieder von vielen Seiten die Leiſtungsfähigkeit der Bahn in Zweifel gezogen wird, ſo liegt dies nach wie vor an dem Umſtande, daß die Bahn noch im Bau begriffen iſt und alſo das ganze Baumaterial ſowie die Verpflegung für die an der Bahn beſchäftigten Arbeiter auf der Bahn nach vorwärts geſchafft werden muß, und daß dieſen Transporten naturgemäß in vielen Fällen der Vorzug vor den Frachttransporten gegeben wird. Dazu kommt, daß auch heute noch die Waſſerquellen nicht in genügender Weiſe erſchloſſen ſind, und daß der jetzige Waſſerbedarf, ſowohl an Trinkwaſſer wie an Speiſewaſſer, für die Lokomotiven, den ſpäteren vielleicht um das Vierfache überſteigt. Die Folge davon war häufiger und für die Lokomotiven geradezu verderblicher Waſſermangel. Hinzu kam der Mangel einer leiſtungsfähigen Reparaturwerkſtatt, welcher wiederum im Verein mit nicht rechtzeitig eintreffendem Nachſchub aus der Heimat einen empfindlichen Mangel an dienſtfähigen Lokomotiven zur Folge hatte. Außerdem trat mehrfach ſtarker Kohlenmangel, hauptſächlich in Folge der Strandung zweier mit Kohlen beladener Segelſchiffe auf der Reede von Swakopmund, ein. Daß unter ſolchen Umſtänden die Frachtbeförderung nicht immer eine gleichmäßige ſein konnte, ſondern daß erhebliche Betriebsſtörungen und Verzögerungen in der Beförderung von Privat- und Regierungsgütern vorkamen, iſt wohl natürlich; denn ohne Waſſer, Kohlen und Lokomotiven iſt kein Bahnbetrieb möglich.

Daß aber derartige Betriebsſtörungen und Stockungen bei einer unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen im Bau begriffenen Bahn auch bei weiteſter Vorausſicht und den umſichtigſten Dispoſitionen in der Heimat und im Lande ſelbſt nicht zu vermeiden ſind, das weiß jeder Fachmann und jeder Laie, welcher derartige im Bau begriffene Erſchließungsbahnen bereiſt hat. Auch als ich die engliſche Ugandabahn in Oſtafrika befuhr, brauchte ich 7 Tage, um von Mombaſſa bis zu dem 580 Kilometer von der Küſte entfernt liegenden damaligen Endpunkte der Bahn vorzudringen und blieb während dieſer Zeit nicht nur auf den Stationen, ſondern auch auf freier Strecke wiederholt mit dem Zuge liegen. Den Kaufleuten in Nairobi, 525 Kilometer von der Küſte, waren zu unſerm großen Bedauern die Getränke ausgegangen, weil die Bahn ſeit 4 Wochen kein Privatgut befördert hatte. Es beſchwerte ſich aber kein Menſch darüber in der richtigen Einſicht, daß man an eine unter ſolch' ſchwierigen Umſtänden im Bau begriffene Bahn nicht die Anforderungen ſtellen kann, wie an eine fertige; noch viel weniger aber bringt der Engländer derartige Ereigniſſe an die große Glocke.

Anders bei uns, wo auf Grund der oben geſchilderten ganz natürlichen Vorgänge von vielen Seiten der Stab über das ganze Bahnunternehmen gebrochen wird, noch bevor es fertig iſt, ohne daß die ganz außerordentlichen Schwierigkeiten anerkannt und berückſichtigt werden, mit welchen der Bahnbau zu kämpfen hat. Fälſchlicher Weiſe werden auch die mangelhaften Betriebsergebniſſe während des Baues vielfach noch immer der ſchmalen Spurweite zugeſchrieben. Ich habe bereits betont, daß ſowohl die Landungsverhältniſſe in Swakopmund wie die Verkehrsverhältniſſe des ganzen Schutzgebietes die Annahme einer breiteren Spurweite von Haus aus vollkommen ausſchloſſen. Eine ſolche iſt aber auch unnötig; denn die ſchmale Spurweite iſt an und für ſich in dem vorliegenden Falle vollkommen leiſtungsfähig genug. Das beweiſen die Betriebsreſultate ſo mancher Bahn von gleicher Spurweite, das beweiſt der Umſtand, daß



Elektrische Anlage, Kraftcentrum und Maschinenhaus der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn in Karibib.



Das Stationsgebäude der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn in Karibib.

die deutsche Heeresverwaltung auf derartig flüchtig verlegten Bahnen Mengen von 800 und 900 Tonnen täglich zu befördern gedenkt, während hier in absehbarer Zeit noch nicht der zehnte Teil derartiger Mengen in Frage kommt.

Was die Leistungsfähigkeit der Bahn begrenzt, den Betrieb verteuert und erschwert, das ist nicht, wie so viele annehmen, die schmale Spurweite, sondern das sind die mehrfach erwähnten außerordentlich ungünstigen Steigungs- und Wasserverhältnisse. Diese würden aber ebenso ungünstig auf die Leistungsfähigkeit breiterer Spurweiten einwirken und sind ohne weiteres nicht aus der Welt zu schaffen.

Ob es besser gewesen wäre, an Stelle der 60 cm Spurweite die 75 cm Spur zu setzen, ist meiner Ansicht nach eine ziemlich gleichgiltige Frage, da die Unterschiede zwischen diesen Spurweiten in Bezug auf Leistungsfähigkeit nur sehr gering sind.

Frankreich und England haben die 75 cm Spur so ziemlich gänzlich zu Gunsten der 60 cm Spur bei Seite gelegt, und in Deutschland sowohl wie in anderen Ländern macht die 60 cm Spur der 75 cm Spurweite erhebliche Konkurrenz. Auch der „Manager of railways“ der Kapkolonie Mr. Priee hat sich neuerdings dahin erklärt, daß er da, wo es sich um Anlage schmalspuriger Bahnen in den afrikanischen Kolonien handele, der 60 cm Spurweite den Vorzug gebe. Meiner Ansicht nach eine sehr gewichtige Stimme.

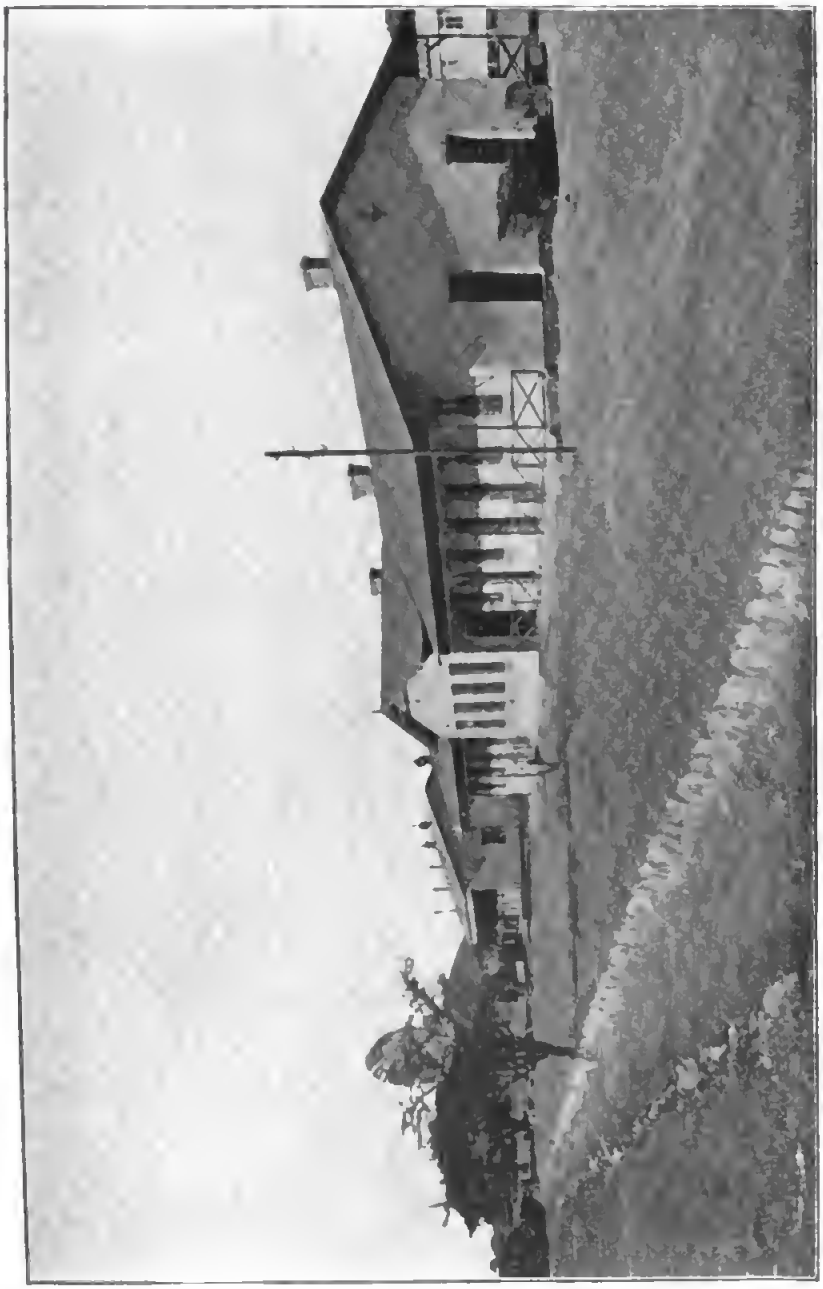
Die Otaviminengesellschaft hat allerdings ihre Bedenken, ihre Ausbeutungsbahn an die Staatslinie anzuschließen, damit begründet, daß die 60 cm Spurweite nicht leistungsfähig genug sei, um die regelmäßige Abfuhr ihrer Erzeugnisse sicher zu stellen. Dabei rechnet dieselbe nur auf eine tägliche Maximalbeförderung von 100 Tonnen, ein Quantum, was leicht von der Bahn befördert werden könnte, zumal die letztere so gut wie gar keine Rückfracht hat und die Züge seewärts fast durchweg im Gefälle fahren.

Sollte aber die gesamte Mineninduſtrie der Kolonie sich einmal derartig entwickeln, daß die jetzige Spurweite zur Beförderung ihrer Erzeugnisse nicht mehr ausreicht, so wird sich auch schnell das Kapital finden, um die Bahn mit einer breiteren und leistungsfähigeren Spur zu versehen. Man wird aber dann nicht etwa nun zu der 75 cm Spur, sondern gleich zu der Kapspur von 1,067 übergehen müssen. Der Kolonie will ich wünschen, daß dieser Zeitpunkt recht bald herannahen möge. Auch dann ist der jetzige Bahnbau nicht vergeblich gewesen, sondern hat seinen Zweck erfüllt.

Vorläufig aber werden die Klagen über mangelhafte Leistungsfähigkeit der Bahn verstummen, sobald der Bau beendigt und der regelmäßige Betrieb auf der ganzen Strecke eröffnet ist. Die Bahn wird alsdann in der Lage sein, den ihr zufallenden Verkehr spielend zu bewältigen, und es wird vielmehr die Frage in den Vordergrund treten, ob der Verkehr genügend ist, um die Bahn ohne Betriebszuschuß zu erhalten.

Ängstliche Gemüter sehen auch in dieser Beziehung außerordentlich schwarz indem sie aus den bisherigen Betriebsergebnissen des Baues die Notwendigkeit erheblicher Betriebszuschüsse auch während der nachfolgenden Betriebsjahre folgern.

Selbstverständlich kann man nicht sofort nach Eröffnung des Betriebes der Bahn mit einem vollen Betriebe und günstigen Betriebsergebnissen rechnen, sondern der Bahn wird Zeit gegeben werden müssen, den Verkehr zu entwickeln,



Arbeiterwohnhaus in Karibib.

Einschnitt bei Kil. 210 der deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahn hinter Karibib.

Deutsch-südwestafrikanische Eisenbahn; Kil. 212.

zu beleben und an ſich heranzuziehen. Erſt wenn dies der Fall iſt, wird die volle Ertragsfähigkeit der Linie eintreten können.

Bei den geringen Anlagekoſten der Bahn wird ſchon ein verhältnismäßig geringer Verkehr von 15000 Tonnen in jeder Richtung genügen, um nicht nur die Betriebsausgaben zu decken, ſondern auch eine beſcheidene Rente abzuwerfen. Nur muß man, um dies zu erreichen, den Betrieb der Bahn ihrem Charakter entſprechend nach dem Muſter europäiſcher Kleinbahnen oder auch der amerikaniſchen Bahnen des Weſtens unter möglichſter Einſchränkung der Betriebskoſten, namentlich des Beamtenperſonals organiſieren.

Daß aber ein derartiger Verkehr, wenn auch nicht ſofort nach Beendigung des Baues, ſondern erſt nach einer Reihe von Jahren eintreten wird, ſteht mit Beſtimmtheit zu erhoffen, oder man müßte an der Entwickelung der Kolonie, welcher mit der Erbauung dieſer Bahn eine mächtige Handhabe gegeben iſt, überhaupt verzweifeln.

Die Besteuerung der Eingeborenen.

Von Regierungsrat Dr. Jacobi.

Eine der zur Zeit am meisten erörterten Fragen auf kolonialem Gebiete ist die, wie die Eingeborenen zur Arbeit herangezogen werden, oder, noch allgemeiner ausgedrückt, veranlaßt werden können, zur Schaffung wirtschaftlicher Werte in den Kolonien beizutragen. Von verschiedenen Seiten und u. a. auch von Herrn Major von Wissmann (vgl. Kol.-Ztg. 1902, Nr. 3), ist als ein geeignetes Mittel hierzu die Heranziehung der Eingeborenen zur Steuerzahlung bezeichnet worden. Die vielberufene Steuerschraube erweist sich also auch hier als ein recht brauchbares Instrument, für dessen Nutzbarmachung allerdings viel auf die richtige Art der Handhabung ankommt. Der Wert einer zweckmäßigen Besteuerung der Eingeborenen liegt aber nicht nur auf dem Gebiete der Erziehung zur Arbeit, sondern ebenso groß ist ihr Wert für die so wichtige und nötige Selbständigmachung der Kolonien in finanzieller Beziehung. Wenn wir nun uns darüber klar werden wollen, was in dieser Beziehung geschehen kann und soll, so ist es hier wie überall notwendig, erst einmal zu sehen, was denn bereits geschehen ist, und zwar nicht nur bei uns, sondern auch in den Kolonien anderer europäischer Völker, denn gerade auf kolonialem Gebiete ist es durchaus notwendig, von den andern zu lernen, von ihren Leistungen und auch von ihren Fehlern. Das wird uns vor Ueberschätzung, aber auch vor Unterschätzung unserer eigenen Leistungen bewahren. Und auf dem Gebiete der Steuerpolitik gegenüber den Eingeborenen ergeben sich aus der Ähnlichkeit in geographischer und ethnographischer Beziehung in den einzelnen europäischen Kolonien doch recht viele Berührungspunkte. Die Grenzen zwischen den deutschen, englischen, französischen Kolonien sind ja oft recht willkürlich in nuhistorisch erklärbarer Weise durch ethnographisch und geographisch ein Ganzes ausmachende Gebiete hindurchgezogen, wo die Stellung des Europäers, sei er nun Deutscher, Engländer, Franzose, gegenüber dem Eingeborenen annähernd dieselbe ist.

In nachfolgendem soll nun zunächst eine Zusammenstellung der thatsächlichen Verhältnisse gegeben und daran einige kurze Schlußfolgerungen geknüpft werden. Die Zusammenstellung macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch, was der entschuldigen wird, der die Schwierigkeit kennt, sich die einschlagenden Notizen zu verschaffen. Sie soll nur einen Anfang machen und wird hoffentlich von berufenerer Seite ergänzt und weitergeführt werden.

Ich beginne mit Frankreich. Eine Besteuerung der Eingeborenen findet sich in folgenden französischen Kolonien: 1. in Afrika: Senegal, Dahome, Mayotte (Komoren), Madagaskar, Französisch-Somaliland (Obok). 2. in der Südsee:

Digitized by Google

Tahiti. 3. in Aſien: Kochinchina. Die Steuer in der Senegalkolonie iſt eine Kopfſteuer. Die Eingeborenen der Baummeile von Dakar und des ſich daran ſchließenden zweiten Arrondiſſements bezahlen 1,50 Fr. auf den Kopf. In Dahomey wird gleichfalls eine Kopfſteuer erhoben, die in den Orten Cotonou, Ouidah, Grandpopo, Agome und Porte-Novo jährlich 2 Fr. 25 C., ſonſt jährlich 1 Fr. 25 C. beträgt. Die Steuer wird von den Häuptlingen innerhalb der erſten 6 Monate des Jahres unter Aufſicht der Lokalbeamten erhoben, und es erhalten als Vergütung Könige, Oberhäuptlinge und unabhängige Häuptlinge 25 C. für Stadtbewohner, 10 C. für Landbewohner ihres Bezirks, die den Königen untergeordneten Häuptlinge 15 C. Die Steuer wird in Bargeld bezahlt, proviſoriſch iſt jedoch für die inneren Bezirke Zahlung in Kauris, Kautſchuk, Vieh u. ſ. w. nach einem jährlich feſtzuſetzenden Kurſe zugelaſſen. Die Steuer kann in beſonderen Fällen nachgelaſſen werden. Der Ertrag betrug 1899 221697 Fr.

Auf den Komoreninſeln Mayotte und Anjouan (auch Johanna genannt) findet ſich zunächſt eine Kopfſteuer, die auf Anjouan 5 Rupie jährlich beträgt. Auf letzterer Inſel beſteht außerdem eine Hüttenſteuer von ½ Rupie jährlich und endlich eine Steuer in Frohndienſten von 3 Tagen im Monat. Nichteuropäer, die nicht Eingeborene der Komoren ſind, müſſen ferner für die Aufenthaltserlaubnis Afrikaner 10 Fr., Indier, Araber und andere Nichteuropäer 25 Fr. jährlich entrichten.

Recht entwickelt iſt die Beſteuerung der Eingeborenen auf Madagaskar. Erſtens beſteht eine Kopfſteuer von verſchiedener Höhe in den verſchiedenen Provinzen. Sie beträgt in Majunga 25 Fr., in Imerina und Tamatave 15 Fr., in Fort Dauphin 5 Fr. Zweitens eine Hüttenſteuer. Drittens eine Abgabe auf Rinderherden. Viertens eine Beſteuerung der Reisfelder. Schließlich muß jeder Malagaſſe von 25 Jahren und darüber, der nicht Vater von mindeſtens einem Kinde iſt, eine Steuer von 15 Fr. und eine Frau im gleichen Falle eine ſolche von 7½ Fr. entrichten. Aſiaten haben auch in Madagaskar für die Aufenthaltserlaubnis eine beſondere Steuer von 25 Fr. zu geben. Sie ſind gezwungen, ſich zum Zwecke der Erhebung dieſer Steuer zu Vereinigungen zuſammenzuſchließen, die für die richtige Ablieferung der Steuer an die Ortskaſſen verantwortlich ſind.

In Franzöſiſch-Somaliland (Obok) wird eine Hüttenſteuer von 3—5 Fr. erhoben.

Unter den franzöſiſchen Südſeekolonien hat Tahiti mit den dazu gehörigen Inſelgruppen eine beſondere Beſteuerung der Eingeborenen. Sie beſteht in der Verpflichtung zu 6 Tagen Naturaldienſt im Jahre. Dieſe Verpflichtung kann durch Zahlung von 2 Fr. für den Tag abgelöſt werden. Die Perſonalſteuer von 20 Fr. wird auch von Nichteingeborenen erhoben.

Franzöſiſch-Kochinchina (mit Annam und Tonking) gehört ja eigentlich nicht in dieſelbe Kategorie wie die bisher aufgezählten Kolonien, da die Annamiten mit den „Eingeborenen" der afrikaniſchen und Südſeekolonien nicht auf eine Stufe zu ſtellen ſind; jedoch ſei erwähnt, daß hier eine Kopfſteuer für jeden Mann bis zu 55 Jahren beſteht, die den einzelnen Dörfern auferlegt, und zur Unterverteilung überlaſſen wird, und daß nichteingeborene Aſiaten (Chineſen u. ſ. w.) eine beſondere Kopfſteuer bezahlen, in drei Kategorien abgeſtuft, nach der von ihnen bezahlten Grund- oder Patentſteuer, und zwar

die 1. Kategorie jährlich 80 Piaſter,
„ 2. „ „ 30 „
„ 3. „ „ 7 „

Sind mehrere ſolcher Aſiaten zu gemeinſchaftlichem Geſchäftsbetrieb vereinigt, ſo bezahlen ſie ſolidariſch einmal den vollen Satz, und für jeden Teilhaber außerdem die Hälfte.

Algier iſt mit unſeren Kolonien noch weniger zu vergleichen; ich ſehe daher davon ab, auf die „Araberabgaben", wie ſie dort beſtehen, einzugehen. Ferner habe ich in der vorſtehenden Ueberſicht mich darauf beſchränkt, die lediglich den Eingeborenen auferlegten Abgaben anzugeben, nicht aber ſolche, die wie die indirekten, insbeſondere die „Patentabgaben" und Licenzen, ſowohl Eingeborene wie Europäer belaſten.

Wenn ich nun zu den engliſchen Kolonien übergehe, ſo will ich dabei von einer Darſtellung der Verhältniſſe Indiens gänzlich abſehen. Indien iſt bekanntlich nach der offiziellen engliſchen Terminologie überhaupt keine Kolonie, ſondern ein Kaiſerreich. Es ſind aber auch, worauf es hier ankommt, ſeine Verhältniſſe gerade in Bezug auf die Stellung der Eingeborenen zu den Europäern zu verſchieden von denen in den afrikaniſchen und Südſeekolonien, als daß eine Darſtellung der dortigen ſehr verſchiedenartig geſtalteten Steuerverhältniſſe hier von Wert ſein könnte. Ich beſchränke mich auch bezüglich der engliſchen Kolonien auf die uns näherſtehenden.

In der Südſee beſteht eine Eingeborenenbeſteuerung in der Kolonie Fidſchi. Die Eingeborenenſteuer brachte 1897 19 217 Pfund, 1899 20 767 und 1900 19 295 Pfund und wird in Produkten bezahlt. Die Kolonie iſt in 14 Provinzen geteilt, die die Steuer nach einem beſtimmten Maßſtab aufzubringen haben. Sie wird bezahlt, wie geſagt, in Zuckerrohr, Kopra, Tabak, Baumwolle, Mais, Trepang und anderem. Die abgelieferten Produkte werden von der Regierung zu feſten Tagespreiſen oder auch in öffentlicher Auktion verkauft. Das Verhältnis der Einnahme aus dieſer Steuer zu den Geſamteinnahmen der Kolonie war 1897 das, daß die Steuer 19 217 Pfund, die Geſamteinnahme 74 000 Pfund betrug.

Wenn wir nun nach Afrika übergehen, ſo finden wir zunächſt in Britiſch-Nyaſſaland eine Hüttenſteuer von 3 shill., die durch einen Monat Arbeitsleiſtung erſetzt werden kann. Sie wird unnachſichtlich eingetrieben, um dadurch eine Art Zwangserziehung zur Arbeit auszuüben. Hütten von Rückſtändigen werden rückſichtslos niedergebrannt.

Das ſüdlich an Britiſch-Nyaſſaland ſich anſchließende Rhodeſia hat ebenfalls eine Hüttenſteuer, die für 1896/97 4737 Pfund einbrachte, während die Geſamteinnahmen 122 542 Pfund betrugen.

Ebenſo finden wir die Hüttenſteuer in den ſüdafrikaniſchen Kolonien Baſutoland und Britiſch-Betſchuanaland. In letzterer Kolonie betrug ſie 1895 5283 Pfund bei einer Geſamteinnahme von 67 156 Pfund, in erſterer 1900/01 53341 Pfund von 74 890 Pfund Geſamteinnahme.

In Natal zahlen Eingeborene, die auf Kronland leben, 1 Pfund, Eingeborene, die nicht auf Kronland leben, 14 Schilling für die Hütte. Die letzteren zahlten früher eine (ſeit 1875 aufgehobene) Steuer von 5 Pfund, wenn ſie heirateten, und 7 Schilling für die Hütte.

Digitized by Google

In Uganda ist eine Besteuerung noch nicht durchgeführt, aber (vgl. Kol.-Ztg. Nr. 34 Jahrg. 1901) für später in Aussicht genommen.

In den englischen Kolonien Goldküste, Lagos, Nigeria, Sierra-Leone und Gambia an der Westküste Afrikas findet keine besondere Besteuerung der Eingeborenen statt. Eine in Sierra-Leone erhobene Haussteuer beschränkt sich anscheinend nicht auf die Eingeborenen, gehört also nicht hierher.

In Britisch-Nord-Borneo wird eine Eingeborenensteuer erhoben, über die ich aber näheres nicht angeben kann.

Von anderen Nationen erheben die Italiener in ihrer Kolonie Eritrea ziemlich bedeutende Eingeborenensteuern. Schon ihre Besitzvorgänger, die Egypter, zogen aus den Bogosländern (dem nördlichen Teil des jetzigen Eritrea) jährlich gegen 100 000 Thaler. Die Italiener, die zuerst nichts erhoben hatten, gingen seit dem 1. Januar 1892 zur Besteuerung der Eingeborenen über. Für das erste Jahr wurden 169 640 Lire erhoben. Teils durch Anziehen der Steuerschraube, teils infolge wachsenden Wohlstandes hob sich der Ertrag 1894/95 auf 285 580, 1899/1900 587 650, 1900/01 607 450 Lire. Für 1899/1900 verteilte er sich auf die einzelnen Bezirke wie folgt: Massaua 193 000, Oculè-Kusai 100 000, Asmara 90 000, Keren 82 000, Mogareb 77 000, Mareb 40 000, Assab 5000 Lire. Die Geistlichen des christlich-abessinischen Ritus sind steuerfrei. Die Steuern werden durch die Stammes- und Ortsältesten eingetrieben, die dafür einen Aufschlag von 10 % für sich einziehen dürfen.

In der portugiesischen Kolonie Mozambique in Ostafrika wird von der Regierung eine Hüttensteuer erhoben, die 800 Reis = 4 Mark, im südlichen Bezirk von Gaza 10 Mk. jährlich beträgt. Außerdem erhebt die Kompanhia de Mozambique noch für sich eine Hütensteuer, die 1899 190 000 Mark, 1900 240 000 Mark einbrachte.

Die Besteuerung der Eingeborenen in Niederländisch-Indien ist sehr verschiedenartig. In Java und Madura werden drei Steuern erhoben, eine Grundsteuer (landrent), eine Art Gewerbesteuer (belasting op het bedrijf), eine Steuer auf Fahrzeuge und eine Kopfsteuer. Die erstere wird dorfweise erhoben, wobei die Dörfer in 10 Klassen geteilt sind und jedes Dorf eine bestimmte Summe aufzubringen hat. Die Gewerbesteuer beträgt für Javaner 2 % des Ertrages, für andere Orientalen (Chinesen usw.) 4 %. Sie wird durch besondere Lokalkommissionen veranlagt und durch die Dorfhäuptlinge, bezw. Vorsteher der Chinesenquartiere eingezogen. Ein Ertrag von unter 25 Gulden ist frei. Der Durchschnittssatz auf den Kopf war 1895 für Eingeborene von Java und Madura 1,73 Gulden, für Chinesen 10,56 Gulden, für andere Orientalen 8,60 Gulden. Die Steuer auf Fahrzeuge muß auf Java jeder eingeborene Besitzer eines Wagens oder Karrens entrichten. Die Kopfsteuer dient zur Ablösung der Verpflichtung zu Naturaldiensten und wird allmählich auf immer neue Bezirke ausgedehnt.

Was schließlich die deutschen Schutzgebiete betrifft, so haben wir eine Besteuerung der Eingeborenen bis jetzt in Deutsch-Ostafrika, Samoa, den Marshallinseln und dem Gebiet der Karolinen, Palau und Marianen. In Deutsch-Ostafrika besteht die Häuser- und Hüttensteuer. Sie brachte im Jahre 1899 669 058,51 Mark, im Jahre 1900 791 862,60 Mark. Davon entfielen 1900 auf das Gouvernement 489 064,06 Mark, auf die Kommunalverwaltung 302 798,54 Mark. Die Steuer zerfällt in die Haussteuer von den nach Europäerart gebauten

Häuſern (Klaſſe I) und die Steuer von den Hütten nach Eingeborenenart (Klaſſe II). Die Klaſſe II zerfällt in Klaſſe IIa und b. IIa hat 2 Steuerſtufen zu 12 und 6 Rupien jährlich, IIb zahlt 3 Rupien. Die Steuer kann in Geld und Landesprodukten entrichtet werden

In Samoa iſt nach Proklamierung der deutſchen Herrſchaft eine Kopfſteuer von 4 Mark auf den Kopf der eingeborenen männlichen Bevölkerung mit Ausnahme der kleinen Kinder eingeführt worden. Sie ging im Jahre 1900/01 ohne Schwierigkeit ein, brachte 10 488 Dollar und wird zur Zahlung der Gehälter an die ſamoaniſchen Beamten, für Geſchenke an Eingeborene und als Belohnung für Wegebauten und loyales Verhalten verwendet. Im Etat für 1902 iſt ſie mit 40 000 Mark Ertrag eingeſtellt.

Auf den Marſhall-Inſeln finden wir eine perſönliche Steuer für die Eingeborenen, beſtehend in der Aufbringung von 360 000 Pfund Kopra jährlich. Das Pfund wird mit 4 Pfennig bewertet = 14 400 Mark im Ganzen. Der dritte Teil davon fällt den die Kopra einſammelnden Häuptlingen als Prämie zu.

Für die Karolinen, Palau und Marianen endlich ſind in den Etat für 1902 4600 Mark Perſonalſteuer und Arbeitsablöſung für die Eingeborenen eingeſtellt.

Faſſen wir das in vorſtehender Ueberſicht Geſagte kurz zuſammen, ſo finden wir, daß von den uns hauptſächlich intereſſierenden Gebieten Weſtafrika, Oſtafrika und Südſee die Beſteuerung der Eingeborenen am meiſten in Oſtafrika und der Südſee zur Durchführung gelangt iſt, in Weſtafrika weniger. Oſtafrika iſt das klaſſiſche Land der Hüttenſteuer. Die Hüttenſteuer iſt die Form, in der die Eingeborenenbeſteuerung in den franzöſiſchen, engliſchen, deutſchen und portugieſiſchen Kolonien erſcheint, von Franzöſiſch-Somaliland bis herunter nach Natal. Aus dieſer Gleichmäßigkeit iſt zu ſchließen, daß ſie die richtige Form für dieſe Gebiete iſt, und daher auch in Deutſch-Oſtafrika mit ihrer Einführung das Richtige getroffen iſt.

Ein ganz anderes Bild bietet die Südſee. Hier wird die Beſteuerung faſt durchweg in Naturallieferungen (Fidſchi-, Marſhallinſeln) und Naturaldienſten (Tahiti, Karolinen) erhoben. Eine Ausnahme bildet nur Samoa mit der Kopfſteuer. In Weſtafrika (Senegal, Dahomey) finden wir nur die Kopfſteuer. Die franzöſiſchen Kolonien, in denen das Steuerſyſtem ja überhaupt, auch für Europäer recht reichhaltig ausgebildet iſt, haben dann noch Spezialitäten, namentlich die Aufenthaltsſteuer für nicht eingeborene Farbige (Madagaskar, Komoren) und die Steuer auf Kinderloſe in Madagaskar.

Was nun die Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit durch die Beſteuerung betrifft, ſo wird dieſe am ſicherſten durch die Art der Steuerzahlung in Produkten und Arbeitsleiſtung, wie ſie in der Südſee beſteht, erreicht. Dieſe Art der Erfüllung der Steuerpflicht iſt aber auch wohl in inſularen Gebieten am leichteſten und ſicherſten durchzuführen. Außerhalb der Südſee finden wir daher eine ſolche prinzipiell in Arbeitsleiſtung zu entrichtende Steuer auch nur auf der franzöſiſchen Komoreninſel Johanna.

Das Verhältnis der Einnahmen aus der Eingeborenenbeſteuerung variiert in den Kolonien, für die mir die Zahlen vorliegen, recht erheblich. Es betrug (jedoch in verſchiedenen Jahren) für

Britiſch-Betſchuanaland	5283 :	67156 £	= rund $\frac{1}{12}$
Rhodeſia	4737 :	122542 „	= „ $\frac{1}{30}$

Fidſchi	19217 :	74000 „	= „	1/4
Baſutoland	53341 :	74890 „	= „	3/4
Deutſch-Oſtafrika	489604 :	2860111 M.	= „	1/5
Karolinen pp. (Etat 1902)	4600 :	33100 „	= „	1/8
Samoa	40000 :	275000 „	= „	1/6

Es ſchwankt alſo von 3/4 in Baſutoland bis 1/30 in Rhodeſia. Immerhin iſt der Ertrag überall ein nicht zu verachtender Faktor in den Einnahmen, ſo daß ſchon aus finanziellen Gründen die Einführung auch da, wo ſie noch nicht beſteht, wohl erwägenswert iſt. Dabei wird für unſere weſtafrikaniſchen Kolonien der Umſtand zu beachten ſein, daß die engliſchen Kolonien in Weſtafrika keine Eingeborenenſteuern haben, ſondern nur die franzöſiſchen; man wird ſich fragen müſſen, worauf dies beruht, und ob für uns in Weſtafrika die engliſchen oder die franzöſiſchen Erfahrungen maßgebender ſein ſollen. Die Höhe der deutſch-oſtafrikaniſchen Hüttenſteuer mit 12, 6 u. 3 Rupien = rund 14, 8, 4 Mark bewegt ſich ungefähr auf derſelben Linie, wie die Steuerſätze in den anderen Kolonien mit 4 M. (Mozambique), 3 M. (Brit.-Nyaſſaland), 20 und 14 M. (Natal), 4 M. (Franzöſ.-Somaliland). In dieſer Beziehung geben die Verhältniſſe der Nachbarkolonien alſo keinen Anlaß für uns, Aenderungen zu erwägen. In Frage kommen könnte beſonders für Deutſch-Oſtafrika, ob man die franzöſiſche Aufenthaltsabgabe für nicht eingeborene Farbige einführen ſollte. Es dürfte ſich eine ſolche aber für ein Land wie Oſtafrika, wo Inder, Araber u. ſ. w. eine ſo weſentliche Rolle namentlich als Kaufleute ſpielen, wohl kaum empfehlen, da ſie eine Belaſtung dieſer für den Handel zur Zeit noch unentbehrlichen Elemente darſtellen würde.

In Deutſch-Oſtafrika und Samoa finden wir noch die Eigentümlichkeit, daß ein Teilertrag oder der Geſamtertrag der Eingeborenenſteuer (Samoa) von vornherein für beſtimmte Zwecke erhoben wird. Eine ſolche Maßregel liegt wohl nicht im Intereſſe der Einheitlichkeit der Finanzverwaltung und iſt auch in Samoa nur als eine Uebergangsmaßregel gedacht, die aus politiſchen Gründen eingeführt iſt. In Oſtafrika ſollte die Ueberweiſung eines Teiles des Ertrages der Hüttenſteuer an die „Kommunen" den Anfang einer kommunalen Selbſtverwaltung bilden. Ob dieſe Maßregel ſich auf die Dauer bewähren wird, wird abzuwarten ſein.

Im vorſtehenden habe ich eine Ueberſicht der geſamten Materie zu geben verſucht. Eine eingehendere Bearbeitung derſelben im einzelnen iſt im Intereſſe unſerer kolonialpolitiſchen Einſicht ſehr wünſchenswert.

Landbau in Deutsch-Südwestafrika.

Von E. Hermann, Romtsas.

In Nummer 30 der „Deutschen Kolonialzeitung" vom 25. Juli 1901 hat Herr Prof. Th. Rehbock sich in der Hitze des Gefechtes zu einer Behauptung hinreißen lassen, die nicht unerwidert bleiben kann.

Herr Prof. Rehbock sagte: „Es ist ja begreiflich, daß manche der im Schutzgebiete mit Ackerbau beschäftigten Farmer in großen landwirtschaftlichen Kolonien in der Einwanderung fleißiger deutscher Bauern einen gefährlichen Wettbewerb erblicken; es mag berechtigt erscheinen, daß sich diese Farmer gegen die Ausdehnung des Landbaues im Schutzgebiet zu wahren versuchen" u. s. w. Aus dem Zusammenhang geht hervor, daß Herr Prof. Rehbock hier die „mit Ackerbau beschäftigten" Farmer in Deutsch-Südwestafrika gemeint hat.

Zunächst kann ich nicht einsehen, warum Herr Prof. Rehbock mit so großer Vorliebe die englischen Worte „Farm und Farmer" anwendet, während die deutsche Sprache recht zahlreiche und auch recht hübsch klingende Worte für die landwirtschaftlichen Betriebe jedes Grades und deren Inhaber hat.

Also Prof. Rehbock behauptet, es entspringt der Furcht vor Wettbewerb und dem Brotneid, wenn ältere Ansiedler in Deutsch-Südwestafrika davor warnen, allzu große Hoffnungen auf künstlich ins Leben gerufene Bodenkulturen in unserer Kolonie zu setzen. Ich bin einer der ältesten Ansiedler im Lande, also gleichsam verpflichtet, diesen Angriff abzuwehren.

Bitte, Herr Prof. Rehbock, wo sind die „mit Ackerbau beschäftigten Farmer" in Deutsch-Südwestafrika? Bitte, Namen nennen! Ich kenne keinen Ansiedler hier im Lande, der so viel Korn baut, um auch nur annähernd seinen eigenen Bedarf an Brotstoffen damit zu decken. Ich bin gezwungen, jährlich etwa für 500 Mk. Mehl und Reis zu kaufen, und muß außerdem dann noch die teuren Frachtkosten von der Küste hierfür tragen. Ebenso geht es allen meinen Berufsgenossen. Jeder Unbefangene wird es uns doch gerne glauben, daß wir eine Ersparnis an diesem stets wiederkehrenden Ausgabeposten mit Freude begrüßen würden. Heute müssen wir unsere landwirtschaftlichen Arbeiter, durchweg Eingeborene, in der Hauptsache mit Milch und Fleisch ernähren, das Fleisch wird von Jahr zu Jahr teurer, die Milch wird zu Zeiten sehr knapp, wie schön wäre es da, wenn uns Kartoffeln und Mais reichlich zur Verfügung ständen. Freilich 50 Pfg. für nie Pfund Mais und 30 bis 40 Pfg. für ein Pfund Kartoffeln könnten wir nicht bezahlen, diese Preise entsprechen nicht dem Nährwert besagter Nahrungsmittel, bei den heutigen Weltpreisen kann der Handel uns billiger mit vegetabilischen Nahrungsmitteln versorgen als ein mit teuren Stauanlagen arbeitender Ackerbau.

Andern Ortes habe ich mich ſo eingehend über Bodenkultur und Stauanlagen in unſerer Kolonie ausgeſprochen, daß ich mich hier nicht zu wiederholen brauche, nur eins kann nicht oft genug geſagt werden: wir Anſiedler hier in Deutſch-Südweſtafrika haben ganz und garnichts dagegen, wenn der Staat kapitalkräftige Geſellſchaften oder reiche Privatleute hier große Stauanlagen bauen und würden uns freuen, wenn dieſe Unternehmer ſpäter auf eigene Koſten und Gefahr mit Hilfe dieſes angeſammelten Waſſers Ackerbau treiben wollten. Wir behaupten aber, daß es recht bedenklich wäre, wenn ſpäter arme Anſiedler dazu verführt werden ſollten, ſich zu verpflichten, das angelegte Kapital zu verzinſen und zu amortiſieren.

Unſerer Kolonie ſind durch die großen Landkonzeſſionen, welche die Beſiedlung fördern ſollten, tiefe Wunden geſchlagen, da ſie in der That die Beſiedlung aufhalten. Wünſchen wir, daß es uns mit den Dammgründungen nicht ähnlich geht. Ein künſtlich ins Leben gerufener ſchwindſüchtiger Ackerbau legt die Gefahr nahe, daß er ſpäter durch hohe Schutzzölle am Leben erhalten wird, und damit hätten wir nicht billigere, ſondern teurere Nahrungsmittel als heute.

Landbau in Deutsch-Südwestafrika.

Von Prof. Th. Rehbock.

Meinen Aufsatz „Landbau in Deutsch-Südwestafrika" in Nr. 30 des Jahrganges 1901 der Deutschen Kolonialzeitung hat Herr E. Hermann in Nomtsas einer Besprechung unterzogen. Durch die Schriftleitung von dem Inhalte dieser Besprechung in Kenntnis gesetzt, bemerke ich zu derselben das folgende:

Herr Hermann glaubt, die sich mit Ackerbau beschäftigenden Ansiedler, von denen ich behauptet habe, daß manche von ihnen in großen landwirtschaftlichen Kolonien einen gefährlichen Wettbewerb erblicken und sich daher gegen dieselben wehren, in Schutz nehmen zu sollen. Ein Grund für eine Verteidigung liegt insofern nicht vor, als dieser Wettbewerb, wie ich wiederholt betont habe, thatsächlich besteht und eine Abwehr desselben seitens der Geschädigten, wenn dieselben sich nicht dem Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen die eigenen wirtschaftlichen Interessen aussetzen wollen, nicht nur berechtigt, sondern sogar geboten ist.

Die Rücksicht auf die sehr kleine Zahl dieser bereits heute im Kleinbetriebe Landbau treibenden Ansiedler darf aber nicht soweit getrieben werden, daß um derentwillen alle Versuche, Landbau in größerem Umfange ins Leben zu rufen, unterbleiben. Grade bei seinen ungünstigen klimatischen Verhältnissen muß Südwestafrika die vollkommensten technischen Mittel, deren Anwendung nur bei großen Betrieben möglich ist, zu Hülfe zu nehmen, wenn es seinen Platz an der Sonne finden will. Der Landbau bedarf in Südwestafrika der künstlichen Befeuchtung. Das Wasser dazu kann in Ermangelung von dauernd fließenden Gewässern in ausreichenden Mengen preiswert nur durch den Bau großer Stauwerke beschafft werden, zu deren Anlage Südwestafrika glücklicherweise so günstige Bedingungen bietet, daß die Einheit des Fassungsraumes trotz der augenblicklich noch sehr hohen Baukosten um ein vielfaches billiger ausfällt als bei den seither in Deutschland angelegten Staubecken.

Das Mittel der Aufstauung von Wasser durch Stauwerke kann und muß daher angewandt werden, wenn in den regenarmen Teilen des Schutzgebietes Landbau in größerem Umfange betrieben werden soll, ohne den auch die Viehzucht und höchst wahrscheinlich auch der Bergbau nicht lebensfähig sein werden. Die Aussichten für die wirtschaftliche Zukunft Südwestafrikas stehen und fallen daher meines Erachtens mit der Frage der Stauanlagen, nicht weil der Landbau an und für sich im Schutzgebiete besonders glänzende Aussichten hat, sondern weil Viehzucht und Bergbau, in denen der Wert des Schutzgebietes in erster Linie zu suchen ist, ohne die Gewinnung pflanzlicher Lebensmittel an Ort und Stelle nicht gedeihen können. Eine Ausnahme würde höchstens beim Auffinden von

ungewöhnlich reichen Mineralfunden eintreten, deren Abbau auch bei eingeführten Lebensmitteln das Aufblühen einzelner, freilich örtlich engbegrenzter Bezirke ermöglichen würde. Abgesehen von solchen jedenfalls seltenen Ausnahmen hat der Bergbau und die Viehzucht im Schutzgebiete ohne gleichzeitige Bodenkultur meines Erachtens keine Zukunft.

Am Schlusse seines Schreibens glaubt Herr Hermann sogar, daß durch den Landbau im Schutzgebiete eine Verteuerung der Lebensmittel eintreten könne, insofern zu befürchten stehe, daß der künstlich ins Leben gerufene Ackerbau später nur durch hohe Schutzzölle lebensfähig zu erhalten sei. Ich kann diese Ansicht nur auf die Annahme des Herrn Hermann zurückführen, daß bei künstlicher Bewässerung gezogene Kartoffeln 30—40 Pfg., Mais sogar 50 Pfg. per Pfund kosten würden.

In der Rentabilitätsberechnung für die landwirtschaftliche Kolonie Hatsamas ist indessen der Verkaufswert der Kartoffeln nur mit 7,5 Pfg., des Weizens nur mit 16 Pfg. per Pfund eingesetzt worden, obschon das Unternehmen durch die geplante ausschließliche Ansiedlung von Familien und durch die Einsetzung eines sehr reichlichen Gewinnes für dieselben stark belastet wurde. Die Erzeugungskosten würden durch die Verwendung von Lohnarbeitern noch wenigstens um ein Drittel, wahrscheinlich sogar um mehr als die Hälfte verringert werden können. Bei den von Herrn Hermann angegebenen mehr als dreimal zu hohen Preisen wäre der Landbau allerdings nicht lebensfähig und die Entwickelungsfähigkeit des Schutzgebietes überhaupt zweifelhaft.

Zu der Frage des Herrn Hermann, wo die mit Ackerbau beschäftigten Farmer in Deutsch-Südwestafrika sind, die ihren eigenen Bedarf an Landbauerzeugnissen bereits heute decken, muß ich zunächst bemerken, daß ich von solchen Farmern gar nicht gesprochen habe. Bei der Frage der Stellungnahme gegen große landwirtschaftliche Kolonien ist es aber auch ganz gleichgültig, ob die solchen Kolonien widerstrebenden Landwirte bereits thatsächlich einen Ueberschuß von Bodenerzeugnissen zum Verkauf gewonnen haben, oder ob sie dies erst für die spätere Zeit nach Vollendung der angefangenen Anlagen erwarten. Es giebt aber auch heute schon einige Männer im Schutzgebiete, die Landbauerzeugnisse verkaufen. So habe ich bereits in dem Aufsatze, den Herr Hermann einer Besprechung unterzieht, einen Farmer genannt, der in einem Jahre allein für 6000 Mark Kartoffeln verkauft hat und nebenbei noch 4000 Bündel Hafer und für etwa 5000 Mark Tabak erntete. Es sind ferner die Farmer Brandt und Wheeler im Namalande zu nennen, die seit Jahren an größeren Bewässerungsanlagen arbeiten, mit denen sie bedeutende Mengen von Landbauerzeugnissen zum Verkauf zu gewinnen hoffen, und die auch bereits kleinere Mengen von solchen abgesetzt haben. Auch in Kleinwindhoek giebt es einige Kleinsiedler, die jährlich für einige Tausend Mark Kartoffeln, Mais und Gemüse verkaufen, wie auch in dem amtlichen Jahresbericht über die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete im Jahre 1897/98 Seite 133 angegeben ist. Wie verschwindend klein aber diese ersten Anfänge sind, darauf habe ich ja gerade stets zur Begründung meiner Vorschläge für landwirtschaftliche Kolonien hingewiesen. Wahrlich, Herr Hermann konnte meinen Vorschlägen keine bessere Unterstützung bieten, als indem er ausspricht, daß er, einer der ältesten Ansiedler des Schutzgebietes, keinen Ansiedler im Lande kenne, der so viel Korn baut, um seinen eigenen Bedarf an Brotstoffen damit zu decken. Bei solchem

Digitized by Google

einwandsfreien Zeugnis müßten doch wohl endlich die Bedenken gegen eine landwirtschaftliche Kolonie bei Hatsamas, daß es an Absatz für die gewonnenen Nahrungsmittel fehle, und daß durch den übermäßigen Wettbewerb die Preise allzusehr gedrückt werden müßten, verstummen.

Daß noch heute, 18 Jahre nach der Besitzergreifung des Schutzgebietes durch das Deutsche Reich, eine Behauptung wie die angegebene des Herrn Hermann mit einigem Recht ausgesprochen werden kann, ist höchst bedauerlich. Es zeigt, wie sehr die wirtschaftliche Erschließung des Schutzgebietes noch in den ersten Anfängen steht. Die Schuld daran trägt nicht zum wenigsten der Umstand, daß der Regierung und den Ansiedlern seither jede technische Beratung fehlte, und daß in Folge dessen alle Versuche, künstliche Bewässerungsanlagen ins Leben zu rufen, fehlgeschlagen sind. Diese, aus mangelnder Sachkenntnis mißglückten Versuche, die schon hunderttausende von Mark gekostet haben, ließen natürlich den Unternehmungsgeist erlahmen. Ja, es ist heute thatsächlich bereits so weit gekommen, daß vielfach die Meinung geäußert wird, die Bevölkerung des Schutzgebietes sei auch auf die Dauer zweckmäßiger mit eingeführten, als mit im Lande gewonnenen Lebensmitteln zu ernähren.

Erfreulicherweise ist dem nicht so; denn daß ein so ungünstig zum Weltverkehr gelegenes Steppenland wie das Innere von Südwestafrika, wenn es auf die Einfuhr der pflanzlichen Lebensmittel angewiesen bleibt, überhaupt nicht kulturfähig ist, das bedarf wohl keiner Begründung.

Zum Glücke können, wie in fast allen regenarmen Ländern, von denen einige sogar Landbauerzeugnisse ausführen, auch in Deutsch-Südwestafrika sehr wohl die zur Ernährung der Bevölkerung erforderlichen Nährstoffe bei künstlicher Bewässerung preiswert gewonnen werden, und damit steht auch die Besiedelungsfähigkeit des Landes außer Frage.

Was endlich den Vorwurf des Herrn Hermann gegen die Verwendung der englischen Worte „Farm" und „Farmer" anbelangt, von denen ich übrigens in jenem Aufsatze nur das letztere gebraucht habe, so möchte ich dazu bemerken, daß diese Worte nicht nur von mir, sondern soweit mir bekannt, von allen Gelehrten verwendet wurden, die über Südwestafrika geschrieben haben, und daß sie auch in den amtlichen Denkschriften der Regierung wiederholt vorkommen und dadurch gewissermaßen sogar einen amtlichen Charakter erhalten haben.

Bereits lange, ehe es deutsche Kolonien gab, war übrigens das allerdings undeutsche Wort Farm in Deutschland schon weitverbreitet, wie aus dem im Jahre 1862 erschienenen dritten Bande des deutschen Wörterbuches von Jakob und Wilhelm Grimm hervorgeht. Das Wort, das aus dem mittelalterlichen Latein firma stammt, findet sich als ferme oder farm in den Sprachen aller Länder, die Kolonien besitzen, und läßt sich wohl kaum durch ein völlig gleichwertiges deutsches Wort ersetzen.

Die Rio Grande Nord-West-Bahn als Deutsche Kolonisations-Gesellschaft.

(Südbrasilien).

Von A. Papstein-Curityba-Paraná.

Nachdem die Trace dieser, von der Regierung des Staates Rio Grande do Sul der Rio Grande Nord-West-Bahn (G. m. b. H.) konzessionierten Eisenbahnlinien (Gesamtlänge 1200 km) bis jetzt in einer Ausdehnung von 781 km festgelegt und die Fertigstellung derjenigen Strecke, — welche das von der Gesellschaft 33 km nördlich von San Luiz zunächst erworbene Kolonisationsgebiet von 100000 Hektaren mit der Itararé-Bahn verbindet — innerhalb dreier Jahre gesichert worden ist, ging die Rio Grande Nord-West-Bahn zu ihrer nächsten Aufgabe, der Besiedlung jener angekauften Landfläche, über, zu welchem Zwecke der Aufsichtsrat der Gesellschaft einen Betrag von 600 000 Mark zur Verfügung gestellt hatte. Kolonielose zu 25 Hektaren wurden vermessen, ein Stadtplan angelegt, und außerdem wird die neue Kolonie „Serro-Azul" in wenigen Jahren Knotenpunkt des Bahnnetzes der Rio Grande Nord-West-Bahn, wodurch sie eine direkte Eisenbahnverbindung mit Porto Alegre wie auch mit dem Hafen von Rio Grande erhält. Die nächsten Bemühungen der Gesellschaft in Porto Alegre (Rua dos Andradas Nr. 583) waren darauf gerichtet, eine Anzahl älterer Ansiedler oder Söhne derselben für die Niederlassung auf der Kolonie „Serro-Azul" zu gewinnen, um aus diesen einen Stamm zu bilden, welcher später nachkommenden europäischen (deutschen) Einwanderern als Instruktoren in dem neuen, noch unbekannten Berufe dienen sollte; diese Bemühungen hatten guten Erfolg, da einerseits die von der Gesellschaft erworbenen Ländereien, als zu den fruchtbarsten im Staate Rio Grande do Sul zählend, bekannt sind, andererseits die günstige Arbeitsgelegenheit beim Eisenbahnbau es auch Wenig-Bemittelten möglich macht, ein Kolonielos käuflich zu erwerben. Der Preis eines Loses von 25 Hektaren beträgt 400 bis 600 Milreis (Papier), wovon bei Abschluß des Kaufvertrages wenigstens 10 % angezahlt werden müssen, die Restsumme auf 6 Jahre gegen 6 % Zinsen gestundet und zur Abzahlung derart in 4 Raten verteilt wird, daß die erste dieser vier Raten nicht vor Ablauf des zweiten Jahres der Ansiedelung entrichtet zu werden braucht; dagegen muß der Käufer eines Kolonieloses sich verpflichten, dasselbe innerhalb eines Zeitraumes von drei Monaten nach Abschluß des Vertrages, selbst oder in Vertretung zu bewohnen oder zu bewirtschaften, widrigenfalls er alle Ansprüche an das Land verliert. Letztere Bestimmung hat hauptsächlich den Zweck, Spekulationskäufen vorzubeugen. Die einzelnen, in

ſich geſchloſſenen Kolonien werden nach Konfeſſionen geſondert angelegt; die Geſellſchaft wird Kirchen- und Schulbauten unterſtützen.

Unterhandlungen wegen Ermäßigung des Ueberfahrtspreiſes im Zwiſchendeck für Auswanderer nach den Kolonien der Rio Grande Nord-Weſt-Bahn ſind mit verſchiedenen Dampfſchiffsgeſellſchaften angeknüpft und Fürſorge zur Aufnahme von Einwanderern bei der Landung in Rio Grande ſowie in Porto Alegre getroffen worden. Die Beförderungskoſten von Porto Alegre nach Serro-Azul hat der Einwanderer zu zahlen; ſie betragen 50 Milreis für die erwachſene Perſon, jedoch gewähren die Eiſenbahngeſellſchaften von Rio Grande do Sul nach einem Abkommen mit der Rio Grande Nord-Weſt-Bahn-Geſellſchaft bei Beförderung von 50 und mehr Perſonen 30 bis 40 % Rabatt auf die jeweils geltenden Fahrpreiſe.

Auf der Kolonie „Serro Azul" erhalten die Einwanderer für ſechs Tage Unterkunft und Verpflegung auf Koſten der Geſellſchaft, deren Vertreter daſelbſt angewieſen iſt, die Neuankommenden in jeder Weiſe zu unterſtützen, und die weniger bemittelten Anſiedler — auf deren Wunſch — mit auf der Kolonie ſtets vorhandenen Arbeiten zu beſchäftigen, wenn dieſelben in ihrer freien Zeit etwas verdienen wollen. An Tagelohn erhält heute der gewöhnliche Arbeiter in Serro Azul 2 Milreis und die Koſt.

Hat der weniger bemittelte Anſiedler ſein Interims-Wohnhaus errichtet, was in wenigen Tagen der Fall iſt, und ſeine Roça gemacht, d. h. ſeine Pflanzung beſtellt, ſo iſt demſelben bei Wegebauten und hauptſächlich beim Eiſenbahnbau genügend Gelegenheit geboten, ſo viel zu verdienen, um nicht allein ſeine Familie bis zur erſten Ernte unterhalten zu können, ſondern auch noch Erſparniſſe zu machen, um damit entweder die auf ſeinem Grundſtücke haftende Hypothekenlaſt (Reſtkaufgeld) in kürzerer Friſt als ſtipuliert zu bezahlen, oder auch ſeine Wirtſchaft zu verbeſſern und ſich auf die eine oder andere Weiſe ſchneller vorwärts zu bringen.

Kaufleute (Vendiſten), welche ſich auf dem Gebiete der Geſellſchaft niederlaſſen, ſind verpflichtet, die Preiſe, welche ſie für Bedürfniſſe der Anſiedler fordern, oder denſelben für Landesprodukte bieten, der Kontrolle der Kolonie-Verwaltung zu unterwerfen, auch wird die Geſellſchaft durch Schaffung geeigneter Konkurrenz jeglicher Ausbeutung ſeitens der Vendenbeſitzer einen Riegel vorſchieben.

Der Wert des Zuckerrohres kann in den primitiven Mühlen, wie ſolche die Mehrzahl der Zuckerrohrpflanzer Südbraſiliens beſitzt, nie derart voll ausgenutzt werden wie in einer Rohrzuckerfabrik, wie ſolche die Rio Grande Nord-Weſt-Bahn auf ihrem Gebiete zu erbauen beabſichtigt. Ähnlich wie in Deutſchland bei den Rübenzuckerfabriken werden Feldbahnen die reife Frucht — das Zuckerrohr — nach der Fabrik der Geſellſchaft befördern; der Anſiedler erhält hier ſeine Ernte nach Kilogewicht in barem Gelde bezahlt und hat nicht nötig, wie bisher, mit dem mühſam ſelbſtgewonnenen Rohzucker nach der nächſten Kampſtadt zu fahren, um dort in allen Venden den gleichen Minimalpreis angeboten zu erhalten und dafür ſchließlich noch Waren anſtatt baren Geldes in Zahlung nehmen zu müſſen.

Mehl iſt einer derjenigen Konſumartikel, welcher nicht nur in Rio Grande do Sul, ſondern in ganz Braſilien vorzugsweiſe aus Argentinien eingeführt werden muß, da die Getreideproduktion des Inlandes den eigenen Bedarf nicht deckt.

Dem Weizenbau wird die Rio Grande Nord-West-Bahn auf ihren Kolonien ganz besondere Aufmerksamkeit widmen und denselben, z. B. durch Verteilung guten Samens, auf jede mögliche Weise fördern und die von den Kolonisten geerntete Frucht in eigenen Mühlen verarbeiten; was dann der Ansiedler über seinen eigenen Bedarf erntet, findet in der Getreidemühle der Gesellschaft stets einen normalen Käufer. Berücksichtigt man, daß an jeder Seite der tracierten, 781 km langen Eisenbahnlinie in einer Breite von 10 km sämtliche vorhandenen devoluten Ländereien der Rio Grande Nord-West-Bahn zu einem Minimalpreise von der Regierung des Staates Rio Grande do Sul zu Kolonisationszwecken überlassen sind, gelingt es der Gesellschaft ferner, durch eine intensive, mit dem Eisenbahnbau gleichmäßig fortschreitende Kolonisation, jene Ländereien der Kultur zu übergeben, so dürfte der Weizenbau an der Eisenbahnlinie derartige Dimensionen annehmen, daß zum mindesten die Bevölkerung von Rio Grande do Sul kein importiertes Mehl mehr zu kaufen, aber auch — an das Bundesschatzamt einen Eingangszoll dafür nicht mehr zu zahlen braucht.

Die Vorbedingungen für eine Ansiedlung auf dem Gebiete der Rio Grande Nord-West-Bahn und die Aussichten auf ein schnelles Fortkommen der Ansiedler daselbst sind durchaus günstig; jedoch ist Wohlstand auch dort nicht spielend zu erreichen. Große Barmittel sind zwar zur Ansiedlung nicht erforderlich, dagegen der ernste Wille zur Arbeit und die nötigen physischen Kräfte dazu.

Leitende politische Kreise Deutschlands werden eine Ansiedlung deutscher Auswanderer in den überseeischen Reichskolonien stets begünstigen und zwar — mit Recht. Wer aber die Steppenwirtschaft, deren Hauptbetrieb die Viehbesonders Schafzucht ist und welche dem Ansiedler, wie z. B. in Deutsch-Südwest-Afrika, die Haupterträge liefern muß, aus eigener Anschauung kennt*), der wird auch wissen, daß zu jenem Betriebe ein mehr oder weniger größeres Anlagekapital erforderlich ist, welches die Mehrzahl unserer deutschen Auswanderer nicht besitzt.

Den Strom dieser weniger bemittelten Auswanderer nach solchen außerdeutschen Ländern zu lenken, woselbst neben günstigen Erwerbsverhältnissen die Erhaltung deutscher Sprache und Sitte gewährleistet ist, war seit Jahren das Bestreben deutsch-nationaler Kreise und dürfte es auch für die Zukunft bleiben. Wohl in keinem Teile der Welt hat sich das Deutschtum reiner erhalten als hier in Südbrasilien und dort mehr zusammengeschlossen als im Staate Rio Grande do Sul, woselbst aus der geringen Zahl von einigen dreißig Deutschen, welche vor etwa 77 Jahren als erste Ansiedler (S. Leopoldo) sich niederließen, durch Nachwuchs und Zuwanderung die stattliche Zahl von über 200 000 Köpfe emporgewachsen ist. Daß die Gesamtzahl der in Südbrasilien seßhaften Deutschen von mehreren Hunderttausenden in der wirtschaftlichen Entwicklung dieses Landes seit Jahrzehnten eine hervorragende, wenn nicht die erste Stelle eingenommen hat, ist eine Thatsache, welche von brasilianischer Seite nicht besser anerkannt, mehr gewürdigt werden konnte als dadurch, daß die Regierung des Staates Rio Grande do Sul

*) Persönlich. In der fast baumlosen Steppe Süd-Patagoniens traf Schreiber, zerstreut an den Ufern des Rio Coyle und Rio Gallegos wohnend, „Schotten", welche von den Falklandinseln eingewandert, mit Erfolg Schafzucht auf der dortigen Steppe betrieben.

durch Erteilung der Konzeſſion zum Bau einer der wichtigſten Eiſenbahnlinien an eine deutſche Geſellſchaft, die — Rio Grande Nord-Weſt-Bahn —, gleichzeitig die fruchtbarſte Zone des ſüdlichſten Staates von Braſilien „Deutſcher Koloniſation" überließ.

Groß iſt die Aufgabe, welche die Rio Grande Nord-Weſt-Bahn als „Deutſche Koloniſationsgeſellſchaft" ſich geſtellt hat, ſegensreich deren richtige Löſung für die deutſchen Anſiedler, ehr- und gewinnbringend für die Geſellſchaft, von der weittragendſten politiſchen Bedeutung jedoch für den Staat Rio Grande do Sul — indem ſie denſelben im wirtſchaftlichen Sinne unabhängig macht.

Einige Bausteine zur Geschichte der Evheſtämme (Togo).

Zuſammengetragen von G. Härtter, Miſſionar.

I.

Bis auf den heutigen Tag iſt es noch eine offene Frage, wie und wann die Negervölker in Afrika eingewandert ſind. Kein Blatt der Geſchichte giebt uns bis heute darüber Aufſchluß. Wohl iſt bekannt, daß ums Jahr 1800 v. Chr. die Hykſos, ein ſemitiſches Hirtenvolk, in Aegypten einfielen und ſich 3 Jahrhunderte lang dort behaupteten. Sie wurden zwar im Jahre 1500 v. Chr. wieder vertrieben, aber es iſt anzunehmen, daß ſie ſich in der Zwiſchenzeit mit den vorher dort wohnhaften Völkerſchaften vermiſchten. Im Jahre 1700 v. Chr. kamen die Iſraeliten nach Aegypten und wurden im Jahre 1500 v. Chr. durch Moſes wieder ausgeführt. Ferner wiſſen wir, daß die Abeſſynier aus Aſien in Afrika einwanderten und ſich im Hochland von Habeſch feſtſetzten. Ebenſo iſt bekannt, daß die Phönizier an der Küſte Nordafrikas landeten und Karthago gründeten. Im 5. Jahrhundert n. Chr. drangen die Vandalen in Nordafrika ein und eroberten Karthago; aber ſchon im folgenden Jahrhundert wurde das Vandalenreich durch das oſtrömiſche Reich zerſtört. Dieſen folgten im 7. Jahrhundert die Araber unter Omar und eroberten Aegypten und Karthago. Endlich überfluteten im 16. Jahrhundert die Türken, von Aſien kommend, ganz Aegypten und Nordafrika und nahmen es in ihren Beſitz. Einige dieſer Völkerſchaften haben ſich dauernd niedergelaſſen und ſich mehr oder weniger mit der Bevölkerung, die ſie antrafen, vermiſcht; andere haben erkennbare Spuren ihres ehemaligen Daſeins hinterlaſſen; dagegen weiß man von einzelnen dieſer Völkerſchaften nicht mehr mit Sicherheit zu ſagen, ob noch Spuren ihres einſtigen Daſeins vorhanden ſind oder nicht. Aber mit keinen dieſer geſchichtlich beglaubigten Völkerſchaften und -Stämme ſind die Neger ſo nahe verwandt, daß man ihre Einwanderung mit dem einen oder anderen Ereignis in Verbindung bringen könnte. Wahrſcheinlich jedoch iſt, daß alle Neger und negerartigen Völker ein und dieſelbe Heimat haben, vielleicht Südaſien; denn man findet bei den Negervölkern manches, was auf aſiatiſchen Urſprung deutet. So ſtammt z. B. ein großer Teil der Kulturpflanzen und Haustiere zweifellos aus Aſien. Ebenſo haben die Geräte und Waffen der afrikaniſchen Neger häufig große Aehnlichkeit mit den der aſiatiſchen und auſtraliſchen.

1. Die früheren Wohnſitze der Evher.

Auch die Erinnerung der Evheſtämme in unſerem heutigen Togoland reicht nicht ſo weit zurück in die Vergangenheit, um ſagen zu können, woher ſie gekommen ſind. Aber allgemein iſt die Annahme, daß ſie von Norden kommend in

ihre heutigen Wohnſitze eingewandert ſind. So wiſſen z. B. die Angloer noch zu ſagen, daß ſie urſprünglich in Adele wohnten, daß ſie aber von dort nach Notsie, im Nordoſten des heutigen Evhelandes gelegen, ausgewandert ſeien. Dort wohnten ſie nicht blos mit den übrigen Evheſtämmen, ſondern auch mit den Akwamuern und Dahomern zuſammen. Doch infolge eines heftigen Streites, der unter ihnen ausbrach, ſahen die Akwamuer ſich genötigt, auszuwandern. Urſprünglich ſollen ſie nicht ſo genannt worden ſein, aber weil die Evheſtämme lange Zeit jegliche Spur von ihnen verloren hatten, nannten ſie ſie nicht mehr mit dem urſprünglichen Namen, ſondern Aſobuawo, d. h. ſolche, deren Fußſpuren verloren gingen. Im Laufe der Zeit ſoll aus dieſem Aſobuawo, Akwamuawo d. h. Akwamuer geworden ſein. Freilich heute würde niemand denken, daß auch die Akwamuer urſprünglich ein Evheſtamm ſein ſollen; denn infolge ihres jahrhunderte langen Wohnſitzes unter dem Tſchivolk auf der Goldküſte haben ſie faſt gänzlich deren Sitten und Gebräuche angenommen.

Nachdem die Akwamuer abgezogen waren, griffen auch die anderen Evheſtämme, vor allem die Angloer und Dahomer zum Wanderſtab und ließen ſich an einem Ort nieder, den ſie Dogbonyigbo nannten. Hier wohnten ſie wieder mit anderen Evheſtämmen, die ſie nicht mehr alle mit Namen wiſſen, unter denen aber jedenfalls die Aguer waren, eine lange Zeit. Auch von hier aus löſten ſich wieder etliche Stämme los und wanderten nach Süden, und als wieder ein Streit unter ihnen ausbrach, da griffen auch die Dahomer, Angloer und Beer zum Wanderſtab. Die Dahomer zogen nach Süden bis ans Meer und gründeten dort die Stadt Vhlahu. Später wandten ſie ſich nach Oſten, bis ſie auf die Yorubaer ſtießen und gründeten eine Stadt, die ſie Davheme nannten, was allmählich in Dahome umgewandelt wurde; denn „ho“ heißt in der Dahomeſprache Haus, Heim, Heimat. Im Laufe der Jahre wurde dieſer Name nicht nur auf dieſe Neugründung angewendet, ſondern auf das ganze Königreich Dahome. Die Angloer dagegen und viele andere Evheſtämme (Ho, Peki, Gbedzigbe, Agome u. a. m.) wandten ſich nach Notsie und wohnten dort eine lange Zeit. Nach ihrem früheren Namen, Dogboawo, wurden ſie auch in Notsie genannt. Die Angloer und Beer wohnten in einer Stadt namens Tegbe, während die Vhetaer in Agbleadome und die Klikoer in Ekli wohnten.

2. Veranlaſſung zur Auswanderung aus Notsie.

Während die Evheſtämme in Notsie wohnten, kam der König Aſimadi von Atando und warb um eine Angloerin. Er erhielt ſie zur Frau und ſie gebar ihm einen Sohn, den er Sri nannte. Als dieſer zum Jüngling herangewachſen war, ſtarb ſein Vater Aſimadi. Da er keine Beſtimmungen über ſeinen Nachfolger getroffen hatte, ſo entbrannte unter ſeinen verſchiedenen Söhnen ein heftiger Streit über die Nachfolgerſchaft, bis ſchließlich Sri den Königsſtuhl mit Gewalt an ſich riß und zu den Angloern nach Notsie floh. Die Angloer und übrigen Evheſtämme, die bis dahin noch keinen König gehabt hatten, nahmen Sri freudig auf und machten ihn zu ihrem erſten König. Aber auch jetzt noch wohnten ſie friedlich neben den Notsiern, bis eines Tages der Sohn des Notsiekönigs den kleinen Sohn des Königs der Dogboawo beim Spiel verwundete. Sri nahm darauf

ſeinen Sohn und verſteckte ihn. Gleichzeitig nahm er einen anderen Knaben, der eben geſtorben war und machte den Notſiekönig glauben, ſein Sohn ſei an der Verwundung, die ihm von ſeinem Sohn beigebracht worden war, geſtorben. Wohl oder übel mußte der Notſiekönig der Blutrache ihren Lauf laſſen und zugeben, daß ſein Sohn getötet wurde. Allein nicht lange nachher drang dies und das von dem Betrug in die Öffentlichkeit, ſo daß Sri endlich bekennen mußte, daß er den Notſiekönig betrogen habe. Darob wurde dieſer ſehr zornig und verlangte, daß der Sohn des Sri unter allen Umſtänden getötet werden müſſe. Da trat das Volk der Dogboawo zuſammen wie ein Mann und bat den Notſiekönig, von ſeinem Vorhaben abſtehen zu wollen. Zugleich verpflichteten ſie ſich, dem König alles thun zu wollen, was er je von ihnen verlangen ſollte. So befahl er ihnen, daß ſie ihm Lehm, vermiſcht mit Dornen und Kaktusſtacheln zu ſeinem Palaſt, treten ſollten. Obgleich er damit etwas faſt unmögliches von ihnen verlangte, ſo thaten ſie es doch. Aber als er dazu noch verlangte, daß ſie aus Kaktus und Dornen Seile flechten ſollten, damit er den Palaſt, den ſie ihm bauen, vollenden könne, da wurden ſie ärgerlich und zogen vor, Notſie zu verlaſſen, um der Tyrannei des Notſiekönigs zu entgehen.

Nach einer andern Überlieferung, die in vielem mit der obigen Erzählung übereinſtimmt, wurde ein Thronwechſel die Veranlaſſung zum Auszug der Evheſtämme aus Notſie. Von weiſen Räten unterſtützt, regierte ein guter König lange Jahre hindurch; aber ſein Nachfolger auf dem Throne, der noch ſehr jung war, entließ nicht nur die erfahrenen Ratgeber ſeines Vaters, ſondern verlangte von den jungen, die er an deren Stelle geſetzt hatte, daß ſie ſämtliche Älteſten ſeines Vaters töten ſollten. Sie richteten jedoch den Befehl nicht völlig aus, ſondern verbargen etliche von ihnen. Als der junge Tyrann glaubte, auf dieſe Weiſe ſeine Umgebung gereinigt zu haben, ſtellte er an ſeine Unterthanen das Anſinnen, Lehm mit den Stacheln von Kakteen und Dornen vermiſcht zu treten. Die noch lebenden Älteſten wieſen die Unterthanen an, zu gehorchen, was dieſe auch thaten, freilich um den teuren Preis, daß ihnen die Kaktusſtacheln und Dornen in den Füßen ſtecken blieben. Darob war der König verwundert und ſann darauf, ſeine Unterthanen noch härter zu quälen. Deshalb befahl er ihnen, daß ſie Kaktus und Dornen zu Seilen flechten, damit er das von ihnen zu bauende Haus damit einbinde. Wieder ſuchten die Bedrückten der Älteſten Rat und dieſe gaben ihnen den Rat, der König möge ihnen ein Muſter anfertigen, nach dem ſie arbeiten könnten. Dieſes Begehren weckte in dem König den Verdacht, daß noch von ſeines Vaters Älteſten am Leben ſein müſſen und er verlangte gebieteriſch deren Auslieferung. Statt deſſen rüſtete ſich das Volk zur Flucht.

Da wo dieſe Tradition noch bekannt iſt, findet ſich auch die nachfolgende über die Flucht. In Notſie wohnten die Unterthanen nicht an ein und demſelben Ort mit ihrem König zuſammen, und da das Volk nicht den Mut hatte, offen gegen den Tyrannen vorzugehen, ſo galt es, die Flucht unter allerlei Täuſchungen zu bewerkſtelligen. Etliche Leute wurden aufgeſtellt, die Trommeln in der üblichen Weiſe zu ſchlagen, um den König glauben zu machen, ſeine Leute ſeien luſtig und guter Dinge. Dabei zog die ganze Bevölkerung mit Hab und Gut ab und zwar rückwärtsgehend, um etwaige Nachforſchungen und Verfolgungen unmöglich zu machen. Bei Tagesanbruch wurde dem König mitgeteilt, daß ſein Volk ver-

ſchwunden ſei. Die Verfolgung blieb reſultatlos, weil überall auf den Wegen Fußſpuren herwärts, nie aber hinwärts entdeckt werden konnten. Und ſo gelang die Flucht.

3. Die Beſiedlung des heutigen Togolandes durch die Evheſtämme.

Obgleich dieſe Erzählung unter vielen Evheſtämmen bekannt iſt, ſo mutet ſie einen doch wenig glaubhaft an. Wie konnte auch ein Volk mit Hab und Gut auf den Köpfen, den Säuglingen auf dem Rücken, den Kranken und Greiſen ſo ſchnell hinwegeilen, und zwar auf ungebahnten Wegen, ſo daß die Verfolger ſie nicht mehr hätten einholen können! Und daß ſie in eine ungebahnte Wildnis hineinzogen, zeigt ſchon der Umſtand, daß ſie die 3—4 Tagereiſen nicht ununterbrochen zurücklegen konnten, vielmehr ſich ſchon nach kurzer Entfernung niederlaſſen mußten, um die für die nächſte Zukunft notwendigen Lebensmittel zu pflanzen. Hierfür finden ſich auch überall in den Erzählungen Belege. Wir werden darum nicht fehl gehen, wenn wir die erſte Tradition für die richtige halten und annehmen, daß das Volk der Dogboawo oder ſämtliche Evheſtämme mit ihrem König aus Notsie ausgezogen ſind. So weiß man von den Gbedzigbern und ihren Brüdern, den Pekiern, daß ſie ſich nach ihrem Auszug zunächſt in Agokpo (vielleicht zwiſchen Agu und der Landſchaft Danyi gelegen) niederließen. Schon der Bedürfniſſe wegen war es nicht möglich, daß die einzelnen Stämme dicht nebeneinander wanderten. So geſchah es, daß einzelne Stämme oder Familien ſich in den Bergen niederließen, um dort die Lebensmittel für ihren Weiterzug zu pflanzen. Als ſie aber fanden, daß das Land in den Bergen fruchtbarer ſei, als in der Ebene, ſo entſchloſſen ſie ſich bleibend an dieſen urſprünglich als Zwiſchenſtation gedachten Plätzen niederzulaſſen. So haben wir uns wohl die Beſiedelung des Inlandes von Togo zu denken, während die Stämme, die in der Ebene vordrangen, in der Hoffnung auf beſſeres Ackerland zu ſtoßen, ſchließlich bis an die Lagune und die Meeresküſte vorgedrungen ſind, wo das Meer ihrem Wandertrieb ein Ziel ſetzte. Von den meiſten dieſer Stämme wiſſen wir, daß ſie Jahre hindurch auf der Wanderſchaft waren. So erzählen z. B. die Angloer, daß ihre Vorfahren nach Tſevie bei Bolu gekommen ſeien. Dort machten ſie eine Halteſtation und pflanzten Bohnen. Aber ehe dieſe Bohnen reif waren, wollte ein Teil weiter, während der andere Teil die Bohnenernte abwarten wollte. Darum ſagten ſie zu ihren Stammesgenoſſen: „Miawola miano mia yome, ayi la netse na mi vie gbo“ = Wir werden euch folgen, wenn die Bohnen uns erſt etwas getragen haben. So wurde von da an der Ort Tſevie genannt, und bis auf den heutigen Tag halten ſich die Angloer und Tſevier für Nachkommen von ein und demſelben Stamm. Dieſe Annahme wird auch durch eine Sage der Gaer auf der Goldküſte beſtätigt, die die Eoher Ayigbewo nennen. Die Gaſtämme, die aus derſelben Gegend mit den Eoherii ausgewandert ſind, wanderten mit den Evheſtämmen Seite an Seite. Als ſie einmal neben einander wohnend Lebensmittel pflanzten und die Gaer bereits ihre Ernte eingebracht hatten, ließen ſie den Eohern ſagen, daß ſie weiterziehen möchten. Darauf antworteten die Eoher, ihre Bohnen ſeien noch nicht reif, ſie könnten noch nicht weiterziehen. Darüber ſcherzten die Gaer und ſagten: „Ayiwo gbe na wo“ d. h. die Bohnen verwehren es ihnen, woraus Ayigbewo geworden iſt und bis auf dieſen Tag gebraucht wird.

Da von einer früheren Bevölkerung des Eyhelandes bis jetzt nichts bekannt iſt, ſo kann man ſich die Einwanderung der Eyher auch gar nicht anders vorſtellen. Die Einwanderer hatten ein völlig wegloſes Gebiet vor ſich, bewohnt von wilden Tieren; Löwen, Leoparden und Herden von Eleſanten tummelten ſich in der weiten Ebene, neben Büffeln, Leyerantilopen und anderen großen Tieren. Die größeren Flüſſe waren unſicher durch Flußpferde und Krokodile, die ſich in dem üppigen Pflanzenwuchs ihrer Ufer verſteckt hielten. Und dieſen Gefahren gegenüber ſtanden etliche Häufchen Menſchen, bewaffnet mit Pfeil und Bogen.

Diente der Aufenthalt an den Lagerplätzen einerſeits der Pflanzung von Lebensmitteln, ſo andererſeits auch der Erforſchung des Landes; eine Arbeit, die hauptſächlich von den Kühnſten unter ihnen unternommen wurde. Eine große, ſchwere Arbeit, voller Gefahr! Heute geht kein Jäger in den Buſch ohne ein gutes Buſchmeſſer, das er abſeits vom Wege auf Schritt und Tritt handhaben muß. Damals aber war der Eyher noch nicht mit eiſernen Werkzeugen ausgerüſtet, ſondern nur mit Steinbeilen, wie ſie heute noch in großer Anzahl vorhanden ſind. So mußte dem damaligen Erforſcher des Landes ſchon in der Umgebung eines Lagerplatzes die Erforſchung der Gegend ein ſchweres Stück Arbeit werden. Darum ſcheint uns, daß das Vordringen der Einwanderer nur ſehr langſam ſtattgefunden haben kann. Dies dürfte um ſo mehr der Fall ſein, als nach den Ausſagen verſchiedener Stämme die Einwanderer ſich ſehr bald von einander loslöſten, ja daß dann und wann die Glieder ein und desſelben Stammes nicht einmal zuſammen geblieben ſind, wie wir ſpäter Gelegenheit haben werden, zu ſehen. Jede Gruppe marſchierte eben für ſich und ſuchte, ſo gut und ſo ſchnell ſie konnte, die ſchweren Hinderniſſe, die ſich ihr entgegenſtellten, zu beſeitigen.

Anfänglich werden ſämtliche Stämme des Eohevolkes miteinander marſchiert ſein; aber bald wird ſchon die eigene Exiſtenzfrage und der Kampf ums Daſein ein getrenntes Wandern notwendig gemacht haben. Während man ſich an einem Ort vorübergehend niederließ, unterſuchten die einzelnen Familien das um ſie herliegende Land, und wenn die Zeit zum Aufbruch kam, beliebte dieſe oder jene Familie an einem ihr paſſenden Orte dauernd ſich niederzulaſſen. So haben ſich beiſpielsweiſe die Bewohner vom Agu nur zwei kleine Tagereiſen von der alten Heimat entfernt, bis ſie ſich in ihren heutigen Wohnſtätten niederließen. Ihnen iſt wohl der hohe Berg, den ſie ſchon aus weiter Ferne ſahen, das Ziel ihres Wanderns geweſen. So zeigen die Agu-Nyogboer noch heute die Stätte, wo die Angloer oder ein Teil derſelben in alten Zeiten neben ihnen gewohnt haben ſollen. Aber nur für kurze Zeit haben dieſe und andere Stämme ſich an ſolchen Zwiſchenſtationen feſthalten laſſen. Bei ihnen war der Trieb ins Weite zu ziehen ſtärker. Sie ſuchten beſſeres, bis ſie ſchließlich an der breiten Ketalagune ſtanden, die zunächſt ihrem Wandertrieb ein Ziel ſetzte. Aber auch dieſe wurde in Fächerpalmbooten gekreuzt, und erſt als das Meer ihrem Wandern ein Ziel ſetzte, ließen ſich die Vorfahren dieſes Stammes bleibend nieder. Andere zogen hinter der Lagune weiter und weiter und gelangten ſchließlich an den Volta, den ſie bei niedrigem Waſſerſtand überſchritten, ſo die Avatimer, Nyagboer, Tafier, Haver, Wodzer u. a. So wohnt heute noch ein Teil der Kpeler im Südweſten des Evhegebiets in Ada. Ebenſo ſcheinen auch Reſte des Angloſtammes den Volta überſchritten und lange Zeit in Prampram gewohnt zu haben. (Siehe Reimdorf „History of the Gold-Coast and Asante“ S. 31.)

Systematisch ist es jedenfalls bei der Besiedelung des Evhelandes nicht zugegangen, vielmehr erhält man den Eindruck, daß es recht willkürlich geschah, und daß der Zufall eine große Rolle gespielt habe. So haben z. B. die vereinigten Gbedzigber und Pekier gleichzeitig die Heimat verlassen und sind beisammen geblieben bis nach dem heutigen Gbedzigbe. Hier haben sie sich häuslich eingerichtet; aber nachdem sie nach 6jährigen Aufenthalt Nachricht von der nicht allzu fernen Meeresküste erhalten haben mochten, verließen sie den Platz und zogen südwärts. Als sie aber auf Hindernisse und feindliche Völkerschaften stießen — wahrscheinlich die Guangs — mußte der Gedanke, an die Küste zu kommen, aufgegeben werden, und während die Hälfte der Wandernden im Pekithale eine neue Heimat fand, kehrte die andere Hälfte enttäuscht nach dem alten Wohnort zurück. Andre hatten andre Geschicke. Z. B. die Kpedzer hatten sich nach der Einwanderung auf den Bergen des heutigen Lume und Dodome oberhalb Matse niedergelassen. Dann traten Ereignisse ein, die sie veranlaßten, einen andern Platz zu suchen. So zogen sie nach einem Ort, den sie Lēmo nennen, und der zwischen Safievhe, Tshome und Siafi gelegen ist. Hier löste sich eine Familie los und begab sich nach Peki, wo sie bei den Avetilern Aufnahme fand. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht lange, und sie brachen abermals auf und zogen an den jetzigen Ort, wo sie sich von einem jetzt völlig ausgestorbenen Stamm Land erwarben. Aber ihre Beziehungen zu Peki haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Veer kamen auf ihrer Wanderung von Notsie her an das Agomegebirge. Dort angekommen, konnte eine Frau Gbana nicht mehr weiter, weil sie vor ihrer Entbindung stand. Ihre Familie blieb mit ihr zurück, und gründete das heutige Gbanave, während der Stamm über das Gebirge weiterzog, hinunter in die Dahi-Ebene, wo er sich von Gbakpati aus seine Dörfer anlegte. Die in Gbanave hatten kühne Jäger unter sich. Sie erlegten einen Elefanten und gründeten an der Stelle ein Dorf, das heutige Nyioe. Die Agomer wohnten früher ebenfalls zusammen, und zwar auf dem Gebirge, dem heutigen Kpoeta zu; aber es war Streit unter ihnen entstanden, der sie veranlaßte, den damaligen Wohnsitz zu verlassen und sich familienweise neue Wohnplätze aufzusuchen. Die eine Familie zog hinter den Fluß zurück, das heutige Agome-Tomegbe, die andern siedelten sich da und dort an

Ähnlich ist es auch mit der Besiedelung des Küstenlandes gegangen. Hier mag uns die Überlieferung, wie sie der Angloſtamm noch besitzt, als Wegleiter dienen. Bis in die Gegend von Gavhe marschierten die Küstenstämme zusammen; dort aber trennten sich die Vhenyier, Tover und Akoevher von den Angloern. Auch die Angloer selbst lösten sich nach und nach in ihre einzelnen Familien auf. So zog z. B. der König der Angloer, Sri, auf dem Keviweg weiter, und kam bei Avhivhe an die Ketalagune. Die Avhivher ließen sich dort nieder, während Sri mit seinen Leuten bis Kodzi, eine Insel in der Ketalagune, vordrang und dort die Stadt Kodzi gründete. Sein Onkel Vhenya mit seinen Leuten kam nach dem heutigen Tsevie. Dort machte er, wie wir bereits gehört haben, eine Haltestation, und als er von dort weiterziehen wollte, blieben etliche seiner Leute zurück, weil ihre Bohnen noch nicht reif waren. Bei Vheta stieß auch er auf die Lagune und bat die Vhetaer mit ihrem Häuptling Ago, sich hier bleibend niederzulassen, damit wenn noch Nachzügler kommen sollten, sie ihnen sagen könnten, wohin sie sich gewandt haben. Er selbst aber umfuhr mit seinen Leuten die

Ketalagune bis er an das gegenüberliegende Ufer kam. Als er des Ortes ansichtig wurde, an dem heute Keta liegt, rief er: „mekpọ ke we ta“, d. h. ich habe den Kopf des Sandes gesehen. Hier ließ sich sein Sohn Akaga mit seinem Sohn Avhanyedo nieder und nannten den Ort Keta. Vhenya aber zog weiter, um sich die Küste genauer anzusehen und kam zunächst nach Tegbui, und als er auch hier weiter zog, blieb sein Neffe Akpamanyagbli mit seiner Familie in Tegbui und gründete die Stadt Tegbui-Vhedome. Doch der Marsch in dem tiefen Küstensand muß den alten Mann sehr bald ermattet haben; denn als er an den Platz kam, auf dem heute die Hauptstadt des Anglostammes Angloga steht, da war er sehr müde und sagte: „Nyeamā meva ṅlọ; afiadekeyiyi megale ṅunye wò; afišia ko tši ge mala“, d. h. „Ich bin ganz gekrümmt. Nirgends mehr hingehen gefällt mir; hier will ich bleiben.“ Bald hörte Sri auf Kodzi, daß sein Onkel jenseits der Lagune angekommen sei. Sofort machte er sich mit den meisten seiner Leute auf, um zu seinem Onkel zu gehen und bei ihm zu wohnen. So sind es nach der Überlieferung der Angloer 4 Städte, die anfänglich von ihnen gegründet, und von denen aus das übrige Land bevölkert wurde: Keta, Tegbui, Anloga und Kodzi.

Der Hauptcharakterzug dieser Zeit war Spaltung und Trennung. Die Familien verästelten sich in ihre einzelnen Bestandteile, zwar mit dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, aber räumlich oft sehr weit von einander getrennt, z. B. Fodome und Abutia, Agome, um die Station Misahöhe her, mit einer Kolonie in der Nähe von Anum. Anglo mit Ablegern in Tsevie und Keviga und anderen Orten. Jede Familie suchte einen ihr passenden Platz, wobei die Ansichten oft auseinander gingen und bei gänzlichem Mangel an einheitlicher Führung stets neue Teilungen verursachten. Sicherlich sind oftmals die Erwartungen der Ansiedler getäuscht worden. Hier fehlte es an einer permanenten Quelle, dort ließ die Fruchtbarkeit des Landes zu wünschen übrig. Anderswo gab es auch wohl Streitigkeiten in den Familien, die eine weitere Trennung herbeiführten. Diese und andere Einflüsse veranlaßten wieder zu einer Verlegung der Wohnsitze, wenn auch nicht mehr in größere Entfernungen.

Dadurch war auch eine einheitliche Regierung verloren gegangen. Die Stämme als solche hatten sich aus dem Auge verloren, und es brauchte Zeit, bis die nicht nachbarlich wohnenden Stammesteile und Stämme sich wieder gefunden hatten; denn der gegenseitige Verkehr war einstweilen durch das Fehlen der Wege sehr erschwert. Wege entstanden erst, als das Wandern einigermaßen zum Stillstand gekommen war, und auch dann war niemand bemüht, rationell Verkehrswege herzustellen. Das scharfe Ohr hörte in den stillen Abendstunden die dumpfen Klänge einer Trommel, und man erkannte darinnen die Anwesenheit anderer in kürzerer oder weiterer Entfernung. Neugierig schlich man sich hinan, und nach und nach bahnte man notdürftige Wege von Farm zu Farm, von Dorf zu Dorf. Sicherlich sind die meisten Wege auf diese Weise entstanden, was man mit Leichtigkeit an den zwecklosen Krümmungen und oft großen Umwegen nachweisen könnte.

Hatte eine Familie sich irgendwo niedergelassen, so betrachtete sie selbstverständlich auch die Umgebung ihrer Ansiedelung als ihr Eigentum, und hier ist der Punkt, an dem wir eine bedeutsame Änderung für die nächstfolgende Periode eintreten sehen. Einigermaßen daran gewöhnt ein großes Areal als Eigentum anzusehen, mußte man plötzlich das Eindringen anderer auf dem für selbstverständlich geglaubten Eigentum wahrnehmen. Neue Stämme kamen noch nach,

andre verließen die bereits heimisch gewordenen Plätze aus irgend einer Nötigung. Der Friede war gestört, die Ruhe vorbei, und der Kampf begann. Der Stamm der Kpandoer, offenbar einer der spät eingewanderten, arbeitete sich bis an den Dayi durch. Diesen bei hohem Wasserstand bedeutenden Fluß scheint er bei hohem Wasserstand erreicht zu haben. Diesseits fand er keinen passenden Platz zur Niederlassung; da gelang es ihm, eine Stelle zu entdecken, an der man, von Fels zu Fels vordringend, das jenseitige Ufer erreichen konnte. Um die Übergangsstelle, im Falle eines Rückzugs, leicht wieder finden zu können, wurde in einen gabelförmigen Baum ein Stein gelegt. (Dieser Stein soll, wenn der betreffende Baum abstirbt, auf einen andern gelegt werden und heute noch vorhanden sein). Glücklich drüben angekommen, drang man weiter vorwärts und stieß in der Gegend des heutigen Kpando auf Wohnstätten. Es gelang den Kpandoern, sich der Niederlassungen zu bemächtigen und die Bewohner zu verjagen. Die Verjagten sollen den Namen Kpe, Kpeawo geführt haben. „Kpeawo miedo" wäre das Losungswort der Kpandoer gewesen, aus dem der Name Kpando entstanden sei.

Konnte es einem numerisch überlegenen Stamm, wie den Kpandoern, gelingen, die Schwächeren zu vertreiben, so war das anders, wo ungefähr gleiche Kräfte sich einander gegenüber standen. Die einen nötigte der Schutz des häuslichen Herdes zum Aufbieten aller Kräfte gegen die Eindringlinge, während den andern die Sorge um die Existenz Kraft und Mut verlieh. Die Avatimer, die zuerst in Fante sich angesiedelt hatten, kehrten aus unbekannten Gründen nach Adangme bei Ada zurück. Aber ihre scheußlichen Thaten machten sie ihren Nachbarn überdrüssig, und sie jagten sie zum Land hinaus. Sie faßten den Adaklu als Ziel ins Auge; aber als sie ihn rings herum bevölkert fanden, zogen sie weiter und fanden schließlich in den fruchtbaren Thälern von Tafiehe und Matse eine Unterkunft. Aber auch hier war man ihrer bald müde, und sie verließen den Ort, nachdem sie die Quellen verstopft hatten, und zogen nach Nyagbo, welcher Stamm damals auf dem Gebirge wohnte. Von diesen freundlich aufgenommen, erreichten sie unter Führung der Nyagboer ihre jetzigen Wohnsitze. Aber auch hier waren sie als Eindringlinge nicht willkommen. Akome und Kpedze lagen damals auf dem Gebirge südlich von Avatime und befehdeten von hier aus die Avatimer fortwährend. Von Westen her machten die Tafieoher Einfälle, während von Norden her die Tafier dafür sorgten, daß der Streit nicht aufhörte. Dazu waren im Lande selbst Stämme, denen die Avatimer nicht angenehm waren. Die Bayawo, Gbeoier und andre wollten sich ihren Besitz nicht schmälern lassen. Trotz alledem gelang es den Avatimern nicht nur, ihre Existenz zu behaupten, sondern auch eine Art Oberhoheit über die Stämme zu erringen und so schließlich geordnetere Zustände herbeizuführen.

Ähnlich waren auch die Zustände unter den Stämmen an der Küste. So war z. B. das weite Avenogebiet noch unbewohnt, als der erste Einwanderer mit seinem Anhang in das Land einzog. Dies war ein Mann namens Senua, den die Akwamuer aus seinem Wohnsitz vertrieben hatten. Er gründete mit seiner Familie die Stadt Aveno Vhedo und besiedelte von da aus das Avenogebiet. Eine zweite Familie, die im weiten Avenogebiete neue Wohnsitze suchte, war eine Familie, die einer verübten Mordthat wegen von ihren Stammesangehörigen aus Lume vertrieben wurde. Auch die dritte Familie, die sog. Atsiameawo, wurden ebenfalls

einer Mordthat wegen aus Tſamla, woſelbſt ſie nach ihrem Auszug aus Notſie ſich niedergelaſſen hatten, von den Akwamuern mit ſamt den Agaveawo vertrieben und gründeten die Stadt Tſiame jenſeits der Lagune, während die Agaveawo unter den Angloern ihre Wohnſitze aufſchlugen. Ähnlich erging es auch dem unter den Angloern bis heute in großem Anſehen ſtehenden Vorfahren Le. Nach der Überlieferung ſoll er urſprünglich in Lekpo an den Ufern, bezw. auf einer Inſel des Volta gewohnt haben. Eines Tages ſpielte ſein Enkel und der einer ebenfalls dort wohnenden Frau mit Pfeil und Bogen. Dabei war der Enkel der Frau ſo unglücklich, den Enkel des Le mit einem Pfeil zu treffen, ſo daß er bald darauf an der Verwundung ſtarb. Darob wurde Le ſehr zornig und verlangte einen Mann aus der Frau Familie, den er tötete. Nicht lange nach dieſem Vorfall kam eine Teuerung ins Land; und da kein Fleiſch zu bekommen war, ſo fing Le die Katze dieſer alten Frau und ſchlachtete ſie. Sobald die Frau dies erfuhr, verklagte ſie Le bei dem König der Akwamuer, und dieſer verurteilte ihn zur Zahlung von ſo viel Menſchen, als die Katze Haare hatte. Le verſprach es zu bezahlen; aber in der Stille fing er an, Boote zu zimmern, und eines ſchönen Tages machte er ſich mit ſeiner Familie auf und davon. Als zu den Angloern gehörend, wurde er von dieſen freundlich aufgenommen. König Sri, der noch gelebt haben ſoll, wies ihm ſeinen Wohnſitz bei einer Frau namens Vhi an, die ihn freundlich aufnahm, und zu deren Familie ſeine Nachkommen bis auf den heutigen Tag gezählt werden.

Endlich müſſen wir noch zwei kleinere Stämme erwähnen, die noch etwas mit den Angloern verwandt ſind. Es ſind dies die Avhivher und Aboloawo. Sie verließen mit den Angloern Notſie; konnten aber nicht ſo ſchnell vorwärts kommen wie die Angloer. Zufällig ſtießen ſie unterwegs wieder zu Sri mit ſeinem Anhang in Doveme, und als Sri von dort aufbrach, brachen auch die Avhioher und Aboloawo auf und zogen mit ihm, bis ſie an den Rand der Lagune kamen. Dort ließen ſie ſich nieder, während die Angloer noch weiter zogen. Sie gründeten eine Stadt an Stelle des heutigen Abolooe. Hier wohnten ſie lange Zeit mit den Angloern und Vhetaern in Ruhe und Frieden. Als aber die Aboloawo eine Anglofrau die von Vheta nach Anglo wollte, töteten, da erklärten die Angloer im Bunde mit den Vhetaern ihnen den Krieg. Die Aboloer wurden geſchlagen und mußten Haus und Hof verlaſſen. Die Überreſte flohen nach Tſevie und Davie und wohnen dort bis auf den heutigen Tag. Die Avhioher aber, die mit den Aboloawo verbündet und ebenfalls geflohen waren, wurden von den Angloern wieder zurückgebracht und mit dem Land der Aboloawo beſchenkt. So könnten noch manche Beiſpiele davon angeführt werden, wie zwar nicht ganze Stämme, aber einzelne Familien oder ganze Stammesteile fern von dem eigentlichen Stammſitze verſchlagen wurden. So haben wir bereits gehört, wie Teile des Angloſtammes bis nach Ehve und Ave gekommen ſind. Andere, z. B. Teile von Dzodze, kamen bis an den Volta und haben teils den Volta überſchritten, teils ſind ſie diesſeits des Volta geblieben und bilden heute den Stamm der Mafier.

4. Der Verkehr mit den Europäern.

Zu dieſen Störungen des Friedens, die aus dem Innern hervorbrachen und Spaltung und Trennung nach ſich zogen, geſellten ſich im Lauf der Zeit noch

ſolche, die von außen an ſie herantraten, denn von dem Augenblick an, von dem unſre Ewher mit den Europäern bekannt wurden, war es mit ihrem Frieden vorbei. Ein charakteriſtiſches Beiſpiel liefert uns der Angloſtamm. Wir haben bereits gehört, daß ein Sohn des Älteſten Bhenya, Akaga mit Namen, ſich an dem Ort niederließ, an dem heute Keta ſteht. Bald nach der Anſiedlung, ſo wird erzählt, ſeien die Europäer, die Portugieſen und ſpäter die Dänen gekommen, um in Keta eine Sklavenfaktorei zu gründen. Von überall her ſeien da die Leute gekommen, um den Europäern zu dienen und Geld zu verdienen. Wie es noch heute ſei, ſo ſei es ſchon damals geweſen. Die Ketaer verdienten viel Geld und fingen an, die Auswärtigen zu verlachen und zu verſpotten. Dieſe Uneinigkeit bemerkte auch ein däniſcher Kommandant und benutzte die Gelegenheit, die Ketaer gegen die Angloer aufzuſtacheln. Eines Tages verteilte er Gewehre und Pulver unter die Ketaer mit der Aufforderung, mit den Angloern zu kämpfen, damit er auch einmal ſehe, wie Schwarze unter ſich Krieg führen. Aber die Angloer gaben den Ketaern den Rat, blind zu ſchießen und etliche Hunde zu köpfen, deren Köpfe ſie dann als die der Gefallenen dem Kommandanten zeigen ſollten. Aber die Ketaer, jedenfalls übermütig infolge ihrer vielen Gewehre, begannen ſcharf zu ſchießen, weshalb die Angloer, die darauf nicht vorbereitet waren, ſich zurückziehen mußten. Die Angloer ließen ſich dieſen Treubruch nicht gefallen und griffen kurze Zeit darauf die Ketaer mit großem Ungeſtüm an und ſchlugen ſie vollſtändig in die Flucht. Der ganze Stamm mußte fliehen und ſich einen neuen Wohnſitz bei den Klikoern ſuchen. Als ſie in die Nähe von Kliko kamen, da weigerte ſich ihr König, Amu mit Namen, weiter zu ziehen. Darum befahl er ſeinen Unterthanen, ſich ruhig zu verhalten und ja keinen Streit mit den Klikoern anzufangen. So lebten ſie lange Zeit zwiſchen Furcht und Hoffnung. Nie wußten ſie, ob nicht eines Tages die Klikoer oder die Angloer kommen und ſie überfallen würden. Darum waren ſie froh, als eines Tages ein Zauberer erſchien, der ihnen ſagte, daß, wenn ſie ein Opfer bringen würden, ſo würde der Krieg aufhören. Gerne gingen ſie auf die Forderung ein und opferten einen Widder. Den Kopf grub der Zauberer in die Erde, ſo daß die beiden Hörner noch herausſchauten. Nicht lange darauf wuchſen zwei Sopalmen aus dem Widderkopf hervor, wie der Zauberer prophezeit hatte, und ſie nannten von da an ihre Niederlaſſung Agbodzodome (zwiſchen den Widderhörnern), unſer heutiges Agboſome, das etwa 6 Stunden von Lome entfernt iſt. Ein kleiner Teil der Ketaer wurde bis nach Togo verſchlagen und gründete dort die beiden Städte Keta und Seva. Die Folge des unſeligen Anſinnens dieſes Europäers war, daß dieſer Stamm, der heute den Namen Someawo (Bewohner unter der Sopalme) trägt, nicht nur ſein Hab und Gut, ſondern auch ſein Land verloren hat; denn auch heute noch beſitzt der ganze Stamm keinen Fuß breit Land, ſondern wenn einer eine Plantage anlegen will, ſo muß er zu einem Klikoer gehen und dieſen erſt um Abtretung eines Stück Landes bitten.

Welchen verderblichen Einfluß überhaupt die Europäer in jener Zeit auf die Neger an der Weſtküſte Afrikas ausübten, ſagt Cruickſhank S. 138: „Es iſt unmöglich, den Urſprung dieſes Verkehrs zwiſchen den europäiſchen und den Negerſtämmen an der Weſtküſte Afrikas zu betrachten, ohne zurückzuſchaudern vor dem grauenvollen Gemälde, daß ſich mit ihm verknüpft. Wir ſehen den weißen Verführer vor dem verblendeten Auge des rohen Wilden die wertloſen flinkernden Tändelwaren eines künſtlichen Geſellſchaftszuſtandes auskramen und ihn auffor-

dern, nun auch die Produkte ſeines Bodens zu zeigen. Wir bemerken, wie aus ſeinem Auge der Blitz der Habgier ſpringt, als er mit Staunen und Verwunderung Anzeichen von Gold entdeckt und mittelſt verſtändlicher Zeichen erfährt, daß das Land reich daran iſt. Wir ſehen, wie nachdrücklich und feurig er ſie zur Entdeckung ihrer verborgenen Schätze zu bewegen verſucht, wie ſeine Gier bei der Kleinheit des Vorrats ſich getäuſcht ſieht, wie ſein Verdacht erregt wird, daß ſie die Schätze vor ihm verhehlen und verſtecken; wie er ihnen ſchmeichelt, wie er ihnen droht, wie er ſie foltert, wie er ſie mordet. Endlich breitet er die Schwingen ſeines Schiffes wieder aus und ſinkt allmählich vor ihrem erſtaunten Blick unter dem Saum des Horizonts hinab."

„Bemerke aber nun, welch eine Veränderung dieſer fremde Beſuch in dieſen ſchlichten Menſchen bewirkt hat. Kaum haben ſie ſeine fernen Segel aus den Augen verloren und ſich noch nicht ganz von ihrer unbeſtimmten, vagen Überraſchung erholt, als ihre ganze Aufmerkſamkeit von der Betrachtung der Artikel, die unter ſie verteilt wurden, verſchlungen wird. Alsdann werden dieſe die Gegenſtände eines heftigen Verlangens und fallen zuletzt nach Hader und Kampf dem Starken zu. Nun ſehen wir die Wirkung dieſes neuen Elements auf den geſelligen Verkehr. Sich nicht mehr begnügend mit der Befriedigung ihrer früheren einfachen Bedürfniſſe, nehmen neue Bedürfniſſe und Gelüſte ihre Gemüter in Beſitz. Und dieſen, hat man ſie glauben gelehrt, können ſie Genüge leiſten, wenn ſie mit dem weißen Manne das Gold ihres Bodens gegen die erſehnten Gegenſtände austauſchen."

„Zur Erlangung dieſes Goldes iſt Arbeit nötig, und zur Arbeit ſind Hände nötig. Die Häuptlinge und Kabuſiere erzwingen den widerſpenſtigen Gehorſam eines Teils des Stammes, deſſen Dienſte ſie als ein Recht beanſpruchen, das erſt durch den natürlichen Gehorſam des Kindes gegen den Vater erworben und dann durch überlegene Kraft und Gewohnheit des Befehlens befeſtigt worden iſt. Der Wert dieſer Dienſte, der vorher mit ziemlicher Gleichgültigkeit betrachtet worden war, wird nunmehr in ſeiner vollen Geltung gewürdigt. Während ſie den Boden nach Gold umgraben und waſchen, in Erwartung der Rückkehr des weißen Mannes mit ſeinen erſehnten Waren, und während ſie jedes Häuflein des gewonnenen koſtbaren Minerals zu dem Vorrat legen, den die Häupter der Familien jetzt ſyſtematiſch anzuſammeln beginnen, erfüllen ihre Phantaſie angenehme Träume von ihrer neubackenen Wichtigkeit und regen ihre Begierden auf. Oft ſchweifen ihre Augen ſehnſüchtig über die Waſſerwüſte hin, um des Fremdlings weiße Segel zu erſpähen. Jeder folgende Morgen und Abend ſieht ihre erſten und letzten Blicke nach dieſer Richtung hingewandt, und während die Zeit dahinfließt und ihre Hoffnung ermattet, kehren ſie ſich mit einer gewiſſen heiligen Scheu zu den wenigen ihnen verbliebenen Andenken des weißen Mannes hin und ſehen die Dinge an, die ein Geiſt, der ſie beſuchte, zurückgelaſſen hat."

„Endlich zeigt ſich abermals ein Segel, und obgleich längſt ſchon brünſtig herbeigeſehnt, traut ſich der Eingeborene doch nicht ohne ſtarke Regungen der Furcht in die Nähe des weißen Mannes. Und wie ſeltſam, wie kompliziert ſind die Empfindungen, mit denen er ihn betrachtet! Sein wundergleiches Nahen aus dem fernen Ozean, den er als Grenze der Welt anzuſehen gewohnt geweſen iſt, ſein Fahrzeug, dieſes gehorſame, ſcheinbar lebende Weſen, das er, während es ſeinen Lauf hemmt und ſeine Schwingen in Falten legt, als den Geiſt des großen

Waffers anſieht: die Farbe, die Kleidung, die Waffen des fremden Volkes, ſo ganz verſchieden von allem, was ihm bekannt iſt; die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Dinge, die vor ſeinem ſtaunenden Blick ausgebreitet werden; die Gier, mit welcher dieſe gegen den anſcheinend wertloſen Erdſtaub ausgetauſcht werden; die Ordnung, welche in der kleinen Welt an Bord herrſcht; der laute Donner ſeines Geſchützes; die ganze reiche Menge ihm gänzlich neuer Gegenſtände, die ſeinen Sinnen ſich darbieten — alles erfüllt ſein Gemüt mit einer ſolchen außerordentlichen Verwirrung und Berauſchung, daß er an der Wirklichkeit ſeiner Eindrücke zweifelt und ſich unter dem Bau eines Zauberers glaubt."

„Während er daſteht, in Zweifel verſunken, zu welcher Klaſſe von Weſen er dieſe neuen Ankömmlinge rechnen, ob er ſie als wohlwollende Geiſter, gekommen ihn zu beglücken, oder als böſe Dämonen, gekommen ihn zu quälen, betrachten ſoll, ſteigt der ſeine Geiſt ihres „Feuerwaſſers" ihm ins Gehirn, und übertriebene Vorſtellungen von ihrer Macht nehmen ſeine Phantaſie gefangen."

„Aber ach! bald erwacht er aus dieſem trügeriſchen Traume, um die ganz außerordentliche Änderung zu gewahren, welche dieſe neuen Bekannten in ſeiner Seele zuwege gebracht. Hier baut jetzt die Habſucht ihren Thron auf und behauptet ſich in ihrer ſündhaften Herrſchaft durch alle Art von Ungerechtigkeit und Tyrannei. Die Bande des Bluts werden für nichts geachtet; der Vater verſchachert ſein Kind gegen einen glitzernden Tand, ein buntes Tuch oder eine wüſte Sauferei, und die Feſſeln der Sklaverei werden durch jede nachfolgende Wareneinfuhr aus Europa feſter und feſter vernietet."

„Vor dieſem Zeitpunkt hatten wir zwar wohl das blutende Opfer unter dem Opfermeſſer hingeſtreckt liegen ſehen und Zeugen ſein können, mit welchem wahnwitzigen Entzücken der Wilde die erſterbenden Qualen ſeines gefangenen Feindes belauſchte, oder wie der verdächtige Zauberer und die Zauberin mit allen ihren Sippen den Flammen übergeben wurden; aber bei alledem ward doch den allgemeinen Banden eines gemeinſamen Stammes oder Banden von noch engerer Art noch einige Rückſicht gezollt. Kaum aber wird der Neger im Austauſch gegen die Waren Europas angenommen und ſelbſt dem Golde vorgezogen, als ein allgemeines Raubſyſtem losbricht und die heiligſten Gefühle unſrer Natur mit Füßen getreten werden. Einmal ſehen wir den Weißen zur abſcheulichſten Verſtellung greifen, den argloſen Afrikaner in ſeine Gewalt verlocken und ſein verpfändetes Wort ohne Gewiſſensbiſſe brechen; ein andres Mal ſehen wir ihn mit einem freundlich geſinnten Stamme im Bunde Feuer und Schwert in ſchutzloſe Dörfer tragen und die wehſchreienden Einwohner nach ſeinen Booten ſchleppen. Wieder ein andres Mal führt er eine Bande Landſtreicher, Kerle mit einer Seele ſchwarz wie die Mitternacht und zur Verübung jedweder empörenden Schandthat abgehärtet, nach volkreichen Ortſchaften hin, deren Bewohner ſchlafend in ihren Hütten eingeſperrt werden; er kommandiert den wilden Sturm, und inmitten der Schrecken eines nächtlichen Angriffs und des Flammenmeers der brennenden Hütten, die ihren grellen Widerſchein auf blitzende Schwerter und furchtbare Geſichter, wie ſie der Neger nie zuvor geſehen, werfen, macht er eine leichte Beute, indem er den Starken durch grauſame Schläge und unbarmherzige Stichwunden zwingt und den Schwachen durch die bloße Wirkung der Furcht unter ſeinen Willen beugt. Die Alten und Kranken bleiben als wertloſe Ware unbeachtet, und oft werden ihre Klagen und Einreden für immer zum Schweigen gebracht. Für

die Männer von gewaltigem Körperbau, deren man ſich mit beſonderer Gier bemächtigt, giebt es Feſſeln und Peitſchen, für die hülfloſen Frauen und Kinder Schande und Schreckworte."

„Bisweilen, und dies wird zuletzt der allgemein herrſchende Brauch, begnügt ſich der Europäer, für ſeine Sklaven bloß zu zahlen, und überläßt die Details ihrer Gefangennehmung dem eingeborenen Händler, ſeinem Verbündeten, deſſen Geſchmack an ſolchem Geſchäft man unabläſſig durch alle möglichen Reizmittel, welche Scharfſinn und Habſucht nur auszudenken vermochten, ausgebildet hat. Und in der That ſind die Lehren des Weißen nicht in den Wind geredet worden. Sein Schüler geht mit dem ganzen Feuer ſeines natürlichen Inſtinkts auf die Sache ein und betreibt ſie fort und fort, ohne durch ein moraliſches Bedenken ſich darin ſtören und entmutigen zu laſſen. Dabei greift er von einer Verfahrungsart zur andern, um dem Begehren des Weißen nach Sklaven nachzukommen, einmal zu offenem Krieg, ein andres Mal zu Liſt und Raub; der Schuldner, der Verbrecher und das Opfer einer öffentlichen Anklage ſind auf gleiche Weiſe der Sklaverei verfallen. Selbſt wenn der Vater ſeines Kindes ſchont und pflegt, ſo thut er es nur aus Rückſicht auf ſeine Preiswürdigkeit als Ware. Das iſt das Bild oder vielmehr die Bilderreihe, die unſrer Betrachtung ſich darbietet." Soweit Cruickſhank, der im Jahre 1834 als engliſcher Beamter nach Cape Coaſt gekommen war.

Die in dieſen Ausführungen niedergelegten Studien und Erfahrungen jenes Engländers, der in 18jährigem Aufenthalt im Fanteland die Verhältniſſe des Landes ſehr genau kennen lernte, ſind auch für das Gebiet der Ewheſtämme in jener Zeit ſo vollkommen zutreffend, daß ſie genau das wiedergeben, was die Nachforſchungen auch hier ergeben. So ſchildern auch heute noch die Eingeborenen ſelbſt das erſte Erſcheinen der Europäer und ihren Einfluß auf die Bevölkerung. Sie erzählen folgendermaßen: „Als das erſte Schiff ſich zeigte, flohen die Eingeborenen, als ſie ſeiner anſichtig wurden. Aber es ging bei Keta vor Anker, und als die Inſaſſen gelandet waren, beſprachen ſie ſich mit den Älteſten und fingen den Menſchenhandel an. Früher, wenn jemand einen Mord begangen hatte, ſo wurde er nicht getötet, ſondern er mußte eine beſtimmte Geldſumme bezahlen. Aber als die Weißen kamen, da wurden ſolche erbarmungslos an die Sklavenhändler verkauft, ja ohne daß jemand irgend etwas Böſes gethan hatte, konnte er in die Sklaverei verkauft werden. Menſchenfang und Wegelagerei war an der Tagesordnung, ſo daß große Furcht im ganzen Lande herrſchte. Trotzdem verſuchten die Könige und Häuptlinge es nicht zu verhindern; denn jedes Jahr bezahlten die weißen Sklavenhändler eine große Summe Geldes an dieſelben. Allmählich jedoch mußten ſie notgedrungen einſchreiten; denn es wurden der Kriegsleute mit der Zeit ſo wenige, daß die Häuptlinge genötigt waren, dem Menſchenhandel im eigenen Stamm Einhalt zu gebieten. Als dann die Dänen ihr Fort in Keta bauten, da waren es die Portugieſen, die überall an der Küſte entlang ihre Sklavenfaktoreien hatten. Dieſe gaben den eingeborenen Händlern Geld, und dieſe wanderten im ganzen Land umher und kauften Sklaven für ſie. Aber dadurch wurden dieſe Leute nur zu Dieben gemacht; denn wenn die Weißen kamen und Geld oder Sklaven forderten, ſo behaupteten ſie, Sklaven gekauft zu haben, aber ſie ſeien, weil ſie ſo lange ausgeblieben ſeien, inzwiſchen geſtorben. Als aber die Engländer kamen, hörte die Sklavenausfuhr auf, und wenn

Digitized by Google

auch in dieſer Zeit noch von den Portugieſen Sklaven gekauft wurden, ſo konnten ſie ſie doch nicht mehr in Keta und an andern Plätzen verſchiffen, ſondern mußten ſie erſt nach Wydah bringen." . . . .

Das Gebiet der Ewher hat in jener Zeit den Namen Sklavenküſte erhalten; warum, iſt eigentlich nicht recht klar; denn daß an anderen Orten der Küſte wenigſtens ebenſoviel, wenn nicht noch mehr Sklaven ausgeführt wurden, iſt mit Sicherheit anzunehmen. Auch im Eweland waren es die Küſtenbewohner und unter ihnen in erſter Linie die Anglwer, die mit den Europäern in Verbindung traten. Schwierig war für beide Teile, daß man ſich gegenſeitig nicht recht verſtehen konnte. Sehr treffend ſagt Cruickſhank über das Verhältnis der Europäer zu den Eingeborenen S. 13: „Der Eingeborene mit ſcharfem Sinne ſeinen Vorteil erſpähend, geſchmeidig und kriechend ſchmeichleriſch, erkannte bereitwillig die Überlegenheit des Weißen mit Worten an und begrüßte ihn, ohne daß ſein Stolz irgendwie Anſtoß daran nahm, als ſeinen Herrn. Aber er machte im Innern einen Vorbehalt und macht ihn heute noch, welcher die Bedeutung des Wortes nach ſeiner eigenen Auslegung beſtimmt, und er hat, ſo oft ſein Behagen und ſeinen Vorteil geſtört und bedroht zu werden ſcheinen, ſo wenig die Abſicht unbedingten Gehorſam zu leiſten, als ob er niemals irgendwelche Verbindlichkeit dazu übernommen hätte. Dabei iſt es nicht etwa ſein Wunſch, ſich vom Zwange des Gehorſams frei zu machen. Sein Zweck iſt, bei allen Gelegenheiten das Opfer, das er neuen Wünſchen zu Gefallen bringt, recht herauszuſtreichen, nicht ſowohl weil er entſchloſſen iſt, ihnen nicht nachzukommen, als vielmehr um für ſeinen Gehorſam ein Geſchenk oder eine Vergünſtigung zu erlangen."

Ein derartiger Dienſt ſcheint an der Goldküſte — auch an der Sklavenküſte — das Weſen der Abhängigkeit des Afrikaners vom Europäer von ihrem früheſten Verkehr an geweſen zu ſein. Er hat gewiß zu einem beſtändigen Kampfe Anlaß gegeben, der auf beiden Seiten erfinderiſch in jeglicher Art von Liſt war, indem der eine Teil ſeine Macht und ſeinen Einfluß zu befeſtigen und auszudehnen, der andere aber neue Vorteile zu erringen ſuchte. Das Verhältnis, in dem ſie zu einander ſtanden, ſcheint niemals klar beſtimmt worden zu ſein, und vielleicht hat kein Teil dies gewünſcht, weil jede Gewißheit hierüber die Möglichkeit der Vorteile vermindern konnte. „Unſer einziger Zweck bei Errichtung ſo vieler Forts", ſagt Cruickſhank weiter, „war der, die Mittel in Händen zu haben, uns bei Betreibung des Sklavenhandels zu ſchützen. Wir hatten keine territoriale Gewalt im Auge, wir trachteten nicht danach, eine Oberleitung in den Angelegenheiten des Landes uns zuzueignen, wir wollten nur eine gewiſſe Art vermittelnden Einfluſſes ausüben zu dem Ende, allen aus dem Hader der verſchiedenen Stämme entſpringenden Störungen des Handels vorzubeugen .... Die uns den Eingeborenen gegenüber beherrſchenden Triebfedern wurden von ihnen vollkommen verſtanden und ſtellten uns auf gleichen Fuß mit ihnen. In gleichem Maße Teilhaber an einem ſchändlichen Handel, hatten ſie den Vorteil vor uns voraus, daß die Verſorgung des Marktes mit guter Ware in ihren Händen lag, und da ſie von kommerziellen Störungen und Verzögerungen weniger zu leiden hatten, ſo machten ſie es ſich zu Nutzen, uns zeitweilige Hemmniſſe in den Weg zu werfen, von denen ſie wußten, daß ſie durch Beſtechungen und Zugeſtändniſſe zu beſeitigen geſucht würden, da ſie verſichert waren, daß unſre Habgier uns vermögen würde, ihre

unverſchämten Forderungen uns ruhig gefallen zu laſſen und ihre frechen Beleidigungen geduldig in uns hinunterzuwürgen."

Wir ſchickten dieſe Schilderungen voraus, weil nur auf Grund dieſer Thatſachen die geſchichtliche Entwicklung — wenn man überhaupt jene traurige Periode eine Entwicklung nennen kann — verſtanden werden kann.

Nachdem die Agotimer auf der Bildfläche des Evhelandes erſchienen waren, teilten ſie ſich mit den Angloern in den Handel. Sie unterhielten Beziehungen mit den Adangmern, von denen ſie ausgezogen waren, verſorgten die Nachbarſtämme mit Salz, Tabak, Gewehren und Puloer und nahmen dafür Sklaven und Elfenbein von den Konſumenten. Auch in ihnen erkannten die Evher bald Leute, die ihnen unentbehrlich wurden, was ihnen die nötige Sicherheit auf ihren Reiſen gewährte.

Die Angloer an der Küſte hatten zwei weſentliche Vorzüge vor den Inlandſtämmen voraus; denn ſie beherrſchten bald den ganzen Küſtenſaum vom Volta im Weſten bis in die Gegend von Klein-Popo. Die Lagune lieferte ihnen mühelos von Zeit zu Zeit enorme Quantitäten Salz, und da die Deckung dieſes unumgänglichen Bedürfniſſes eine Lebensfrage für die Inlandſtämme war, ſo gelang es den Angloern ſchon ſehr frühe, durch Salzlieferungen den Zugang zu den Inlandſtämmen zu finden, auch da, wo dieſe unter ſich ſchwer verfeindet waren. Zum Salz trat bald der von den Europäern eingeführte Tabak hinzu, der binnen kurzem dem einheimiſchen, der ohne Zubereitung gebraucht wurde, den Rang ablief. So kam es, daß die Angloer, ſeit den früheſten Zeiten nach der Einwanderung, wieder das Bindeglied unter den Evheſtämmen geworden ſind. Sie waren klug genug, ſich auf ihren Handelsreiſen nicht in die Streitigkeiten der ſich befehdenden Stämme einzulaſſen, und waren ihrer Waren wegen gern geſehene Freunde. Auf der andern Seite waren wiederum ſie es, die den Handel mit den Europäern vermittelten.

Für Salz hatten ſie, abgeſehen von einiger Arbeit, keine Auslagen. Daß ſie ſich aber dennoch von den Konſumenten gut bezahlen ließen, lag ſchon in der Natur der Sache. Geld war überhaupt nicht vorhanden. Kauns führten die Sklavenſchiffe zwar nach und nach ein; aber ſie bahnten ſich nach dem Innern doch nur langſam den Weg. Des Salzes aber bedurfte man, und Tabak war ſehr begehrt; ſo drängte ſich den Inlandſtämmen der Menſchenhandel faſt als Bedürfnis von ſelbſt auf, und die Angloer unterſtützten ihn mit Ausnützung ihres eigenen Vorteils mit beiden Händen. Damit ſind wir bei der traurigſten Periode der Evhegeſchichte angelangt. War es bis dahin nur der Kampf um Länderintereſſen oder die Beſtrafung von Mord- und Schandthaten geweſen, der dauernde Feindſchaft zwiſchen einzelne Stämme und Stammesteile brachte, ſo verlegte man ſich von jetzt ab darauf, dem Nachbar möglichſt viel Menſchen wegzufangen, die ungeſäumt den Händlern für Waren ausgeliefert wurden. Ein alſo beraubter Stamm nahm natürlich bei der nächſten Gelegenheit Rache und holte ſich wiederum ſo viele Menſchen, als er habhaft werden konnte; denn auch ihm boten ſich dieſelben Händler, die ſeine eigenen Leute fortgeführt hatten, als Abnehmer an.

Bald jedoch beſchränkte man ſich nicht mehr nur auf Gefangene. Da war ein Dieb auf friſcher That ertappt; zur Strafe lieferte man ihn an die Händler aus. Eine Frau, die bei ihrem Mann zu bleiben ſich weigerte, bot eine günſtige Gelegenheit, die durch ihren Verkauf erſtandenen Waren zur Zahlung einer

Schuld zu erhalten. Ein ungeratener Sohn, von deſſen ſchlimmen Streichen man nur Verlegenheiten und Unkoſten zu erwarten hatte, lieferte durch den Verkauf wenigſtens noch einiges von Wort. Eine Tochter, die ſich weigerte, den ihr vom Vater beſtimmten Mann zu heiraten, lohnte für die Mühe des Aufziehens mit ihrem Kaufpreis. Ein leichtfertiger Schuldenmacher, den die Familie nicht mehr tragen konnte oder mochte, ermöglichte durch ſeinen Verkauf wenigſtens die teilweiſe Befriedigung ſeiner Gläubiger. Immer tiefer und tiefer ſank die von Habſucht ergriffene Natur, bis wir an dem Punkte ankommen, auf dem der Vater die Zuſtimmung der Brüder ſeiner Frau einholt, um ſein dem Säuglingsalter kaum entwachſenes Kind zu verkaufen. Oft genügte die bloße Verdächtigung eines Jungen von ſeiten eines Nachbarn, und der Vater verkaufte ihn für 30 head Kauris. Es iſt geradezu unbegreiflich, wie die Mutterliebe es über ſich brachte, in einen ſolchen Handel einzuwilligen. Aber die Thatſachen ſind zu gut verbürgt, als daß ſie anzuzweifeln wären. Daß dieſer Handel für die Küſtenſtämme, insbeſondere für die Angloer, ein ſehr einträglicher geweſen iſt, muß angenommen werden. Nachdem die Ausfuhr der Sklaven längſt unterdrückt war, ſie aber doch immer noch im Lande Abnahme fanden, koſtete ein Kind durchſchnittlich 32½ Dollar. Sie verdienten alſo an einem einzigen rund 100 Mk. Daß ſie auch da, wo ſich Gelegenheit bot, Kinder ungefragt mitnahmen, wird ebenfalls vielfach bezeugt. Außerdem bedienten ſie ſich noch beſonderer Liſt in Fällen, in denen etwa einem Stamm Kriegsgefahr drohte. Zu Salz und Tabak hatte ſich in ſolchen Fällen als ſehr begehrte Ware Pulver und Gewehre geſellt. Beiden ſtreitenden Parteien lieferten ſie, getreu ihren Handelsintereſſen, ſo viel eben anging, und wo ein Stamm in der Lage war, möglichſt viele Perſonen für den Kriegsbedarf zu verausgaben, war ihm auch der Sieg geſichert. Daß ſie in ſolchen Fällen die Preiſe etwas herabdrückten, um noch größeren Verdienſt zu haben, braucht nicht wunder zu nehmen.

Die Küſtenſtämme von den Europäern zu dem ſchändlichen Handel verführt, übertrugen den Fluch auf das ganze Volk, das leider ebenſo wenig Widerſtand zu leiſten vermochte, wie die Küſtenbewohner den Europäern. Während aber die Küſtenſtämme ſich an dem Handel bereicherten, blieb den Innlandſtämmen nichts übrig, als eine Verminderung der Bevölkerung, ſamt dem demoraliſierenden Einfluß, geſchürt durch die Habſucht, die jedoch keine Befriedigung fand. Aber das Bild wird noch um einen Schatten düſterer, wenn wir erwähnen müſſen, daß der ſchwunghaft betriebene Ausfuhrhandel mit Sklaven ſich auch noch in andrer Weiſe geltend machte. Die weſtlichen Stämme waren mit der Zeit unter fremde Herrſcher gekommen. Im eigenen Lande war niemand, der es wagen konnte, eine Art Oberhoheit in Anſpruch zu nehmen. Jeder Stamm hatte mit ſeinen eigenen kleinlichen Angelegenheiten zu thun. Während für die fremden Angloer das ganze Land offen ſtand, wagten die Angehörigen der einzelnen Stämme ſich nicht über die enge Grenze ihres Stammes hinaus; wurden doch oft genug am Waſſerplatz ſogar Leute weggefangen. Ja die Unſicherheit war ſo groß, daß bei Einbruch der Nacht jedermann ſich ins Haus zurückzog und dasſelbe nicht eher wieder verließ, als bis der neue Tag angebrochen war. Unter dieſen Umſtänden hätte es eines Mannes von außergewöhnlichen Fähigkeiten bedurft, wenn er es hätte wagen wollen, die Stämme zu einigen und zu regieren. Ein charakteriſtiſches Beiſpiel, das man wohl auf die Zuſtände des

ganzen Landes wie der einzelnen Volksſtämme anwenden darf, liefern uns die Nyiver und Atikpuier ums Jahr 1700. Zwiſchen beiden Städten waren Feindſeligkeiten ausgebrochen. Um die Atikpuier beſiegen zu können, erkaufte ſich der Häuptling Gugu von Nyive die Hilfe der Agotimer. Als aber der Häuptling von Atikpui, Oſori, davon hörte, nahm er acht bewaffnete Männer und ſeine Tochter und ging nach Agotime, um die Agotimer wieder abwendig zu machen. In Agotime angekommen, ſagte er zu dem König der Agotimer, Oku mit Namen: „Ich habe gehört, daß Du von den Nyivern um Hilfe gebeten wurdeſt, und daß dieſe Hilfe ihnen zugeſagt wurde; aber ſo lange Du, der alte Elefant, an dem Kampf beteiligt ſein wirſt, iſt es für uns Atikpuier unmöglich, zu ſiegen. Zu meinen Lebzeiten ſoll aber Atikpui nicht zerſtört werden. Deshalb bin ich bereit, mich ſelbſt zu opfern, und dieſe 8 Männer ſollen mein Blut von Deinen Händen waſchen; dazu gebe ich Dir meine Tochter zur Frau.“ Darauf verſammelte der König ſeine Häuptlinge und Älteſten aus ſämtlichen Agotimeſtädten; aber dieſe erklärten, daß die Nyiver bereits eine zuſagende Antwort erhalten hätten, die nicht wieder rückgängig gemacht werden könne. So mußte der Häuptling von Atikpui wieder unverrichteter Sache heimkehren. Aber ſofort fing er an, die Stadt zu befeſtigen. Endlich kam der Tag der Schlacht herbei. Die Atikpuier wurden angegriffen, aber ſie verteidigten ſich ſehr tapfer. Nach mehrſtündigem Kampf gelang es ihnen, die Nyiver in die Flucht zu ſchlagen und den Agotimern ungeheure Verluſte beizubringen. Darob wollte ſich der König zurückziehen; aber ſein Feldhauptmann erklärte ihm, daß, wenn er ſich in dieſer Weiſe zurückziehen wollte, ſo ſollte er ſeines bisherigen Beinamens „Elefant“ verluſtig gehen und in alle Zukunft Antilope genannt werden. So kam es zu einem zweiten Gefecht, in dem die Agotimer das Schlachtfeld behaupteten, und die Atikpuier wurden von da an den Agotimern tributpflichtig, während die Nyiver als Feiglinge verſchrien wurden und verſprechen mußten, die Agotimer entſprechend zu entſchädigen dafür, daß ſie ſie bei dem erſten Treffen ſo ſchmählich im Stich gelaſſen hatte. Dieſe Entſchädigung beſtand zum Teil darin, daß der Häuptling Gugu von Nyive ſeine Tochter dem König Oku von Agotime zur Heirat anbot. Da dies Angebot von Oku ausgeſchlagen wurde, ſo nahm ſie ſein Bruder Nate Ngo zur Frau. Aber gerade dieſe Heirat wurde ein Grund zu neuen Feindſeligkeiten und Kriegen, in die ſchließlich die Akwamuer, Angloer und Akraer verwickelt wurden, und die für die Inlandſtämme den Anlaß boten, unter der Hegemonie der Pekier das harte Joch der Akwamuer abzuſchütteln, wie wir ſpäter ſehen werden.

Formoſa.

(Mit Karte.)

Formoſa (japaniſch Taiwan) nebſt zugehörigen kleinen Inſeln und den Peseadores bildet einen, von der Verwaltung des japaniſchen Reichs unabhängigen Bezirk, eine Provinz oder eine Kolonie, an deren Spitze in militäriſcher und Verwaltungsbeziehung ein Generalgouverneur ſteht.

Die Provinz (Fu) iſt eingeteilt in 3 Präfekturen (Ken) und 4 Präfekturen 2. Ranges (Cho). Dieſe Einteilung, auf Verwaltungsrückſichten baſiert, ſoll in der allernächſten Zeit abgeändert werden. Man will eine größere Anzahl — zwanzig — Cho ſchaffen und die Ken eingehen laſſen, um eine größere Zentraliſierung der Zivilverwaltung zu ermöglichen.

Der Flächeninhalt Formoſas beträgt 34980 qkm, die Einwohnerzahl beläuft ſich auf annähernd 3 Millionen. Davon ſind 2¾ Millionen Chineſen, 23000 Japaner und — ſchätzungsweiſe — 150000 Wilde. Die Seelenzahl der Wilden hatte man bislang geringer geſchätzt, auf etwa 90 bis 100 Tauſend, die allerneueſten Mitteilungen der Cho-Präfekten in den Wildengebieten haben jedoch zu dieſer Zahlenangabe geführt.

Im großen Ganzen betrachtet, ſcheidet ſich die Inſel, ungefähr der Länge nach, in eine kultivierte Ebene mit ziviliſierter Chineſenbevölkerung und ein zumeiſt mit Urwald beſtandenes Gebirgsland, bewohnt von ungebändigten Wilden. Die japaniſche Verwaltungseinteilung hat ſich der orograghiſchen Teilung der Inſel angeſchloſſen und in der kultivierten Ebene drei Präfekturen geſchaffen, die annähernd gleichſtark bevölkert ſind; ſie haben ihren Sitz in Taipeh (japaniſch Taihoku), Taichu und Tainan. — Die Präfekturen zweiten Ranges befinden ſich in Gilan, Taito (Pinan) und Koshun. Die Peskadores (japaniſch Hokoto oder Bokoto) bilden die vierte Präfektur zweiten Ranges. — Die weitere Einteilung der Ken und Cho iſt, geradeſo wie im eigentlichen Japan, in Benmusho — Kreiſe — und gai, ſho oder ſha, d. h. Gemeinden und ähnliches.

Verwaltungsapparat. — Die Stadt Taihoku iſt Sitz des Generalgouvernements. — Der Gouverneur übt ſeine militäriſchen Befugniſſe mit Hülfe eines Generalſtabes aus. — Für die Zivilverwaltung iſt, unter einem beſonderen Chef, ſo zu ſagen ein Miniſterium des Innern vorhanden und außerhalb dieſes, dem Gouverneur direkt unterſtellt, eine Anzahl Abteilungen. Dieſe ſind: eine Geheimabteilung, ein oberſter Gerichtshof und je eine Abteilung für Verwaltung der Monopole, für Landesvermeſſung, Leuchtfeuerweſen, Eiſenbahnen, Lazarettweſen und für Schulen. — Das „Miniſterium des Innern" iſt eingeteilt in eine Perſonalabteilung, Regiſtratur und Kanzlei und in die Abteilungen für: Etat- und Rechnungslegung, Steuern und Zölle, Handel, Land- und Forſtwirtſchaft, ſowie

Bergwerke, Gerichtsſachen, Polizeiſachen, Geſundheitspflege und Poſt- und Telegraphie. — Der an der Spitze der Zivilverwaltung ſtehende Chef, Herr Goto, iſt ein früherer, in Deutſchland gebildeter Arzt, ein äußerſt thatkräftiger und intelligenter Mann, der als die Seele des Formoſa-Gouvernements bezeichnet wird. —

Außer den vorgenannten Verwaltungs- u. ſ. w. Behörden exiſtieren noch Sonderbehörden für Hafenbau, Quarantäne, Zollangelegenheiten und meteorologiſche Beobachtung. Sie haben ihren Sitz vornehmlich in den beteiligten Hafenſtädten.

Wie überall in der japaniſchen Verwaltung, findet ſich auch im Gouvernement von Formoſa ein zahlreiches Heer von Beamten. — Es ſei geſtattet, die Einteilung der japaniſchen Beamten im allgemeinen hier zu ſtreifen.

Beamteneinteilung und Rangſtufen. — Die Rangſtufen der Beamten — und des Militärs — von unten angefangen, ſind: Hanin, Sonin, Chokunin und Shinnin. — Hanin ſind alle Unterbeamten und, vom Militär, die Deck- und Unteroffiziere. Es ſind Gehaltsempfänger mit Penſionsberechtigung, deren Beſtallung und Ernennung durch obere Beamte und Behörden erfolgt. — Sonin, Chokunin und Shinnin werden durch kaiſerliche Erlaſſe mit Patenten (Shirei) ernannt. Um Sonin-Rang zu erlangen, iſt die höhere Schulbildung Erfordernis; es iſt beim Beginn der Carrière ein beſonderes Staatsexamen nötig, und dem Sonin ſtehen die höheren Rangſtufen offen. Für die Hanin iſt letzteres nicht oder doch nur in beſchränktem Maße zutreffend, in ſofern, als beſonders verdiente Deckoffiziere der Bootsmann-, Feuerwerker- und Zimmermeiſterlaufbahn und Feldwebel ausnahmsweiſe Offizierrang erhalten können. (Feldwebelleutnants, Feuerwerksleutnants u. ſ. w.) — Bequem faßlich iſt die allgemeine Rangeinteilung beim Vergleich mit den militäriſchen Rangſtufen, nämlich: Sonin ſind alle Offiziere vom Unterleutnant bis zum Oberſten incl.; Chokunin: die Generale und Admirale und Gleichgeſtellte (Miniſterialdirektoren und oberſte Verwaltungsbeamte); Shinnin: die Marſchälle und aktiven Staatsminiſter.

Beamtenuniform. — Sämtliche Beamte des Gouvernements Formoſa tragen Uniform mit Säbel — auch die Hanin; ſo findet man z. B. auch die Leuchtturmwärter mit dem Säbel.

Die Uniform iſt folgende. Es giebt eine Sommer- und eine Winteruniform. Die erſte: weißes Leinenzeug, die andere: ſchwarzes Tuch oder Serge; dazu gehörig ein langer ſchwarzer Tuchmantel. Die Uniform beſteht nur aus Hoſe, Jacket und Mütze; ſie hat goldene Knöpfe und goldene Rangabzeichen. Die Rangabzeichen beſtehen aus 1 bis 3 Streifen um den ſteifen Mützenrand und 1 bis 3 einſchraubbaren Abzeichen nach Art unſrer Rangſterne auf dem Unterarm. Die Mützenſtreifen ſind je 1 cm breit; die ſchwarze Mütze hat außerdem noch einen dunkelroten Streifen als Paſpel, um den Mützendeckel. Die weiße Mütze hat dieſen Streifen nicht. — Die Aermelabzeichen ſind zwei mit der Baſis zuſammengeſtellte Dreiecke; ſie ſtellen den Anfang des chineſiſchen Zeichens für das Wort „Tai“ (von Taiwan) in doppelter Ausfertigung dar: 〒 Dies Zeichen iſt auch auf den goldenen Knöpfen eingepreßt. — Auf den Ärmeln befindet ſich außerdem, in Höhe unſrer Ärmelſtreifen, ein 1 cm breiter goldner und ein ſchmaler roter Tuchſtreifen — auf der Winteruniform; die Sommeruniform hat dort nur einen weißen Zeugſtreifen. Die Rangabzeichen ſitzen unter den Ärmelſtreifen. — Hanin

haben ein Armabzeichen und einen Streifen um die Mütze, Chokunin je drei dieſer Abzeichen. Der Mantel hat, für alle Beamten gleich, nur einen ſchmalen roten Unterarmſtreifen. — Der Säbel wird, in ſchwarzer Lederſcheide mit goldnen Beſchlägen, an ſchwarzem Lederkoppel getragen. — Zur Winteruniform gehören Epaulettes, für Hanin ohne, für die höheren Beamten mit den Rang unterſcheidenden Kantillen. — Der Gouverneur trägt eine ſolche Beamtenuniform nicht, da er beſtimmungsmäßig ſtets General oder Admiral iſt.

Erhöhte Beſoldung. — Wegen der koſtſpieligeren Lebensführung auf Formoſa und um für die klimatiſchen Unbilden ein Aequivalent zu bieten, iſt das Gehalt der Offiziere und Beamten auf Formoſa um etwa ⅓ höher, als das der entſprechenden Rangſtufen im eigentlichen Japan. Außerdem kommt pro Dienſtjahr in Formoſa ein, im Durchſchnitt 10 prozentiger, Dienſtzeit-Zuſchlag hinzu. — Daß die Lebensführung teurer iſt als im Mutterlande, rührt daher, daß faſt alle Bedürfniſſe, auch einige Hauptlebensmittel, eingeführt werden müſſen, ſo daß auch die Arbeits- und Dienerſchaftslöhne höher ſind, als zu Hauſe. Reis und Rindfleiſch für den japaniſchen Konſum wird der Hauptſache nach, aus Japan importiert. Der formoſaniſche Reis ſoll von geringer Güte ſein und weit hinter dem japaniſchen zurückſtehen. Schlachtvieh, Rindvieh, kommt ſchlecht fort und wird wenig gezogen. Das Fleiſch der zahlreichen, in Formoſa gut gedeihenden Waſſerbüffel kommt als Nahrungsmittel nicht zur Verwendung.

Verbingungen mit und auf der Inſel. — Formoſa ſteht mit Japan in regelmäßiger Dampferverbindung. Die beiden Hauptdampferlinien Japans vermitteln den Verkehr durchſchnittlich mindeſtens 8 mal im Monat. Telegraphiſche Verbindung wird durch 2 Kabel aufrecht erhalten, von denen eins über die Liukiu-Inſeln geht, das andere über die chineſiſche Küſte. — Für die Kommunikation auf der Inſel ſelbſt wird durch eine im Ausbau begriffene Eiſenbahn, durch Dampferfahrten um die Inſel herum und nach den Peskadores, ferner durch ein ausgedehntes Poſt- und Telegraphennetz — darunter 2 Kabel nach Makung — und durch Landſtraßen geſorgt. Die Landſtraßen ſind allerdings im allgemeinen von geringer Güte. — Von den zahlreichen Flüſſen iſt eigentlich nur einer, und zwar auch nur in beſchränktem Maße ſchiffbar. Kanäle fehlen ganz.

Was die Flüſſe anbelangt, ſo geſtatten die meiſten wohl einen Verkehr mit leichten, flachgehenden Sampans, für eine kurze Strecke, ſind jedoch für größeren Warentransport durchaus ungeeignet. Nur der Tamſui-Fluß, im Norden, kann Anſpruch erheben, in gewiſſem Maße als ſchiffbar bezeichnet zu werden. Von der Hafenſtadt Tamſui bis zur Landeshauptſtadt wird er regelmäßig durch Dampfboote und durch große, bis zu 50 t Ladung haltende Leichter und ſeegehende Dſchunken befahren. Dieſer Verkehr dehnt ſich dann noch etwa 5 sm weiter ins Innere aus; weiter hinauf können auch nur flache Boote gehen.

Häfen. — Den Hauptmangel Formoſas bilden ſeine ſchlechten Häfen. Während die Weſtküſte zu flach verläuft, mangelt es der ſteil aus dem Meere aufſteigenden Oſtküſte an Gliederung und an Einſchnitten. — Dem internationalen Verkehr geöffnet ſind 4 Häfen: Kilung, Tamſui, Anping und Takao. Außerdem iſt Dſchunkenverkehr, mit der chineſiſchen Küſte, erlaubt für die an der Weſtküſte gelegenen kleinen Hafenorte: Kyuko, Koro, Goro oder Goſei, Rokko, Kakkoko, Toſekiko, Toko und auf den Peskadores für Makung. — Dieſe kleinen Häfen an der Weſtküſte Formoſas können für europäiſche Schifffahrt nicht in Betracht

kommen, da die Schiffe zu weit vom Lande ab in See ankern müſſen. — Die Verhältniſſe ſind ſo, daß z. B. bei Goro, 4 km von Land, erſt 12 Fuß Waſſer bei H. W. ſind, und bei Rokko, 6 km von Land nur 8 Fuß. Die von regelmäßig verkehrenden Dampfern an der Oſtküſte angelaufenen Plätze: Soo, Karenko und Pinan entbehren, — außer Soo — jeglichen Hafens. Landen iſt in allen dreien nur mittels Brandungsbooten möglich und beſchränkt ſich, für Karenko und Pinan, während der Zeit des Nordoſt-Monſuns auf einige Morgenſtunden. — Die navigatoriſchen Verhältniſſe der offenen Häfen ſind aus unſern Segelanweiſungen bekannt. Der beſte Hafen: Kilung iſt jedoch auch weit davon entfernt, als ſicher und gut bezeichnet werden zu können. Er allein kommt für die Verbindung mit Japan in Betracht. Für den Verkehr mit der chineſiſchen Küſte iſt z. Z. noch Tamſui der Hauptplatz, obgleich ſeine ungünſtigen Waſſerverhältniſſe, da vor der Flußmündung eine Barre liegt, die nur bei Hochwaſſer paſſiert werden kann, den Verkehr auf Dampfer unter 1000 t beſchränkt halten. — Es ſind daher ganz außerordentlich umfangreiche, koſtſpielige Hafenverbeſſerungen geplant, zunächſt für Kilung und Takao, dann für Tamſui. In Kilung ſind die Arbeiten bereits in Angriff genommen.

Durch Ausgeſtaltung Kilungs zu einem wirklich guten Hafen hofft man auch den großen Thee-Export nach Amerika direkt vermitteln zu können. Jetzt geht er, da großen Dampfern die Liege- und Ladeverhältniſſe in Kilung zu unſicher und ſchlecht ſind, mit kleinen Dampfern über Tamſui nach Amoy und von dort erſt über den Ozean. — Amoy wird dann vorausſichtlich noch mehr von ſeiner ehemaligen Handelsbedeutung verlieren.

Man erzeugt vornehmlich: im Norden der Inſel Thee, im Süden Zucker und leitet aus dem Wildengebiet die dritte Haupteinnahmequelle her, den Kampher. — Überall auf der Inſel werden Reis, Bohnen, Mais und die landläufigen Gemüſe für den Lebensunterhalt angebaut, daneben hauptſächlich Indigo und Hanf.

Der Thee iſt von vorzüglicher, namentlich in den Vereinigten Staaten geſchätzter Qualität und ſehr ertragreich. Das Zuckerrohr ſteht an Stärke und daher an Ergiebigkeit hinter dem zurück, was in anderen, ganz tropiſchen Ländern produziert wird. Mit dem Kampher, einem Monopol der Regierung, will Formoſa den Weltmarkt beherrſchen. — Für den Thee-Export iſt Tamſui der Hafen-, Twatutia, eine Vorſtadt von Taihoku, der Stapelplatz. Die Ernte beginnt im Frühling und dauert bis zum Oktober. Während dieſer Zeit iſt der Frachtverkehr nach Amoy auf dem Höhepunkt. — Die Zuckerrohrernte und Zuckerproduktion dauert von Februar bis Mai; Verſchiffung vornehmlich in Takao und Anping nach Hongkong. — Die Kampherproduktion hat das ganze Jahr über ſtatt. Der Kampher ſoll jetzt hauptſächlich aus Kilung über Japan auf den Markt gehen.

Die Theeproduktion und der Handel liegt noch ausſchließlich in chineſiſchen Händen, Aufkauf und Export vornehmlich in engliſchen und amerikaniſchen. Der Zuckerhandel iſt noch faſt durchweg chineſiſche Domäne, doch bemühen ſich die Japaner, ſich ſeiner zu bemächtigen und machen neuerdings Anſtrengungen, ausländiſches Kapital hineinzubekommen. Vorläufig iſt eine japaniſche Aktiengeſellſchaft vorhanden, die eine mit modernen Maſchinen ausgerüſtete Fabrik zu Beginn nächſten Jahres in Thätigkeit treten läßt. Die Fabrik liegt an der Eiſenbahnſtrecke zwiſchen Takao und Tainan. — Der Kampherhandel, Regierungs-

monopol wie der Opiumhandel, wird durch die englische Firma Samuel & Co. betrieben. Sie hat die Ausbeutung beider Monopole in Händen.

Rohkampher und Rohopium, das über Hongkong eingeführt wird, erfahren ihre Raffinierung in großen Regierungsfabriken in Taihoku. — Aus dem Kamphermonopol zieht die Formosaregierung einen jährlichen Gewinn von ca. 1,3 Millionen Yen, aus dem Opiummonopol einen solchen von etwa über 1 Million.

Mineralreichtum. — Aus dem noch unerschlossenen Mineralreichtum der Insel treten bis jetzt nur Gold, Kohle und Petroleum, sowie Schwefel in die Erscheinung. Kohle, Petroleum und Schwefel bilden keinen nennenswerten Exportartikel. Die Kohle wird nur in kleinen Betrieben gefördert; die Gewinnung des Schwefels ist primitiv; gegen die mächtige Produktion in Amerika und Süd-Europa kann sie nicht konkurrieren.

Gold wird vorläufig nur im Norden planmäßig ausgebeutet. Es ist Regierungsdomäne, die verpachtet ist. — Das Edelmetall findet sich in Gängen im Gestein der südöstlich von Kilung gelegenen hohen Berge der Nordküste Formosas und im Sande des Kilungflusses. Im Gebirge wird es in zwei, durch Japaner betriebenen Bergwerken ausgebeutet; die Goldwäscherei im Fluß ist an Chinesen vergeben. — Der Bergwerksbetrieb soll, nach Auskunft an Ort und Stelle, noch nicht besonders gewinnbringend sein, da die Anlagen noch jung — anderthalb Jahr — und dementsprechend klein sind. Wegen der Auffindung und des Erschließens reicherer Adern, auf die man neuerdings gestoßen ist, hat man jedoch begründete Aussicht auf bessere Erträge. In der allerjüngsten Zeit sind nun auch Meldungen und handgreifliche Beweise von der Goldhaltigkeit des an der Ostküste mündenden Karenko-Flusses und des Flusses bei Pinan eingelaufen. — Da die formosanische Regierung das Ausbeuten der in Frage kommenden Flüsse in größerem Style betreiben möchte als durch die Handarbeit der Chinesen, so ist es nicht unmöglich, daß sich hier für ausländisches Kapital eine gewinnbringende Anlage bieten wird.

Wieviel Gold monatlich im ganzen gewonnen wird, kann man nicht sagen. Die eine Mine fördert täglich für 200 bis 300 Yen Gold, so daß man hier mit einem Monatserträgnis von 6000 bis 9000 Yen rechnen kann. Die geringere Ausbeute als sicher angenommen und den Ertrag der anderen Mine gleich gesetzt, sowie das Flußgold zu ¼ der Produktion einer Mine veranschlagt, so ergiebt sich ein Gesamtertrag von 6000 plus 6000 plus 1500 = 13500 Yen monatlich. Die gesamte Goldausbeute muß an die formosanische Regierung verkauft werden, die sie ihrerseits an die Bank von Japan abgiebt. Das Gold wird an die Münze in Osaka geliefert.

Banken. — Diesen Goldan- und Verkauf, sowie alle anderen Geld- und Bankgeschäfte des Gouvernements besorgt die Bank von Formosa, die einzige Bank auf der Insel. — Sie ist ein Privatunternehmen — Aktiengesellschaft mit 5 Millionen Yen Kapital — unter Regierungsaufsicht. — Die Hauptbank hat ihren Sitz in Taihoku, Zweigbanken sind in Kobe und Amoy und, auf Formosa, in Tainan. Kleinere Zweigbankstellen befinden sich in Tamsui, Kilung (wohin das Gold aus den Minen abgeliefert wird), in Gilan, Taichu, Shinchiku, Takao und Makung. In Fuchau wird eine Zweigstelle anzulegen beabsichtigt.

Die Formosa-Bank hat das Recht der Notenausgabe; ihre Kassenscheine,

ſind aber nur auf Formoſa in Umlauf. Die Hauptbank beherbergte zur Zeit meines Beſuchs ca. 20 Millionen Yen in Formoſa Kaſſenſcheinen und 2 Millionen in gemünztem und barem Silber. Sämtliche Zweigbanken beſitzen gleichfalls einen Vorrat an Silber. — Goldreſerve hat die Bank nicht, da die Währung im Gouvernement Formoſa Silberwährung iſt.

Sanitäre und Witterungsverhältniſſe. — Unter den Einwirkungen des Nordoſt- und Südweſt-Monſuns gelegen und häufig von verheerenden Taifunen heimgeſucht, hat Formoſa, namentlich im Norden, ein äußerſt regenreiches Klima. — Die meiſten Regentage hat Kilung und deſſen nächſte Umgebung zu verzeichnen, wo es, nach dem Durchſchnitt der letzten 4 Jahre, 272 Tage im Jahre regnen ſoll.

Wenn dieſer Regenreichtum im Verein mit der den größten Teil des Jahres herrſchenden Sommerhitze dem Pflanzenwachstum zuträglich iſt und in guten Jahren 3 Reisernten geſtattet, ſo läßt er andererſeits verſchiedene Krankheiten nicht ausſterben. Malaria, Typhus und Dyſenterie ſind heimiſch; ſie erwieſen ſich, beſonders in der erſten Zeit nach der Okkupation den Japanern gefährlich. Seit zwei Jahren iſt auch die Peſt eingeſchleppt und nicht wieder erloſchen. Vornehmlich herrſchen dieſe Krankheiten in den dichtbevölkerten Chineſenquartieren der größeren Städte. — Dank der Anſtrengungen der Regierung leidet das Militär jetzt nur noch wenig. — Die Europäer ſind, mit geringen Ausnahmen, faſt ganz verſchont und bezeichnen den Aufenthalt in Formoſa als geſund. Verſchiedene der angeſiedelten Kaufleute, die 8 bis 10 Jahre dort leben, einer ſogar 21 Jahre, haben ſich fortgeſetzt wohl befunden. Gewiß iſt ihren beſſeren Wohnungs- und Ernährungsverhältniſſen dies gutzuſchreiben.

In Taihoku, Taichu und Tainan befinden ſich große Militär-Hoſpitale. Außerdem iſt ein umfangreiches Militär-Sanatorium, von 250 Betten, in der Nähe der Hauptſtadt, in Hokuto angelegt. Es iſt mit der nach Tamſui führenden Bahn in einer halben Stunde erreichbar, und liegt etwa 50 m hoch, auf bewaldetem Hügel am Ausläufer hoher Berge, in der Nähe einer ſtarken Schwefelquelle, deren Waſſer zum Baden benutzt wird.

Meteorologiſche Stationen ſind 4 vorhanden, je eine in Taihoku, Pinan, Tainan und, auf den Pescadores, in Makung. Sie ſtehen natürlich untereinander in telegraphiſcher und, durch die Kabel mit der chineſiſchen Küſte und mit Japan in Verbindung. Die Leuchttürme ſind durch die nächſte Telegraphenſtation, teils telegraphiſch, teils nur telephoniſch angeſchloſſen. Beſondere Sturmwarnungsſignale werden nirgends gegeben; eine Auskunft, die mir auf ausdrückliche Nachfrage zu Teil wurde. Anfragen von Schiffen werden jedoch durch Flaggenſignale nach dem internationalen Signalbuch beantwortet.

Die Pescadores. — Dieſe Inſelgruppe hat nur militäriſche Bedeutung. Makung, einer der Typhunhäfen, könnte als Operationsbaſis ausgeſtaltet werden; ſein Beſitz iſt deshalb von Wichtigkeit. Produziert wird auf den öden, jeder nennenswerten Vegetation baren Inſeln nichts. Die Einwohner leben zum größten Teil vom Fiſchfang; der Fiſcherport erreicht jedoch auch keinen bedeutenden Umfang. Seegehende Fiſcherflotten exiſtieren hier ſo wenig, wie an den Küſten Formoſas; die Fiſcher betreiben ihr Gewerbe zumeiſt in der Nähe der Küſte.

Die Einwohnerzahl der ganzen Gruppe beläuft ſich auf 54400, wovon

1027 Japaner ſind; in der Stadt Makung, mit 3405 Einwohnern, leben 800 Japaner, das übrige ſind Chineſen.

Allgemeine Beurteilung der Kolonie und kurzer Rückblick auf die Thätigkeit der Japaner.

Ohne Zweifel hat Japan mit Einverleibung Formoſas einen reichen Zuwachs erfahren. Wie ſich bisher jedoch die Inſel allen denen als harte Nuß erwieſen hat, die ſie in der Eigenſchaft als Herren knacken wollten, ſo zeigt ſie ſich auch den Japanern und wird ihnen noch viel Arbeit und Geld koſten.

Die Beſchaffenheit des Landes einerſeits, ſeine feindſelige Bevölkerung andererſeits, ſetzen der Erſchließung, der Koloniſation und dem Eindringen in den bereits exiſtierenden Handel ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten entgegen.

Beſonders ungünſtig für die Erſchließung des Landes ſind der Mangel an brauchbaren Häfen und die Hinderniſſe, die die zahlreichen Flüſſe und die großen, unwirtlichen Gebirgsmaſſen dem Eiſenbahnbau bereiten. Der Bahnbau hat mit einer ganzen Reihe flacher, breiter Flußbetten zu kämpfen, die, nach dem Niedergange eines Taifuns, verheerende Waſſermaſſen zu Thal führen und ſich häufig und unberechenbar verſchieben.

In der aktiven und paſſiven Widerſtand leiſtenden Bevölkerung müſſen zwei ganz verſchiedene Elemente unterſchieden werden, erſtens die Chineſen, zweitens die Ureinwohner oder Wilden.

Die Chineſen tragen die japaniſche Herrſchaft nur widerwillig und bethätigen dies in fortgeſetzten Rebellionen. Wenn auch die umfangreichen Aufſtände der erſten Zeit nach der Okkupation ihr Ende erreicht haben, ſo hat doch, namentlich im mittleren und ſüdlichen Teil der Inſel, Polizei, Gendarmerie und Militär noch fortwährend mit Unterdrückung kleiner Rebellenhorden zu thun, die jetzt vornehmlich Räubereien in größerem Maßſtabe ausführen. Daß man es aber nicht bloß mit gelegentlichen Räubern zu ſchaffen hat, ſondern daß ſich das Gouvernement einer ernſten Gefahr gegenüber ſieht, zeigen die ſtrengen Maßnahmen gegen ſie. — Das Gefängnis in Taihoku beherbergte ſ. Zt. 5 zum Tode verurteilte Rebellen, 13 andere erwarteten ihre Aburteilung und im Laufe der vorhergehenden 14 Tage waren 8 Rebellen hingerichtet worden, — alles Chineſen. — Obgleich über das ganze Land hin japaniſche Garniſonen verteilt ſind, kann von Beherrſchung des ganzen Gebiets und von völliger Anerkennung der japaniſchen Herrſchaft nicht die Rede ſein. — Es wird erzählt, daß noch einige Bezirke exiſtierten, wo die alten chineſiſchen Mandarine nach wie vor die Gewalt in Händen hätten, zu Gericht ſäßen und ſelbſt ihre alten Steuern erhöben. Eine gewiſſe Glaubwürdigkeit erlangte dieſe Erzählung durch die Mitteilung des engliſchen Konſuls in Anping, der unlängſt, auf einer Reiſe ins Innere, an ein als abgegrenztes Chineſenland bezeichnetes Gebiet gekommen war, wo er durch eine Rotte uniformierter und bewaffneter Chineſen angehalten und am weiteren Eindringen verhindert wurde. Erſt nachdem er ſich als nicht zu den Japanern gehörig ausgewieſen hatte, erlaubte man ihm den Weitermarſch, doch wurde er bald danach von neuem von einer neuen Wachtmannſchaft angehalten und ausgeforſcht.

Daß es bislang den Japanern nicht oder doch nur in verſchwindendem

Maße gelungen ist, in den en-gros-Handel hineinzukommen, ist Thatsache. Er befindet sich, trotz gemachter Anstrengungen, noch fast ganz in Händen der Chinesen.

Die wilden Einwohner — malayischer Abstammung — setzen den Japanern Widerstand entgegen, wie jedem der vorhergehenden Herren der Insel. — Sie leben von der Jagd, halten aber auch Schweine und Hühner und bauen Bergreis und einige andere Feldfrüchte und Gemüse. — Immer mehr in die Berge zurück- und zusammengedrängt, in denen sie unter patriarchalischer Gewalt von Häuptlingen in größeren und kleineren Dörfern angesiedelt sind, hassen sie alle Eindringlinge tötlich. Sie bethätigen ihren Haß, wo sie es können und überfallen mit Vorliebe einsame Arbeiter, in den an ihr Gebiet angrenzenden Feldern und in den Wäldern Hier sind es besonders die Kampherarbeiter und Rattanschneider. Ihren Opfern hauen sie den Kopf ab, der als Trophäe heimgebracht wird. Vornehmlich haben sie es auf Chinesen, ihre Erbfeinde, abgesehen, überfallen jedoch jetzt ebenso Japaner.

Von jeher wird mit diesen Wilden ein beschränkter Tauschverkehr aufrecht erhalten, der namentlich zum Erlangen einer gewissen Sicherheit für die Kampher-gewinnung nötig erachtet wird, und so existieren jetzt so zu sagen: halbzivilisierte, Dreiviertel- und Ganz-Wilde. — Man muß das Wildengebiet als von der formosanischen Regierung durchaus anerkannt betrachten. Rings um ihr Gebiet ist ein Kordon von Wachtposten gezogen, den sie nicht überschreiten dürfen und in den Fremde, ohne vorherige Übereinkunft mit dem zunächst in Betracht kommenden Wildenhäuptling, sich nicht hineinwagen dürfen, ohne Gefahr zu laufen.

Ueber die Behandlung der Wilden im großen scheint sich das Gouvernement noch nicht klar zu sein. Die milde Auffassung herrscht vor, die Wilden seien Menschen im Kindheitzustand, noch so weit in der Kultur zurück, daß sie für die von ihnen verübten Mordthaten nicht so zur Rechenschaft gezogen werden könnten, wie Menschen mit höher ausgebildeter Moral. Demgemäß ist es den Präfekten anheimgegeben, die von Wilden verübten Verbrechen entweder nach der Strenge des japanischen Gesetzes zu ahnden, oder nach ihrem Gutdünken, milder. — Die schärfere Auffassung, sie mit Gewalt zu unterjochen und, wenn sie sich unzivilisierbar erweisen, auszurotten, die auch zuweilen nach Geltung ringt, muß zunächst an Unausführbarkeit scheitern. Daß sie gewisse Berechtigung hat, erhellt aus dem Umstande, daß durchschnittlich jährlich 680 Menschen, Chinesen und Japaner, der Kopfjägerei zum Opfer fallen. Im Jahre 1900 waren es: 687.

An Versuchen, die Wilden für besondere Freveltaten im großen zu bestrafen, hat es auch seit der japanischen Zeit nicht gefehlt. — Aus der Reihe mir mitgeteilter Überfälle gegen japanisches Militär, Gendarmerie und andere, sei hier nur einer angeführt. Eines Morgens fand man den zur Bedeckung Karenkos detachierten Zug Infanterie, 1 Offizier und 25 Mann, tot vor und auf die übliche Art verstümmelt. Die darauf hin abgesandte Strafexpedition, in Stärke von 1000 Mann, verlor beim Vordringen im Urwald, in fortgesetzten Scharmützeln, über 100 Mann an Toten und mußte sich, ohne die Überzeugung zu erlangen, auch nur einen der Feinde getötet zu haben, nach Abbrennen einiger Hütten wieder zurückziehen. — Der jungfräuliche Urwald, mit undurchdringlichem Schling-gewächs, in dem ein Pfad immer erst gehauen werden muß, macht schnelles Vordringen unmöglich und bietet dem leichtfüßigen, mit ihm vertrauten Wilden sichern Schutz.

Doch auch an Versuchen, die Wilden schneller der Kultur zu unterwerfen,

als es die spärlichen Handelsbeziehungen vermögen und durch den Verkehr im langsamen Verlauf der Zeiten bewirkt werden kann, fehlt es nicht. — Es sind, verteilt über die Grenzbezirke des ganzen Wildengebiets, 11 Schulen errichtet, in denen Unterricht im Japanischen erteilt wird. Die Mädchen lernen außer der Sprache Weben, wofür sie übrigens schon von Hause aus vorgebildet sind. Den Knaben wird ein Handwerk nicht gelehrt. — Der vor 3 Jahren angestellte Versuch, die kriegerischen Instinkte der Wilden auszunutzen und sie zu einer Truppe heranzubilden, ist bereits wieder aufgegeben. Man hatte 3 Kompagnien formiert, je eine in Gilan, Polisha und Pinan, jede 200 Mann stark. Ihre Schießfertigkeit war ausgezeichnet; auch wurde die eine der Kompagnien mit Erfolg gegen die chinesischen Rebellen verwendet, — allein ihre Disziplin blieb schlecht, und es erwies sich als unmöglich, die Leute zu halten. Sie gingen, wenn es ihnen paßte, mit den Waffen davon.

Dem großen Einfluß, den die Christianisierung auf Heranziehung der Wilden zur Kultur ausübt, gewähren auch die Japaner offene Thür, wie das gleichfalls unter chinesischer Herrschaft der Fall war. Die, vornehmlich allerdings unter der Chinesenbevölkerung zahlreichen und wirklich aufs wärmste anzuerkennenden Erfolge des leider verstorbenen amerikanischen Missionars Mac Kay sind natürlich nur wie ein Tropfen Wassers für den zu löschenden großen Brand.

Erhellt aus dem Vorgesagten, daß die Japaner in Erschließung des Landes einer schweren Aufgabe gegenüber stehen, so muß andererseits anerkannt werden, daß sie sich mit Energie an deren Bewältigung gemacht haben und sich bereits guter Erfolge und Fortschritte rühmen dürfen.

Für die militärische Sicherung der vom Mutterlande weit abliegenden Kolonie ist das nötige gethan. In naher Zukunft, nach Fertigstellung sicherer, durch Küstenwerke verteidigter Häfen wird sie sogar einen vorgeschobenen Stützpunkt für eigene agressive Unternehmungen bilden.

Ihre finanzielle Seite ist allerdings, wie man das bei der Jugend der Kolonie nicht anders erwarten kann, noch unbefriedigend. Zu einem Jahresbudget von rund 21 Millionen Yen muß das Reich etwa 3 Millionen zuschießen und ca. 4,5 Millionen werden aus einer Anleihe entnommen. Dabei sind die Kosten für Militär, Gendarmerie und die Befestigungsanlagen ganz außerhalb dieses Budgets. Sie werden, in Höhe von rund 8 Millionen (bis zur Beendigung der Festungswerke), vom Mutterlande getragen.

Der Dampferverkehr mit der Insel ist fast ganz ausschließlich in japanische Hände gebracht. Man hat das erreicht durch starke Subventionierung der japanischen Linien, wodurch die früher konkurrierenden Ausländer verdrängt wurden. — Umfassende Vorbereitungen zum Ausbau des Hafens von Kilung sind im Gange; 2 große und mehrere kleine Bagger mit dem nötigen Zubehör sind bereits vorhanden.

Der Eisenbahnbau schreitet rüstig vorwärts; beinahe die Hälfte der projektierten Strecke ist schon in Betrieb. Es ist allerdings die, auf der die geringsten technischen Schwierigkeiten zu bewältigen waren. — Mit welchem Eifer an der Vollendung gearbeitet wird, zeigt, daß die zunächst vorgesehene Bauzeit von 8 Jahren, neuerdings auf 5 bis 6 reduziert worden ist. — Die Bahn ist durchweg eingleisig und, mit Ausnahme der Strecke Taihoku — Tamsui, nach Aussage Sachverständiger,

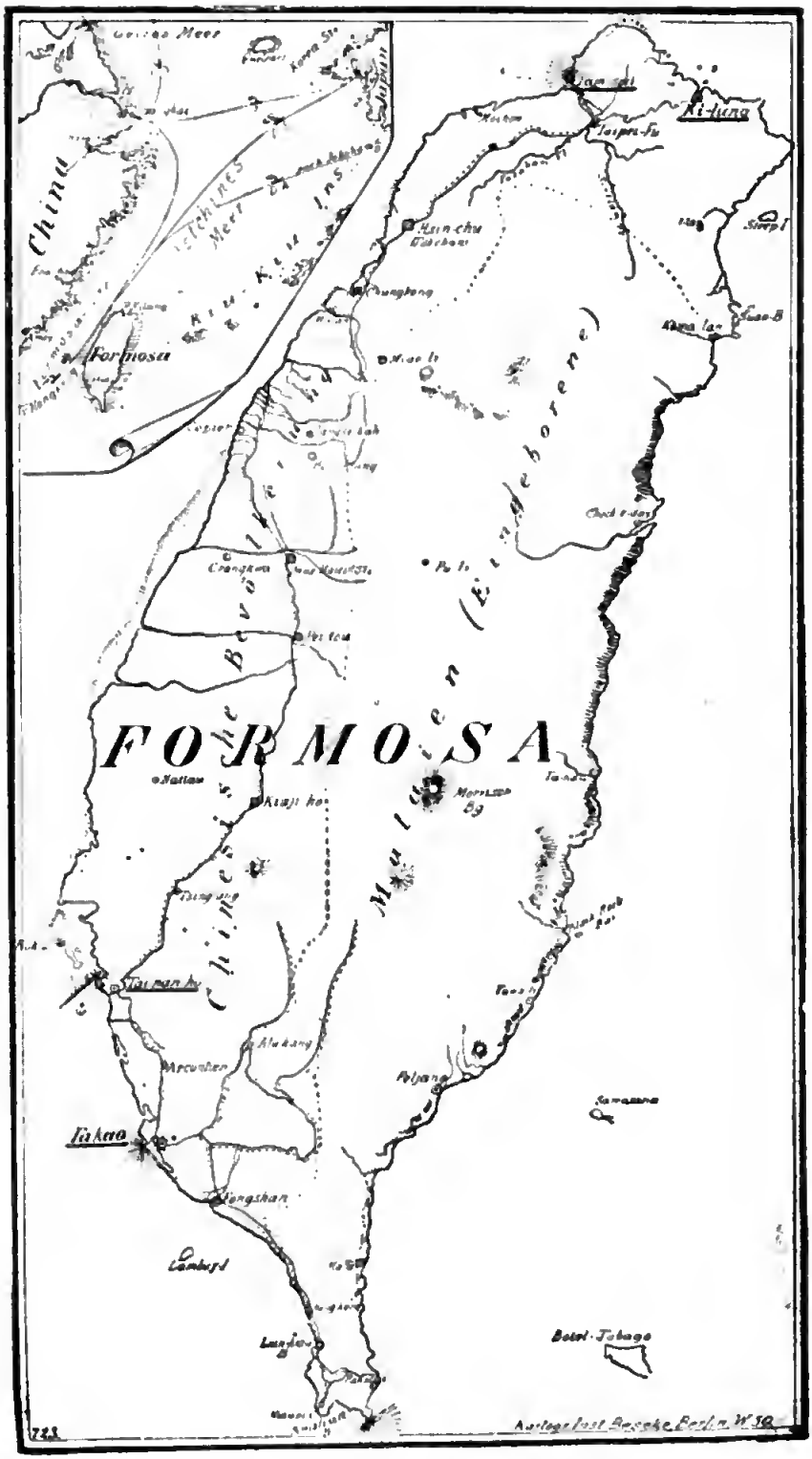
gut gebaut. Die Tunnel sind von vornherein so weit gehalten, daß das zweite Gleis, ohne sie verändern zu müssen, gelegt werden kann.

Post- und Telegraphenanlage lassen nichts zu wünschen übrig. — Es sei hier als Merkwürdigkeit erwähnt, daß weder die Rebellen, noch die Wilden den Eisenbahnkörper oder die Telegraphenleitungen jemals zerstört haben.

Wie die Regierung alle japanischen Unternehmungen thatkräftig unterstützt, durch billigen Pachtzins, wie z. B. den Goldbergwerkbetrieb, durch gewisse Zinsgarantie, wie für das in die Zuckerproduktion gesteckte Kapital und durch anderes mehr, so gewährt sie den nach dem Wildengebiet vordringenden Unternehmungen unentgeltlich und andauernd Schutz. So ist seit etwa Jahresfrist eine Baumschule für Aufforstung unausgesetzt unter behördlicher Bedeckung. Trotz des ungeheuren Waldreichtums der Insel wird hier ein umfangreiches Gebirgsterrain mit den verschiedensten Nutzhölzern bepflanzt, da die Schwierigkeiten und Kosten des Holztransports aus den Wildenbergen so groß sind, daß z. B. fast alles Bauholz und Holzkohle über See eingeführt wird.

Der Hebung der sanitären Verhältnisse auf der Insel durch geeignete Verordnungen, Errichtungen von Ärzteschulen (für Chinesen), Anlagen von Hospitälern, von großen Wasserleitungen und Brunnen, sowie der Herstellung besserer Kommunikationen, wird unausgesetzt Aufmerksamkeit und Geld gewidmet.

Wenn zum Schluß dem Bau von Tempeln und der Freilegung der von einer dicken Chinesenmauer eingeschlossenen Hauptstadt und ihrer augenfälligen Verschönerungsanlagen Erwähnung geschieht, so ist aus dem weiten Felde der Kolonisierung wohl eine Reihe von Arbeiten aufgeführt, auf die das Gouvernement von Formosa mit Genugthuung zurückblicken kann.



Digitized by Google

Südpatagonien.

Von Paul Sander.

Angeregt durch den in N. 41 43 des Jahrganges 1901 der Deutschen Kolonialzeitung enthaltenen Aufsatz über Südargentinien als Auswanderungsziel für Deutsche möchte ich durch nachfolgende, den Briefen und Erzählungen eines Bekannten entnommenen Angaben die Aufmerksamkeit der kolonialen Kreise insbesondere auf Südpatagonien lenken.

Mein Gewährsmann hält sich seit mehr als 6 Jahren im Bezirk Gallegos, landein von Puerto San Julian als Schäfer im Dienste englischer Schafzüchter auf, nachdem er vorher 5 Jahre zwischen Buenos-Ayres und San Pedro Ackerbau und Viehzucht getrieben hat.

Reise.

Die Reise dorthin geht über Buenos-Ayres mit deutschem Dampfer, der Fahrpreis beträgt im Zwischendeck 250 Mark; von B. A. bis San Julian fahren seit kurzem gleichfalls deutsche Dampfer. Der Weg ins Innere wird zu Pferde oder auf Wagen zurückgelegt.

Klima.

Das Klima hat große Ähnlichkeit mit dem Norddeutschlands, ist gesund, wenn auch etwas rauh, der Sommer kühl. Die höchste Sommertemperatur beträgt 20—24° R., die größte Kälte im Winter 18° R., es fällt viel Schnee und herrschen anhaltende und starke Südwestwinde.

Bewachsung und Bodenbeschaffenheit.

Das Land ist fast ausschließlich mit Gras, niedrigen Sträuchern und Büschen bewachsen, besitzt eine terrassenförmige Oberfläche mit teilweise tief eingeschnittenen Thälern, der Boden besteht meist aus mildem Lehm, welcher mit Steinen stark übersät ist.

Weiter landein, am Fuße der Anden soll es große Waldbestände geben, namentlich in der Umgegend des Argentinischen Sees, der diesem entspringende Fluß Rio Santa Cruz ist schiffbar, hat jedoch ein starkes Gefälle.

Landerwerb.

Alles Land, welches noch nicht im Privatbesitz sich befindet, ist Eigentum der Regierung, (die Ureinwohner sind fast ganz verschwunden); an der Küste sind bereits alle Plätze verkauft, erst 6—8 Tagereisen à 6 Stunden Wagenfahrt landeinwärts giebt es noch freies Regierungsland.

Der Kaufpreis für 25 qkm beträgt an der Küste 8000 Pe. á 1,55 Mk.; je weiter landein, desto billiger wird dasselbe.

Das Regierungsland wird auch gegen eine 6 prozentige Verzinsung des Wertes verpachtet, Pachtland kann von der Regierung an Dritte nicht verkauft werden.

Vermeſſungskoſten.

Dieſelben betragen für je 25 qkm 400 Mark.

Landwirtſchaftsbetrieb.

Der Lebenserwerb kann faſt ausſchließlich durch Betrieb von Viehzucht erfolgen, und zwar in der Hauptſache durch Schafzucht, Pferde und Maultiere werden nur für eigenen Bedarf gezüchtet, desgleichen Rindvieh.

Am geeignetſten für Schafzucht ſind tief eingeſchnittene Thäler mit Quellen da dieſelben Schutz gegen die heftigen Winde gewähren und Tränkwaſſer beſitzen.

Irgend welche Gebäude zum Unterbringen der Schafe werden nicht errichtet, höchſtens kleine Schutzwälle aus Steinen oder Sträuchern; die Tiere bleiben vielmehr Sommer und Winter im Freien und müſſen ſich ihr Futter ſelbſt ſuchen.

Auf 25 qkm können bis 2000 Schafe gehalten werden, ein Schäfer kann 600—800 Stück beaufſichtigen, wobei ihm, meiſt ſchottiſche, Schäferhunde von großem Nutzen ſind.

Die Schafe werden entweder auf Schiffen von den Falkland-Inſeln eingeführt oder von den nördlicher gelegenen Provinzen Südargentiniens herangetrieben, es ſind meiſt Merino-Schafe, welche durchſchnittlich 8 Pfund Schmutzwolle Ertrag liefern.

Der Preis eines weiblichen Zuchtſchafes beträgt im Lande 10 Mark, denſelben Preis haben im Lande gezogene einjährige weibliche Lämmer, männliche Schafe (wohl Hammel) koſten 7—8 Mark das Stück.

Friſch eingeführte Schafe erfordern viel Aufſicht, da dieſelben das Beſtreben haben, ihre Heimat wieder aufzuſuchen; nach dem erſten Lammen entfernen ſie ſich jedoch nicht mehr weit von ihrem Kamp, ſodaß dann die Bewachung eine weſentlich leichtere iſt.

Gefahren.

Die Schafzucht in Südpatagonien hat im Tierreiche nur einen Feind, den Puma, doch weiß ein erfahrener Schäfer ſich gegen ein Einbrechen desſelben in ſeinen Schafkamp zu ſchützen, ſodaß große Verluſte durch dieſe Raubtiere bei genügender Aufmerkſamkeit nicht entſtehen.

Von eigentlichen Krankheiten und Seuchen ſcheinen die Schafe dort ganz verſchont zu ſein; nur Schafkrätze (wohl Räude) iſt ſehr verbreitet, derſelben wird begegnet durch jährlich dreimaliges Baden der Tiere in einer Tabakabkochung, welches je 6 Pfg., im ganzen 18 Pfg. das Stück koſtet.

Die Einrichtung des Tabakbades für etwa 1200 Schafe erfordert eine einmalige Ausgabe von 4—500 Mark.

Die in Buenos-Ayres erzielten Wollpreiſe betragen p. 100 kg 120—220 Mk., die Frachtkoſten von S. J. nach B. A. 1,20 Mk., einige Farmer ſenden auch die Wolle direkt nach London zu den Wollauktionen.

Zu dieſen Koſten kommt noch der Transport vom Platze bis zur Küſte, welcher auf von Pferden gezogenen Wagen erfolgt und bei größeren Entfernungen Schwierigkeiten verurſacht.

Gewinnberechnung.

Im allgemeinen kann mit einer Vermehrung der Herde von mindeſtens

25% gerechnet werden, doch hat ein Engländer seine Herde von 1500 Stück in 8 Jahren auf 35000 Stück gebracht, was einer Vermehrung von etwa 80% entspricht. — Es fallen von den Muttertieren etwa 80 % Junge.

Bei Ankauf einer aus 600 Schafen bestehenden Herde wird sich der Gewinn nach einem Jahre etwa wie folgt stellen:

Anlagekapital.

1.	Ankauf von 600 Stück à 10 Mk.	6000 Mk.
2.	Ausrüstung, Wagen, Pferde, Reise, Hausbau, Land, Kauf u. s. w.	6000 „
	Anlagekapital	12000 Mk.

Unkosten.

1.	1 Schäfer, resp. Wert der Arbeit des Besitzers 12 × 130 . .	1560 Mk.
2.	12000 Mk. Anlegekapital zu 6%	720 „
3.	Baden, Scheeren, Transport und Unvorhergesehenes	520 „
	Sa.:	2800 Mk.

Einnahmen.

1.	600 Schafe à 4 kg = 2400 kg Wolle zu 1,20	2880 Mk.
2.	300 Stück Zuwachs (= 50%) à 8,00	2400 „
	Einnahme	5280 Mk.
	Ausgabe	2800 „
	bleibt Gewinn	2480 Mk.

Da 50% Vermehrung von einer aus nur in den besten Jahren stehenden Zuchtherde von Muttertieren sehr niedrig gerechnet ist, so wird sich in Wirklichkeit der Gewinn noch erheblich höher stellen.

Löhne und Lebensunterhalt.

Die Löhne, welche dort an Schäfer gezahlt werden, betragen 70—130 Mk. monatlich neben freier Station; da die Hauptnahrung aus Fleisch besteht, welche die Herde und die Jagd liefert, betragen die monatlichen Kosten für die allerdings sehr einfache Kost etwa 10 Mk.

Die Behausung des Schafzüchters oder Schäfers richtet sich ganz nach dessen Mitteln, besteht häufig aus einem Zelte oder einer Erdhütte, bei Vorhandensein von mehr Geld in einem Haus aus Wellblechdach und luftrockenen Lehmziegeln.

Ausrüstung.

Obgleich keinem Auswanderungslustigen geraten werden kann, ohne einen 1—2 jährigen Aufenthalt im Lande, oder ohne Anschluß an einen ehrlichen, längere Zeit dort als Schafzüchter thätigen Mann in Südpatagonien mit der Schafzucht zu beginnen, so soll doch Einiges über die notwendigste Ausrüstung für einen Auswanderer mitgeteilt werden.

Es ist erforderlich: ein Wagen mit Plan, zwei Reserverädern und Stange, etwas Tischlerhandwerkzeug u. a. eine kleine Feldschmiede, gute Kleidung und Schuhzeug, Gemüsesamen, wollene Decken, aber kein Sattelzeug, welches man sich dort selbst anfertigen muß, da das europäische nicht hält und für dortige Verhältnisse unpraktisch ist. Die wenigen zum Hausbau notwendigen Materialien sind im Lande zu erwerben.

In Buenos-Ayres wären noch 6 Maultiere mitzunehmen, welche einſchließlich Fracht bis San Julian das Stück 125 Mk. koſten, in San Julian ſind dann noch etwa 10 Pferde à 120 Mk. zu kaufen. Auch ein Kochherd und Küchengeſchirr ſind zweckmäßig aus Europa mitzubringen.

Eine große, direkt an die Küſte bei San Julian anſtoßende Schaf-Eſtenzia iſt nach dem Tode des bisherigen Beſitzers, eines Engländers, in die Hände einer engliſchen Aktiengeſellſchaft mit einem Kapital von 2 Millionen Mk. übergegangen; die Eſtenzia hat an der Küſte eine Breite von 40 km, im Weſten 25 und von Oſt nach Weſt (landein) 75 km Ausdehnung und umfaßt demnach etwa 2500 qkm.

Nach obigen Mitteilungen ſcheint demnach für energiſche Menſchen, welche ein einfaches, anſtrengendes Leben nicht ſcheuen und über ein Kapital von 8—10000 Mk. verfügen, in Südpatagonien ſich die Möglichkeit zu bieten, in 1—2 Jahrzehnten ein Vermögen zu erwerben.

Noch vorteilhafter dürfte jedoch ſich ein größeres Unternehmen in Geſtalt einer Geſellſchaft rentieren, deren Mittel es geſtatten, beſſere Verkehrsbedingungen nach dem Innern zu ſchaffen, z. B. durch Beſchaffung eines Dampfers auf dem Rio Santa Cruz zum Hinaufſchaffen von Lebensbedürfniſſen, Schafen, und der für den ſtromabwärts gehenden Wolltransport beſtimmten Schiffe.

Die faſt noch gänzlich unbekannten Gegenden am öſtlichen Fuße der Anden, in der Nähe des Argentiniſchen Sees, ſollen nach Angaben von Bekannten meines Gewährsmannes reich an Bauholz und wertvollen Hölzern ſein — beides mangelt aber im Küſtengebiete. — Die Ausnutzung dieſer Schätze wäre ſehr erleichtert, wenn ein Dampfer Menſchen u. ſ. w. dorthin bringen würde. — Der Holztransport nach der Küſte hätte mittelſt Flößen zu geſchehen.

Da das Klima dem deutſchen ſehr ähnlich iſt und keine Gefahren, wie Fieber u. ſ. w. drohen, ſo dürfte der Beſiedlung durch Deutſche kein Hindernis entgegenſtehen, umſoweniger wenn eine deutſche kapitalkräftige Geſellſchaft die größeren Flächen beiderſeits des Fluſſes erwürbe und für eine regelmäßige Verbindung mit der Küſte und für den Transport der Produkte ſorgte.

Einige Bausteine zur Geschichte der Evheſtämme (Togo).

Zuſammengetragen von G. Härtter, Miſſionar.

II.

5. Die Inlandſtämme unter Okanſa, dem Könige von Aſabi.

Unter ſolchen Umſtänden und Verhältniſſen konnte es einer Macht außerhalb der eigenen Grenzen ohne Schwierigkeit gelingen, einen Stamm nach dem andern zu Vaſallen zu machen. So gelang es zuerſt einem Herrſcher des Königreichs Aſabi, jenſeits des Volta gegenüber der Dayi Mündung, Okanſa mit Namen, eine Reihe der weſtlichen Evheſtämme unter ſeine Oberhoheit zu bringen. Seine Machtſphäre ſchloß Kpando, Avatime und wahrſcheinlich alle die nördlich des Gebirges lebenden Stämme, Taſi, Nyagbo, Have, Agate, Wodze und Kpeve ein. Unentſchieden iſt noch, ob die Pekier, ehe ſie unter die Akwamuer kamen, ebenfalls unter Okanſa ſtanden. Die Evheſtämme zwiſchen Volta und Dayi, ſüdweſtlich von Kpando, ſcheinen erſt in ſpäterer Zeit jene Wohnſitze bezogen zu haben.

Okanſa hatte es leicht, die Stämme zu unterwerfen, da keiner ſich dazu verſtehen konnte, dem Nachbar gegen den gemeinſamen Feind beizuſpringen. Flüchten ging auch nicht an; denn wohin man ſich wenden mochte, lauerte Gefangennahme und Sklaverei. Natürlich hatte Okanſa kein Intereſſe daran, nur als nomineller Herrſcher von dieſen Stämmen anerkannt zu werden. Tributpflichtige Gebiete waren es, wonach Eroberer jener Zeiten trachteten. Und der Tribut beſtand in den weitaus meiſten Fällen in Sklaven. Der Eroberer verlangte von den Dörfern eine beſtimmte Anzahl Menſchen, die geliefert werden mußten, wollte man nicht furchtbare Rache auf ſich ziehen. Es blieb kein Ausweg übrig, man mußte Folge leiſten, und die Dorfhäupter hatten die ſaure Aufgabe, aus den Leuten ihres eigenen Fleiſches und Blutes eine genügende Anzahl zur Uebergabe in die Sklaverei auszuwählen.

In einer Zeit, in der in Aſabi wohl noch eine Vorfahre Okanſas regiert haben mag, wurde ſchon ein Verſuch gemacht zur Unterwerfung der Evher. Dieſer ſoll jedoch nicht gelungen ſein, weil auf das Bemühen eines Regenmachers, der aus Logba ſtammte, es eine ganze Woche lang geregnet haben ſoll, wodurch das Pulver feucht wurde. Den Evhern gelang es nun, infolge ihrer Bewaffnung mit Pfeil und Bogen, die Aſabier zu verjagen. Eine Frau, die von den Avatimern gefangen genommen wurde, wurde in Phane einem Mann angetraut und gebar ihm 3 Söhne. Als es aber ſpäter Okanſa gelungen war, die

Stämme zu unterwerfen, machte auch dieſe Frau mit ihren Söhnen einen Beſuch in ihrer alten Heimat. Dieſe Gelegenheit nahm Okanſa wahr, um die Avatimer feſter an ſich zu knüpfen. Er ſetzte den älteſten Sohn als König von Avatime ein und gab ihm die königlichen Inſignen, Stuhl und Schwert. Sein Name iſt Odam, und er ſcheint es verſtanden zu haben, ſich bei den Avatimern Reſpekt zu verſchaffen; denn es gelang ihm, in den 7 Avatimedörfern je einen verantwortlichen Häuptling mit einem Feldherrn zu ernennen. Damit war den Avatimern eine Staatsverfaſſung gegeben, die ſie bis dahin nicht gekannt hatten, und dieſe Verfaſſung war im Gegenſatz zu der herrſchenden Willkür ein bedeutender Fortſchritt.

Daß Odam für die Verleihung des Thrones dem Okanſa ſich erkenntlich zeigen mußte, liegt auf der Hand. Dies geſchah durch eine jährliche Beſchickung des Jamsfeſtes in Aſabi. Natürlich bedeutete die Beſchickung nichts anderes, als die Ablieferung des Tributs. Als aber nach einer Reihe von Jahren ein gewiſſer Dzedze, der als Bote geſchickt worden war, nicht wiederkehrte, weil er nach den einen ertrunken, nach den andern ermordet ſein ſollte, hörte man auf, jene Feſte zu beſchicken. Daß dies ungeſtraft geſchehen konnte, beweiſt den Niedergang des Aſabireiches, das heute kaum noch durch ein paar Fiſcherhütten repräſentiert wird.

Ähnlich wie in Avatime, ſo iſt es Okanſa auch bei den andern Stämmen im Innern gelungen, Könige und Heerführer einzuſetzen, und es wird von den Eveſtämmen im Innern weit und breit allgemein beſtätigt, daß die Einrichtung der Stammeskönige und Dorfhäuptlinge aus Aſabi-Kodiabe ſtamme.

6. Die Inlandſtämme unter der Gewaltherrſchaft der Akwamuer.

Daß der Übergang von der patriarchaliſchen Verfaſſung, die nach und nach in gänzliche Willkür ausartete, zum Königstum einen bedeutenden Fortſchritt darſtellt, iſt klar, und inſofern haben diejenigen Eveſtämme, die unter den Einfluß der benachbarten aber fremden Macht kamen, gewonnen, und die allgemeine Unſicherheit hätte vermindert werden können. Allein nun trat eine neue Macht auf, eine Macht, die Grauſamkeit und Eroberungsluſt von den Aſanteern gelernt hatte. Das waren die Akwamuer. Sie ſind ein volles Jahrhundert, von 1733—1833, die Zuchtrute der weſtlichen Eveſtämme von ihren Wohnplätzen bis an den Agu geworden.

Um ihre Bedeutung zu verſtehen, dürfte es ſich lohnen, einen Blick auf ihre Herkunft und Entwicklung zu werfen. Während die Angloer, wie wir bereits geſehen haben, die Akwamuer als eine Familie, die urſprünglich zum Evevolke gehörte, bezw. ehe die Eveſtämme nach Notsie einwanderten, als neben ihnen wohnhaft anſehen, betrachten die Tſchier auf der Goldküſte, laut Reindorf, History of the Gold Coast and Asante S. 13, ſie als einen Ableger der Tſchier Aber ſei dem, wie ihm wolle; ihre Geſchichte wird ja dadurch nicht beeinträchtigt. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts ſiedelte ſich dieſer Volksſtamm um Akempick an. Nach Reindorf iſt der Stammvater ein Tſchiprinz, der die Frau ſeines Bruders entführte und ſich unter dem Schutze eines Akrakönigs am Akempick angeſiedelt hat. Allerlei Leute, Flüchtlinge und Sklaven, geſellten ſich zu ihm, und ſo entſtand allmählich ein kleines Staatsweſen. Doch blieben die Akwamuer bis 1660

den Akraern tributpflichtig. Mit Hilfe der Fanter, denen sie eine Kiste Goldstaub versprachen, aber nie bezahlten, brachten sie am 20. Juni 1660 den Akraern eine schwere Niederlage bei, infolge dessen ein Teil der Akraer nach Klein-Popo floh. In 20jährigem Kampfe zwischen den Akwamuern und den übrig gebliebenen Akraern, unter ihrem König Aschangmo, in dem das Kriegsglück bald den einen, bald den andern Teil der Streitenden begünstigte, sah sich doch schließlich Aschangmo genötigt, das Feld zu verlassen und nach sich Klein-Popo zurückzuziehen (1680). Der zurückgebliebene Teil der Akraer war nun den Akwamuern tributpflichtig geworden. Dies war ihnen auf die Dauer unerträglich, und sie wußten den Gouverneur der Holländer, dem das Machtbewußtsein der Akwamuer auch anfing unheimlich zu werden, für ihre Sache zu gewinnen. Doch würde diese Macht kaum genügt haben, die Akwamuer auch nur ernstlich zu beunruhigen; aber da sie gleichzeitig verweigerten, ihrer Tributpflicht gegen Akem nachzukommen, so gelang es den Akraern leicht, auch die Akemer für sich gegen die Akwamuer zu gewinnen. 40 000 Mann stark griffen die Verbündeten die Akwamuer an, und trotz schwerer Verluste waren die Akwamuer unter Akwamos Führung nicht besiegt worden (1731). Zur Rache rückten Akwamos Horden im Januar 1733 nach der Küste und belagerten Akra 4 Monate lang, was eine schwere Hungersnot verursachte. Erst als 3 starke Stämme der Akemer sich bereit erklärten, den Akraern zu Hilfe zu kommen; aber von dem Aſantekönig erst einen 5monatlichen Waffenstillstand um 500 Sklaven erkaufen mußten und dann nach 40 Tagen den Belagerern in den Rücken fielen, gelang es die Akwamuer niederzuwerfen. Aber jetzt begnügte man sich nicht nur mit einer Niederlage, sondern die Akemer, denen sie schon längst lästig geworden waren, trieben sie hinüber über den Volta und verfolgten sie hinauf nach Gbedzigbe. Von hier aus versuchten sie, sich an ihren alten Feinden den Klein-Popoern zu rächen, was ihnen auch gelungen wäre, wenn nicht am zweiten Tage des Kampfes die Akemer gegen Abend erschienen wären und die Akwamuer in wilde Flucht geschlagen hätten. Sogar ihr König Akwamo Kuma fiel in ihre Hände und wurde enthauptet. Allmählich sammelten sich die zersprengten Reste wieder und kehrten nach der Stelle zurück, wo sie auf dem linken Ufer des Volta ihre neuen Wohnsitze bezogen, die sie heute noch inne haben. Die Ga- und Tschistämme hatten sie nun los; aber dafür hatten sie die Eyher auf dem Nacken sitzen.

Von der Küste zurückgekehrt, hatten sie sich zunächst in ihren neuen Wohnsitz zu finden und von dem herben Schlag zu erholen, durch den sie nicht nur bedeutend dezimiert, sondern auch verarmt waren. Beides aber, die Mehrung des Stammes und des Besitzes war am schnellsten dadurch zu erreichen, daß man dem Nachbar so viel als möglich Menschen wegfing. Davon dienten die einen zur Pflanzung der Lebensmittel, während die andern durch Verkauf den verloren gegangenen Wohlstand wieder schnell herstellten. Daß man sich dadurch bei den Nachbarn verhaßt machte, schadete nichts; im Gegenteil, man liebte Verwicklungen mit ihnen und ließen sich die Nachbarn zu Greuelthaten gegen sie hinreißen, so boten sie damit wiederum den Akwamuern Anlaß zu kriegerischen Vorgehen und vertrauend auf ihre früheren Kriegsthaten waren sie überzeugt, daß sie dabei entschieden den Sieg davontragen würden. So finden wir denn auch bald die Peker im Dienst der Akwamuer und sehen, wie sie zielbewußt auf Erweiterung ihres Machtbereichs ausgehen. Ihr kriegerischer Mut konnte den Eyhestämmen

Digitized by Google

nicht verborgen bleiben; und da man schon durch Okansas Einfluß und durch die Einführung des Königtums gelernt hatte, daß man mittelst einer Verbindung mit einem Stärkeren sich des Feindes am besten erwehren könne, so schickte ein bedrängter Stamm in seiner Not um Hilfe nach Akwamu, indem man zur Belohnung Oberhoheit und Tributpflicht der Akwamuer anerkannte. Willkommener konnte den Akwamuern nichts sein; denn einen Stamm hatte man mit der Zusage der Hilfe auf friedliche Weise gewonnen und mit seiner Hilfe war es hinwiederum leicht, den feindlich gesinnten zu unterjochen, was natürlich ebenfalls für Akwamu geschah.

In der neuen Heimat sich Achtung und Einfluß zu verschaffen, gelang um so leichter, als sie durch Ansiedlung auf dem linken Voltaufer ihren von früher her ergebenen Freunden, den Angloern, näher gerückt waren. Schon um 1702 hatten die Akwamuer, die von den Akraern in Klein-Popo bedrängten Angloer unterstützt und ihnen zur Rückkehr in ihr Land verholfen. Den Kitt zwischen den beiden Volksstämmen bildete der gemeinsame Haß gegen die Akraer, und schon hier liegen die Anfänge zu dem Asantekrieg von 1869. So hatten die Akwamuer zu Anfang des 19. Jahrhunderts Einfluß auf eine ganze Reihe Evheſtämme im Norden ihrer neuen Heimat erlangt. Ho, Tafievhe, Matse, Akome, Kpedze, Avatime Logba, Tafi bildeten ungefähr die Nordgrenze ihrer Interessensphäre. Durch Bezahlung von Tribut an den damals und noch heute weit bekannten König Akoto von Akwamu, gewöhnlich Akwamukoto genannt, anerkannte man seine Oberherrschaft. Und dieser Tribut bestand meist aus Sklaven. Reindorf sagt hierüber: „Sie (die Akwamuer) lebten von Raub und Krieg seit der Zeit ihres Bestehens am Akempick. Zwischen 500—600 Sklaven wurden vom König jeden Monat an europäische Sklavenhändler verkauft. Die gleiche Politik führten sie auch jenseits des Volta fort, sogar in der Zeit nach ihrem schweren Schlag. Manch eine Stadt wurde verwüstet durch wiederholte Einfälle, Menschendiebstahl, Erpressungen und dergl. Manch ein Elternpaar wurde all seiner Kinder beraubt durch Krieg und Erpressungen. Ganze Gebiete waren entvölkert worden und starke Stämme geschwächt durch Zahlung jährlichen Tributs und Bestreitung der gesetzmäßigen Auslagen. Knaben und Mädchen wurden in die Sklaverei verkauft, nur um dem König durch die erzielten Einnahmen Luxusartikel zu verschaffen. Für einige Pfund Fische verkaufte ein Akwamu-Gesandter in irgend einer Evheſtadt einen Knaben oder ein Mädchen, um sich ein angenehmes Frühstück zu bereiten. Arme herrenlose Leute wurden verkauft wie Hühner und Schafe. Im Jahre 1822 auf 1823, als der Asante-General Yaw Osekyere von seinem König Osei den Akwamuern zur Hilfeleistung gegen die Evher zugesandt worden war, wurden Tausende unschuldige Evher gefangen und ein Knabe oder Mädchen von 10 Jahren für 25 String Kauris, ein Erwachsener für 1 Mark 25 String verkauft. Tausende der Gefangenen wurden in Häuser eingeschlossen und diese über ihnen angezündet, weil kein Absatz nach außen mehr vorhanden war."

Hatten die Angloer und Agotimer mit einiger Berechnung die Quellen ihres Gewinns, nur so weit ausgenützt, daß sie ihnen dauernd den erwünschten Wohlstand lieferten, so waren die Akwamuer nicht gewohnt, jemand Schonung angedeihen zu lassen. Wer ihnen in die Hände fiel, wurde in die Sklaverei

geſchleppt oder erbarmungslos niedergemetzelt. Sie ſpannten den Bogen allzu ſtraff, und die Zeit kam, wo er brechen ſollte. Im Jahr 1833 erlitten ſie endlich von den vereinigten Eveſtämmen, deren Herzblut ſie bisher erbarmungslos ausgeſogen hatten, eine Niederlage, von der ſie ſich nicht wieder zur früheren Macht und Gewalt aufſchwingen ſollten. Zu dieſer Erhebung hatte dieſen Stämmen die Frage um Sein oder Nichtſein das Schwert in die Hand gedrückt. Dieſes Bewußtſein, daß allmählich bei dieſen Eveſtämmen durchgedrungen war, ließ ſie allen Stammeshader vergeſſen. Die Führung übernahm der Pekiſtamm, und es iſt begreiflich, daß es ihm, wenn auch nur ſehr langſam, gelang, eine Art Oberherrſchaft über die ſeither unter dem Joch der Akwamuer ſeufzenden Stämme zu erreichen. Nicht als ob man gewillt geweſen wäre, nach ihrer Niederwerfung einfach den grauſamen Bedrücker zu wechſeln und ſich etwa unter denſelben Bedingungen unter Peki zu ſtellen, ſondern in Erinnerung der Waffenthaten Pekis ſchien es im Streit mit andern Stämmen wünſchenswert, Peki als Bundesgenoſſen zu gewinnen. So finden wir im Jahre 1854 die Pekier, nachdem ſie der Bitte der Veer aus heute noch unbekannten Gründen nicht ſtattgegeben haben, im Avatime-Logbakrieg auf ſeiten der Avatimer. Aber die Hinterliſt der Anſoer trug ihnen eine Niederlage ein. Trotzdem gelang es Peki bis in die neueſte Zeit eine Art Oberhoheit auszuüben und ſo ein einigermaßen einigendes Band zu bilden unter den herrenloſen Stämmen. Durch Aufhebung des überſeeiſchen Sklavenhandels kamen die Pekier nicht in die Verſuchung, Menſchenraub auszuüben, und eine Tributpflicht auf die Stämme zu legen, wagte man nicht, wohl in der richtigen Erkenntnis, daß die Macht fehle, ſie mit Nachdruck durchzuſetzen. So blieb es bei einer Oberhoheit, die ſich damit begnügte, größere Palaver von Peki-Geſandten ſchlichten zu laſſen, die dann, nachdem ſie ſich meiſt ſelber nicht gar zu beſcheiden entſchädigten, eine Summe der Strafzahlungen an ihren König ablieferten. Daß dieſe Form der Oberhoheit gegen alles frühere nicht nur erträglich, ſondern geradezu als wohlthätig empfunden wurde, leuchtet ein, wenn gleich auch hier noch allerlei Ungeſetzlichkeiten mit unterliefen.

Endlich brachen im Laufe der zweiten Hälfte der ſechsziger Jahre die Aſantehorden ins Land, veranlaßt durch die Akwamuer und Angloer. Die Pekier hatten nicht den Mut, ihre Verbündeten zu ſich zu entbieten und dem gemeinſamen Feind den Einzug ins Land unmöglich zu machen. Sie flohen und bargen ſich unter ihren Verbündeten und öffneten ſo Thür und Thor einem Feind, der an Grauſamkeit alles bisher dageweſene überbot und alles ruinierte, was er vorfand: Menſchen, Dörfer, Felder, ſo daß er ſchließlich an den Folgen ſeines eigenen Barbarismus am ſchwerſten zu leiden hatte. Endlich griff die engliſche Regierung ein und nötigte den grauſamſten aller Eroberer, ſich zurückzuziehen, und brachte ihm durch die Einnahme der Hauptſtadt Kumaſe eine Niederlage bei, von der ſich die Aſanteer bis heute noch nicht wieder ganz erholt haben. Erſt durch dieſe That iſt den Inlandſtämmen der Evher einigermaßen der Vorteil einer Verbindung mit den Europäern zum Bewußtſein gekommen, trotzdem ſie ſchon ſeit Ende des 15. Jahrhunderts im Lande waren. Wenn wir aber hören, was Cruickshank über den Einfluß der Europäer an der Küſte bis herauf in ſeine Zeit gewiß treffend ſagt, dann wundern wir uns nicht mehr darüber. „Es iſt recht demütigend und ſchmerzlich, wenn man die in Cape Coaſt noch zu findenden Nachrichten aus jenen Zeiten durchlieſt. Sie machen im allgemeinen den Eindruck

gelähmter Schwäche der Sünde auf seiten der Europäer und der triumphierenden Schurkerei auf seiten der Eingeborenen."

„Dem Namen nach Herren, übten wir doch keine Macht aus, oder doch nur eine solche, welche uns streitig zu machen, die Eingeborenen sich nicht die Mühe nahmen. Willig machten sie uns ein Geschenk mit ihrer Unterwürfigkeit und achtungsvollen Anerkennung in Worten, straften aber diese Worte Lügen durch ihre Thaten. Sie ließen uns ihre Könige ein- und zuweilen absetzen, in dem einen Fall, um der bei dieser Gelegenheit gegebenen Geschenke willen, in dem andern Fall, weil die betreffenden Persönlichkeiten sich ihnen ebenso verhaßt gemacht haben mochten, wie uns."

„Viel von ihrer Verderbtheit ist ohne Zweifel auf Rechnung des tiefen Standes der Moralität unter den Europäern zu setzen, einer natürlichen Folge des demoralisierenden Einflusses des Handels. Sie waren im allgemeinen nicht die Leute darnach, sich Achtung zu verschaffen. Gemeine Schwelgereien waren eine sehr gewöhnliche Erscheinung, und der Gouverneur und Rat scheinen ihre Zeit vorzugsweise mit Versuchen, sie in Ordnung zu halten, ausgefüllt zu haben. Viele ihrer Briefe und amtlichen Berichte zwingen einem ein Lächeln ab, wenn man die schamlosen Einzelheiten, die sie mitteilen, liest und bemerkt, wie sie auch nicht einmal eine Ahnung von echten moralischen Grundsätzen haben. Wieder andere belustigen durch ihre knabenhaften Versuche, fein schreiben zu wollen. In dem Schreiben eines Herrn von Winneba finden sich merkwürdige Vorstellungen von der Unterwürfigkeit der Eingeborenen; denn nachdem er dem Gouverneur eine Beleidigung, die er von einem derselben erfahren, gemeldet hatte, fährt er fort: „Ich ergriff eine Muskete und stürzte auf ihn los; aber der Schurke war so verwegen, dem Bajonette auszuweichen." — . . . Kurz, man kann mit Sicherheit behaupten, daß wir von unsrer ersten Ansiedlung an der Küste bis zur Aufhebung des Sklavenhandels im Jahre 1807 dem Volke in seiner Gesamtheit nicht eine einzige dauernde Wohlthat erzeigten und nur dem und jenem einige wenige vereinzelt dastehende Vorteile zubrachten. Es war kein Versuch gemacht worden, ihnen Erziehung angedeihen zu lassen, keiner ihrer grausamen und barbarischen Gebräuche zu unterdrücken. . . . Wenn wir die mit Erfolg von Adams im Jahr 1796 an 2760 Eingeborenen ausgeführte Impfung, wofür er den Dank des Rats erhielt, sowie einen gelegentlichen Versuch, ein Menschenopfer zu verhindern, ausnehmen, so dürften Regungen der Humanität die Herzen der Europäer an der Goldküste in dieser langen Reihe von Jahren niemals heimgesucht haben. Aber wenn schon unsrer Wohlthaten so wenige waren, wer wird die Größe des Fluches ermessen, den wir über sie gebracht? Unsere sündhafte und habgierige Politik entfesselte alle schlimmsten Leidenschaften des menschlichen Herzens und ließ die zügellosesten Verderbtheit alle Schranken durchbrechen, bis daß selbst der letzte Schimmer von Menschlichkeit erloschen zu sein schien und nichts mehr übrig war als das unbändige Wüten wilder Tiere und rasender Teufel." (S. 14—17.)

7. Die Aufhebung des Sklavenhandels.

Im Jahre 1803 hatte die dänische Regierung in allen ihren Kolonien den Sklavenhandel verboten, und im Jahre 1807 folgten ihr die Engländer und sandten

Kreuzer, um die Sklavenſchiffe an der Weſtküſte von Afrika zu kapern. Aber beide Regierungen ſtießen bei den Eingeborenen auf harten Widerſtand, der hin und wieder nur mit Gewalt der Waffen gebrochen werden konnte. Um die Entdeckung zu vermeiden, wurde am Sitz dieſer Regierungen der Sklavenhandel bei Nacht betrieben. Bei Nacht wurden auch die Sklaven auf die portugieſiſchen Sklavenſchiffe gebracht. Häuptlinge und Volk verbanden ſich gegen die europäiſchen Regierungen, um den Sklavenhandel aufrecht zu erhalten. Und als einmal ein Sklavenſchiff von einem engliſchen Kreuzer verfolgt wurde und ſich genötigt ſah, ſeine Sklaven in Tema bei Akra zu landen, da rückte der Häuptling von Akra mit ſeiner ganzen Mannſchaft aus, um den Sklavenhändlern gegen die engliſche Regierung beizuſtehen, damit ſie ihre Sklaven in Sicherheit bringen konnten.

Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn es eine lange Zeit brauchte, um die Eingeborenen davon zu überzeugen, daß die Anweſenheit der Europäer für die einzelnen, wie für das Volk und die Staatserhaltung dennoch von Nutzen ſei. Denn wenn ſchon die europäiſchen Beamten dieſen traurigen Eindruck von den damaligen Kolonialregierungen hatten, wie mußten ſie erſt von den Eingeborenen ſelbſt beurteilt werden! Und wenn es ſogar an der Goldküſte ſo traurig ausſah, wie traurig muß es da erſt an der Sklavenküſte ausgeſehen haben! Da konnte es nur gut und ſegenbringend für die Bevölkerung ſein, daß der Kolonialbeſitz der Dänen, Holländer und Engländer an der Goldküſte allmählich in die Hände einer von dieſen drei Nationen überging. So hatten bereits im Jahre 1851 die Dänen ihren Kolonialbeſitz an der Goldküſte um 10000 Pfund Sterling an England verkauft. Damit war auch Keta, bezw. der ganze Küſtenſtrich vom Volta bis Keta, in engliſchen Beſitz übergegangen. Dieſer Übergang wurde aber damals ebenſo wenig mit Freuden begrüßt, als heute ein ſolcher an Deutſchland von der eingeborenen Bevölkerung begrüßt werden würde. Und als die Engländer bald nach der Übernahme des Forts in Keta mit einer Kopfſteuer hervortraten, da kam es ums Haar zu kriegeriſchen Verwickelungen. Obwohl dieſe Kopfſteuer zwecks Wegebau erhoben werden ſollte, ſo wurde ſie doch von der Bevölkerung nicht verſtanden. Sogar der König von Anglo ſagte dem Gouverneur Hill, als er ihm dieſen Plan vorlegte: „Ich weiß nicht, in welcher Weiſe ich mich gegen die Engländer verfehlt haben ſoll, daß ſie mich zum Steuerzahlen zwingen wollen. Von meiner Vorfahren Zeit her iſt nie gehört worden, daß der Schwarze dem Weißen Steuern bezahlt hat. Was hat denn der Schwarze, davon er dem Weißen Steuern bezahlen ſollte? Iſt es nicht vielmehr umgekehrt — der Weiße muß dem Schwarzen geben, damit dieſer zu eſſen hat!" Und als der Kommandant von Keta wirklich mit der Steuererhebung ernſt machen und beim König den Anfang machen laſſen wollte, da trieb er die Steuereinnehmer weg, mit den Worten: „Ich bin König in meinem Land, und nur ich habe ein Recht, Steuern zu erheben." Damit war England mit ſeinen, dem Eveland zugedachten, Wohlthaten zunächſt am Ende; ja von 1859—1874 war überhaupt kein engliſcher Beamter mehr in Keta, und die Angloer waren mehr oder weniger ſich ſelbſt überlaſſen. So kam es, daß es bis 1874, alſo bis nach dem Aſantekrieg, dauern konnte, bis zunächſt den Stämmen im Innern, denen die Engländer die Aſanteer, den ſchrecklichſten der Schrecken, vom Hals genommen hatten, ein Bewußtſein davon aufging, daß ſie einer Kolonialregierung doch manches zu verdanken haben. Aber bei den Küſtenſtämmen, insbeſondere bei den Angloern, die ſchon Jahrhunderte

lang mit den Europäern in Verbindung ſtanden, dauerte es bis zum Jahre 1886, bis die Engländer des bekannten Giraldo habhaft geworden waren und ſie von dieſem unruhigen Übel befreit hatten. Da endlich merkten auch die Angloer, daß eine Kolonialregierung von Nutzen ſein könne. Denn weder eine Steuererhebung zum Zweck des Wegebaues im Lande, noch auch die Aufhebung des Sklavenhandels wurde von ihnen als Wohlthat angeſehen. Fernſtehende meinen zwar, man habe in der Abſchaffung des Sklavenhandels den weſtafrikaniſchen Völkern eine Wohlthat erwieſen, für die ſie den Unterdrückern dieſes ſchändlichen Handels zugejubelt hätten. Aber gerade das Gegenteil iſt der Fall. Überall wurde dies angeſehen als ein Eingriff in die ſpeziellen Rechte der Könige und Häuptlinge, und die verſchiedenen Kolonialregierungen hatten ſchwere Kämpfe zu beſtehen, weil das Verbot mißachtet und umgangen wurde. Aber hierin zeigt ſich gerade am deutlichſten das moraliſche Verderben dieſes Handels.

Einen gleichen, wenn nicht noch ſchwereren Kampf hatten die Dänen mit den Sklavenhändlern und den Angloern an der Sklavenküſte zu beſtehen. Von der Mündung des Volta bis hinab nach Whydah waren in jedem größeren Dorfe Sklavenfaktoreien errichtet, z. B. in Atoko, We, Vodza, Kedzi, Blokuſo, Adina, Aduſiann, Bagida, Porto Seguro ꝛc. ꝛc. und heute noch erinnern nicht nur die Namen wie Porto Seguro u. a., ſondern auch die Nachkommen von Sklavenhändlern an jene Zeit. Da begegnen wir noch Namen wie Baeta, Giraldo de Lima, Gregorio de Souza u. a. m., die uns daran erinnern, wie die Portugieſen es waren, die bis in die neuere Zeit herein, beſonders öſtlich von Keta, dieſen fluchwürdigen Handel betrieben. Wohl war ihnen verboten, im däniſchen Gebiet dieſem Handel obzuliegen. Aber da das Volk der Angloer, insbeſondere ihre Könige und Häuptlinge, großen Nutzen daraus zogen, ſo war es auch hier den Beamten recht ſchwer gemacht, dieſen Handel mit Nachdruck zu unterdrücken, um ſo mehr, als an der ganzen Küſtenlinie vom Volta bis hinab nach Popo nur eine einzige Stelle war — das Fort in Keta — von der aus der Sklavenhandel unterdrückt wurde. So hatte beiſpielsweiſe ein portugieſiſcher Sklavenhändler, Don Joſe Mora mit Namen, noch im Jahre 1844 ſeine Faktorei in dem zwei Stunden von Keta entfernten We. Obgleich der damalige däniſche Kommandant entſchloſſen war, den Handel zu unterdrücken, ſo durfte der Sklavenhändler es doch wagen, einen Trupp Sklaven ſogar an dem Fort in Keta vorbeizutreiben. Dem Kommandanten gelang es jedoch mit Hilfe ſeiner Soldaten, ihm die Sklaven abzujagen. Aber der Sklavenhändler hatte die Angloer auf ſeiner Seite, und dieſe zwangen den Kommandanten, die Sklaven wieder herauszugeben.

Aber wenn es auch recht ſchwierig war, den durch die Europäer entfachten überſeeiſchen Sklavenhandel zu unterdrücken, ſo iſt es England doch gelungen, dieſen fluchwürdigen Handel durch Energie und mit vielen und großen Koſten zu beſeitigen. Im Lande ſelbſt aber beſtand die Sklaverei weiter, und weder England noch Dänemark konnten dieſelbe, wenn ſie nicht eine allgemeine Anarchie heraufbeſchwören wollten, über Nacht aufheben. Nur ganz allmählich trat die engliſche Regierung an die Unterdrückung der Hausklaverei heran. Anfänglich ſtieß ſie auch hierin auf großen Widerſtand. Von Seiten der Sklavenbeſitzer iſt dies begreiflich; denn mit der Freierklärung der Sklaven verloren dieſelben einen großen Teil ihres Beſitztums. Daß aber auch Sklaven häufig die Sklaverei der Freiheit vorzogen, könnte dem Fernerſtehenden verwunderlich vorkommen. Aber

wenn man bedenkt, daß rohe Behandlung zu den Seltenheiten gehörte, daß vielmehr auch die Sklaven mit zur Familie gerechnet wurden und noch werden, ſo läßt ſich dieſes Verhalten der Sklaven einigermaßen verſtehen.

Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts jedoch war die engliſche Regierung ſoweit vorgeſchritten, daß ſie Klagen von Sklaven gegen ihren Herrn wegen ſchlechter Behandlung prüfte, und wenn ihr die dem Sklaven zuteil gewordene Behandlung als gar zu ſchlecht erſchien, ſo erhielt der Sklave einen Freiheitsſchein; ein Verfahren, das auch die öffentliche Meinung billigte, weil es das einzige Mittel war, die Strenge eines grauſamen Herrn zu zügeln. Wenn aber die Klage leichtſinnig geſchah, ſo wurde er ſeinem Herrn zurückgegeben, der dann für eine gute Behandlung ſich verbürgen mußte. Weiter aber konnte auch die engliſche Regierung nicht gehen. Noch im Jahre 1850, als Major Hill ein 300 Mann ſtarkes Lokalkorps ausheben wollte, ſtieß er auf große Schwierigkeiten. Nur aus der Klaſſe der Sklaven konnte er ſeine Rekruten bekommen, von denen viele kamen, um ſich einſchreiben zu laſſen. Aber dieſes Verfahren des Gouverneurs erzeugte im ganzen Land eine heftige Bewegung, das ihn beinahe in feindſelige Kolliſion mit dem Volk gebracht hätte. Die Häuptlinge ſchienen feſt entſchloſſen, zur Verteidigung ihrer Rechte alles zu wagen, und nur der Beſonnenheit und Klugheit des Gouverneurs war es zu verdanken, daß es nicht zum äußerſten kam. Er führte einen Ausgleich herbei, nach welchem die früheren Herren dieſer Sklaven einen Teil ihrer monatlichen Löhnung erhalten ſollten, bis dieſe die üblichen 8 Pfund Sterling abbezahlt hatten. Aber wenn ſchon ſolche geringe und nichtsſagenden Eingriffe in die Rechte der Sklavenhalter ſolches Unbehagen ihrerſeits hervorriefen, ſo können wir verſtehen, wenn Cruickſhank meint, daß wegen der Behandlung der Sklavenfrage die größten Schwierigkeiten zu befürchten wären. So ſchreibt er: „Unſere Kolonialbehörden in Downing Street ſcheinen vor der bloßen Erwähnung des Wortes „Sklave" im Munde eines ihrer Gouverneure zuſammenzuſchrecken und es kaum jemals übers Herz gebracht zu haben, der Schwierigkeit gerade ins Geſicht zu ſehen. Die Folge davon iſt geweſen, daß von unſern Statthaltern an der Goldküſte in Bezug auf dieſen Gegenſtand eine Art ſchüchterne, nicht anerkannte Politik befolgt worden iſt. Unſere Niederlaſſungen ſcheinen, inſoweit dieſe Frage in Betracht kommt, als rein britiſches und dem britiſchen Geſetze unterworfenes Territorium angeſehen zu werden, ohne daß je dabei in Rechnung gezogen wird, daß die britiſchen Behörden über mindeſtens eine Million Eingeborener, die einen ſehr ausgedehnten Strich des Landes einnehmen, einen höchſt wohlthätigen Einfluß ausüben. Unſre Gouverneure ſind angewieſen, keine entlaufenen Sklaven auszuliefern, weil man vorausſetzt, daß ſie mit dem Betreten eines britiſchen Forts ihre Freiheit wiedererlangen, und weil innerhalb unſerer Gerichtsbarkeit keine Sklaven als vorhanden angenommen werden" (Seite 265). Dies die Theorie zu obiger Praxis! Erſt im Jahre 1874 nach dem Aſantekrieg, nachdem das ganze Land England für die erwieſene Wohlthat der Befreiung von den Aſanteern dankbar und freudig zujubelte, benutzte es die Gelegenheit und holte zum letzten Schlag aus und erklärte ſämtliche Sklaven für freie Unterthanen. Aber auch jetzt noch ſetzten die Sklavenhalter der Emanzipation der Sklaven heftigen Widerſtand entgegen. Dieſe Einrichtung war dem ganzen Volk ſo ſehr in Fleiſch und Blut übergegangen, daß ſie eigentlich von ihrem Denken unzertrennlich war. Darum

iſt es auch bis heute noch nicht ganz gelungen — ſowohl im engliſchen als auch im deutſchen Ehveland — die Hausſklaverei, bezw. den inländiſchen Sklavenhandel vollſtändig zu unterdrücken. Noch im Jahre 1884, als es ſich bei den Beleuten (Lome) darum handelte, ob ſie die deutſche oder engliſche Flagge nehmen ſollen, war die Sklavenfrage entſcheidend. Man hatte ihnen irrtümlicherweiſe geſagt, daß die Deutſchen die Hausſklaverei, überhaupt den noch beſtehenden Sklavenhandel nicht antaſten würden, und dies war für ſie entſcheidend, ſich nicht unter engliſchen, ſondern unter deutſchen Schutz zu ſtellen.

8. Die Angloer.

Doch kehren wir nach dieſem Exkurs über Sklaverei, Sklavenhandel uud Sklavenemanzipation wieder zur Geſchichte der Evheſtämme zurück. Während die Inlandſtämme im großen und ganzen nur noch wiſſen, daß auch ſie aus Notsie, auch Hogbe genannt, mit den übrigen Evheſtämmen ausgewandert ſind, ſo hat ſich unter dem Küſtenſtamm der Angloer, nicht nur dieſe Tradition erhalten, ſondern ſie erinnern ſich ſogar noch an die Häupter der Familie. So ſind wir bereits früher, dem König der Dogboawo, Sri begegnet. Sein Onkel war Vhenya, der ebenfalls mit aus Notsie ausgezogen iſt. Wir ſind ihm bereits in der Beſiedelung von Anglo, insbeſondere bei der Gründung der Hauptſtadt von Anglo, Aŋlo, Awenome, begegnet. Ein andrer Neffe von Vhenya war Zikpi, auch Adedzi genannt. Endlich hatte auch der König, abgeſehen von ſeinem früher erwähnten Sohn, zwei Neffen, Söhne von ſeinen zwei Schweſtern, Atogolo und Adeladza. Dieſe ſollen nach der Ueberlieferung die Stammväter des heutigen Anglostammes ſein.

Bereits haben wir gehört, wie der Auszug der Evheſtämme vor ſich ging Auch davon haben wir gehört, wie die Angloer und andere Stämme bis an die Lagune, ja bis an die Küſte vorgedrungen ſind. Aber während die Inlandſtämme ſich zumeiſt in einzelne Familien auflöſten, ſcheint den Angloern auch während ihrer langen Wanderſchaft das Gefühl für einen engeren Zuſammenſchluß und das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit nicht verloren gegangen zu ſein; denn während den Inlandſtämmen dieſes Bewußtſein erſt von fremden Volksſtämmen, den Aſabiern und Akwamuern oktroyert werden mußte, ſehen wir die Angloer von Anfang an unter einem Stammeskönig geeinigt. Wohl waren und ſind bis heute auch die Angloer in einzelne Familien geteilt, wie wir ſpäter ſehen werden; aber die Zuſammengehörigkeit ging darob nicht verloren. Ja noch mehr; die Ueberlieferung bietet wiederholt Anhaltspunkte dafür, daß die Angloer ſich von jeher Mühe gegeben haben, verloren gegangene Familien oder Stammesteile wieder ausfindig zu machen. Dazu boten ihnen ihre Handelsbeziehungen, die ſie von Anfang an mit den meiſten Evheſtämmen anknüpften und unterhielten, die beſte Gelegenheit. Dadurch ſind auch die verwandtſchaftlichen Beziehungen zu den da und dort weit entfernten Stammesteilen, z. B. den Tſeviern u. a. m., lebendig erhalten worden.

Daß die Angloer, die nicht allein die längſte Wanderung vor ſich hatten, ſondern auch, nachdem ſie an der Meeresküſte angekommen, ſich genötigt ſahen, an einem für den Ackerbau denlbar ungünſtigen Ort ſich anzuſiedeln, ſich nicht

auch in ihre einzelnen Bestandteile auflösten, daran war nur das bereits in Notsie eingeführte Königtum schuld. Sie hatten bereits ein gemeinsames Haupt, das sie führte, und dem sie Folge leisteten. Daß dies bei den Inlandstämmen nicht geschehen konnte, mag mit darin seinen Grund haben, daß Sri, der König der Dogboawo, der Familie der Angloer angehörte und mit dieser wanderte. Dazu kommt noch, daß schon damals der Königsstuhl die Würde und das Ansehen des afrikanischen Königs vervollständigte. So haben wir bereits gehört, wie Sri mit dem Stuhl seines Vaters zu den Dogboawo geflohen ist und infolge davon zu ihrem König gemacht wurde. Weil aber nach dem Abzug der Angloer den Inlandstämmen nicht nur die Person des Königs, sondern auch der Königsthron verloren ging, darum sind sie wieder zur ursprünglichen patriachalischen Regierungsform zurückgekehrt, bei der jedes Familienhaupt auch obrigkeitliche Macht und Ansehen genoß. Selbst den Angloern hätte das geblüht, obgleich die Person des Königs unter ihnen war; denn der Stuhl war, wie die Ueberlieferung ausdrücklich erwähnt, in der Eile der Flucht vergessen und zurückgeblieben. Darum mußte dieser erst wieder beschafft werden, ehe Sri auch in der neuen Heimat die Würde und Macht des Königs übertragen werden konnte. Zu diesem Zweck wollte er seinen Sohn Zänyedo, den der Sohn des Königs von Notsie verwundete, und um deswillen letzterer der Blutrache zum Opfer fiel, nach Notsie senden, um den Königsstuhl zu holen. Allein die Mutter gab die Erlaubnis nicht dazu und sagte zu ihrem Mann, dem Könige: „Weil Du eine Bosheit in Notsie begangen hast, darum willst Du mein Kind dorthin schicken, daß es getötet werde!“ Da traten die beiden Schwestern des Königs herzu und boten ihre beiden Söhne, Adeladza und Atogolo, an. Darüber war der König sehr erfreut und sandte sie nach Notsie. Der Notsie-König empfing sie freundlich und versprach ihnen den Königsstuhl auszuliefern, sobald sie ihm den Kopf des Sri überliefert haben würden. So kehrten sie denn wieder zurück und teilten Sri die Antwort des Notsiekönigs mit. Aber dieser wußte Rat, um den begehrten Königsstuhl zu erhalten. Er hatte einen Sklaven, der ebenso vom Dschobu (eine Aussatzart) befallen war, wie er. Diesen gab er ihnen mit und befahl ihnen, ihn in der Nähe von Notsie zu töten, die Hände abzuhauen und dem Könige zu zeigen mit der Entschuldigung, daß sie Sri nicht hätten den Kopf abschlagen können, weil er ein so alter Mann sei; aber er könne ja an den Händen sehen, daß es Sris Hände seien. Damit gab sich der König zufrieden und lieferte den Stuhl aus, den sie Sri brachten. Darob war große Freude im ganzen Lande, insbesondere aber bei Sri selbst. Aber diese Angelegenheit hatte nicht allein für den Sohn des Königs, sondern für den ganzen Stamm wichtige Folgen. Denn als es mit Sri zum Sterben ging, da beschied er die Ältesten des Angloſtammes zu sich und bestimmte, daß sein Sohn, weil er verweigert habe, nach Notsie zu gehen, zunächst von der Thronfolge ausgeschlossen sein soll. Erst wenn Adeladza, der an seiner Statt gegangen sei, gestorben sei, soll das Erbrecht wieder auf seinen Sohn zurückkehren. So kams denn, daß in ganz Anglo das sog. Neffenerbrecht ein- und durchgeführt wurde und bis heute festgehalten wird. Auch in Bezug auf die Erbfolge wurde diese Bestimmung durchgeführt, und nur, wenn der rechtmäßige Nachfolger schon vor dem Ableben des Königs gestorben ist, wird der Nachfolger wieder aus derselben Familie genommen. So wechselte in Anglo die Thronfolge zwischen den beiden königlichen Familien, den Adzoviawo und den

Bateawo, bis auf den heutigen Tag, wobei die Thronfolge niemals auf den Bruderſohn, ſondern auf den Schweſterſohn des Königs übergeht, wie die folgende Liſte der Anglokönige, ſeit dem Auszug der Angloer aus Notsie zeigt.

Adzoviawo.	Bateawo.
1. Sri	2. Adeladza
3. Zanyedo	4. Agodomatu
5. Fiayidziehe	6. Akotſui
7. Ńditsi	8. Acholununya
9. Atſa	
10. Atiaſa	
	11. Gbagba
	12. Amedo Kpegla

9. Die Familien der Angloer.

Schon oben habe ich erwähnt, daß auch die Angloer in verſchiedene Familien ſich auflöſten, die im Lauf der Jahre noch vermehrt wurden, die aber bis auf den heutigen Tag ſtreng unterſchieden und getrennt werden. Urſprünglich beſtanden in Anglo drei ſolcher Hlo wie ſie genannt werden, ſpäter aber ſind es, teils durch Trennung, teils durch Zuwachs von außen zwölf ſolcher Familien geworden. Die fünf erſten Hlo oder Familien waren folgende:

1. Lavheawo, ihr Stammvater iſt der bereits genannte Vhenya.

2. Adzoviawo, dieſe ſtammen von Sri ab. Von ihnen wird erzählt, daß ſie den adzovia, einen Seefiſch, nicht eſſen dürfen. Ein Vorfahre dieſer Familie nämlich, ſo wird erzählt, hatte einen adzovia gefangen; aber um ſeine Hände zum Fang eines zweiten frei zu machen, ſteckte er den gefangenen in den Mund, der ihm dann in den Hals hinuntergeſchlüpft und dort ſtecken geblieben ſei. Trotz aller Bemühungen hätte der Fiſch nicht entfernt werden können, weshalb der alte Mann hätte erſticken müſſen. Die Folge davon ſei, daß die ganze Familie ſeither keinen adzovia mehr eſſen dürfe. Ihr Gott iſt der tome, (Waſſer, Meerestiefe), und ihr Prieſter iſt der tomeſi.

3. Bateawo, ſie verehren den Adeladza als ihren Stammvater. Sie und die Adzoviawo bilden die Königsfamilie. Ihr ſpezieller Fetiſch iſt das Flußpferd (tomenyi). Sie eſſen kein Rindfleiſch und verfertigen nichts von der Lapalme. Stirbt aber einer von dieſer Familie, ſo wird mit einem netzartigen Geflecht aus der Lapalme, das mit roter Erde überſtrichen wird, das Geſicht des Verſtorbenen bedeckt. Auch der Leichnam wird ganz mit roter Erde beſtrichen und dann in eine Binſenmatte, eketi genannt, gewickelt. Der Hauptbeſtandteil dieſer Familie beſteht aus Fetiſchleuten und Zauberern.

4. Amladawo, ſie nennen als ihren Stammvater Adedzi oder Zikpi, einen Neffen von Vhenya. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt Handel und Fiſchfang.

5. Likeawo, der Stammvater dieſer Familie iſt Atogolo. Sie ſind bekannt als ſolche, die keinen Sägefiſch (like) eſſen dürfen.

Zu dieſen fünf urſprünglichen Familien traten ſpäter noch folgende:

6. Agaveawo; dieſe Familie verdankt ihre Entſtehung der Heirat einer Angloerin, wohl aus der Königsfamilie ſtammend, mit einem Mann aus Agave Sie ſollen es auch geweſen ſein, die den erſten Krieg nach Anglo gebracht haben

ſollen. Heute werden aus dieſer Familie die Schwertträger des Königs genommen. Sie ſind die Wächter des Geſetzes und die Vollſtrecker der Strafen. Auch der Feldhauptmann der Angloer kann nur ein Agavemann ſein. Als Verbot für dieſe Familie gilt, daß ſie eine Art kleiner Früchte, Atſia genannt, nicht eſſen darf.

7) Dzeviawo, ihr Stammvater heißt Aduadui. Seine Frau ſtammte von der Goldküſte. Von ſeinen Kindern wird geſagt, daß ſie gerne Salz gegeſſen hätten. Er ſelber ſoll bereits mit einem Zahn geboren worden ſein. Später ſoll er ein guter Bogenſchütze und infolge davon ein leidenſchaftlicher Jäger geworden ſein. Ferner ſoll er es geweſen ſein, der den Nyigbladienſt in Anglo einführte. Nyigbla wird ſichtbar in der Sternſchnuppe und wird beſonders in Angloga, Keta, Alakple Avhivhe und Be verehrt. Jährlich werden ihm zweimal Opfer gebracht. Nyigbla iſt der Kriegsgott der Angloer und Beer (Lome). Die Dzeviawo hatten das Recht, Salz auf dem ausgetrockneten Lagunengrund zu ſammeln. Sie ſelber aber dürfen Salz nur aus ganz beſtimmten Gefäßen eſſen.

8) Toviawo.

9) Tſiameawo, der Stammvater dieſer Familie iſt Akplomada. Er wohnte urſprünglich bei den Akwamuern, in Tſamla; aber infolge eines Krieges floh er nach Anglo. Dies ſoll in der Zeit geſchehen ſein, als Adeladza im Anglo regierte. Später heiratete er eine Tochter von Adeladza. Ein Sohn, der aus dieſer Ehe hervorging, hieß Adala, der ſehr beliebt und geehrt war. Er fiel aber in dem erſten Krieg der Angloer, den ſie mit den Agavern führten. Sein Tod that jedermann wehe, darum wenn heute jemand ſtirbt, deſſen Tod eine allgemeine Teilnahme hervorruft, ſo ſagt man: „Iſt ſein Tod nicht wie der des Adala?“

10) Kleviawo.

11) Bameawo; ſie müſſen für den König die Häuſer bauen und jede Hausreparatur beſorgen. Wenn ein Glied dieſer Familie ſtirbt, ſo wird eine Ziege geſchlachtet und der Leichnam mit dem Blut beſtrichen.

12) Vhivheawo; dies ſind die Nachkommen von Le, der erſt ſpäter in Anglo einwanderte und bei einer Frau namens Vhi Unterkunft fand.

Zu dieſen zwölf Familien kommen noch einige kleinere ſpätere Familien, die jedoch keine eigentliche Exiſtenz haben und darum mehr oder weniger von einem ſagenhaften Gewand umgeben ſind. Dagegen können wir nicht weitergehen, ohne zuerſt noch kurz auf die zwei bezw. vier Familien der Avenoer hingewieſen zu haben. Es ſind die Fiatoawo, Hleawo, Lumeawo und Atſiameawo. Anfänglich zerfielen auch die Avenoer nur in zwei Familien: Die Fiatoawo und die Hleawo. Der Stammvater der Hleawo ſoll der Neffe des Stammvaters der Fiatoawo ſein. Später ſtieß erſterer in dem weiten Avenogebiet auf die Lumeawo, die wegen eines ſittlichen Vergehens aus Lume vertrieben wurden und endlich auch noch auf die etwas in Sage gehüllten Atſiameawo. Von dieſen wird erzählt, daß ſie ihre Abſtammung auf einen gewaltigen Jäger, Tſiali genannt, zurückführen, der in der Gegend des heutigen Tſiame ſein Weſen trieb. Als Tſiali ſchon ſehr alt geworden war, ſuchte er wiederholt den Tod, aber immer vergeblich. Schließlich ſoll er ſich den Unterkiefer ſelbſt abgenommen haben und dann geſtorben ſein; aber ſeine Söhne beerdigten ihn mit dem Unterkiefer unter einem großen Seidenbaumwollbaum. Denn es wird als eine große Schande angeſehen, wenn einer ohne Unterkiefer in der Unterwelt erſcheinen muß. Darum ſchlagen die Feinde wohl den Erſchlagenen

den Kopf ab; im Grunde genommen haben ſie es aber nur auf die Unterkiefer abgeſehen.

10. Kriege der Angloer.

Wiederholt haben wir bereits von den Kriegen der Angloer gehört, die ſie in Verbindung mit ihren Bundesgenoſſen den Akwamuern geführt haben. Auch von ihrem erſten ſelbſtändigen Krieg haben wir ſchon Andeutungen gemacht. Es war dies ein Krieg, der infolge von verübten Grauſamkeiten, begangen an Handelsleuten und Laſtenträgern, geführt wurde. Nach Überlieferung der Angloer waren es die Agaver und Adaer, die ſich etlicher Mordthaten ſchuldig gemacht hatten. Nach der Mitteilung der Adaer war gerade das Gegenteil der Fall, die Angloer waren die Friedensſtörer. So erzählen die Adaer, daß der erſte Krieg zwiſchen ihnen und den Angloern ums Jahr 1750 geführt wurde. Mit Unterſtützung etlicher Tſchiſtämme, beſonders der Akwapemer, gelang es den Adaern die Angloer zu beſiegen; aber auch die Adaer erlitten ſchwere Verluſte, insbeſondere wurde die Freude durch die Gefangennahme zweier Könige ſehr gedämpft, die ſie nur mittelſt eines großen Löſegelds, beſtehend in Farbholz, loskaufen konnten. Nach Überlieferung der Angloer wurde dieſer Krieg bereits im Zeitalter des Königs Adeladza geführt. Die beiden Feldhauptleute waren der bereits erwähnte Adala und ein gewiſſer Abuadzi. Aber da Anglo in jener Zeit noch nicht ſo mächtig war, wie ſpäter, ſo konnten ſie dem gemeinſamen Feind nicht Stand halten. Die Feinde rückten bis nach der Hauptſtadt vor und verbrannten ſie mit Feuer. Im Jahre 1767 waren die Angloer genötigt, Frieden zu ſchließen.

Dieſe ſchwere Niederlage ſchmerzte die Angloer ſehr; deshalb begannen ſie ſofort nach dem Friedensſchluß ſich für einen neuen Krieg mit den Adaern zu rüſten. Heimlich verbanden ſie ſich noch mit etlichen andern befreundeten Stämmen und überfielen die Adaer im Jahre 1776. Die Schlacht war furchtbar, ſo daß beinahe die halbe Bevölkerung erſchlagen wurde. Der Reſt floh und ſuchte ſich in der Nähe von Ningo anzuſiedeln.

Während dieſer Zeit führten die däniſchen Kaufleute ihre Geſchäfte in Keta und Ada ruhig weiter; denn ſolange man ſie in Ruhe ließ, miſchten ſie ſich nicht in die Stammesfehden der Eingeborenen. Nur wenn ſie wagten, ſich an ihnen oder an ihrem Eigentum, ſei es Sklaven oder Waren, zu vergreifen, dann rafften auch ſie ſich auf, um die däniſche Regierung für ſich zu gewinnen. So geſchah es, daß die Angloer zu Ende der 70er Jahre des 18ten Jahrhunderts einige Kanuleute aus der Faktorei von Keta wegfingen und als Sklaven verkauften. Dazu kam noch, daß ſie einen däniſchen Beamten oder Kaufmann von Keta (welches von beiden iſt nicht mehr mit Beſtimmtheit zu ſagen) auf ſeinem Weg nach Ada in ein Gehöfte lockten. Dort ſperrten ſie ihn in einen Schweineſtall und fütterten ihn wie die Schweine mit Stockyams. Sehr erboſt über dieſe Beleidigung und Schmach, die ihm zugefügt worden war, wußte er den däniſchen Gouverneur zu einem Kriegszug gegen die Angloer zu bewegen. Nach langen Unterhandlungen konnte dieſer endlich eine ganze Anzahl Stämme jenſeits des Volta für ſein Vorhaben gewinnen. Am 4. Febr. 1784 verſammelten ſie ſich in Ada zwiſchen dem Volta und dem Fort Kongenſteen und hielten eine große Verſammlung mit dem däniſchen Gouverneur und den däniſchen Kaufleuten. Aber erſt am 25. März, als genügend Boote und Kanus zur Stelle waren, begann die Überſchreitung des

Volta. Der Feind, die Angloer, erwarteten ſie bereits bei Atiteti und überſchütteten ſie mit einem Hagel von Geſchoſſen. Ihre Heerführer waren Dodzata und Tſyokpo. Heerführer uud Soldaten kämpften ſehr tapfer; aber es war ihnen nicht möglich der vereinigten Streitmacht der Adaer, Kroboer, Akraer und Akwapemer den Übergang zu verwehren. Nachdem einer der Heerführer, Dodzata, verwundet worden war, mußten ſie ſich in ihr Lager nach Srogbe zurückziehen. Am 30. März hatten die Angloer in der Nähe von Vhuti hinter einer ſchmalen Lagune auf ſumpfigem Boden Aufſtellung genommen. Aber die Adaer, die aus Rache vor Kampfbegier brannten, durchwateten mit ihren Kampfgenoſſen den ſchmalen Lagunenarm, die Patronengürtel und Gewehre auf den Kopfe tragend. Drüben angekommen fochten ſie wie Tiger. Dieſem gewaltigen Anſturm konnten die Angloer nicht Stand halten, ſie mußten ſich zurückziehen. Noch am ſelben Tage ſtanden ſämtliche Städte der Küſte entlang mit Alakple und Anyako in Flammen. Wer in ihre Hände fiel wurde ergriffen; die gefallenen Feinde wurden verſtümmelt; alle Fruchtbäume abgehauen und Ochſen, Schafe und Schweine geſchlachtet. Die Angloer waren vollſtändig aufgelöſt und flohen bis nach Vheta, jenſeits der Lagune. Am 1. April erreichte die feindliche Armee Keta, und am 4. ſtieß noch der Häuptling Late von Klein-Popo mit einer Armee von 1100 Mann zu ihnen. So war die feindliche Armee auf ca. 4000 Mann angewachſen. Endlich am 13. hatten ſie in Erfahrung gebracht, daß der Feind bei Vheta ſtehe und dort ein befeſtigtes Lager bezogen habe. Die Angloer hatten Gräben gezogen, die ſie teils als Deckung, teils als Falle für die Feinde benutzten. Noch einmal kam es zur Schlacht. Von früh bis abends ſpät wurde gekämpft, ohne daß eine Entſcheidung eingetreten wäre. In der Nacht jedoch zogen die Angloer ſich zurück bis Kliko mit einem Verluſt von 54 Toten und 160 Verwundeten. Am 27. April ſandten ſie eine Geſandtſchaft und baten um Frieden; aber ihre Erbfeinde, die Popoer, verſuchten den Gouverneur zu beſtimmen, den Frieden nicht zu gewähren, bis auch ſie an ihren Feinden ſich gerächt haben würden. Da der Gouverneur aber längſt genug hatte an der Grauſamkeit, womit gefangene und gefallene Feinde von ihnen behandelt worden waren, ſo kam er gerne dem Friedensgeſuch entgegen. Am 18. Mai wurde eine große Verſammlung in Keta gehalten, und die Angloer mußten folgenden Bedingungen unterzeichnen.

1) Mußten ſie erlauben, in Keta ein Fort zu bauen.

2) Mußten ſie jedem Händler und Reiſenden freien Durchgang gewähren.

3) Mußten ſie erlauben, daß im Lande Faktoreien errichtet werden, beſonders in der Hauptſtadt.

4) Wurde ihnen verboten, Handel in Sklaven, Elfenbein und andern Handelsartikeln mit anderen Europäern als den Dänen zu treiben.

5) Wurde ihnen der Wiederaufbau ihrer Städte erlaubt und ein dauernder Friede mit der Ketaleuten anbefohlen.

6) Um dieſen Bedingungen der nötigen Nachdruck zu geben, mußten zehn Geiſeln, Söhne von Häuptlingen, gegeben werden, die bei dem geringſten Friedensbruch in die Sklaverei verkauft werden ſollten.

Sofort wurde mit dem Bau des Forts Prindſenſteen in Keta begonnen. Aber weil die Angloer nur gezwungen die Erlaubnis dazu gegeben hatten, ſo

wurden die Häuptlinge Oſori Toſu und Late mit ihren Leuten als Beſatzung in Keta gelaſſen, um den Bau des Forts zu ſchützen.

Natürlich war dieſe Stellung der Klein-Popoer nicht dazu angethan, das ohnehin wenig freundſchaftliche Verhältnis, das zwiſchen Klein-Popo und Anglo ſchon bisher beſtand, zu befeſtigen. Vielmehr ſahen letztere in den Klein-Popoern nur Helfershelfer der Regierung, die ſie zwingen halfen, daß die däniſche Regierung ihr Vorhaben ausführen konnte. Dies hatte zur Folge, daß die Küſtenſtämme mit Ausnahme der Agboſomer ſich zuſammenſchloſſen und den Angloern, die die Hegemonie behaupteten, Heerfolge leiſteten. Insbeſondere war dies von Anfang an bei den Bern, die in der Nähe von Lome wohnen, der Fall. Aber auch die andern Stämme, wie die Avenoer, Vhenyier, Klikoer u. a. leiſteten gerne den Angloern Heerfolge; denn auch ſie waren einſtens von derſelben Wildheit und Grauſamkeit beſeelt, wie die Angloer. Dazu kommt noch, daß zwiſchen dieſen Stämmen, auch in der ſchlimmſten Zeit des Sklavenhandels und während der größten Zerriſſenheit der Evheſtämme, ein gewiſſes Freundſchaftsverhältnis beſtand und ein mehr oder weniger ſtark ausgeprägtes Gefühl der Zuſammengehörigkeit vorhanden war, das ſie in Zeiten der Not und Bedrängnis nie im Stiche ließ. Dies iſt der Grund, daß wir an der Küſte nicht die gleichen traurigen Verhältniſſe haben wie im Innern. Durch den Zuſammenſchluß der Stämme gelang es dieſen, nicht nur nach Oſten, den Klein-Popoern gegenüber, ſondern auch nach Weſten hin, den Adaern, überhaupt den Stämmen auf der Goldküſte gegenüber, ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten. Ja nicht nur das! Die Angloer ſtanden bis vor kurzem im gleichen Ruf der Tapferkeit und Grauſamkeit wie die Akwamuer und Aſanteer, mit denen ſie Jahrhunderte lang aufs engſte befreunde waren. So finden wir ſie faſt in beſtändigem Kampf mit den Klein-Popoern ſeit der Zeit ſie ins Evheland eingewandert ſind (1680). Bereits haben wir geſehen, wie ſie den Akwamuern halfen, die Klein-Popoer unter ihrem König Aſchangmo zu bekämpfen. Dafür wurden die Angloer ums Jahr 1700 von den Klein-Popoern überrumpelt und aus ihrem Lande verjagt. Aber weil Akono, der König der Akwamuer, ein größeres Intereſſe daran hatte, die Angloer wieder herzuſtellen, ſo half er dieſen im Jahre 1702 ihr Land zurückzuerobern. Natürlich ſuchten die Angloer dieſe Scharte auszuwetzen, und als die Klein-Popoer etliche Jahre ſpäter im Auftrag des Königs von Dahome die Whdaer bekriegten, da beſchloſſen die Angloer, dieſe Gelegenheit zu benützen, um ſich an ihren Erbfeinden, den Klein-Popoern zu rächen. Auf dem Rückzug von Whdah hörten die Klein-Popoer, daß die Angloer im Begriffe ſeien, ſie anzugreifen, und ihr König Oſori, obgleich ſie knapp an Munition waren, beſchloß dennoch ſich den Angloern entgegenzuſtellen, wurde aber mit großem Verluſt zurückgeſchlagen. Ergrimmt darüber ſtürzte ſich der König in das dichteſte Kampfgewühl, woſelbſt er mit einer großen Anzahl ſeiner Getreuen fiel. Aber ſein Tod wurde ſpäter durch ſeinen Bruder an den Angloern gerächt, indem dieſer ſtets die Angloer angriff, wenn ſie durch anderweitige Kriege bereits geſchwächt waren. Die gleiche Taktik haben auch ſeine Nachfolger verfolgt. So haben wir bereits geſehen, wie ſie im Jahre 1784 noch nachträglich dazu kamen, um in Gemeinſchaft mit den Dänen und Adaern die Angloer zu züchtigen. Aber wenn auch ihre Dazwiſchenkunft ganz den Eindruck des Eſels in der Fabel macht, der dem Pferde riet, dem ſterbenden Löwen noch einen Fußtritt zu geben, ſo lag ihrem alten König Obli doch ſehr am Herzen, daß die Angloer

möchten gänzlich gedemütigt werden. Lieber geſtatte er der däniſchen Regierung den Bau einer Faktorei in Vhlahu, als daß die Angloer eine glimpfliche Behandlung von ſeiten der Dänen erfahren ſollten.

Erſt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſcheint eine Ausſöhnung zwiſchen den Angloern und Klein-Popoern ſtattgefunden zu haben. Denn es wird erzählt, daß Kwadzo Ladzekpo, König von Klein-Popo, in verwandtſchaftliche Beziehungen zu dem Feldherrn der Angloer, Acholu mit Namen, getreten ſei. Dies hatte zur Folge, daß letzterer bereitwillig ſeine Hilfe zuſagte, als im Anfang der 50er Jahre ein Krieg zwiſchen Klein-Popo und Ague ausbrach. Dieſe Gelegenheit aber benutzten die Somer, um die Adaer zu einem Krieg gegen die Angloer aufzuſtacheln. Sie ſandten Boten nach Ada und teilten den Adaern mit, wie es augenblicklich in Anglo ſtehe. Dieſe aber ließen ſich das nicht zweimal ſagen, ſondern nahmen die Gelegenheit wahr, um ſich an ihren Erbfeinden, den Angloern, zu rächen. Wer fliehen konnte, floh vor den Adaern her. Dieſe aber zogen mordend und brennend der Küſte entlang bis Tegbu, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen. Hier aber verband ſich die junge Mannſchaft, die nicht mit den Älteren in den Krieg nach Ague gezogen war, mit einem Eid, die Feinde zu verjagen, bis ihre Väter aus dem Krieg herbeeilen würden. Sie entſchloſſen ſich, den Adaern in offener Feldſchlacht entgegentreten zu wollen. Aber noch am ſelben Tage rückte Adompre der Laſchibi-Feldherr mit einem Teil des Heeres herbei, nachdem er erſt die Verräter, die Somer, gezüchtet hatte. In Keta angekommen, hörte er bereits das Flintengeknatter, und als er ſich dem Schlachtfeld näherte, ſtieß er auch ſchon auf tote und verwundete Jünglinge. Sofort griff er in das Gefecht ein, und noch ehe die Sonne unterging waren die Adaer in die Flucht geſchlagen.

Die Heranziehung der kolonialen Erwerbsgesellschaften zu den direkten Steuern in Preußen.

Von Regierungsrat Dr. E. Jacobi.

Von Seiten der in den Kolonien thätigen kolonialen Erwerbsgesellschaften wird häufig darüber geklagt, daß sie sowohl in den Kolonien, wie in der Heimat der direkten Besteuerung unterlägen. Es wird sich daher lohnen, zunächst einmal festzustellen, wieweit ihre Heranziehung zu den direkten Steuern in dem größten deutschen Bundesstaat, Preußen, in den gesetzlichen Vorschriften begründet ist.

Von den direkten Steuern in Preußen kommen im wesentlichen nur zwei in Betracht. Die Einkommensteuer und die Gewerbesteuer, beide vom 24. Juni 1891. Von diesen ist bekanntlich nur die Einkommensteuer eine Staatssteuer; die Gewerbesteuer wird zwar vom Staate veranlagt, aber nicht erhoben. Sie dient nur als Unterlage für die Gemeindesteuerzuschläge.

Was nun zunächst die Einkommensteuer betrifft, so würden die kolonialen Erwerbsgesellschaften zu dieser überhaupt nur herangezogen werden können, wenn sie zu den in § 1 No. 4 u. 5 des Einkommensteuergesetzes genannten Gesellschaften gehören, d. h. wenn sie „Aktiengesellschaften, Kommanditgesellschaften auf Aktien und Berggewerkschaften, welche in Preußen einen Sitz haben, oder solche eingetragene Genossenschaften sind, deren Geschäftsbetrieb über den Kreis ihrer Mitglieder hinausgeht, oder endlich (No. 3) Konsumvereine mit offenem Laden, sofern dieselben die Rechte juristischer Personen haben." Das letztere wird kaum vorkommen. Andre Gesellschaftsformen, insbesondere auch die Kolonialgesellschaft nach dem Reichsgesetz vom 15/18 März 1888, unterliegen der Einkommensteuerpflicht in Preußen nicht. Ebensowenig die Gesellschaft mit beschränkter Haftung (Reichsgesetz vom 20. April 1892). Sobald eine der vorbezeichneten, in § 1 genannten Gesellschaften eine andre, der Besteuerung nach diesem Paragraphen nicht unterliegende Form der Personenvereinigung annimmt, z. B. sich in eine Gesellschaft m. b. H. verwandelt, erlischt ihre Steuerpflicht. Solange dagegen eine koloniale Erwerbsgesellschaft die Form der Aktiengesellschaft u. s. w. beibehält, ist sie der Einkommensteuer unterworfen. Ihr Einkommen ist dann nach den Bestimmungen des § 16 des Einkommensteuergesetzes zu berechnen, auf die hier näher einzugehen, zu weit führen würde. Wichtig dagegen ist es für unsere Frage, daß die Möglichkeit der Heranziehung einer solchen Gesellschaft zur preußischen Einkommensteuer ihre Grenze findet an den Bestimmungen des Reichsgesetzes wegen Beseitigung der Doppelbesteuerung vom 13. Mai 1870. Nach § 3 dieses Gesetzes darf der Grundbesitz und der Betrieb eines Gewerbes, sowie das aus diesen Quellen herrührende

Einkommen nur von demjenigen Bundesstaate besteuert werden, in welchem der Grundbesitz liegt oder das Gewerbe betrieben wird. Die deutschen Schutzgebiete sind nach § 6 des Reichsgesetzes vom 15. März 1888 den Bundesstaaten gleichgestellt. Sofern also der Gewinn einer kolonialen Erwerbsgesellschaft bezw. das Einkommen aus Grundstücken derselben aus dem in der Kolonie betriebenen Gewerbe oder den dort belegenen Grundstücken herrührt, bleibt dieser Teil des Einkommens bei der Besteuerung in Preußen außer Betracht. Wie weit eine gesonderte Ermittelung des in den Kolonien und im Mutterlande erzielten Einkommens möglich ist, ist Thatfrage. Wenn ein zutreffender Maßstab für die Verteilung nicht zu finden ist, so tritt schließlich Verteilung nach verständigem Ermessen ein (Art. 17 der Ausführungsordnung zum Einkommensteuergesetz). Keinesfalls kann aber eine Heranziehung des in der Kolonie betriebenen Unternehmens zur Einkommensteuer in Preußen bei dem Gesetz entsprechendem Verfahren vorkommen.

Aehnlich liegt es mit der Gewerbesteuer. Dieser sind nach dem Gewerbesteuergesetz vom 24. Juni 1891 die in Preußen betriebenen Gewerbe unterworfen, ohne Rücksicht darauf, von wem sie betrieben werden. Es kommt also für die Heranziehung zur Gewerbesteuer — im Gegensatz zur Einkommensteuer — nicht auf die Form der kolonialen Erwerbsgesellschaft an. Vielmehr muß sie zur Gewerbesteuer veranlagt werden, sofern sie ein Gewerbe betreibt. Frei dagegen von der Gewerbesteuer würde sie bleiben, wenn ihre Thätigkeit unter die in § 4 des Gewerbesteuergesetzes angegebene Ausnahmen fällt. Als solche kommen für uns in Betracht „die Land- u. Forstwirtschaft, die Viehzucht, die Jagd, die Fischzucht, der Obst- und Weinbau, der Gartenbau — mit Ausnahme der Kunst- und Handelsgärtnerei, — einschließlich des Absatzes der selbstgewonnenen Erzeugnisse in rohem Zustande, oder nach einer Verarbeitung, welche in dem Bereiche des betreffenden Erwerbszweiges liegt." Diese Bestimmung findet jedoch keine Anwendung auf diejenigen, welche gewerbsweise Vieh von erkauftem Futter unterhalten, um es zum Verkauf zu mästen oder mit der Milch zu handeln, sowie auf diejenigen, welche die Milch einer Herde, das Obst eines Gartens, den Fischfang in geschlossenen Gewässern und ähnliche Nutzungen abgesondert, zum Gewerbebetriebe pachten." (§ 4 Absatz 1).

Eine ganze Anzahl kolonialer Erwerbsgesellschaften wird nach dieser Bestimmung für die Gewerbesteuer nicht mehr in Frage kommen, da sie lediglich Landwirtschaft betreiben. Ein andrer Teil treibt Landwirtschaft und Gewerbe; dieser ist dann für letzteres gewerbesteuerpflichtig, aber auch nur für letzteres, es sei denn, daß die Landwirtschaft mit dem Gewerbe in einem so engen Zusammenhang steht, daß die erstere nur als ein Teil des letzteren erscheint und das Gewerbe als die Hauptsache. Wann dies der Fall ist, ist wiederum lediglich Thatfrage, und bestimmte Fälle zu erörtern ist hier nicht am Platze.

Betreibt aber nun die Gesellschaft wirklich ein Gewerbe, und unterliegt sie demnach an sich der Gewerbesteuer, so doch nur mit dem auf Preußen entfallenden Teil des Ertrages und des Anlage- und Betriebskapitals. Nach § 21 des Gewerbesteuergesetzes bleibt bei inländischen Gewerben, welche außerhalb Preußens einen stehenden Betrieb durch Errichtung einer Zweigniederlassung, Fabrikations-, Ein- oder Verkaufsstätte, oder in sonstiger Weise unterhalten, derjenige Teil des Ertrages, bezw. des Anlage- und Betriebskapitals, welcher auf den in andern

Digitized by Google

Bundesstaaten unterhaltenen Betrieb entfällt, für die Besteuerung außer Ansatz, jedoch nach Abzug des auf die in Preußen befindliche Geschäftsleitung zu rechnenden Anteils von einem Zehntel des Ertrages. Den Bundesstaaten stehen auch in Bezug auf diese Bestimmung die deutschen Schutzgebiete gleich.

Nach den vorstehend angeführten Bestimmungen wird auch bei der Gewerbesteuer eine Besteuerung eines Ertrages, der schon in den Kolonien besteuert wird, kaum vorkommen können. Ueber die die kolonialen Erwerbsgesellschaften treffenden direkten Steuern in den Kolonien ein andermal.

Deportation nach Deutsch-Südwestafrika.

(Von einem deutsch-südwestafrikanischen Ansiedler.)

In den Nummern 38 und 47 (1901) der „Woche" tritt Herr Professor Dr. Bruck (Breslau) von Neuem für die Deportation von Verbrechern nach unsern Kolonien ein.

Der leitende Gedanke in den beiden, „Strafkolonien" und „Die Gegner der Strafkolonien" überschriebenen Artikeln ist in Kürze der: das herrschende System der Freiheitsstrafen hat sich nicht bewährt und bedarf dringend der Reorganisation. Das einzige Mittel wirksamer Abhilfe bietet die Deportation und zwangsweise Ansiedelung unserer Verbrecher in einer dazu geeigneten überseeischen Kolonie. Wir haben eine solche Kolonie, deren Entwicklung noch dazu an mangelhafter Besiedelung des Landes krankt — Deutsch-Südwestafrika. Also dorthin mit unsern Verbrechern nach dem Vorbilde der Engländer und Franzosen unter Vermeidung der von diesen beiden Nationen gemachten Fehler.

Herr Dr. Bruck sucht die Hauptgegner der Deportation unter den sogenannten Gefängnisreformern, den Spitzen der preußischen Gefängnisverwaltung, den bisherigen Chefs des Kolonialamts und dem Reichsjustizamt, ohne den großen fast einmütigen Widerstand der Gouvernements sowohl, als auch der Ansiedlerbevölkerung unserer Kolonien zu erwähnen, der doch sicher mit einer der ausschlaggebenden Faktoren bei der Ablehnung der bisherigen Deportationsvorschläge gewesen ist.

Für die Ansiedler unserer Kolonien hat die Frage, ob das herrschende System der langjährigen Freiheitsstrafen durch die Deportation zu ersetzen sei, an sich nur geringes Interesse. Anders dagegen ist es mit der Frage, ob die Deportation der Entwicklung einer unserer Kolonieen nützen würde. Diese Frage wird von den Ansiedlern selbst fast einstimmig verneint. Der Grund der Ablehnung scheint jedoch weniger das Resultat einer wirklich ernsthaften, von rein objektivem Standpunkte ausgehenden Prüfung, als eher die allgemeine persönliche Abneigung der Kolonialbevölkerung gegen den Gedanken zu sein, mit einer größern Anzahl schwerer Verbrecher beglückt zu werden.

Wenn auch der Gedanke einer Deportation nach Deutsch-Südwestafrika, den Prof. Dr. Bruck in erster Linie im Auge hat, durchaus ernster Erwägung wert ist, so ist doch eine Verwirklichung desselben in der von ihm vorgeschlagenen Weise deshalb nicht durchführbar, weil das Land einen Teil der Vorbedingungen und Eigentümlichkeiten, die Prof. Dr. Bruck voraussetzt, nicht besitzt. Auch hier zeigt sich, wie wenig selbst das eifrige Studium ausgezeichneter Werke über ein Land imstande ist, dem Lesenden ein richtiges Bild der geschilderten Zustände und Verhältnisse zu geben.

Digitized by Google

In dem Artikel „Strafkolanien" heißt es: „In der Strafkolanie angelangt, wird der Sträfling hauptsächlich als Ackerbauer auf einer der Straffarmen des Reiches beschäftigt." Nun ist aber Deutsch-Südwestafrika kein Ackerbauland, sondern ein reines Viehzüchterland, das wegen der herrschenden Regen- und Wasserarmut, und aus andern Gründen, selbst Gartenbau im Kleinen auf manchen Farmen nicht einmal gestattet. Die Farmwirtschaft beschränkt sich daher ausschließlich auf Viehzucht. Die Herden bleiben, von wenigen eingebarenen Hirten begleitet, Tag und Nacht in der Steppe und benötigen weder Ställe nach Fütterung in europäischem Sinn. Diese, durch die Umstände gebotene und den Eigentümlichkeiten des Landes angepaßte Art des Farmbetriebes würde dem Zweck einer „Verbrecherfarm" aber wenig entsprechen; Ackerbaufarmen dagegen, die eine dauernde, nutzbringende Beschäftigung der Sträflinge ermöglichen würden, sind eine Unmöglichkeit im Lande. Vielleicht wird einmal der tropische Norden der Kolanie in den bewässerungsfähigen Gebieten des Okavanga und Kunene Ackerbau oder Plantagenbau ermöglichen; aber vorläufig sind diese Gebiete noch wenig erschlossen und ihre Bevölkerung noch nicht einmal thatsächlich der deutschen Regierung unterworfen.

Aber auch selbst, wenn eine Besiedelung des Landes mit Deportierten in der vorgeschlagenen Weise möglich wäre, würden schwerwiegende andere Gründe dagegen sprechen.

Die Entwicklung Deutsch-Südwestafrikas krankt an der mangelhaften Besiedelung des Landes; nicht, weil die Lebensbedingungen, die das Land bietet, schlechter wären oder wegen der Unmöglichkeit, einen Teil des deutschen Auswandererstromes hierher zu leiten, sondern weil die Kolanie der freien Besiedelung nicht geöffnet ist; im Gegenteil, die unverhältnismäßig hohen Landpreise[1]) (man rechnet als Mindestkapital für einen rationellen Farmbetrieb 20000 M) schrecken den größten Teil der Auswanderungslustigen ab, die naturgemäß fast ausschließlich in der armen oder wenig bemittelten Bevölkerung zu suchen sind. Wollte man dagegen den Ansiedlern im Schutzgebiet alle die Vergünstigungen bieten, die für die anzusiedelnden Verbrecher gefordert werden, wie unentgeltliche Abgabe eines Farmplatzes, Aufstellung einer Hütte, Saatgut, Gerätschaften, die unentgeltliche Nachbeförderung der Familien u. s. w., so würde man mit den dafür aufzuwendenden Mitteln in wenigen Jahren die Kolanie mit einer ausgesuchten, zuverlässigen Ansiedler-Bevölkerung besiedeln können und brauchte nicht auf die Insassen unserer Zuchthäuser zurückzugreifen. Daß eine Kolanisation in der Weise vorläufig nicht möglich ist, daran trägt die jetzige Verwaltung der Kolonie sicherlich nicht die Schuld, die leider mit den früher begangenen Fehlern rechnen muß.

Gegen eine Deportation indessen, die den Zweck verfolgte, billige Arbeitskräfte ins Land zu bringen, die die Anlage von öffentlichen Bauwerken ermöglichen, welche bisher aus Mangel an Geld nicht ausgeführt werden konnten, würde meines Erachtens vonseiten der Ansiedlerbevölkerung kaum Einspruch erhoben werden.

Eine der wichtigsten Vorbedingungen für die Entwicklung unserer Kolanie ist die Schaffung besserer Verkehrsstraßen, die bisher wegen mangelnder Mittel

[1]) Der Landpreis von 1—2 M. pro ha ist keineswegs hoch; aber der Viehzuchtbetrieb beansprucht verhältnismäßig großen Landbesitz. Anmerkung der Schriftleitungen.

nur geringe Fortschritte machen konnte. Dringend notwendig ist die Schaffung von Wasserstellen in den wasserarmen Gegenden, besonders in den Durststrecken der vielbefahrenen Frachtstraßen. Auch hier geschieht wenig, da die Mittel fehlen. Die Anlage von Staudämmen, die eine Aufspeicherung der großen Wassermengen ermöglichen würden, welche nach einem heftigen Regen sich die sonst trockenen Flußbetten entlang wälzen und nach wenigen Tagen abgeflossen sind, scheitert allein an den großen Kosten, die solche Bauwerke verursachen würden. Hier würde die Entsendung billiger Arbeitskräfte Abhilfe schaffen, die, ohne den Etat der Kolonie mehr zu belasten, dem Lande von größtem Nutzen sein könnte und obendrein noch nach den von Prof. Dr. Bruck aufgestellten Berechnungen für die Gefängnisverwaltungen in Deutschland Ersparnisse bedeuten würde.

Wenn sich die Aussichten auf Minenbau im Lande verwirklichen sollten, würden die deportierten Sträflinge ein billiges Arbeitspersonal abgeben, der Regierung noch Einnahmen bringen und manches Minenunternehmen ermöglichen helfen, das sich vielleicht sonst wegen der zu hohen Ausgaben für die nötigen Arbeitskräfte nicht bezahlen würde und nur deshalb unterbleibt. Der häufig gegen die Deportation erhobene Einwand, daß durch eine derartige Maßregel das Ansehen der weißen Bevölkerung in den Augen der Eingeborenen leiden würde, wird widerlegt durch die Zustände in allen größern Städten Südafrikas, in denen Zuchthäuser und Gefängnisse sind, von denen dort kein Mensch einen ungünstigen Einfluß auf die Eingeborenen fürchtet.

Der Gedanke, den Deportierten nach Wiedererlangung ihrer Freiheit den Verbleib im Lande zu gestatten, ist im Interesse der Wohlfahrt der Kolonie durchaus zu verwerfen. Deshalb würde sich auch nur die Deportation solcher Sträflinge empfehlen, die lebenslängliche oder sehr hohe Freiheitsstrafen zu verbüßen haben. Deutsch-Südwestafrika ist zwar dreiviertelmal größer als Deutschland, wird aber trotzdem niemals auch nur den zehnten Teil der Bevölkerung Deutschlands aufnehmen, selbst wenn großartige Minenunternehmungen vielen Tausenden Beschäftigung und Lebensunterhalt gewähren sollten. Bei der geringen Bevölkerungsdichtigkeit*) und dem großen Prozentsatz von Nichtdeutschen in der Ansiedlerbevölkerung, der die Gefahr einer Ueberflutung des Landes mit Ausländern, besonders Buren, befürchten läßt und deshalb eine schnellere Besiedelung mit deutschen Ansiedlern notwendig macht, wird die Qualität der deutschen Ansiedlerbevölkerung von ganz besonderem Wert sein. Eine Stärkung des deutschen Elements nicht nur der Zahl nach, sondern auch in seinem moralischen Wert ist eine der wichtigsten Aufgaben des Gouvernements, die jede Zuführung von moralisch minderwertigen Elementen in die seßhafte Bevölkerung durchaus verbietet. Nur so kann die Kolonie dem Vaterlande das sein, was sie sein soll, ein Aufnahmegebiet für einen Teil des Bevölkerungsüberschusses in Deutschland, und nur eine kräftige, nationaldeutsche und moralisch hochstehende Bevölkerung wird uns davor bewahren, daß auch hier einst das holländische Element den Ruf erschallen läßt: „Afrika den Afrikanern."

Gentz, Keetmannshoop.

*) Deutsch-Südwestafrika hat jetzt kaum 4000 weiße Ansiedler.

Madagaskar unter französischer Herrschaft.

Von Dr. Emil Jung.

Nachdem diese große Insel, die bereits am 24. Juni 1642 auf Betreiben des Kardinals Richelieu durch König Ludwig XIII. für ein Besitztum Frankreichs erklärt worden war, am 6. August 1896 sich unter die französischen Kolonien hatte einreihen lassen müssen, sind die Fortschritte, welche unter französischer Verwaltung gemacht wurden, sehr bedeutend, wenn auch langsam gewesen.

Jetzt liegt ein Bericht des Generals Gallieni, Generalgouverneurs von Madagaskar nebst dessen Dependenzen: Diego Suarez, Nossi Bé, Sainte Marie de Madagaskar und den Glorioseinseln, vor, der beweist, wie zielbewußt und umsichtig der Gouverneur und seine Verwaltungsorgane daran gearbeitet haben, Ruhe und Sicherheit in allen Teilen des großen Gebiets herzustellen, die Produktion und den Handel zu fördern, zugleich aber auch durch weise Beschränkung, gepaart mit Wachsamkeit, die eingeborenen Volksstämme mit dem neuen Stand der Dinge zu versöhnen.

Die Bevölkerung Madagaskars ist noch recht spärlich; bedeutend größer als das Deutsche Reich, zählt die Insel nur soviel Einwohner wie das kleine Württemberg. Freilich ist die durch die jüngsten amtlichen Erhebungen festgestellte Zahl von 2242000 Menschen mit großer Vorsicht aufzunehmen, da einmal mancher mit der Zählung beauftragte Häuptling nur die Zahl der Steuerpflichtigen festgestellt hat, andererseits aber auch viele, welche eine solche, ihnen ganz neue Erhebung mit sehr mißtrauischen Augen betrachteten, sich derselben gänzlich entzogen, endlich aber auch die nicht ortsanwesende Bevölkerung vielfach gar nicht berücksichtigt wurde. So kommt Gallieni zu dem Schluß, daß die Volkszahl aller Wahrscheinlichkeit nach zum mindesten die Zahl 2500000 erreicht.

Dieser Zahl entspricht die gegenwärtige Handelsbewegung bisher noch durchaus nicht; aber gehoben hat sich dieselbe in den letzten Jahren sehr bedeutend, namentlich soweit dies Frankreich angeht. Im Jahre 1900 erreichte die Einfuhr aus dem Mutterlande 35 Millionen Francs, das sind nahezu $^9/_{10}$ des gesamten Einfuhrwertes, während sie 1899 nur den Betrag von 25 Millionen Francs aufwies und bei dem Antritt der französischen Herrschaft über die Insel der französische Anteil nur $^7/_{10}$ der Gesamteinfuhr, die einen Wert von 5½ Millionen Francs darstellte, betragen hatte. Demnach hat sich in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren die Kaufkraft der Kolonie zum Vorteil des Mutterlandes um 29 Millionen Francs erhöht.

Mit dem Steigen der Einfuhr hat auch die Ausfuhr Schritt gehalten. Von 8 Millionen im Jahre 1899 ist sie auf 10700000 Francs im Jahre 1900 gewachsen. Sie hatte im Jahre 1896 erst 3600000 Francs erreicht, sodaß sich demnach der Wert der Umsätze verdreifacht hat. Das ist noch nicht bedeutend,

auch iſt der Anteil Frankreichs hier weit weniger hervortretend als bei der Einfuhr; aber es iſt doch auch hier ein Fortſchritt zu verzeichnen, mit dem das Mutterland zufrieden ſein kann. Bemerkenswert iſt hierbei, daß mit dieſer Zunahme der Werte eine Abnahme des Gewichtes der Waren Hand in Hand geht, das von 13626221 kg im Jahre 1898 auf 11299944 kg im Jahre 1899 und auf 10265193 kg im Jahre 1900 herunterging. Das erklärt ſich nicht etwa aus einer Preisſteigerung der ausgeführten Handelsartikel, die nur bei Ochſen ſtattgefunden hat, vielmehr aus der Verdrängung der früheren billigeren, ſchwer wiegenden Produkte durch wertvollere, aber weniger ins Gewicht fallende, aus dem Aufſchwung der bergmänniſchen Produktion und aus der Ausnutzung des wertvollen Waldbeſtandes, die ſeit dem Erlaß vom 10. Februar 1900, durch den ſie geregelt wurde, mit größerer Lebhaftigkeit ſtattgefunden hat. Die Steigerung des Preiſes der ausgeführten Rinder iſt auf den Ankauf von Schlacht- und Zugvieh durch die engliſche Regierung infolge des Krieges in Südafrika zurückzuführen.

Gold ſpielt bereits eine recht beachtenswerte Rolle in den Ausfuhrliſten. Die Entdeckung von reichen Goldlagern an dem öſtlichen Abfall der Inſel führte Scharen von Arbeitern im Gefolge von europäiſchen Goldſuchern und Unternehmern in dieſen Teil der Kolonie; Betſileo, Betſimaraka, ſelbſt Tanala ſtrömten zu den Arbeitsplätzen, bei denen ſich zu Zeiten bis zu 10000 Menſchen zuſammenfanden. Naturprodukte wie Wachs und Kautſchuk, die ſonſt ſtark zur Ausfuhr kommen, haben eine ſolche Konkurrenz ſcharf empfinden müſſen. Ob man ſich aber zu einem derartigen Erfolge Glück wünſchen könne, erſcheint für Gallieni ſehr zweifelhaft.

Die von außen kommende Anregung zu erhöhter Handelsthätigkeit hat auch auf die Handelsbewegung im Innern belebend gewirkt. Der Handel mit Rindvieh an der Küſte für den Export ſowohl als für die Verbringung in die zentralen Landſchaften iſt beſonders ſtimulierend geweſen. Dabei hat ſich gezeigt, welches Gefühl der Sicherheit unter der franzöſiſchen Herrſchaft bei den verſchiedenſten Völkerſchaften Platz zu greifen beginnt. Zahlreiche Händler, Hova ſowohl als Betſileo, haben, meiſtens als Agenten europäiſcher Häuſer, Aufkäufe von Vieh bis hinein in die Kreiſe von Bara, Fort Dauphin, Mäntirano, Morondava, Mahawawi gemacht, wohin ſie vor der Beſitzergreifung des Landes durch Frankreich ſich nur in ſeltenen Ausnahmefällen wagten, und dann auch nur unter größter Lebensgefahr.

Dieſe Überführung von Vieh aus den unbekannteren und von wilden Volksſtämmen bewohnten Landſchaften in die Wohnſitze der Hova und Betſileo, die arbeitſamer, weniger unbedacht und den Ratſchlägen der Regierungsbeamten zugänglicher ſind als die Sakalaven, iſt als ein namhafter Fortſchritt zu begrüßen; und wenn auch die Niederlaſſung von Koloniſten in dem weſtlichen Teil der Inſel zur Zeit noch nicht ratſam erſcheinen dürfte, ſo werden dieſelben doch mehr und mehr in die Lage verſetzt, ſich aus den genannten Völkerſchaften Elemente zu holen, die ihnen bei ihrer fortſchreitenden Koloniſationsarbeit wertvolle Dienſte zu leiſten geeignet ſind.

„In dieſem Teile der Kolonie," ſagt Gallieni, „wo die Herſtellung unſerer Autorität neueſten Datums iſt, bereitet das Eindringen des Handels die thätige Koloniſation vor; ſie hat bereits dazu geführt, in den Bereich der halbwilden Völkerſchaften des Weſtens die Erzeugniſſe unſerer Induſtrie zu bringen, Bedürfniſſe in ihnen zu wecken und ſie den praktiſchen Wert des Geldes kennen zu lehren."

So hat ſich die Zahl der Händler, insbeſondere von Eingeborenen, die eine

Gewerbesteuer zahlen und einen kleinen Detailhandel mit europäischen Waren treiben, in kurzer Zeit bis zum Jahre 1900 ganz bedeutend gehoben, in dem Kreise Morondava von 161 auf 255, in dem von Mehawawy von 34 auf 392, in dem von Analalava von 585 auf 1000. Auch muß als ein Wahrzeichen des wirtschaftlichen Fortschritts die Verschiebung der Bevölkerung nach der Richtung der großen Verkehrsstraßen hervorgehoben werden, welche das Zentrum Madagaskars mit den Küstenstrichen verbinden. Mävatanana ist ein wichtiger Mittelpunkt der Eingeborenenbevölkerung geworden. Der Ort zählte am Ende des Jahres 1900 schon 204 Händler, die einen Gewerbeschein gelöst hatten: 1899 zählte man nur 101. Ganz ähnlich haben sich die Verhältnisse in Moramanga, Beforona und Mahatsara gestaltet.

Diese neuen Gruppierungen der Bevölkerung mußten, während sie dem Handel vielfach Erleichterung brachten, in glücklichster Weise die Bodenkultur heben, zumal sich gleichzeitig der Einfluß der Regierung fördernd bethätigen konnte. So ist es gekommen, daß in den Provinzen Moramanga und Mävatanana das Areal der Reisfelder sich im Jahre 1900 in der ersten von 1874 auf 2480 Hektar, in der zweiten von 2400 auf 3600 Hektar vermehrt hat.

Trotz aller dieser Fortschritte bleiben die Ansprüche der Madagassen an das Leben noch recht bescheiden, und die europäische Industrie hat noch wenig Gelegenheit gefunden, ihre Produkte bei ihnen abzusetzen. Einige Anfänge sind jedoch gemacht worden. In Imerina und Betsileo richten sich die Bewohner bedeutender Bevölkerungszentren bereits mit einem gewissen Komfort ein und zeigen in ihrem äußeren Auftreten sogar etwas wie Eleganz. Viele junge Städtebewohner haben ihren Haushalt ganz nach europäischem Vorbilde gestaltet und halten sich fortwährend auf dem Laufenden in allen „nouveautés“. So hat in der Hauptstadt Tananarivo der Verkauf kleiner Fahrräder bei der madagassischen Bevölkerung in sehr kurzer Zeit einen recht ansehnlichen Umfang gewonnen. Auch das ist ein Zeichen für die Anpassungsfähigkeit der Rasse.

Freilich sind das vorläufig nur vereinzelte Erscheinungen. Die Masse der Bevölkerung lebt und kleidet sich in einer Weise, die allen Gesetzen, selbst den elementarsten, der Reinlichkeit und Hygiene Hohn spricht. So wäre es auf das dringendste zu wünschen, daß die eingeborene Bevölkerung in den kalten Regionen des zentralen Plateaus wollene Kleider trüge, was insbesondere die jetzt sehr große Kindersterblichkeit vermindern würde. Der Generalgouverneur berichtet, daß er zu wiederholten Malen an die Bevölkerung wollene Kleiderstücke geschenkweise habe verabfolgen lassen, wofür man ihm sehr herzlich gedankt habe. Insbesondere sei ihm für eine Schenkung von 2000 wollenen Kleidern bei dem großen nationalen Kinderfest der wärmste Dank aller Mütter geworden. Vielleicht wirkt das Beispiel, das einige madagassische Notabilitäten den unteren Ständen setzen, und ermuntert zur Nachahmung, wobei man freilich nicht außer Acht lassen darf, daß die Kaufkraft der einheimischen Bevölkerung noch sehr gering ist, wenngleich selbst ihre bescheidenen Arbeitsleistungen ihnen immer noch Überschüsse zur Verfügung lassen.

Daher ist ihr Anteil an den Einfuhrwerten noch wenig bedeutend. Von dem Import des Jahres 1900 entfallen zunächst als ansehnlichster Posten 7161000 Francs auf die Verproviantierung der Truppen. Die Zahl der Kolonisten europäischer Geburt, Pflanzer, Kaufleute, Industrielle, war 1945. Da aber bei den von den Vorstehern der Provinzen gemachten Aufstellungen nur die Unter-

nehmer und die Chefs der Handelshäuſer berückſichtigt worden ſind, ſo ſteht die Zahl unter dem wirklichen Sachverhalt. Das Okkupationskorps zählt 650 Offiziere, an Beamten in den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung ſind 800 vorhanden. Ohne zu hoch zu greifen, wird man die Ausgaben eines jeden Europäers für Einfuhrwaren, die den Bedürfniſſen des Lebens dienen ſollen, auf durchſchnittlich 1000 Francs im Jahr berechnen dürfen. Danach würde auf die Europäer, unter Abrechnung der Truppen, ein Einfuhrwert von 3400000 Francs entfallen.

Eine bedeutende Steigerung des Verkehrs und des Güteraustauſches und damit auch des Wohlſtandes der Bevölkerung wird ohne Zweifel der jetzt in Angriff genommene Eiſenbahnbau bringen. Die von Aniverano, einer kleinen, am rechten Ufer des Wohitra, eines Nebenfluſſes des Jaroka, gelegenen Ortſchaft, nach Tananarivo im Bau befindliche Bahn wird nach dem „Journal des transports“ eine Länge von 290 km haben, meterſpurig ſein und 12 Tunnel, darunter einen von 260 m Länge, aber nur eine einzige große Brücke von 100 m Spannweite über den Mangoroſluß erfordern. Die Koſten des Bahnbaus von Aniverano nach Tananarivo ſind auf 47½ Million Francs geſchätzt; doch will man ſich zunächſt auf den Bau der Bahn von Aniverano zum Mangoroſluß beſchränken, der 27 Millionen Francs erfordert. Die Fortſetzung nach Tananarivo wird erſt dann in Angriff genommen werden, wenn der Verkehr genügend entwickelt iſt; die Länge dieſer Strecke würde 106 km betragen, durch ebenes Land führen und ſomit geringe Schwierigkeiten bieten. Eine 106 km lange Zweigbahn zur Verbindung von Aniverano und Andevorante durch die Thäler des Wohitra- und Jarokafluſſes iſt gleichfalls geplant, ebenſo eine Bahn von Tamatave nach Tananarivo durch das Thal des Ivandronafluſſes.

Das Budget von 1901 berechnet auf rund 16 Millionen Francs, das ſind 6 Francs 49 Centimes pro Kopf, die den Eingeborenen auferlegten Laſten zur Verwaltung der Kolonie. Dieſe Summe ſchließt eine Perſonalſteuer ein, die ſeit dem 31. Dezember 1900 an die Stelle der früher üblichen Naturalleiſtung getreten iſt. Es wird nun berechnet, daß jeder Eingeborene zur Entwicklung der franzöſiſchen Induſtrie und des franzöſiſchen Handels und zu den Koſten der politiſchen, adminiſtrativen und wirtſchaftlichen Organiſation ſeines Landes jährlich 15 Francs beiſteuert. Von dem regelmäßigen lokalen und dem militäriſchen Budget hat die madagaſſiſche Bevölkerung jährlich rund 18 Millionen Francs, das ſind 7 Francs 20 Centimes pro Kopf, aufzubringen. Frankreich hat ſeit der Eroberung Madagaskars 46 Millionen Bargeld eingeführt, wovon etwa 26 Millionen im Lande verblieben ſind.

Aus dem Geſagten geht hervor, daß der Eingeborene weder durch ſeiner Hände Arbeit noch als Gewerbetreibender eine größere Kaufkraft bisher hat erlangen können. Bis auf dieſen Tag hat er weit mehr empfangen, als er geben konnte. Frankreich würde fortfahren, in zweckwidriger Weiſe große Ausgaben zu machen, wenn es ihm nicht gelingen ſollte, die Eingeborenen Schritt für Schritt dahin zu bringen, einen ſtetig wachſenden Anteil an der Erſchließung der Hilfsquellen der Kolonie zu gewinnen und damit dieſe und ſich ſelbſt zu bereichern. Daher iſt die Förderung des Wachstums der Ausfuhr eine der nächſten und wichtigſten Aufgaben der Regierung. Die Madagaſſen der Küſtenlandſchaften haben bereits in dem Sammeln ſolcher Naturprodukte, wie Kautſchuk, Wachs, Rafia, Gummi ꝛc., eine naheliegende Quelle, die ihnen mühelos unmittelbar die Möglichkeit an die Hand giebt, ihre Einnahmen zu vermehren.

Leider ist der Raubbau, den man mit Kautschuk getrieben hat, schon jetzt dieser Industrie verhängnisvoll geworden, sodaß die Regierung ernstlich erwägt, durch bestimmte Vorschriften, Beschränkung des Sammelfeldes für den Kautschuk auf eine Fläche innerhalb eines um jedes Dorf gezogenen Kreises, Bestimmung des Höchstbetrages des zu liefernden Kautschuks, u. a. der Vernichtung der Kautschukpflanze ein Ziel zu setzen. Es hat dem Generalgouverneur da das Beispiel vor Augen gestanden, das die britische Regierung in Hinterindien gesetzt hat, wo sie zur Erhaltung der so wertvollen Teakbäume das Fällen solcher verbot, die ein Alter von 80 Jahren noch nicht erreicht haben.

Gallieni wünscht die Eingeborenen für Kulturen, wie die Kokospalme, Manioka, Baumwolle u. a., zu gewinnen, die zugleich Industrien ins Leben rufen könnten. Am 7. Mai 1901 veröffentlichte er einen Erlaß, in dem er die Beschleunigung von Anpflanzungen von Maulbeerbäumen in den zentralen Distrikten des Landes verlangte, durch die er eine Seidenindustrie begründen wollte. Er forderte ferner in einem Schreiben die Kommissare der einzelnen Distrikte auf, ihm Vorschläge für die Einführung weiterer Industrien zu unterbreiten. Schon hat er bei Tamatave durch die Direktion des Ackerbaudepartements eine Anstalt errichten lassen, die Personen, die den Anbau von Kokospalmen in die Hand nehmen wollen, neben dem Samen der besten Sorte auch die nötige Anleitung und Hilfe gewährt.

Die Goldindustrie, so sagt der Bericht, würde im Jahre 1901 weit befriedigendere Ergebnisse aufzuweisen gehabt haben, wäre nicht die Verschleuderung bei den reichsten Fundstätten eine gar zu große gewesen. Ein neues Bergbaugesetz, das in kurzem erscheinen soll, wird den Unternehmern alle Garantien geben, die sie wünschen können, um an den Fundstätten als Ersatz für das bisherige primitive Auswaschen der Goldkörner industrielle Einrichtungen zu treffen.

Aber da die Zukunft Madagaskars ganz von der Thätigkeit der eingeborenen Bevölkerung abhängt, allerdings unter der Führung und Leitung der Europäer, so muß die Steigerung des Wohlergehens der Madagassen und die Hebung ihres geistigen und sittlichen Niveaus die erste Bedingung erfolgreicher Kolonisationsarbeit sein. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die einzelnen Bevölkerungselemente der Insel, allerdings in sehr verschiedenem Grade, wohl zu höherer Kultur herangebildet werden können. In mehr als einem Falle ist der Grund ihrer Apathie in ihrer Unwissenheit und ihrem Mißtrauen zu suchen gewesen.

„Daher muß es das Bemühen der Chefs der Provinzen sein", so beschließt Gallieni seine bemerkenswerten Ausführungen, „unsere madagassischen Unterthanen genau kennen zu lernen, in beständiger Berührung mit ihnen zu bleiben, auf sie, wie ich es wiederholt empfohlen habe, eine erleuchtete und geduldige Vormundschaft auszuüben, und aus ihrem Geist Unwissenheit und Mißtrauen zu entfernen und sie unserer Zivilisation mehr und mehr zuzuführen. Wenn wir das beherzigen, so werden wir vom Gesichtspunkt des Handels aus, wie von jedem anderen Gesichtpunkt aus, den besten Weg finden, um die wirtschaftliche Entwicklung unserer neuen Kolonie zu entfalten und die bereits erzielten Erfolge mehr und mehr zu steigern." Goldene Worte, die wir uns auch für unsere Kolonien zu eigen machen können.

Einige Bauſteine zur Geſchichte der Eveſtämme (Togo).

Zuſammengetragen von G. Härtter, Miſſionar.

III.

Um dieſelbe Zeit tauchte ein portugieſiſcher Edelmann, Giraldo de Lima, an der Sklavenküſte auf. Es iſt nicht mehr auszumachen, ob er auf eigene Rechnung, oder im Auftrag eines andern an die weſtafrikaniſche Küſte ging; ſo viel ſcheint ſicher zu ſein, daß er urſprünglich nach Ague oder einem andern benachbarten Küſtenplatz beſtimmt war. Allein unterhalb Blokuſu lief das Schiff auf, und er war genötigt, bei dem portugieſiſchen Sklavenhändler Baeta, der in Blokuſu und an anderen Orten auf- und abwärts der Küſte entlang ſeine Sklavenfaktoreien hatte, Dienſte zu nehmen. Dieſem kam Giraldo de Lima um ſo geſchickter, als er ſchon längſt beabſichtigt hatte, zur Erholung nach Portugal zurückzukehren. Baeta machte Giraldo de Lima zu ſeinem Vertreter und vertraute ihm auch ſeine Konkubinen an. Nach Verfluß von 1—2 Jahren kam er wieder zurück. Die beiden Konkubinen hatten inzwiſchen mit Giraldo de Lima ein neues Verhältnis angeknüpft und wurden dafür von Baeta in die Sklaverei verkauft, während ihre beiden Kinder — zwei Mädchen — Giraldo de Lima zugewieſen wurden. Tiefgekränkt über die Untreue ſeiner Konkubinen und die Anmaßungen ſeines Stellvertreters ging Baeta nach der Hauptſtadt Anglo und verlangte von dem König und ſeinen Häuptlingen, daß ſie Giraldo de Lima den Prozeß machen und zum Tode verurteilen ſollten. Der Häuptling von Kedzi aber nahm ſich Giraldos an und ſchützte ihn gegen alle auf ihn gemachten Anſchläge.

Für Giraldo war es ein Glück, daß Baeta bald von der Bildfläche verſchwand. Dadurch bekam er freie Hand und ließ ſich in Vodza — ein bis zwei Kilometer unterhalb Keta gelegen — nieder. Hier baute er eine Faktorei und trieb Tauſchhandel mit den Eingeborenen. Seine rechte Hand in ſeinem Geſchäft war ein Sklave, Adzoviechlo, den er ſich von Ague geholt hatte. Eine Reihe von Jahren trieb Giraldo de Lima Handel in Vodza und an der ganzen Küſte entlang. Seine Leute befuhren nicht nur die ganze Lagune, ſondern auch den Volta bis hinauf nach Kpong. Beſonders war es Adzoviechlow, der ſchon zu Lebzeiten des Giraldo de Lima einen ſchwunghaften Handel auf dem Volta getrieben hatte. Hier befand er ſich auch, als ihn die Todesnachricht von ſeinem Herrn erreichte. Sofort eilte er nach Vodza zurück und bemächtigte ſich nicht nur des ganzen Beſitztums ſeines Herrn, ſondern legte ſich von jetzt an auch ſeinen Namen bei. Ja er brachte es durch Liſt und Gewalt ſogar ſoweit, daß

ihm Giraldos Hauptkonkubine den Ort verriet, an dem dieſer für ſie und eine ihrer Mitgenoſſinnen eine Flaſche Goldſtaub vergraben hatte.

So war es für dieſen Adzoviechlo ein leichtes, mit den großen Reichtümern und den vielen Sklaven ſeines Herrn das Geſchäft weiterzuführen. Er baute zunächſt eine mächtige Faktorei, die er mit einer mehr als mannshohen Lehmmauer umgab. Die unteren Räume waren Lagerräume, während im oberen Stock eine ganze Anzahl ſchöner geräumiger Zimmer mit europäiſchen Luxusartikeln eingerichtet wurden. Heute noch, nachdem dieſes Gebäude ſchon Jahrzehnte keine Reparatur mehr erfahren hat und infolge davon dem Verfall nahe iſt, macht es einen ganz impoſanten und mächtigen Eindruck und iſt immer noch ein ſtummer Zeuge früherer Pracht und Herrlichkeit. Jetzt freilich ſitzt Adzoviechlo alt und erblindet in ſeinem früheren Palaſt. Sein früherer Reichtum iſt dahin. Auch ſeine politiſche Macht und ſein früheres Anſehen im Volk iſt geſchwunden, und einſam und verarmt muß er ſeine letzten Tage in ſeiner Ruine zubringen, als ein abſchreckendes Beiſpiel für die Wahrheit des Sprichwortes: „Wie gewonnen, ſo zerronnen!“

Zwei volle Jahrzehne freilich ſpielte Adzoviechlo oder Giraldo, wie auch wir ihn fernerhin mit ſeinem angenommenen Namen nennen werden, eine ganz bedeutende Rolle. Nicht nur unter den Händlern ſtand er an erſter Stelle, ſondern auch in politſchen Kreiſen beſaß er eine große Macht, und mehr als einmal hat ſeine Stimme über Krieg oder Frieden entſchieden. Leider war er aber keine friedliebende Perſönlichkeit, und manche politiſche Verwickelung mit den Nachbarſtämmen ſowohl, auch auch mit der engliſchen Kolonialregierung, hatten die Angloer in den 60er bis 80er Jahren dem Einfluß des Giraldo zu verdanken. So wurde er bald, nachdem er das Eigentum ſeines Herrn an ſich geriſſen hatte, die Veranlaſſung zu ernſtlichen Unruhen, die im Jahre 1865 zu dem ſogenannten Bhunukrieg führten.

Wie ſchon oben bemerkt wurde, dehnte er ſeine Handelsbeziehungen bis nach Kpong hin aus. Insbeſondere betrieb er in allen Dörfern an den Ufern des Volta einen ſchwunghaften Handel mit Zeugſtoffen, Tabak, Pulver und Gewehren. Eines Tages wollte er in einem dieſer Dörfer rückſtändige Zahlungen eintreiben und geriet dabei mit ſeinen Schuldnern in Streit, der in eine allgemeine Prügelei ausartete, bei der Giraldo ums Haar ſein Leben eingebüßt hätte. Nach einer anderen Überlieferung ſoll er auf dem Volta angefallen und ausgeraubt worden ſein. Welche Lesart die richtige iſt, kann ich nicht ſagen — vielleicht beide. Kurz, dieſe Sache führte zu einem Krieg zwiſchen den Angloern und den Adaern. Racheſchnaubend kehrte Giraldo nach Anglo zurück und bot ſeine ganze Beredtſamkeit auf, um die Angloer zum Krieg aufzuſtacheln. Nur zu gern kamen die Angloer dieſem Wunſche Giraldos nach.

Die Adaer, nichts Gutes ahnend, beſetzten ſofort 1500 Mann ſtark das jenſeitige Voltaufer, während die Angloer ſich 3—4000 Mann ſtark am diesſeitigen Ufer aufſtellten. Mehrere Friedensanerbieten wurden von den Angloern kurzer Hand abgewieſen. Sie wollten ſich unter allen Umſtänden an den Adaern rächen. Da erſchienen glücklicherweiſe am 13. Mai 2 engliſche Kriegsſchiffe, Dart und Lee, auf der Rhede von Ada. Aber auch jetzt noch verſuchte man die Streitſache auf gütlichem Wege auszugleichen. Als Friedensvermittler ſandte der Kapitän der Dart zuerſt ſeinen Zahlmeiſter in Begleitung von Miſſionar Ungar,

der in Verbindung mit der Norddeutſchen Miſſion in der Faktorei von Fr. M. Vietor Söhne in Ada angeſtellt war, ins Lager der Angloer. Aber ſie wurden nur verhöhnt, und es war ein Wunder, daß ſie unbehelligt wieder abziehen konnten. Am folgenden Tag ging der Kapitän ſelbſt ins Lager der Angloer; aber auch er wurde in gleicher Weiſe heimgeſchickt, ſo daß er beſchloß, das Lager der Angloer zu bombardieren; er mußte aber ſeinen Plan wieder aufgeben, weil er wegen der vielen Sandbänke an der Mündung des Volta nicht nahe genug herankommen konnte. Deshalb landete er 70 Matroſen und 9 Offiziere. Mit dieſen begab er ſich in Booten unter Parlamentärflagge nach Atiteti. Auch die Angloer kamen ihnen mit einer weißen Fahne entgegen; aber als ſie nahe genug herangekommen waren, ſchoſſen die Angloer in ihre Boote, und im nächſten Augenblick waren ſie auch ſchon von 100 Kanus und 1500 Bewaffneten umſchwärmt. So ſah der Kapitän ſich genötigt, ſein und ſeiner Leute Leben zu ſchützen, und gab den Befehl, zu ſchießen. Darüber verloren die Angloer zirka 100 Mann, während der Kapitän nur einen Schwerverwundeten hatte, aber beim Einſchiffen noch 2 Mann in der Brandung verlor. Die Dart verließ nun die Küſte, während die Lee zum Schutz von Adafo liegen bleiben mußte. Damit war dieſer Krieg zunächſt zu Ende; aber zu einem Friedensſchluß kam es nicht. Und wenn auch die Angloer nicht beſiegt worden waren, ſo hatten ſie doch einen Eindruck davon bekommen, daß es unter den Kanonen der Europäer nicht ſo leicht Krieg zu führen ſei, und auch ſie zogen ſich auf die erlittene Schlappe hin zurück.

Noch im Jahre 1865, als die Angloer ihren Kriegsmut an den Adaern nicht beweiſen konnten, kam es ihnen in den Sinn, ihre frühere Niederlage an den Aguern zu rächen. Nach der Überlieferung der Angloer wurde eine Streitſache zwiſchen Ladzekpo, dem König von Klein-Popo und Kumi, wahrſcheinlich König von Ague, die Veranlaſſung zu dieſem Krieg. Ladzekpo ging mit einem Sklavenſchiff nach Amerika. Nach ſeiner Rückkehr ſollte er den Gewinn mit Kumi teilen; aber ſie konnten nicht eins werden, und die Sache führte zum Krieg zwiſchen ihren Anhängern, in dem Ladzekpo in die Flucht geſchlagen und bis nach Klein-Popo verfolgt wurde. Deshalb ſuchte er bei Acholu, dem Feldherrn der Angloer, Hilfe. Gern gingen die Angloer auf ſein Bittgeſuch ein; denn ſie freuten ſich, daß ſich eine Gelegenheit bot, die frühere Scharte auszuwetzen. In der Nähe von Kedzi, unterhalb Keta, ſammelte ſich recht langſam das Heer, das auf 10 000 Mann geſchätzt wurde. Darob wurde den Aguern recht angſt und bange, und ſie boten den Angloern 8000 head Kauris = 4 bis 5000 Dollar an, wenn ſie von ihrem Bündnis mit Ladzekpo abſtehen wollten. Aber die junge Mannſchaft ſchlug wider den Rat der Alten das Angebot aus und verlangte nach Krieg, indem ſie ſagte, ſie hätten Kauris genug, ſie wollten Blut ſehen. Darauf verbarrikadierten die Aguer ihre Stadt, und die europäiſchen Kaufleute in Anecho gaben ihnen den Rat, daß der ganze Agueſtamm zur beſſeren Verteidigung ſich in die Hauptſtadt zuſammenziehen ſolle. Nach verzweifeltem Kampf und mit ſchweren Verluſten, die durch einige Kanonen, die im Beſitze der Aguer waren, vergrößert worden waren, mußten die Angloer ſich zurückziehen. An Toten ſollen ſie 20 Mann gehabt haben; aber es ſoll eine ſehr große Zahl an den Wunden geſtorben ſein, weil die Aguer ihre Kugeln vergiftet gehabt haben ſollen.

Es war vorauszuſehen, daß die Angloer nach einem ſo geringen Widerſtand ihre Feindſeligkeiten mit den Adaern nicht aufgeben, ſondern nur eine beſſere Gelegenheit abwarten würden, um den Krieg zu erneuern. Auch Giraldo ſelbſt, dem von den Adaern ſo übel mitgeſpielt worden war, ſuchte mit allen Mitteln und ſeiner ganzen Beredſamkeit, Anglo zum Krieg gegen Ada aufzuſtacheln. Es gelang ihm denn auch, im Februar 1866 aus allen Angloſtädten ein Heer zu ſammeln, mit dem er den Volta hinaufzog bis Kpong, das ſie überfielen und verbrannten. An Menſchen, Gold, Öl etc. hatten ſie große Beute gemacht und zogen nun am jenſeitigen Ufer des Volta herunter und ſtürmten auf Ada los. Mit jedem Tag trafen nun Hiobspoſten in Akra ein. Dort wurde beſchloſſen, diesmal die Angloer gründlich zu züchtigen. Alle mit England verbündeten Volksſtämme jenſeits des Volta ſollten an dieſem Feldzug gegen die Angloer teilnehmen. Der Gouverneur ſelbſt marſchierte an der Spitze von 120 weſtindiſchen Truppen und den Kriegern von Akra etc. nach dem Volta. Dort warteten ſie auf eine endgültige Antwort von den Angloern. Es war inzwiſchen eine Geſandtſchaft an ſie abgegangen und dieſer hatte man 3 Steinchen mitgegeben, mit der Bemerkung, daß dieſe 3 Steinchen 3 Tage bedeuten, und wenn innerhalb 3 Tagen Giraldo nicht ausgeliefert ſein würde, ſo würden die Feindſeligkeiten beginnen und ihre Städte der Küſte entlang beſchoſſen werden. Eingeſchüchtert durch dieſe Drohung, verſprachen die Angloer die Auslieferung Giraldos; aber ſtatt ſeiner brachte die Geſandtſchaft einen Brief von Giraldo. Er ſelbſt hatte ſehr viel Pulver in ſein Lager am Volta bringen laſſen und war entſchloſſen, ſich aufs äußerſte zu verteidigen. Da die Sache für die Angloer recht bedrohlich ausſah, ſo ſäumten ſie nicht, ſich zu verſtärken. Sie ſandten ſofort Boten nach Akwamu und Aſante und baten ſie um Unterſtützung gegen die Engländer, Akraer und Adaer. Doch die Sache zog ſich in die Länge und Giraldo wurde nicht ausgeliefert; aber endlich kam es zur Schlacht zwiſchen den Angloern und den Adaern und ihren Verbündeten. Dabei wurden die Angloer in die Flucht geſchlagen. Da ſandten die im Felde ſtehenden Angloer etliche Köpfe von ihren erſchlagenen Feinden in alle Städte der Angloer und forderten ſie allgemein zum Kampfe auf. Die Angloer mußten ſich über den Volta zurückziehen, wobei ihnen die Adaer mit ihren Verbündeten auf dem Fuß folgten und alle Angloſtädte diesſeits und jenſeits an den Ufern des Volta plünderten und anzündeten. Die Angloer dagegen bezogen bei Vhute ein Lager, um ſich von Anglo und Aveno her zu verſtärken. Doch die Adaer warteten nicht, bis der Feind Verſtärkungen herangezogen hatte, ſondern folgten ihm auf dem Fuße nach, und ſo kam es am 5. April 1866 bei Vhute zur Schlacht. An dieſem Tag ſollen ſich hauptſächlich die Avenoer tapfer gehalten und den Feind an weiterem Vordringen verhindert haben. In den folgenden Tagen kam ein Häuflein Krieger nach dem andern im Lager an, obgleich der eigentliche Feldherr der Angloer, Dzokoto, der erſt kürzlich von Ague zurückgekommen war, keine Luſt zeigte, ſich an dieſem Feldzug zu beteiligen. Da ließ ihm der Häuptling von Akropong ſagen, daß er binnen kurzem kommen und ſein Haus und Hof zu einer Stätte des Geſtanks machen werde. Das war Dzokoto zu viel, und er ließ ihm wieder antworten, daß er bald zu ihm kommen und Tſchiblut trinken und ſeinen Kopf auf einen Pfahl in ſeinem Hofe ſtecken werde. Nach dieſen löblichen Abſichten kam es wiederum 5—6 Stunden hinter Angako am 11. April zum Gefecht, in

dem es auf beiden Seiten viele Tote und Verwundete gab, und in dem der Feind ſchließlich in die Flucht geſchlagen wurde. Auf der Flucht, die in eine allgemeine Auflöſung ausartete, miſchten ſich die Angloer unter ihre Feinde und verfolgten ſie bis an den Volta. Viele kamen noch auf der Flucht um oder ertranken in den Fluten des Volta, weil nicht genügend Boote vorhanden waren, um die feindlichen Heeresmaſſen zu befördern. An Beute machten ſie ſehr viel Puloer, Gewehre, einige Kanonen, Geld und Goldſtaub. In der Tradition aber lebt dieſer Krieg im Volke fort unter dem Namen: „Daſutagbaoha."

11. Kriege der Inlandſtämme und ihre Befreiung vom Joch der Akwamuer.

Noch ſchlimmer als an der Küſte ſtand es im Innern des Landes. Schon früher hatten wir bei der Abhandlung des Sklavenhandels Gelegenheit, uns die Verhältniſſe im Innern etwas genauer anzuſehen. Dort haben wir geſehen, daß wie an der Küſte die Angloer die Hegemonie an ſich geriſſen hatten, ſo im Innern die Akwamuer, die in einem Freundſchaftsverhältnis zu den Angloern ſtanden. Ein volles Jahrhundert lang haben die Akwamuer ihre Gewaltherrſchaft über die Inlandſtämme ausgeübt und es verſtanden, die Schwächen der einzelnen und die gegenſeitig gepflogenen Feindſeligkeiten und Befehdungen zu ihrem Nutzen auszubeuten. So waren Peki und alle umliegenden Stämme längſt unter die Oberhoheit der Akwamuer geraten; allmählich gelang es ihnen, ihre Gewaltherrſchaft bis nach Ho hinüber auszudehnen. Sie verſtanden eben, jede Gelegenheit zu ihren Gunſten auszunützen. Es konnte ihnen daher nur lieb ſein, als ſie ums Jahr 1830, wie Reindorf, History of the Goldcoast and Asante, berichtet, ſogar von den Agotimern um ihre Hilfe angeſprochen wurden. Dieſe hatten etliche Jahre vorher als Bundesgenoſſen der Nyiver gegen die Atikpuier gekämpft, und da die Nyiver ſich wenig tapfer in dieſem Kriege gezeigt hatten, ſo mußten ſie die Agotimer dafür entſchädigen. Ein Teil der Entſchädigung beſtand darin, daß der Häuptling Gugu von Nyive ſeine Tochter dem Bruder des Königs von Agotime zum Weibe gab. Später jedoch floh die Frau mit ihren Kindern zurück nach Nyive, und die Nyiver verweigerten ihre Zurückſendung. Dafür erklärten die Agotimer den Nyioern den Krieg, die ſich nun mit den umliegenden Stämmen gegen die Agotimer verbanden. Dadurch ſahen die letzteren ſich genötigt, Hilfe bei Akwamu nachzuſuchen. Bereitwillig ſandte der König Akoto von Akwamu ſeinen Feldherrn Akono Kuma; aber noch ehe der Krieg beendigt war, rief dieſer ſeinen Feldherrn wieder zurück, was die Agotimer aufs tiefſte oerletzte. Infolge davon ſah der König von Agotime ſich genötigt, in Akra um Hilfe zu bitten. Er ſandte ſeinen Sohn und ſeine Tochter mit dem Geſandtſchaftsſtab nach Akra zu Kwatei Kodzo, den ſie um jeden Preis für die Sache Agotimes gewinnen mußten. Dieſer hielt es aber für eine leichte Sache und willigte ein. Am Volta angekommen, verweigerte Akoto von Akwamu den Weitermarſch, den Kwatei ſich nur mit großen Geſchenken erkaufen konnte. Nachdem er dieſe erhalten hatte, ſchloß er ſich ſelbſt mit ſeinem Heer den Akraern an. Vereinigt marſchierten ſie nun von Sokode aus über Ho nach Sukpe und Adame, wo ſie zu den Agotimern ſtießen. Die geſamte Macht der Agotimer beſtand nun aus 4—5000 Mann. Am Flüßchen Hedzo kam es zur Schlacht,

wo die Nyiver 3 Tage lang den Agotimern mit ihren Verbündeten Stand hielten. Gegen Schluß des dritten Tages jedoch hatten die Agotimer alle Munition verſchoſſen und mußten ſich, vom Feind verfolgt, bis nach Agotime zurückziehen.

Aber auch jetzt blieben die Heere noch im Feld, obgleich nichts geſchehen konnte, weil die Munition verbraucht war und neue nicht ſo ſchnell beſchafft werden konnte. Endlich ſchickte der Häuptling Kwatei von Akra nach dort, und ſeine Schweſter ſandte ihm eine große Anzahl Gewehre und Pulver die Fülle. Aber König Akoto von Akwamu, um deſſen Begleitung er gebeten hatte, beanſpruchte einen großen Teil davon für ſich. Nach mancherlei Zwiſchenfällen und einigen kleineren Scharmützeln in Sokode und Ho kam die Munitionskarawane bei der Armee an. Nun konnte der Kampf gegen Nyive und ſeine Bundesgenoſſen wieder aufgenommen werden. Akoto beanſpruchte die Führung des Zentrums, ſein Feldherr Akono ſollte den linken und Kwatei Kodzo den rechten Flügel befehligen. Im erſten Treffen wurden die verbündeten Eoheſtämme geſchlagen, und die feindliche Armee bezog Quartiere in Nyive. Allein nach etlichen Tagen wurden ſie in ihren Quartieren überrumpelt und nach Yevievhe zurückgedrängt. Trotzdem erſchien etliche Tage ſpäter eine Geſandtſchaft mit der Bitte um Frieden; aber aus irgend einem Grunde wurden die Friedensunterhandlungen verzögert. Es verſtrich ein Tag um dem andern, ohne daß etwas geſchah. Dazu ſtellte ſich auch Mangel an Nahrungsmitteln ein, was Kwadzo De, der König der Pekier, Akoto ſagen ließ. Aber dieſer antwortete kurz: „Ein jeder muß ſich von Matſe oder Lume ſelbſt ſeine Nahrung kaufen; der König giebt keinen Unterhalt für das Heer.“

So fing denn allmählich, infolge der Verzögerung der Friedensunterhandlungen, eine allgemeine Mißſtimmung gegen Akoto, den König von Akwamu, an, Platz zu greifen; denn man merkte nach und nach durch, daß Akoto es war, der bisher die Verhandlungen zu hintertreiben gewußt hatte. Aus Ehrgeiz wollte er Kwatei Kwadzo den Ruhm nicht gönnen, obgleich letzterer 3 volle Jahre im Felde gelegen hatte. Dazu kam noch, daß Krankheiten im Lager ausbrachen. Unter den Erkrankten befand ſich auch der Sohn des Pekikönigs Edzeanyi. Da Kwadzo De es für unmöglich hielt, ſeinen Sohn im Felde zu kurieren, ſo bat er Akoto um Erlaubnis, nach Peki zurückkehren zu dürfen. Aber kurzer Hand wurde ihm das verboten; deshalb ging er ohne Erlaubnis, was ihm von Akoto ſehr übel genommen wurde. Aber nachdem Kwadzo De mit ſeinen Leuten abgezogen war, machte er Kwatei plauſibel, daß er nach Hauſe gehen und das Yamsfeſt feiern müſſe; Kwatei möge ihn begleiten bis Bame, wo er ſich für ſeine Mühe eine Anzahl Leute wegfangen könne. Aber als ſie dorthin kamen, war nichts zu fangen, worauf Kwatei Akoto ſagte, daß die Akraer nicht vom Raub, ſondern von ehrlichem Handel leben, und er möge ſich darauf verlaſſen, daß, wenn er lebend Akra erreiche, ſo ſoll kein Glas Branntwein, kein Schuß Pulver und kein Kleidungsſtück mehr nach Akwamu kommen. Bei Awudome ſchieden ſie von einander. Kwatei Kwadzo zog weiter über Abutia nach Akra, während Akoto nach Akwamu ging.

Nachdem die Akwamuer ſich in dieſer Weiſe von ihren bisherigen Bundesgenoſſen losgeſagt, bezw. ihre Freundſchaft verſcherzt hatten und ihnen auch die Zufuhr von Waffen und Munition ernſtlich bedroht war, da war für die Pekier der Zeitpunkt gekommen, das harte, ſchwere Joch der Akwamuer abzuſchütteln.

Nachdem Kwadzo De das Lager in Nyive verlaſſen hatte, ſandte Akoto Boten auf Boten ihm nach und ſchwor Eid auf Eid; aber es half ihm nichts. Kwadzo De hörte nicht mehr auf ihn. Als alles nichts helfen wollte, ſandte er ihm 12 Welſchkornkolben und ließ ihm ſagen, falls er darauf beſtehe und abziehe, ſo ſei die Strafe für ſeinen Ungehorſam die, daß er jedes Korn dieſer 12 Kolben mit 1 head Kauris bezahlen müſſe; aber Kwadzo De's Antwort lautete: „Die 12 Kornkolben ſind an die Mündungen der Gewehre bei Bame befeſtigt; du mußt aber ſelbſt kommen und ſie holen.“ Dies war eine große Beleidigung, die ſich Akoto nicht ſo ohne weiteres gefallen laſſen konnte. Aber Kwadzo De wußte genau, was er that; er wußte, daß er unter ſeinen Unterhäuptlingen eine ganze Anzahl hatte, die mit ihren Kriegern treu zu ihm ſtehen würden. Sie verſprachen ihm denn auch, bis aufs äußerſte Hilfe leiſten zu wollen. Bei Bame begegneten die vereinigten Pekiſtreitmächte Akoto. Er wurde mit ſeinen Leuten geſchlagen und bis nach Abutia verfolgt. Beleidigt über dieſe Behandlung von ſeiten ſeiner Unterthanen, zog er ſich bis Waya zurück, da ihm ſein Weg nach Akwamu von Kwadzo De verlegt war. Hier beriet er mit ſeinen Offizieren, wohin er ſich um Beiſtand gegen die Pekier wenden ſollte. Daß ihm weder die Akraer noch die Agotimer helfen würden, nachdem er ſie ſo ſchmählich behandelt hatte, war ihm ſo ziemlich klar; aber es blieben ihm ja noch ſeine alten Freunde, die Angloer und dieſe waren gerne bereit, ihm wieder in ſein Königreich zu verhelfen. Wieder gings nach Bame, wo es zur Schlacht kam; aber nach einem furchtbaren Gemetzel mußten die Pekier ſich zurückziehen. Auch in einem zweiten Treffen bei Kpalime wurden die Pekier geſchlagen, und Akoto beſetzte die Pekiſtädte und Dörfer. Kwadzo De war nun nahe daran, an ſeiner Sache zu verzweifeln, und wollte nach Gbedzigbe fliehen; aber einer ſeiner Häuptlinge hielt ihn zurück, indem er ſagte: „Du haſt die großen, ſchwarzen Ameiſen aufgeſtöbert und in ihrer Ruhe geſtört, und nun glaubſt Du nach Gbedzigbe fliehen zu dürfen? Ich werde dir nie erlauben zu gehen! Laß uns Pekier uns vereinigen und kämpfen auf die Gefahr hin, Leben und Freiheit zu verlieren.“ Dies veranlaßte Kwadzo De, noch einmal einen Verſuch zu machen. Nachdem alles wohl vorbereitet war, auch Anum und Boſo ihre Hilfe zugeſagt hatten, gingen ſie zum Angriff über. Die Akwamuer mit ihren Verbündeten, den Angloern, hatten ſich inzwiſchen die Zeit mit allerlei Feſtlichkeiten vertrieben. Kwadzo De verteilte ſein Heer in drei Abteilungen. Er ſelbſt befehligte das Zentrum, die Anumer und Boſoer hatten den rechten und die Awudomer und übrigen Evheſtämme den linken Flügel inne. In der Nähe von Kpalime ſtießen ſie auf einen Fetiſchprieſter in Begleitung einer Anzahl Akwamuer. Der Fetiſchprieſter und etliche Akwamuer wurden erſchoſſen; der Reſt aber floh und machte Akoto von dem Anrücken der vereinigten Evheſtämme Mitteilung. Bei Blengo kam es zur Schlacht. Nach 2tägigem Kampf wurden die Akwamuer auf Dzogbati zurückgeworfen; aber hier wurde die Lage ſehr kritiſch; denn auf beiden Seiten waren die Verluſte groß geweſen. Am meiſten hatten die Angloer gelitten. Auch die 4 einflußreichſten Häuptlinge des Kwadzo De waren gefallen; ſelbſt ſein Sohn Nutſo und viele bedeutende Perſönlichkeiten waren unter den Erſchlagenen. Am dritten Tage ſandten die Pekier Spione aus; denn die Akwamuer hatten ſich über Nacht zurückgezogen, um ihre Stellung auszukundſchaften. Zu ihrer großen Überraſchung entdeckten dieſe, daß die Akwamuer ihr Lager mit ſehr viel Gewehren und Munition im Stiche gelaſſen hatten. Akoto

war mit ſeinem Heer und den Angloern nach Ananſe geflohen, und dort trennte er ſich unter Schmach und Schande von den Angloern. Kwadzo De aber, der noch einige Zeit bei Tſadome ſtehen geblieben war, kehrte nach Peki zurück und wurde nicht nur König der Pekier, ſondern auch von den umliegenden Stämmen als Oberhaupt anerkannt.

Eine andere Überlieferung ſchildert den Abfall der Pekier von Akwamu folgendermaßen: Tutu Kwadzo De, der König von Peki, war einer von Akotos Feldherren. Lange Zeit ging alles gut; aber als Kwadzo De die Frau eines ſeiner Nebenfeldherren gewaltſam wegnahm und heiratete, da beabſichtigte Akoto, ihn dafür zu beſtrafen. Da ſich dieſer eine ſolche Behandlung nicht gefallen laſſen wollte, ſo wollte Akoto Gewalt brauchen. Dies führte zum Krieg zwiſchen Peki und Akwamu. Aber Kwadzo De überrumpelte Akoto, ehe ſichs dieſer verſah, und ſchlug ihn in die Flucht, ſo daß er genötigt war, ſich bis Waya zurückzuziehen. Dort angekommen, ſandte er eine Botſchaft nach Anglo und bat die Angloer um ihre Unterſtützung. Dieſe aber ließen ihm ſagen, er möge zunächſt bei den Adakluern und Maſiern um Hilfe bitten; denn ſie ſeien augenblicklich im Kriege mit den Wydahern, und da würde es als Flucht angeſehen werden, wenn ſie ſo plötzlich von den Wydahern abließen. Deshalb wollten ſie erſt dieſen Krieg ausfechten und dann auch ihm zu Hilfe eilen. Aber Akoto wartete lieber die Hilfe der Angloer ab, als daß er mit den Adakluern und Maſiern ein Bündnis einging. Endlich erſchienen die Angloer und zogen mit den Akwamuern gegen die Pekier und ihre Verbündeten, die ſich an den Ufern des Dzawoe aufgeſtellt hatten. Die Schlacht war heftig und auf beiden Seiten die Verluſte groß. Lange wußte man nicht, wem das Kriegsglück günſtig ſein werde. Als die Schlacht aber ſo lange unentſchieden hin- und herſchwankte, da warfen die Angloer die Gewehre weg und ſtürzten ſich mit dem Schwert in der Fauſt auf die Feinde. Dies führte ſchnell die Entſcheidung herbei; denn die Guawo konnten dieſem Anſturm der Feinde nicht ſtandhalten und mußten ſich zurückziehen. Die Angloer ſtürmten ihnen nach und beſetzten die Pekiſtädte und -Dörfer. Der Pekikönig aber floh nach Gbedzigbe. Später jedoch entſtand Uneinigkeit zwiſchen den Angloern und Akwamuern, die die erſteren veranlaßte, heimzukehren. Dies war aber auch für die Inlandſtämme das Zeichen, ihrer Tributpflicht gegen Akwamu ſich zu entledigen.

12. Verſuche der Angloer, die geſtörten Handelsbeziehungen mit den Inlandſtämmen wieder herzuſtellen.

Die Folge dieſes Kriegszugs war, daß die Angloer ſich mit den Inlandſtämmen ſehr verfeindet hatten, und daß der Handel, der vor dem in ſchönſter Blüte ſtand, nun völlig ins Stocken gekommen war. Aber die Angloer ließen ſich nicht ſo leicht zurückſchrecken, ihre Waren wieder ins Innere zu tragen. Sie wurden aber nicht nur nicht gerne geſehen, ſondern es wurden ſogar in Hodzo, Nyive und andern Plätzen etliche Anglohändler getötet. Als der Anglokönig davon Kunde erhielt, ſandte er eine Geſandtſchaft in jene Städte, um zu erfahren, warum ſie die Angloer getötet hatten. Aber auch dieſe Geſandtſchaft wurde ſehr unfreundlich empfangen und kehrte deshalb ſo ſchnell als möglich an den Adaklu zurück. Von dort aus ſandte ſie dem Anglokönig Botſchaft über ihren Mißerfolg

und wartete eine weitere Ordre ihres Königs ab. Diese bestand darin, daß er einen großen Teil des Kriegsheers sandte, das in einer Nacht vom Adaklu nach Hodzo und Takla marschierte. Dort angekommen, umstellten sie die Dörfer in aller Stille, und nachdem das geschehen, wurden die Leute herausgerufen und Alt und Jung gefangen genommen. Wer nicht entkam, wurde nach Anglo geschleppt und dort in die Sklaverei verkauft. Nicht viel besser erging es den Nyivern, die zuerst mit dem Feinde kämpften, dann aber nur durch ein schweres Lösegeld, das natürlich ebenfalls in Sklaven bestand, sich loskaufen konnten. Außerdem mußten sie durch ein sog. Fetischessen den Angloern versprechen, nie wieder gegen sie kämpfen zu wollen.

Derselbe Haß gegen die Angloer wurde auch bei den Pekiern hervorgerufen. Aber gegen diesen mächtigen Feind konnten die Angloer nicht in derselben Weise verfahren, wie gegen die Hodzoer u. v. a. Deshalb versuchte der König von Anglo, die Pekier und andere Inlandstämme auf andere Weise für sich zu gewinnen und wieder für den Handel zugänglich zu machen. Er sandte eine Friedensbotschaft von Stamm zu Stamm, die überall verkündigen mußte, daß die Angloer nicht fortwährend Krieg mit ihnen führen wollten, auch solle der Krieg nicht ewigen Haß hervorbringen. Darum wollten sie sich vereinigen und durch Fetischessen sich gegenseitig verbinden. Die Adakluer mußten ihren Sprecher vorausschicken und den Stämmen mitteilen, daß die Angloer in friedlicher Absicht kämen. So durchzogen sie Städte und Dörfer und verkündigten überall ihres Königs friedliche Absichten. Die Städte sollten ihre früheren Markttage wieder einführen und den Angloern öffnen, dann würden sie wiederkommen und ihre Waren zum Verkauf anbieten. Da und dort wurde dieses Anerbieten mit Freuden aufgenommen, häufig aber — und dies war auch mit Peki der Fall — wurde ihm mit Mißtrauen begegnet. Als die Gesandten auch in Peki den Auftrag ihres Königs ausgerichtet und dem Pekikönig mitgeteilt hatten, daß alle Stämme, durch die sie gezogen seien, die Friedensbotschaft bereitwillig angenommen hätten, da neigte der König nachdenklich sein Haupt und ließ den Gesandten durch seinen Sprecher sagen, sie sollten einmal über Nacht bleiben, denn er müsse dieses Wort mit allen seinen Ältesten zuerst prüfen. Nach 9 Tagen mußten die Gesandten noch einmal in Gegenwart aller Häuptlinge die Sache vortragen. Darauf antwortete der König durch seinen Sprecher: „Euer Wort ist nicht unrecht. Ein Friedenswort ist wohl ein gutes Wort; aber vielleicht ist doch etwas Unlauterkeit dabei. Ich höre gerne ein Friedenswort, aber wenn wir Frieden machen sollen, so müssen auch meine Boten zu eurem König gehen, damit man rechtlich darüber verhandle. Gehet ihr nun wieder zu eurem König und saget zu ihm: „Kwadzo De sagte, wenn Du Frieden mit ihm machen willst, warum hast Du nicht zwei Ochsen gesandt, damit wir sie schlachten und über ihrem Fleische Fetisch miteinander essen, um uns zu verbinden und uns miteinander zu freuen?“ Die Gesandten erwiderten auf diese Worte Kwadzo Des: „Wir ersehen aus Deinem Wort, daß Du unsere Botschaft verwirfst und einen Hohn daraus machst. Wir haben es gehört; es thut nichts, wir gehen eben wieder heim, wenn wir nichts ausrichten können. Und wegen des Rindfleischs, fuhren sie fort, Du hast ja den Büffel in Deinen Revieren. Dieser ist ein Bruder des zahmen Rinds; es ist ein und dasselbe Fleisch, sende Deine junge Mannschaft und die Jäger hinaus und laß einige töten; denn niemand kann das Rind von der Küste zu Dir über diese Berge treiben.

Von allen Städten, in denen wir bisher gewesen sind, hat keine Rindfleisch gefordert, auch sind wir nicht des Rindes wegen hierher gekommen. Laß uns ziehen, damit wir unserem König Dein Wort mitteilen, will er Dir ein Geschenk machen, so mag ers thun; wir haben keines für Dich erhalten."

Am folgenden Morgen brachen sie auf nach dem Adaklu und von dort nach Anglo. 5 Monate waren sie unterwegs gewesen, um ihren Auftrag an die Inlandstämme auszurichten, und als sie ihrem König und den Ältesten darüber Bericht erstatteten, waren diese ganz damit zufrieden; nur das Gebahren des Pekikönigs gefiel ihnen nicht. „Allein", sagten sie, „die Sache hat nichts weiter auf sich, da Peki schon ziemlich westlich von unsern Handelswegen liegt. Wir können ja jene Gegend meiden."

13. Bündnis der Pekier mit Akra und Anfang der Missionsarbeit im Eveland.

Kwadzo De aber, der dem guten Wetter doch nicht ganz traute, verband sich vorsichtigerweise mit dem König von Akra. Diesem sandte er als Geschenk 6 Jünglinge und 6 Mädchen mit dem Anerbieten, daß er sich unter seine Oberhoheit stellen wolle. Außerdem sollte für alle Akrahändler der Weg geöffnet sein in alle mit Peki verbundenen Stämme. Dies gefiel natürlich dem Akrakönige und seinen Ältesten so sehr, daß sie ihm Gegengeschenke sandten und Kwadzo De einluden, selbst nach Akra zu kommen, damit sie mit ihm persönlich unterhandeln könnten. Seit dieser Zeit, also seit Mitte der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts, stehen Peki und Akra in Wechselbeziehungen zu einander.

Mit der Lossagung von Akwamu hatten die Pekier nicht nur ihre Unabhängigkeit beansprucht, sondern auch für die ganze Folgezeit behauptet; denn die Akwamuer gaben ihr Anrecht, das sie glaubten auf die Inlandstämme zu haben, nicht so leichten Kaufs auf. So wissen wir, daß kurz nach der Ankunft von Missionar Walf in Peki im Jahre 1847, in welchem Jahr die Norddeutsche Missionsgesellschaft ihre ersten Missionare nach dem Evhelande auf der Sklavenküste sandte, die Pekier, überhaupt die Inlandstämme, um ihre Unabhängigkeit mit den Akwamuern kämpfen mußten. Damals behaupteten die Akwamuer, den Pekiern eine 17tägige Schlacht, freilich ohne Erfolg, geliefert zu haben.

Diese Kriegsunruhen hatten zur Folge, daß es zu keiner gedeihlichen Entwicklung der Missionsarbeit kommen kannte. Wiederhalt waren die Missionare genötigt, zeitweilig Peki zu verlassen; und weil es im Laufe der Jahre zwischen Akwamu und Peki nie zu einem rechten Frieden kommen kannte, so entschlossen sie sich, Peki zunächst zu verlassen, um an der Küste mit der Missionsarbeit einzusetzen. Dies geschah im Jahre 1853, als in Peki aufs neue die Kriegstrommel mächtig gerührt wurde. Die Asanter waren es diesmal, die mit Hilfe der Akwamuer sich einen Weg an die Küste bahnen wollten.

14. Versuche der Asanter, mit Hilfe der Akwamuer und Angloer sich einen Weg durchs Eveland an die Küste zu bahnen.

Sie konnten es nicht verwinden, daß ihnen durch die Engländer bei Cape Coast die direkte Verbindung mit der Küste entzogen worden war. Darum suchten sie immer wieder, ihre Herrschaft bis an die Küste auszudehnen und ihr früheres

Recht ſich wieder zurückzuerobern. Um dies zu erreichen, beſchloſſen ſie einen Kriegszug gegen die Engländer und ihre Verbündeten. Eine Armee ſollte durchs Fanteland an die Küſte vordringen, eine zweite über Akem und Akuapem, während die dritte Armee mit Hilfe der Akwamuer durchs Eyheland an die Küſte gelangen ſollte. Da wurden auch die Pekier aufgefordert, die Engländer gegen den gemeinſamen Feind, die Aſanter und Akwamuer, zu unterſtützen und nur zu gerne kamen dieſe der Aufforderung nach. Noch ehe die Feindſeligkeiten von ſeiten der Akwamuer eröffnet wurden, fingen ſie den Sohn des verſtorbenen Königs mit etlichen anderen Akwamuern an der Grenze weg. Dieſe wurden mit Meſſern greulich zerſchnitten und verſtümmelt in Peki herumgeführt, um allgemein zum Krieg zu reizen, und endlich auf Befehl des Königs geköpft. Dadurch ward auf beiden Seiten das Signal zum Kriege grauſam und blutig gegeben. Den ganzen Tag dauerte der Kriegslärm und ſteigerte ſich immer mehr, je mehr verbündete Volksſtämme in Peki eintrafen. Aber es ſollte diesmal noch nicht zum eigentlichen Krieg kommen. Auch im Jahre 1863, als die Aſanter mit Hilfe der Akwamuer wiederum durchs Eyheland einen Weg an die Küſte ſich bahnen wollten, kam es nicht zur Ausführung; aber an allerlei Blutvergießen und kleinen Plänkeleien zwiſchen Peki und Akwamu hat es trotzdem nicht gefehlt. Und wenn die Aſanter auch dieſe beiden Male ihr Vorhaben nicht ausführen konnten, ſo hatten ſie es darum noch nicht aufgegeben, ſondern nur auf eine ſpätere, günſtigere Zeit verſchoben.

Bereits im Jahre 1865 und 1866, während die Angloer mit den Adaern und Akraern Krieg führten, hatten erſtere eine Geſandtſchaft an Akwamu und Aſante gehen laſſen und dieſe beiden Völkerſchaften um ihre Unterſtützung gegen ihre Feinde gebeten. Der Krieg wurde zwar ohne ihre Hilfe ausgefochten; aber dennoch ſandten die Aſanter eine Geſandtſchaft an die Angloer, die zugleich dee ihrigen das Ehrengeleit in die Heimat geben mußte. Während nun dieſe Völkeeſchaften ſich mit einander verbanden, ſagte ſich ein bereits von Aſante abhängigee Häuptling in Akem, Adompre mit Namen, von Aſante los und empörte ſich gegen die Aſanter, wurde aber aus ſeinem Lande verjagt und über den Volta zurückgedrängt. Hier fiel er ins Gebiet der Akwamuer, der Freunde der Aſanter, ein, ſoll aber von dieſen zwei Mal geſchlagen worden ſein. Während dieſer Ereigniſſe paſſierte gerade eine Anglogeſandtſchaft, von Aſante kommend, Akwamu. Der König von Akwamu hielt ſie feſt und ſandte gleichzeitig nach Anglo, indem ee den Angloern ſagen ließ: „Zwei Mal habe ich Adompre beſiegt; wie es mir aber beim dritten Mal gehen wird, weiß ich noch nicht. Darum kommt um eurer Geſandtſchaft willen; denn dieſe wird das gleiche Los, wie ich und meine Leute, teilen.“ Darauf wurden in ganz Anglo große Beratungen gehalten, wobei insbeſondere die Fetiſchprieſter zum Krieg gedrängt haben ſollen; aber nach viel Lärm und Geſchrei verlief die ganze Sache auch diesmal wieder im Sand. Abee eine Frucht iſt doch aus dieſen Verbindungen herausgewachſen; denn es war dieſen Geſandtſchaften gelungen, ein gegenſeitig verpflichtendes Bündnis zwiſchen Anglo, Akwamu und Aſante zuſtande zu bringen. So hatten auch die Angloer im Jahee 1866 zwar die verbündeten Adaer und Akraer beſiegt; aber zu einem Friedensſchluß war es nicht gekommen. Somit war genug Zündſtoff vorhanden, und die drei Völkerſchaften warteten nur auf eine günſtige Gelegenheit, um loszuſchlagen. Im Jahre 1867 begleiteten die Angloer wieder

eine Geſandtſchaft der Aſanter, 70 Mann ſtark, nach Kumaſe zurück. Der Vorſchlag ging dahin, daß die Anglaer in Akwamu zum Heer der Aſanter ſtaßen und van dort aus in Verbindung mit Akwamu und Aſante die Evheſtämme bekriegen ſallten. Die Anglaer gingen auf dieſen Varſchlag ein und ſchlaſſen ein Bündnis mit den Aſantern. Im Kriegsrat, der im Februar 1869 abgehalten wurde, verſprachen ſie, nach Verfluß einer Wache aufbrechen zu wallen. Die erledigten Führerſtellen wurden beſetzt und alles zum Krieg gerüſtet. Allein Anfang März war nach alles beim alten, und um ein Haar wäre das Bündnis wieder in die Brüche gegangen. Ein abziehender Aſanter erlaubte ſich nämlich eine Gewaltthat, die van den Anglaern mit gleicher Münze heimbezahlt wurde, und ahne die Dazwiſchenkunſt der Älteſten wäre es ahne Zweifel jetzt ſchan zu Blutvergießen gekammen.

15. Der Aſantekrieg und ſeine Folgen für die Evheſtämme.

Endlich Ende Mai marſchierten die vereinigten Aſanter und Akwomuer auf Anum und Peki los, während die Anglaer ſich bei Vhute ſammelten. Der Pekikönig bat ſeine Leute und die mit ihm verbündeten Evheſtämmme zum Krieg gegen den gemeinſamen Feind auf. Nur der Adakluſtamm, die Tavievher und Matſer hatten ſich den Aſantern angeſchlaſſen. Aber abgleich der Pekikönig am 28. Mai vallſtändig zum Krieg gerüſtet bereit ſtand, ſa gelang es den Aſantern dach — man ſagt durch Verrat des Königs — Peki ahne Schwertſtreich zu beſetzen, was für die andern Stämme eine vallſtändige Niederlage bedeutete. Dem Hakönig ließ er ſagen, er mäge zu Hauſe bleiben und gut aufpaſſen, damit die Aſanter nicht einen unerwarteten Einfall in Ha machen. Nachdem die Nachricht vam Einzug der Aſanter in Ha eintraf, erklärte der Hakönig den Miſſianaren, daß er jetzt nichts mehr für ſie thun könne; denn er ſelbſt ſei jetzt genötigt, ſich zurückzuziehen. Inzwiſchen lagen die Anglaer immer nach bei Vhute und hatten verſucht, auch die andern Evheſtämme für ſich, d. h. für die Aſanter zu gewinnen.; Unter andrem hatten ſie auch an die Agatimer Karn und eine Kugel geſandt aber Agatime entſchied ſich für die Kugel, d. h. für den Krieg gegen Aſante und Angla. Die Agatimer waren zwar, abgeſehen van der gegenwärtigen kritiſchen Lage, ſchan wegen der Feindſchaft, die ahnehin zwiſchen Agatime und Angla beſtand, genötigt, ſich für den Krieg zu entſcheiden; denn ſie hatten nicht viel Gutes von den Anglaern zu erwarten, da ſie erſt kurz varher etliche Anglahändler ausgeraubt und getötet hatten.

Van Anum, wa die Aſanter die Baſeler Miſſionare Ramſayer und Kühne anfangs Juni gefangen genammen hatten, rückten ſie Mitte Juni nach dem Adaklu var und beſetzten am 26. Juni die Miſſionsſtatian Ha, der Narddeutſchen Miſſian gehörend, und zagen in die verlaſſenen Haſtädte ein. Die Miſſianare, die van dem Anrücken der Aſanter benachrichtigt warden waren, hatten Ha nach eben zu rechter Zeit verlaſſen und waren ſa mit genauer Nat dem Schickſal der Baſeler Miſſianare entrannen. Auf der Miſſianasſtatian Ha wurde ein franzöſiſcher Kaufmann, Bannat mit Namen, der ſich ſeit einem halben Jahr in der Gegend aufgehalten hatte, gefangen genammen und ſeine beiden Gehilfen, 2 Mulatten, die beſchuldigt wurden, auf die Aſanter geſchaſſen zu haben, zuerſt fürchterlich gemartert und dann geköpft. Zwiſchen der Statian und dem Darfe Vhegbe

entſpann ſich ein Gefecht, in dem die Hoer der Übermacht der Aſanter weichen und ſich auf dem Weg nach Kpengoe zurückziehen mußten. Darauf zerſtörten die Aſanter die drei Hodörfer, Vhegbe, Ahliha und Banyakoe und verbrannten die Miſſionsſtation. Sobald jedoch Aholu, der Heerführer der Angloer, von dem Einzug der Aſanter in Ho hörte, zog auch er nach Ho und ſchloß ſich den Aſantern an. Dieſe hatten ſich recht gemütlich eingerichtet und wollten erſt die Früchte ihres Sieges genießen, als ſie ziemlich unſanft aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt wurden. Am 8. Juli überfielen die Hoer, Agotimer u. a. plötzlich die Aſanter in ihrem Lager und brachten ihnen ſchwere Verluſte bei. Unter den Gefallenen befanden ſich auch 2 Offiziere der Angloer. Aber die vereinigten Eoheſtämme waren auf die Dauer der Übermacht des Feindes nicht gewachſen, und wenn ſie ſich auch tapfer ſchlugen, ſo mußten ſie ſich doch zurückziehen, bis nachmittags 4 Uhr ein Regen den weiteren Kampf unmöglich machte. Um nun ganz Anglo für den Krieg zu begeiſtern, wurden etliche Köpfe gefallener Agotimer nach Anglo geſandt, was zur Folge hatte, daß alles ſich aufmachte, um ſich an dem Krieg zu beteiligen.

Nach einer einmonatlichen Raſt rückte das ganze Kriegsheer der Aſanter in Waya ein. Alle Gehöfte wurden in Beſchlag genommen, ſelbſt die Miſſionsſtation und der ganze Hofraum war fortwährend von Leuten belagert, die kochten, ausruhten oder ſonſt etwas trieben. Wo etwas zu ſtehlen und zu rauben war, wurde geſtohlen und geraubt. Am 14. Auguſt kamen die erſten Aſanter nach Waya; aber wenn von dieſen einer beim Diebſtahl ertappt wurde, ſo nahm er ſeine Flinte, ſpannte den Hahn und ſagte zu dem, der ihm den Raub abjagen wollte: „Wenn Du es mir nimmſt, ſo erſchieße ich mich; aber das Palaver kommt dann über Dich!“ Am 18. Auguſt kam es zwiſchen ihnen und den Agotimern zur Schlacht. Als einer der erſten Gefallenen wurde der Angloofizier Dzakpaju, ein Weer, nach Waya zurückgebracht, um dort beerdigt zu werden. Den ganzen 18. und 19. Auguſt dauerte die Schlacht. Aber obgleich die Angloer und Aſanter glaubten, mit den Agotimern bald fertig zu ſein, ſo hatten ſie ſich doch ſehr getäuſcht. Zwar konnten auch die Agotimer der Übermacht der Aſanter nicht Stand halten, haben ihnen aber doch große und ſchwere Verluſte beigebracht. Nach ihrem Rückzug bezogen ſie in Agotime ein Lager und wollten warten, bis ſich die Agotimer ergeben würden. Dies wollte aber ihren Bundesgenoſſen, den Angloern, Avenoern, Maſiern und Adakluern zu lange dauern. Dazu hatte inzwiſchen die Regenzeit tüchtig eingeſetzt, was viele veranlaßte, heimzukehren, um ihr Feld zu beſtellen. Dadurch wurde das Heer der Aſanter immer kleiner; deshalb machten ſie ſich auch auf, um die Agotimer in den Bergen aufzuſuchen. In den Agome- und Kumabergen hatten nämlich die bedrängten Agotimer eine Zufluchtſtätte gefunden, und auch Adompre hatte ſich dort mit den Seinen verſchanzt. So machten ſich die Aſanter auf und zogen nach Norden, um Adompre aufzuſuchen, den ſie nach ihres Königs Befehl tot oder lebendig nach Kumaſe bringen ſollten. Dieſer war aber inzwiſchen den Aſantern zu mächtig und zu liſtig geworden, und wo ſich eine Gelegenheit bot, brachte er ihnen ſchwere Niederlagen bei, obgleich unter ſeinem eigenen Heer, wie unter dem der Aſanter, Hunger und Krankheit übel hauſten. So ſoll Adompre zu Anfang des Jahres 1870 den Aſantern eine ſchwere Niederlage bereitet und große Beute gemacht haben. Darunter ſollen Schwerter mit goldenen Griffen, goldene Diademe und unter den

Digitized by Google

Gefangenen viele von hohem Rang gewesen sein. Dadurch wurden die Asanter genötigt, den Rückzug anzutreten; aber Adompre ließ am Volta die Boote zerstören und wegnehmen, weshalb sie sich noch weiter nach Norden begeben mußten, um dort den Übergang über den Volta zu bewerkstelligen. Aber auch hier soll sie Adompre noch einmal überfallen und ihnen große Verluste zugefügt haben. Inzwischen hatte Adompre auch in Erfahrung gebracht, daß die den Asantern gegenüber stehenden Evheſtämme sich in Awudome vereinigen wollten, und daß auch die Akraer sich diesen anschließen würden; deshalb ließ er von den Asantern ab und bezog ein Lager bei Atoudome. Der Zweck dieses Zusammenschlusses war, die mit den Asantern verbundenen Stämme zu züchtigen. In den letzten Tagen des März 1870 brachen die Akraer nach Peki auf, und nun sollte der Krieg gegen die Akwamuer, Adakluer, Tavievher und Aguer beginnen. Eine Ausnahme wurde zunächst noch mit den Angloern gemacht; aber auch sie sollten später drankommen. Im Mai 1870 fuhr auch der englische Gouverneur in einer kleinen Dampfbarkasse den Volta hinauf, um die Aktion gegen Akwamu zu unterstützen. Aber auch die Asanter, die inzwischen noch im Norden in den Bergen ihr Unwesen trieben, waren auf die Nachricht zurückgekehrt und sollten sich in Abutia sammeln. So sollten die Angloer unter ihrem Heerführer Aholu mit einem Teil der Asanter durch Agotime über Waya marschieren und von dort aus Abutia erreichen. Allein am Agu kamen sie zum Stillstand, weil Adompre inzwischen sein Lager nach Ho verlegt hatte. Während dies vor sich ging, waren die Akraer den Volta heraufgezogen und hatten Dofo, eine den Akwamuern freundlich gesinnte Stadt, angegriffen, geplündert und niedergebrannt. Von hier zogen sie weiter hinauf und plünderten die 4 Akwamudörfer, die der Gouverneur mit seinen Kanonen hatte beschießen lassen. Die Asanter selbst konnten nicht den Akwamuern zu Hilfe eilen, sondern drangen vom Hunger geplagt bis Waya vor, wo sie eine Gewaltthat nach der andern ausübten, und wo Raub und Mord an der Tagesordnung war. Längst hätten die Angloer sich gern von ihnen losgesagt und getrennt; aber sie mußten befürchten, daß, so lange sie noch die Übermacht hatten, sie selber vor einem Einfall in Anglo nicht sicher seien. Auch den Asantern entgingen diese Absichten der Angloer nicht, weshalb sie Aholu unter allen Umständen im Lager festzuhalten suchten. Aber daneben wurden sie immer frecher und unverschämter und raubten den Adaklustamm vollständig aus, und als es da nichts mehr zu rauben gab, drangen sie bereits ins Aoenogebiet vor. Auch gegen die Missionare wurden sie grob und unverschämt und hätten ihnen gerne ein gleiches Los bereitet, wie den Baseler Missionaren in Anum, wenn nur die Angloer selbst ihnen nicht im Wege gestanden wären. Schließlich jedoch trennte sich Aholu von den Asantern und traf am 15. Juni 1871 mit seinen Kriegern in der Heimat in Anglo ein. Inzwischen waren auch die Asanter unter Führung von Aduboso über Kpando in ihre Heimat zurückgekehrt. Der Rest der Asanter geleitete den König von Akwamu in die Heimat und überschritt ebenfalls im Juni 1871 den Volta. Aber auf dem Marsche sollen noch viele infolge von Mangel und Krankheit zu Grunde gegangen sein.

Während die Kriegswogen des Asantekriegs im Innern immer noch hoch gingen, sah es an der Küste ziemlich friedlich aus, wenngleich das Kriegsheer der Angloer noch nicht zurückgekehrt war. Aber plötzlich erhoben die Engländer erneuten Anspruch auf Keta und die Küste, die sie seit 1859 gänzlich vernach-

läſſigt hatten. Der Gouverneur ſchrieb nämlich am 11. Juli 1870 einen Brief an den König von Anglo und Giraldo, worin er ſie des Friedensbruches beſchuldigte, weil ſie Dofo am Volta Hilfe geleiſtet hatten; außerdem hätten ſie 5 Jahre lang den Handel auf dem Volta gehemmt, was ihn veranlaſſe, Dzelukovhe zu beſchießen. Ferner erinnerte er ſie daran, daß ihm Recht und Macht zuſtehe, Keta wieder zu beſetzen. Sofort ſandten ſie eine Antwort zurück, die aber den Gouverneur nicht befriedigte; deshalb erſchien Anfang Auguſt Uſher, der Adminiſtrator der Goldküſte, mit dem Kriegsſchiff Fly, um Dzelukovhe und Vodza zu beſchießen. Zunächſt ſandte er nochmals einen Brief ans Land, in dem er erklärte, daß er gekommen ſei, dem Krieg, den die Angloer mit den Stämmen im Innern führen, ein Ende zu machen und ein für allemal den Anmaßungen der Aſanter, die von Giraldo herbeigerufen ſeien, ein Ziel zu ſetzen. Wenn daher nicht bis Samstag den 13. Auguſt aus jeder Angloſtadt Abgeſandte bei ihm an Bord J. M. Schiff Fly eintreffen und einen Friedensvertrag mit Akra ſchließen ſollten, ſo werde er Gewalt brauchen. Darauf luden die Angloer Uſher ein, an Land zu kommen, was er aber rundweg ablehnte, weil er früher einmal ſo ſchmählich von den Angloern hintergangen worden war. Auf dieſe beſtimmte Erklärung hin fand bei Amegaſi, dem Fetiſchprieſter von Keta, eine Verſammlung ſtatt, in der wiederum gebeten wurde, Uſher möchte an Land kommen. Da dies verweigert wurde, ſo gingen nach vielen vergeblichen Hin- und Herreden etliche Abgeſandte an Bord der Fly; aber Uſher war damit nicht zufrieden, ſondern forderte alle Oberhäuptlinge zu einem ſog. Fetiſcheſſen, um den Friedensvertrag zu bekräftigen. Als dies nicht geſchah, feuerte er eine Kanone ab und zog eine rote Flagge auf, was den Leuten zeigen ſollte, daß jetzt die Feindſeligkeiten beginnen würden.

Zu Anfang des Jahres 1871 war jedoch der Generalgouverneur Sir Arthur Kennedy an der Küſte entlang gefahren bis Lagos. Bei dieſer Gelegenheit wollte er auch die Streitſache mit den Angloern ſchlichten. Zunächſt unterſagte er zwar das Bombardement, verlangte aber die Auslieferung Giraldos. Zugleich ſollte Keta, überhaupt Anglo, wieder unter die Oberhoheit Englands geſtellt werden. Während er ſelbſt an der Küſte entlang reiſte, ſollten ſeine Dolmetſcher Lawſon und Bannermann bis zu ſeiner Rückkehr die Verhandlungen vorbereiten. Die Zuſammenkunft wurde auf den 24. April 1871 angeſetzt, wozu alle Häuptlinge von Anglo, die Kaufleute und Miſſionare eingeladen wurden. Aber auch jetzt wurde Giraldo nicht ausgeliefert, und ſo kam es auch diesmal zu keinem rechten Friedensſchluß. Darum trugen die Engländer ſich ernſtlich mit dem Gedanken, Keta wieder zu beſetzen, um damit den Aſantern die Gelegenheit zu nehmen, ſich von Anglo aus mit Pulver und Gewehren zu verſorgen; denn dieſe unternahmen, nachdem ſie kaum von der Sklavenküſte zurückgekehrt waren, einen neuen Kriegszug gegen die Engländer. Darum entſchloſſen ſich die Engländer, den Aſantern mit einer Armee entgegenzutreten, um ihre Macht ein für allemal zu brechen und ſie zu demütigen. Dafür wurde Sir Garnet Wolſeley in Ausſicht genommen, während Kapitän Glover in Verbindung mit den Akraern, Adaern und Akuapemern zuerſt die Akwamuer züchtigen und dann gegen Aſante marſchieren ſollte. Auch die Angloer ſollten wegen ihrer Verbindung mit Aſante und ihrer Unbeugſamkeit und Widerſpenſtigkeit halber zuerſt beſtraft werden. Zu dieſem Zwecke wurde auch der König Menſa in Porto Seguro von den Eng-

ländern aufgefordert, gegen die Angloer Hilfe zu leiſten, was dieſer aber nur ſcheinbar gethan hat, weil, wie er ſelbſt ſagte, ſie und die Angloer Brüder ſeien. Durch dieſe neuen Unruhen, kamen auch die Miſſionare in große Gefahr; denn während im Jahr 1869 der Hokönig verſprochen hatte, Leben und Eigentum der Miſſionare zu beſchützen, ſo wollten hierin die Häuptlinge von Anglo keinerlei Verpflichtungen auf ſich nehmen.

Ende November oder Anfang Dezember 1873 zog Glover mit ſeiner Negertruppe den Volta hinauf und griff Maſi und Akwamu an. Dabei ergriff ein paniſcher Schrecken alle Gemüter ringsumher; denn allgemein verbreitete ſich das Gerücht, bis die Maſier und Akwamuer nur den Hahn an ihren Gewehren ſpannten, hätten die Engländer 3 und 4 Mal geſchoſſen, ſo daß alles tot ſei, was nicht vorher fliehe. Vom Volta rückten dieſe Negertruppen unter Goldworthy und noch 2 oder 3 weiteren Engländern nach dem Adaklu vor, woſelbſt ſie in den erſten Tagen des Januar 1874 eintrafen. Hier ſchloſſen ſich die Agotimer an; und nun ſollten die Adakluer, Avenoer und Angloer gezüchtigt werden. Durch Lügen und Umtriebe der Adakluer wurde die Vermittlung von Miſſionar Merz hintertrieben, und die Folge davon war, daß Abuadi und Helekpe am Adaklu verbrannt wurden; dagegen blieb Waya verſchont. Ende Januar brach die Armee von Waya auf und rückte nach der Küſte vor. Am 24. Januar kamen die erſten Verwundeten in Anyako an. Es hatte nämlich zwiſchen Akati und Abo ein Gefecht ſtattgefunden, und am 27. Januar fand ein zweites bei Tſiame ſtatt, in dem die Angloer abermals geſchlagen wurden. Alle Städte und Dörfer, durch die die Feinde zogen, wurden geplündert und angezündet. Dasſelbe Schickſal traf auch Anyako am 27. Januar. Von Anyako aus wollte Goldworthy um die ganze Lagune herumziehen und ſämtliche Städte und Dörfer verbrennen, mußte aber dieſen Plan aufgeben und mit Dr. Parke, der krank geworden war, nach Cape Coaſt zurückkehren und ſich ſelbſt von den empfangenen Wunden kurieren laſſen. Nach Abgang des Führers der Expedition kehrte auch ein großer Teil der Armee in die Heimat zurück. Im Februar ſollten auch die Küſtenbewohner gezüchtigt werden; aber auf Befragen Goldworthy's ließ Sir Garnet Wolſeley die Feindſeligkeiten einſtellen, und am 21. Februar 1874 erſchien ein Kriegsſchiff vor Keta, das die Nachricht brachte, daß Friede ſei. Der Friedensſchluß ſelbſt fand aber erſt am 22. Juni 1874 in Dzelukovhe ſtatt. Bei dieſem Friedensſchluß haben die Engländer den Angloern die Erlaubnis abgenötigt, jeden Ort in Anglo beſetzen zu dürfen; aber obgleich dieſer Vertrag faſt von ſämtlichen Anglohäuptlingen unterzeichnet wurde, ſo hat er doch den meiſten Angloern nicht zugeſagt. So hat z. B. der Feldherr von Anglo, Aholu, im Ärger darüber das eigentliche Anglogebiet verlaſſen und ſich in Vheta angeſiedelt. Ein anderer Unzufriedener war Amegaſi, der Fetiſchprieſter von Keta. Obgleich dieſer durch einen Stellvertreter den Vertrag unterzeichnen ließ, ſo war er doch nicht damit zufrieden, ſondern hat ſich hinter die Lagune nach Aſiadenyigba zurückgezogen, woſelbſt er bis zum Jahre 1889 verblieb.

16. Ausſöhnung zwiſchen den Angloern und den Hoern.

Nicht ſo ſchnell war aber eine Ausſöhnung zwiſchen den Stämmen, die ſich mit den Aſantern verbunden hatten und den übrigen Eveſtämmen zuſtande gekommen. So war zwiſchen dem Ho- und Angloſtamm ein volles Jahrzehnt eine

bittere Wurzel in den Herzen zurückgeblieben. Der Hokönig konnte den Angloern nicht vergeſſen, daß ſie auf ſeiten der Aſanter gegen ihn gekämpft hatten. In ſeiner Verbitterung gegen die Angloer ſoll er geſchworen haben, daß zu ſeinen Lebzeiten kein Angloer mehr nach Ho kommen dürfe. Von dieſem Schwur machte er jedoch eine Ausnahme, als die Norddeutſche Miſſionsgeſellſchaft einen ihrer Gehülfen, den Angloer J. Kwiſt, nach Ho verſetzte. Im Jahre 1884, am 25. April ließ er eben dieſen Lehrer Kwiſt rufen und teilte ihm mit, daß er jetzt geſonnen ſei, wieder mit den Angloern Frieden zu ſchließen; aber vier Tage ſpäter ſtarb der König von Ho, und dadurch wurde der Friedensſchluß zwiſchen dieſen beiden Stämmen noch weiter hinausgeſchoben. Erſt am 11. September 1884 erſchien eine Geſandtſchaft von Ho in Keta, um Frieden zu ſchließen und den bisher für den Handel ins Innere verſchloſſenen Weg wieder zu öffnen. Dieſe Gelegenheit nahm der engliſche Kommiſſar, Campbell, in Keta wahr, um ſie zu Gunſten Englands auszunützen. Mit Erlaubnis des Gouverneurs gedachte er ſelbſt nach Ho zu gehen, begleitet von einigen Angloälteſten, um den Friedensſchluß feierlich zu beſtätigen.

Am 14. November trat Campbell in Begleitung ſeines Dolmetſchers J. Malm und des Häuptlings Akolatſe von Keta und Chr. Jakobſon ſeine Reiſe nach Ho an. Auf ſeinen beſonderen Wunſch, daß ein Miſſionar ihn begleiten möchte, ging Miſſionar Zurlinden mit. Auf dem Weg ließ er überall proklamieren, daß jetzt der Weg wieder bis Ho offen ſei. Auch die Tavievher ſollten in den Friedensbund aufgenommen werden, und vor aller Augen ſollten Hoer, Angloer und Tavievher Fetiſch mit einander eſſen. Nach vielen Hin- und Herreden und allerlei aufregenden Szenen gelang es dem Kommiſſar, den Friedensbund zu befeſtigen, und wohlgemut und erfreut kehrte er wieder nach Keta zurück. Dort verſammelte er alle Häuptlinge im Fort und teilte ihnen den Erfolg ſeiner Sendung mit. Zugleich ſagte er ihnen auch, daß der Gouverneur für jede Meile Weges, die von Angako nach Ho gemacht werde, 10 Mark bezahlen werde. Damit war alſo nicht nur die Verbindung mit der Küſte wieder hergeſtellt und der Handel für Keta geſichert, ſondern ſämtliche Stämme waren, ohne daß ſie eine Ahnung davon bekamen, ſpielend unter engliſche Oberhoheit gekommen. Und während 10 Jahre zuvor den Engländern es kaum der Mühe wert erſchien, Keta beſetzt zu halten, ſuchten ſie jetzt nicht mehr bloß auf den ſchmalen Küſtenſaum ihre Herrſchaft auszudehnen, ſondern auch die Inlandſtämme ſollten ihre Flagge annehmen. Aber dies war nur durch die Dazwiſchenkunft Deutſchlands, das ſich in jenen Tagen ebenfalls aufgemacht hatte, noch einen Fetzen von Weſtafrika zu bekommen, hervorgerufen. Da wollte zuerſt England ſich von dem bisher wenig begehrten Beſitz ſo viel als möglich noch ſichern.

Herr Campbell glaubte gewiß, ein ſchönes Friedenswerk vollbracht zu haben; aber da wurde ihm auch von jener Verſammlung im Ketafort mitgeteilt, daß er in großer Gefahr geſchwebt habe, weggefangen zu werden; denn es ſei von dem Häuptling Tenge von Anyako in Verbindung mit Tſitſi und Giraldo ein Komplott gebildet worden, ihn auf dem Weg nach Ho zu überrumpeln. Beſonders Giraldo war es wieder, der Umtriebe machte. Dieſer war als Händler ein Geſchäftsfreund des deutſchen Konſuls Randad im deutſchen Togogebiet und ſoll im Auftrag von Randad den Anyakoern geſagt haben, daß ſie ebenſo gut unter deutſchen Schutz kommen könnten, wie der Küſtenſtrich zwiſchen Lome und Klein-Popo, und dann

ſeien ſie die Engländer mit ſamt ihren Plackereien und ihrem Zoll los. Dieſe Umtriebe des Giraldo fallen hauptſächlich in die Zeit, in der Campbell in Ho ſeinen Friedensvertrag abſchloß. Ende Dezember hatten ſich die meiſten Männer des Angloſtamms bei Tſiame verſammelt. Dort wurde beſchloſſen: 1. Es ſoll kein Kornmarkt mehr in Keta ſtattfinden. 2. Der Kommiſſar darf nie wieder ins Innere, und nur die Kaufleute und Miſſionare haben freien Zugang. Alle vakanten Stellen wurden beſetzt. Um ſich aber mehr Anſehen zu verſchaffen, gab Giraldo der ganzen Sache einen religiöſen Anſtrich, indem er ſich für den Gott der Angloer ausgab und den Anyakoern öffentlich ein Götzenbild machte, von dem er ſagte, daß es der gleiche Gott ſei, den die Miſſionare verkündigen, obgleich er dem Namen nach von Jugend auf Katholik war. Das Ende ſeiner Umtriebe war, daß es der engliſchen Regierung ſchließlich doch gelang, ſeiner habhaft zu werden, die ihn dann von 1885—1894 in Elmina in Haft behielt.

17. Der Tavievhekrieg.

Wie bereits erwähnt wurde, wurden im Jahre 1884 auch die Tavievher in das Freundſchaftsbündnis aufgenommen, das die Hoer mit den Angloern geſchloſſen hatten. Die Tavievher hatten, wie noch etliche andere Stämme im Innern, aus augenblicklichen Nützlichkeitsrückſichten, ſich im Jahre 1869 an die Aſanter angeſchloſſen, was aber in der Folgezeit manch' bittere Frucht für ſie zeitigte. Der Grund hierzu lag nicht an und für ſich in dem Bündnis, ſondern vielmehr in der ausgeſuchten Grauſamkeit, mit der ſie in jener Zeit einzelne in ihr abgelegenes Thal ſich verirrende Flüchtlinge behandelten. Dabei that ſich beſonders ein reicher Mann namens Gbotſu hervor. Von dieſem wird erzählt, daß er flüchtige Frauen mit ihren Kindern in Palmölgruben mit Fufuſtößern wie Palmkerne zerſtoßen ließ. Infolge ſeines Reichtums wußte er ſich ein ſolches Anſehen zu verſchaffen, daß der ordnungsmäßig gewählte König zum bloßen Strohmann herabſank, er aber zur maßgebenden Perſönlichkeit im ganzen Stamme wurde. So war es begreiflich, daß die umliegenden Stämme darauf ausgingen, ſich an dieſem Mann zu rächen. Beſonders war es Kwadzo De, der König von Peki, unter deſſen Oberhoheit auch Tavievhe ſtand, der auf Rache ſann. Nach längerer Zeit gelang es ihm denn auch, dem Gbotſu durch ſeine Frau, die eine Schweſter des Kwadzo De und ein Werkzeug in ſeiner Hand war, eine friedfertige Abſicht und Meinung von ſeinem Vorhaben beizubringen. So nahm Gbotſu endlich die wiederholte Einladung des Kwadzo De an, mit ſeinen Älteſten zu Friedensverhandlungen nach Siavi zu kommen. Mit 30 bis 40 Männern begab er ſich dorthin, um gemäß dem von Kwadzo De gemachten Vorſchlag dort „Frieden zu eſſen". Dort angekommen, wurden ſie von Kwadzo De mit der ausgeſuchteſten Freundlichkeit empfangen und bewirtet; aber als ihr Herz guter Dinge war, lud er Gbotſu mit etlichen ſeiner Getreuen ein, mit ihm in den Buſch zu gehen, damit ſie die Sache in aller Stille abmachen könnten. Da dergleichen in ſolchen Fällen oft vorzukommen pflegt, ſo hatte dieſer Vorſchlag des Königs nichts Verdächtiges an ſich. Aber an Ort und Stelle angekommen, fiel der von Kwadzo De beſtellte Hinterhalt über die Tavievher her und machte alle nieder bis auf Gbotſu; denn dieſen konnte keiner wegen ſeiner außerordentlichen Muskelſtärke

bezwingen. Allein außer seiner männlichen Begleitung nahm Gbotsu auch seine Frau mit in den Busch hinaus — vielleicht ist sie auch ohne sein Wissen mit in den Busch gegangen — aber so viel ist gewiß, daß sie es war, die ihrem Mann mit dem Fusustößer einen Streich ins Genick versetzte, daß er keines zweiten mehr bedurfte. Vieler Frauen Blut schrie zum Himmel, das er unschuldig vergossen hatte, so wurde auch er, den starke Männer nicht bezwingen konnten, von einer schwachen Frau zu Boden gestreckt. Mit Fusustößern ließ er viele unschuldige Kinder wie Jams zerstoßen, mit einem Fusustößer wurde auch ihm der Garaus gemacht.

So durften die Tavievher nach dem Asantekrieg es kaum wagen, ihr enges Thal zu verlassen; denn auch die Asanter, deren Bundesgenossen sie zu sein glaubten, hatten sie mit Schimpf und Schande von sich abgeschüttelt. Schon während des Asantekriegs wären sie trotz ihres angeblichen Freundschaftsverhältnisses mit den Asantern vom Erdboden weggewischt worden, wenn die Angloer nicht Fürsprache für sie bei den Asantern eingelegt hätten. So waren die Tavievher zwischen 2 Stühlen hinuntergesessen! An Asante hatten sie keine Freunde und Beschützer, rings umher aber nichts als Feinde! Dazu war im eigenen Stamm Streit und Unfriede ausgebrochen. Es wurde dem König nämlich der Vorwurf gemacht, daß er Gbotsu aus persönlichem Haß verraten und an Kwadzo De ausgeliefert habe, und wiederholt mußte er das Aka (Gottesgericht) über sich ergehen lassen, in dem er jedesmal schuldig befunden wurde. Deshalb hieß es: Degbe, der König, ist ein Verräter, und stürmisch verlangten seine Widersacher, daß er erschlagen werde; aber seine Familienangehörigen und Dorfgenossen verweigerten seine Herausgabe und wollten lieber die Heimat verlassen, als einen Vater- und Königsmord begehen. In ihrer Not sandte die Familie eine Gesandtschaft an den Hokönig und bat um ein Asyl für sich und den alten König. Seit jener Zeit (1886 oder 1887) wohnt Degbe, der alte König von Taviehe, mit seinen Familienangehörigen in Akoviehe, einem Dorfe 3 Stunden östlich von Ho, woselbst sie sich unter dem Schutz des Hokönigs recht heimisch fühlen.

Einige Wochen oder gar Monate mögen vergangen sein, bis die Tavievher sich wieder ein Haupt gesucht und gewählt hatten; aber ehe der neue König dem Volke vorgeführt werden konnte, mußten die Trommeln mit Menschenschädeln geschmückt und mit Menschenblut bestrichen werden. Um beides zu bekommen, wurde der Beschluß gefaßt, in dem nahe gelegenen Siavi Lume einen Einfall zu machen. Am 27. März 1888 wurde dieser Plan ausgeführt. In der Nacht wurden die nichts ahnenden Siavier aufgeschreckt; 4 Personen wurden an Ort und Stelle getötet, und 5 bekamen sie lebendig in die Hände. Eine von diesen, ein junges Mädchen, verkauften sie nach Tokoe; ein zweites Mädchen wurde beim Sabatramtanz unter dem Gesang: „egble xoxoxo, egble xoxo!“ (sie ist bereits verdorben) enthauptet, die 3 andern, noch Kinder, wurden in einer Ölgrube zerstoßen. Dieser Sabatramtanz fand in der Charwoche des Jahres 1888 statt.

Sobald die Nachricht vom dem Überfall der Siavier nach Peki zu König Kwadzo De kam, sandte er sofort Boten zu dem englischen Kommissar nach Akuse, die ihm genauen Bericht über den Vorfall in Taviehe und Siavi machen mußten; denn seit 1886 hatte sich Peki mit den ihm im Kriege und Frieden Folge leistenden Stämmen unter englische Oberhoheit gestellt, und dazu gehörte auch Taviehe. Aber die nach Rache dürstende Ungeduld des Pekikönigs konnte die Rückkehr der

Boten von Akuſe nicht abwarten; denn ſchon am 28. März verließ er Peki und kam am 29. nach Akroſu, wo er ſein vorläufiges Standquartier bezog. Er erwartete, daß hier ſeine Unterhäuptlinge, ſowie die Häuptlinge von Anum und Boſo ohne weiteres zu ihm ſtoßen würden. Es ſcheint jedoch, daß dieſe keine rechte Luſt dazu zeigten. So ſoll der Häuptling von Anum dem Könige von Akroſu geantwortet haben, als dieſer ihn aufforderte, mit ſeinen Kriegern zum Könige von Peki zu ſtoßen: „Wenn der König von Peki von den Engländern Geſchenke erhält, ſo teilt er nie mit mir; wenn er aber kampfgerüſtet einem Feind gegenüber treten ſoll, dann darf ich immer daran teilnehmen.“

So verließ Kwadzo De am 16. April Akroſu und rückte nach Siavi vor woſelbſt die Häuptlinge von Ho ſich verſammelt hatten. Hier wurde der Kriegsplan entworfen, und hier ſollte ſich auch das Heer ſammeln. Vom 16.—27. April zogen täglich Kriegerhaufen unter Trommelwirbel, Hörnerklang und Kriegsgeſang in Siavi ein; denn von Agotime bis hinauf an den Dayi waren alle Stämme zum Kampf gegen Tavievhe aufgefordert. So mögen 2000—2500 kampfbereite Männer in dem oben genannten Zeitraum in Siavi zuſammengekommen ſein, die alle von unbeſchreiblicher Kampfbegierde brannten. Der König von Peki hatte im Beiſein ſeiner Häuptlinge geſchworen, daß er innerhalb 3 Jahren nicht wieder nach Peki zurückkehren werde, wenn er nicht zuvor als Sieger in Tavievhe eingezogen ſei. Die Chriſten waren am 18. April, nachdem ſie zuvor das heilige Abendmahl empfangen hatten, begleitet von dem Evangeliſten W. Akude, der ihnen Morgen- und Abendandachten hielt, ins Lager nach Siavi abmarſchiert. Am gleichen Tage rückten auch zwei engliſche Regierungsbeamte, Dalrymple und Bennett, mit ungefähr 60 Hauſſa in Siavi ein. Dalrymple, ein Offizier, war der Bevollmächtigte des Gouverneurs, und ſein Begleiter Bennett war der Beamte von Akuſe, zu deſſen Verwaltungsbezirk auch Peki und Ho gehörten. Dalrymple hatte den Auftrag, vor allen Dingen das von Kwadzo De geſammelte Heer wieder nach Hauſe zu ſchicken und auf irgend eine Weiſe ſich der Rädelsführer in Tavievhe zu bemächtigen. Als der König von Peki dieſe Zumutung vernahm, ſoll er ſich wütend von ſeinem Stuhl erhoben und geſagt haben: „Die Königin von England hat mich zu ihrem Diener gemacht, und in ihren Dienſten werde ich die Tavievher züchtigen.“ Am 21. April ſchickte Dalrymple einen geheimen Boten mit zwei Briefen und ſeinem Degen nach Matſe. Der eine war an den Tavievhekönig gerichtet, in dem er ihm mitteilte, daß er vom Gouverneur geſchickt ſei, das Heer des Pekikönigs zu zerſtreuen und die Angelegenheit zwiſchen Tavievhe und Siavi im Frieden beizulegen; er werde deshalb als ihr Freund nach Matſe und Tavievhe kommen und bitte, für ihn eine Wohnung bereit zu halten. Darauf kamen 2 Geſandte von Matſe in Begleitung des Geheimboten, die Dalrymple eine Antwort auf ſeine Briefe brachten und zwar: 1. Sie ſeien dankbar, wenn es ihm gelinge, die ſie umgebenden Feinde zu zerſtreuen. 2. Wenn ſie nicht angegriffen würden, ſo ſolle jeder, der es wage, auf einen Europäer oder ſeine Begleiter zu ſchießen, von ihnen erſchoſſen werden. 3. Sie ſeien gerne bereit, ihn in ihrer Mitte zu empfangen und ſich ſeinem Urteilsſpruch zu fügen.

Nach viel Mühe und Beredtſamkeit gelang es Dalrymple, den Pekikönig zum Abzug zu bewegen. Am 27. April zogen die Krieger nach Hauſe, während gleichzeitig Dalrymple mit ſeinen Hauſſa nach Matſe hinüberging, wo ſie am 28. eintrafen; aber erſt am 8. oder 9. Mai rückten ſie nach Tavievhe vor, woſelbſt

ſie freundlich empfangen und behandelt wurden. Gemäß der Inſtruktion des Gouverneurs handelte es ſich nun noch darum, die Rädelsführer von dem Überfall in Siavi gefangen zu nehmen und nach Akra zu transportieren. Um dieſen Zweck leichter zu erreichen, ſchickte er die junge Mannſchaft weg. Aber dieſes Vorgehen Dalrymples mußte Mißtrauen erwecken; noch mehr aber der Vorſchlag, in welchem er die Älteſten einlud, ihn nach Peki zu begleiten, um die Sache zu ſchlichten; denn Kwadzo De war es ja ſeinerzeit geweſen, der Gbotſu und ſeine Begleiter hinterliſtig aus dem Wege räumen ließ. Die Tavievhe-Älteſten verweigerten dies zu thun, worauf ſie Dalrymple kurzweg als ſeine Gefangenen erklärte, was dieſe ſich ſcheinbar ruhig gefallen ließen. In aller Stille gaben ſie aber der jungen Mannſchaft ein Zeichen, und dieſe eilte voraus und legte ſich in einen Hinterhalt, um, ſobald er anmarſchieren ſollte, ihn zu erſchießen. Ohne Zweifel hatte Dalrymple an nichts weniger als an den Tod gedacht; da — plötzlich krachte ein Schuß und Dalrymple, mitten durch die Bruſt geſchoſſen, ſtürzte tot zu Boden. Die Soldaten ſtürzten ſich ſofort auf den Feind und es ſollen 45 Tavievher, der König von Matſe, ſamt dem Boten, der etliche Tage vorher ins Lager nach Siavi gekommen war, auf dem Platz geblieben ſein. Bei der Abmuſterung der Hauſſas ſtellte ſich heraus, daß 7 Mann fehlten und 2 ſchwerverwundet auf die Miſſionsſtation Ho gebracht wurden. Am 12. Mai wurde Dalrymple auf dem Kirchhof in Ho beerdigt.

Am 25. Mai traf ein Herr E. Akers mit 150 Hauſſa und 70 Trägern in Ho ein und brach am 29. um Mitternacht nach Tavievhe auf, ſo daß er in aller Morgenfrühe in Tavievhe eingezogen war. Dorthin begaben ſich auch der Pekikönig und der Hokönig. Täglich hoffte man auf einen endgiltigen Abſchluß des Kampfes; aber nur ſo viel war ſicher, daß Akers mit ſeinen Kanonen etliche Dörfer zuſammengeſchoſſen hatte. Erſt am 18. Juni, nachdem es zuvor noch mancherlei Reibereien und Plänkeleien gegeben hatte, nahm er das Lager der Tavievher ein. Was ſpäter ſich ereignete, kann nicht mehr Krieg genannt werden, ſondern es war nur noch eine Hetzjagd, in der die Tavievher wie das Wild gejagt und niedergeſchoſſen wurden.

Endlich Ende Juni, nachdem die Tavievher ſchwer unter Hunger, Krankheit und den Unbilden der Regenzeit gelitten hatten, ließen ſie ſich zu Friedensverhandlungen herbei. Zwei Hauptſchuldige wurden von ihren eigenen Leuten gebunden und ins Lager gebracht, wo ſie ihrer Strafe entgegenſahen. Die Hauptſchuld trifft jedoch eine Frau, die die Tavievher zu jener Greuelthat in Siavi verleitet hatte, und die auch ſpäter ihr Geld in Pulver umgeſetzt haben ſoll. Auch ſie wurde gefangen ins Lager gebracht. Außerdem waren bis Ende Juni 700 bis 800 Leute freiwillig aus dem Buſch zurückgekehrt und fanden Unterkunft im Lager, konnten aber thun, was ſie wollten.

Auf Dienstag, den 3. Juli, waren die Friedensverhandlungen anberaumt Zuerſt ſtellte Akers den Tavievhern den neuen von ihm ernannten König vor, der von 5 älteren Männern, die ihm als ſeine Räte beigegeben worden waren begleitet wurde. Sodann hatten alle Stammeshäupter ein Schriftſtück zu unterzeichnen, in dem ſie verſprachen, ſtets freie und offene Wege halten und machen zu wollen, und nachdem alle Treue geſchworen hatten, erhielten Tavievhe, Matſe, Adaklu, Waya und andere Städte und Stämme die engliſche Flagge. Schließlich verkündigte Herr Akers den Tavievhern ihre Strafe, die ſie aber, wie gewöhnlich

auch die andern, nicht bezahlten. Sie wurden zu 6000 Mark verurteilt, von denen ſie 3000 Mark in drei und die fehlenden 3000 Mark in ſechs Monaten bezahlen ſollten. Auch der Miſſion gedachte Akers, indem er den Matſeern befahl, ſofort ein Lehrerhaus zu bauen, was dieſe auch thaten, und den Tavievhern ſobald als möglich. Den Schluß bildete die Abfeuerung von 21 Salutſchüſſen unter den Klängen der Militärmuſik: „God save the Queen“.

Als letzte Frucht des Tavievhekrieges darf die Freigebung des Weges auf den Adaklu, der bis dahin noch von keinem Europäer betreten worden war, angeſehen werden. Die Adakluer hatten nämlich nur ſehr langſam ihr Kontingent zum Tavievhekrieg geſtellt, und dieſes iſt erſt dann geſchehen, als Akers den Adakluern im Fall der Weigerung mit Krieg drohte. Aber nach Beendigung des Krieges marſchierte er ſelbſt nach dem Adaklu und verlangte kurzer Hand, daß ein gut gangbarer Weg auf den Berg gehauen werde, und beſtieg am 17. Juli als erſter Europäer den Adaklu. Ihm ſind ſpäter die Miſſionare Seeger und Köhler gefolgt. Was die Miſſionare früher mit einer großen Geldſumme ſich erkaufen wollten, mußten die Adakluer jetzt unter dem Druck der Verhältniſſe ohne die geringſte Vergütung geſtatten.

18. Deutſche Beſitzergreifung

Damit ſind wir bereits in die Anfänge der deutſchen Kolonialära eingetreten; denn im Jahre 1884 wurde von dem deutſchen Afrikareiſenden Dr. Nachtigall erſtmals die deutſche Flagge an der Küſte des Evhelandes zwecks Beſitzerwerbs zu Gunſten Deutſchlands gehißt. Im Juli jenes Jahres hißte er in der Nähe von Lome in der Stadt Togo die deutſche Flagge und ſtellte damit dieſe und alle ſpäter erworbenen Gebietserweiterungen unter den Schutz des Deutſchen Reiches. Nach einem kleinen Volksſtamm, der ſeinen Sitz an der Togolagune hat und Togo heißt, wurde das ganze Kolonialgebiet, das nach und nach 19000 Quadrat-Kilometer betrug, genannt, obgleich die Bewohner ihr Land Eveland nannten und auch heute noch nennen. Endlich wurde am 1. Juli 1890 zwiſchen Deutſchland und England ein Vertrag abgeſchloſſen, der Deutſchland eine bedeutende Vergrößerung ſeines Kolonialbeſitzes im Evelande ſicherte. In dieſem Vertrag machte England nur noch auf den Küſtenſtrich vom Volta bis an die bereits beſtehende deutſch-engliſche Grenze und auf Peki und ſeine Umgebung Anſpruch. Eine Grenzregulierungskommiſſion wurde eingeſetzt, die aus Deutſchen und Engländern beſtand und die Aufgabe hatte, die Grenze zwiſchen deutſchem und engliſchem Eveland feſtzulegen. Außerdem mußte ſie denjenigen Stämmen, die bereits unter engliſcher Oberhoheit geſtanden hatten, im Namen der Königin von England erklären, daß England ſein Anrecht auf ſie an Deutſchland abgetreten habe und ſie ſomit unter deutſchem Schutze ſtehen. Dieſe Grenzregulierung fand in den erſten Monaten des Jahres 1892 ſtatt.

Damit ſind wir am Schluß unſerer Aufzeichnungen angelangt. Die Geſchichte der Evheſtämme im letzten Jahrzehnt iſt ſo gut bekannt, daß meinerſeits nichts hinzugefügt zu werden braucht. Ich kann aber nicht ſchließen, ohne auf den Unterſchied von einſt und jetzt hingewieſen zu haben. Im ganzen iſt es ein düſteres und unerfreuliches Gemälde, das ſich unſern Blicken entrollt hat. Krieg

und Blutvergießen, Verbrechen und Ungerechtigkeit bilden die Grundlage der Geſchichte der Eveſtämme von ihren erſten Anfängen bis in die neuere Zeit herein. Spaltung und Trennung iſt das Zeichen, unter dem die Eveſtämme zu einander ſtehen. Da iſt es denn wohlthuend zu ſehen, wie durch den Einfluß der Kolonialregierungen — nicht am wenigſten auch durch den Einfluß der Norddeutſchen Miſſion, die in mehr als 50jähriger ſchwerer, aber ſegensreicher Arbeit im Krieg und Frieden unter den Eveſtämmen gearbeitet hat, allmählich eine Veränderung Platz gegriffen hat, ſo daß ſie angefangen haben, nicht bloß die Nachbarſtämme zu reſpektieren, ſondern auch Leben und Eigentum des Einheimiſchen ſowohl, als auch des Fremdlings zu beſchützen. Wohl ſind auch heute die Eveſtämme noch nicht geeinigt zu einem einheitlichen Gemeinweſen: aber es iſt doch ſo viel erreicht, daß ſie friedlich neben einander wohnen und ſich nicht mehr, wie in früheren Zeiten, gegenſeitig bekriegen. Das Bewußtſein, daß alle Eveſtämme Nachkommen ein und derſelben Familie ſind, bricht, je mehr das Land für den gegenſeitigen Verkehr erſchloſſen wird, im ganzen Lande durch. So ſteht denn zu hoffen, daß auch die Eveſtämme in künftigen Zeiten wieder einmal unter einem Haupt geeinigt daſtehen werden, wie ſie es vor 4—500 Jahren vor ihrem Auszug aus Notſie bereits geweſen ſind.

Die Pflanzungen des Kamerungebirges.

Es ist zu bedauern, aber nicht zu ändern, daß man es nicht jedem gerecht machen kann. Die Pflanzungen des Kamerungebirges machen keine Ausnahme von der Regel. Sie haben Gegner im eignen Schutzgebiet: die protestantischen Basler Missionare, denen sie die Arbeiter, die jungen wie die älteren, wegnehmen. Daran schließen sich die Kritiker im Parlament, die nur von Höreusagen sprechen, und die Kenner anderer Kolonien, die mit ihren für diese gültigen Anschauungen Kamerun glücklich machen wollen. Wer sich aber ein richtiges Bild von diesen Pflanzungen machen will, der lese zunächst den ausführlichen, kritischen Bericht durch, den der Direktor des Botanischen Gartens, Dr. Paul Preuß, ihnen in dem diesjährigen Bericht über die Entwickelung der Schutzgebiete widmet. Die Mitteilungen des Herrn Dr. Preuß sind indes neun Monate alt, sodaß sie einer Ergänzung bedürfen. Wir finden letztere in einem Vortrag, den der Redakteur der Kölnischen Zeitung, P. Müllendorff, in der Abteilung Köln der D. K. G. am 20. März d. Js. gehalten hat. Daraus ergiebt sich, daß sich in den letzten Monaten manches im Pflanzengelände geändert und gebessert hat.

Zunächst, führte der Redner, der das Pflanzengebiet bereist hat, aus, ist es notwendig, sich die Entwickeluug wieder zu vergegenwärtigen, um dem Einwande zu begegnen, daß die Fortschritte der Pflanzungen nicht rasch genug vor sich gegangen seien.

Im Jahre 1860 gründeten ehemalige Negersklaven aus den Vereinigten Staaten die Niederlassung Viktoria am Fuße des Gebirges. Die Leute waren nach ihrer Befreiung zuerst auf die Spanien gehörige, dem Gebirge gegenüber liegende spanische Insel Fernando Póo gebracht worden, die damals unter englischer Verwaltung stand. Spanien verlangte und erhielt die Insel zurück, worauf es die Aufhebung der Glaubensfreiheit anordnete. Die ehemaligen Sklaven hielten jedoch an ihrem protestantischen Glauben fest und siedelten nach dem Festlande über. Als im Jahre 1884 die deutsche Flagge in Kamerun gehißt wurde, fand man an den Hängen und um Viktoria mehrere hundert Kakaobäume, welche diese Ansiedler angepflanzt hatten. Dies bewog den um das Schutzgebiet so hoch verdienten Gouverneur Frhrn. v. Soden, im Botanischen Garten zu Viktoria, den wir richtiger als amtlichen Versuchsgarten bezeichnen, regelrechte Pflanzungsversuche mit Kakao anstellen zu lassen. Die Berichte des Herrn v. Soden über deren Versuche und deren Erfolge bewirkten die Gründung von zwei Pflanzungsgesellschaften, der Kameruner-Land- und Plantagengesellschaft in Kriegsschiffhafen und der Debundscha-Pflanzung am Kap Debundscha und bei dem Dorfe Bibundi.

Digitized by Google

Die Pflanzung Kriegsſchiffhafen iſt bereits ſeit mehreren Jahren in der Lage, Dividende zu zahlen; die älteren Bäume ergeben einen durchſchnittlichen Betrag von 3 Pfund auf den Baum. Gleich günſtig liegen die Verhältniſſe auf der Debundſcha-Pflanzung, wo ebenfalls ſeit einigen Jahren Überſchüſſe erzielt werden; ja, die Ernte von 1902 beträgt ſchon 5 Pfund auf den Baum. Anderwärts rechnet man jetzt auf einen Ertrag von 4 Pfund vom vierten Jahre an, während man vor einigen Jahren noch nicht mehr als ½ Pfund zu erhoffen wagte.

Als im Jahre 1893 der verdienſtvolle Forſcher Dr. Eugen Zintgraff aus dem Reichsdienſt verabſchiedet und gezwungen wurde, ſeine Forſcherthätigkeit in Kamerun aufzugeben, entſchloß er ſich, als Privatmann weiter der Kolonie zu dienen. Das raſche Aufblühen der genannten beiden Pflanzungen bewog auch ihn, gemeinſchaftlich mit Dr. Eſſer eine größere Pflanzung ins Leben zu rufen. Durch Zuſammenlegung der den Herren v. Soden, Viktor Hoeſch, Dr. Eſſer u. Dr. Zintgraff gehörigen Ländereien entſtand die Weſtafrikaniſche Pflanzengeſellſchaft Viktoria. Es war das erſte mit einem großen Kapital, 2½ Mill. Mk., arbeitende Unternehmen. Bei der Kapitalbeſchaffung war Herr v. Soden ſehr thätig. Es gelang ihm, den Prinzen Alfred zu Löwenſtein dergeſtalt für das Unternehmen zu intereſſieren, daß er den Vorſitz im Aufſichtsrate übernahm und ſich mit großen Beiträgen an der Kapitalbildung beteiligte, im Vereine mit rheiniſchen Kapitaliſten. Dem Aufſichtsrate der Geſellſchaft traten Mitglieder der Familien Hoeſch und Schöller, Geheimrat Andreae aus Köln und ſonſtige Förderer der kolonialen Beſtrebungen bei. Während ſo Herr v. Soden in Europa wirkte, hatte Dr. Zintgraff im Verein mit den Herren Eſſer und Hoeſch ſeine dritte Expedition nach Bali unternommen und von dem dortigen Häupling Garega viele Arbeitskräfte erhalten, ſodaß ſchon im Jahre 1896 mit Anpflanzungen im großen Stile bei Viktoria begonnen werden konnte. Dr. Zintgraff übernahm die Leitung in Viktoria, bis er im Jahre 1897 infolge ſeiner aufreibenden Thätigkeit ſchwer erkrankt, ſeine geliebte Pflanzung verlaſſen mußte und bereits am 3. Dezember 1897 in Teneriſa verſtarb. Sein Unternehmen aber entwickelte ſich raſch weiter. Mit der wachſenden Ausdehnung der Pflanzungen entſtanden naturgemäß Schwierigkeiten mit den Eingeborenen, die auf einzelnen Stellen des Gebietes anſäſſig waren, und die Regierung beauftragte daher den Hauptmann v. Beſſer, ſowohl die Grenzen der Pflanzungen feſtzulegen, wie auch die Eingebornenreſervate im Pflanzungsgelände zu vermeſſen, mit der Maßgabe, daß 2 ha für jeden Hausſtand vorbehalten werden ſollten. Dieſer Arbeit, der ſich alsbald die Vermeſſungen von Kriegsſchiffhafen, Debundſcha und Bibundi anſchloſſen, iſt zu verdanken, daß weitere Kenntniſſe über das bei Viktoria gelegene Land zu erlangen waren, und auf die günſtigen Berichte des Hauptmanns v. Beſſer hin erfolgte im Jahre 1898 die Gründung der Pflanzungsgeſellſchaft Soppo ſowohl wie der Pflanzung Eſſer-Oechelhäuſer, an denen wiederum rheiniſche Kapitaliſten, vor allem aber Prinz Alfred zu Löwenſtein und Geh.-Rat Oechelhäuſer ſich mit nahmhaften Zeichnungen beteiligten.

Unterdes hatten ſich auch die Hamburger und Bremer Kaufleute unter Führung der Firma Jantzen und Thormählen nicht auf die Pflanzungen Kriegsſchiffhafen und Debundſcha beſchränkt, ſondern, nachdem Debundſcha in die Hände der Herren Geyger, Linnel u. v. Oertzen übergegangen und von Bibundi getrennt worden war, im Jahre 1897 zur Kapitalerhöhung und Gründung

der Weſtafrikaniſchen Pflanzungs-Geſellſchaft Bibundi entſchloſſen (1½ Mill. M.). Alsdann gelang es dem unermüdlichen Herrn v. Soden 1899, die Pflanzung Scipio ins Leben zu rufen. Geheimrat Oechelhäuſer nahm zu gleicher Zeit noch eine zweite Pflanzung, auf einem ebenfalls von Hauptmann v. Beſſer am kleinen Kamerunberg vermeſſenen Gelände in Angriff. In demſelben Jahre entſtand ſüdlich der Soppopflanzung auf Anregung des Bonner Profeſſors Geh. Rat Wohltmann die Moliwe-Pflanzung, der ein Kapital von 1,1 Mill. M. zur Verfügung ſteht. Das Jahr 1901 brachte dann mit Rückſicht auf die Erfolge der Geſellſchaft Viktoria eine neue Belebung der Eſſerſchen Gruppe, und es gelang 2,6 Mill. M. zur Schaffung der Bolifamba-Molyko-Liſoka-Ekona-Koke und Meanja-Pflanzung aufzubringen. In demſelben Jahre entſchloß ſich dieſelbe Kapitaliſtengruppe zum Bau einer Schmalſpurbahn von Viktoria über Soppo bis zur Lily-Quelle in Ekona und darüber hinaus bis nach Meanja. Die Leitung des Bahnbaues iſt dem mit dem Gelände durch und durch vertrauten Hauptmann v. Beſſer übertragen worden. Zur Ausführung ſteht ein Kapital von 1. Mill. M. zur Verfügung. Zuletzt wurde eine neue Pflanzung, Bulu, als G. m. b. H., mit einem Kapital von 300000 M. auf dem Gelände von Soppo errichtet.

Die Entwickelung der Pflanzungen des Kamerungebirges bis zum 1. Juli 1901 bildet den Gegenſtand eines ausführlichen amtlichen Berichtes des Direktors des amtlichen Verſuchsgartens, Dr. Paul Preuß. In dieſem Bericht übt der von allen Pflanzern infolge einer zehnjährigen Erfahrung im Schutzgebiet, einer wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Durchbildung in der tropiſchen Landwirtſchaft und einer unverwüſtlichen Gefälligkeit unſchätzbare Fachmann eine eingehende Kritik an den einzelnen Pflanzungen. Er iſt in der Lage, eine erfreuliche Verbeſſerung des Kakaos feſtzuſtellen, einmal weil man allmählich für den betreffenden Boden die geeigneten und die beſten Spielarten von Kakao anpflanzt, dann weil das Verfahren beim Trocknen der Ernte beſſer geworden iſt. In beiderlei Hinſicht dürfen wir das Verdienſt daran Herrn Dr. Preuß ſelbſt zuſchreiben, weil er ſich vor drei Jahren im Auftrage des Kolonialwirtſchaftlichen Komitees einer Reiſe nach Mittel- und Südamerika zum Studium der dortigen Kulturen unterzogen hat, deren Ergebniſſe, was die Behandlung der Ernte betrifft, ſofort bemerkbar wurden. Die Pflanzer ſelbſt haben bereits gelernt, in welchen Abſtänden die Bäume zu pflanzen ſind, und andere nützliche Erfahrungen mehr gemacht. Die vorſichtigen Schätzungen der Ernte für 1901, wie Dr. Preuß ſie veröffentlicht, ſind bedeutend übertroffen worden. So z. B. betrug die Ernte bei der Viktoriageſellſchaft über 1000 Zentner ſtatt der angenommenen 500, und im nächſten Jahre wird bei der einen oder andern Geſellſchaft eine namhafte Dividende fällig werden, während der Kamerunkakao allmählich in größeren Mengen auf den Markt gelangt und in unſerer Volkswirtſchaft einen Faktor bildet, mit dem man rechnet. Ich muß dabei für heute von den andern Erträgen abſehen und will nur bemerken, daß die Ergebniſſe der Tabakkultur noch immer nicht befriedigend ſind. In Soppo iſt ſie endgültig aufgegeben, in Bibundi dagegen wird ſie fortgeſetzt.

An Kakaobäumen dürften am 1. Januar 1902 im Schutzgebiet geſtanden haben.

auf der	Pflanzung Scipio oder Sanje etwa	100000
„	Westafr. Pflanz. Ges. Bibundi	300000
„	Debundscha-Pflanzung	150000
„	Pflanzung-Oechelhäuser	180000
„	Westafrik. Pflanz.-Ges. Viktoria	600000
„	Pflanz.-Ges. Soppo	120000
„	Bolisamba. Pflanzung	50000
„	Molyko-Pflanzung	110000
„	Lisoka-Pflanzung	150000
„	Ekona-Pflanzung	50000
„	Moliwe-Pflanzung	120000
„	Kamerun-Land- und Plantagen-Ges.	250000
den	verschiedenen Eingebornen-Pflanzungen	100000
	Insgesamt also etwa	2,380000

Kakaobäume, die nach Angabe von Dr. Preuß und sonstigen Sachverständigen vom vierten Lebensjahre an, also spätestens von 1905 ab einen Ertrag von 2—3 Pfund für den Baum, also mindestens 2,380000 kg oder 47600 Zentner oder Sack im Jahre ergeben werden. Für die Zukunft ist dabei in Betracht zu ziehen, daß durchschnittlich jede der 15 Pflanzungen (mit den jüngsten: Koke und Meanja und Bulu) mindestens 30000 Bäume im Jahre anpflanzen wird, zusammen also etwa 400000 Bäume, sodaß jedes Jahr, auch wenn das Areal der Pflanzungen sich nicht vergrößern sollte, einen Zuwachs von 400000 kg oder 8000 Zentnersack Kakao mehr bringen wird. Eine außerordentlich günstige Aussicht, die wohl zu der Annahme berechtigt, daß dereinst Kamerun einen großen Teil des Kakao-Bedarfs Deutschlands zu decken in der Lage sein wird.

Die Pflanzungen haben namentlich in den ersten Jahren mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Zunächst mangelte es an erfahrenen Pflanzern, dann an arbeitswilligen Eingeborenen. Als ich vor drei Jahren das Schutzgebiet bereiste, mußten die meisten Arbeiter von auswärts, aus Liberia, Lagos, dann von Bali und Jaúnde im Kameruner Schutzgebiet selbst nach dem Pflanzungsbezirk befördert werden. Jetzt haben sich die Bakwiri und anderen im Bezirk ansässigen Stämme allerdings entschlossen, die Arbeit, deren Wert sie allmählich erkennen, aufzunehmen, indes wird es notwendig sein, das Grasland zu erschließen, wo mehr arbeitsfreudige und mehr arbeitstüchtige Leute wohnen, damit sie sich als Arbeiter für die Pflanzungen anwerben lassen. Gouverneur v. Puttkamer hatte in weiser Vorsorge von weiteren Landverkäufen über das Kamerungebirge hinaus vorläufig Abstand genommen, weil die neuen Pflanzungen den älteren die Arbeitskräfte ablaufen könnten. Diese Ursache ist, da etwa von Soppo landein ab die Eingesessenen zur Arbeit willig sind, jetzt weggefallen, indes bleibt Vorsicht geboten und ist eine Hinterlandpolitik nach wie vor auch im Interesse der Arbeiterbeschaffung für die Pflanzungen geboten.

Um einen Begriff von der Arbeit und dem Kraftaufwand der einzelnen Pflanzungen zu geben, sei erwähnt, daß bei der Gesellschaft Viktoria zur Zeit auf den Pflanzungen 14 Europäer, beim Bahnbau 5, als Strandmeister und Maschinist je 1, an Inspektoren und Direktoren 3, als Kaufleute 12, also insgesamt 36 Europäer thätig sind. Dazu kommen etwa 1000 schwarze Pflanzungs-

arbeiter, etwa 300 ſchwarze Eiſenbahnarbeiter und etwa 60 am Strande beſchäftigte ſchwarze Ruderer und Laſtträger.

Von der Fertigſtellung der vorläufig auf 60 km Länge berechneten Schmalſpurbahn (60 cm) verſprechen ſich die von ihr durchſchnittenen Pflanzungen der Eſſerſchen Gruppe außerordentlich viel. Nicht nur wird es möglich ſein, die Ernten der von der Küſte ferner gelegenen Pflanzungen (nach der Schätzung des Herrn Dr. Preuß etwa 800 Zentner allein an Kakao für 1902; in wenigen Jahren, da dort 400000 Bäume ſtehen, mindeſtens 8000 Zentner) zur Verſchiffung zu bringen, ſondern auch alle Laſten, welche die kaiſerliche Regierung in Buëa oder die Schutztruppe in Soppo, wie die Pflanzungen ſelber zu ihrem Unterhalte bedürfen, werden auf der Eiſenbahn hinaufgebracht werden. Am Tage der Fertigſtellung der Bahn wird auch die Arbeiterfrage eine weitere Beſſerung erfahren. Heute werden als Träger bei der Regierung, der Truppe und den Pflanzungen mindeſtens 1000 Menſchen beſchäftigt, die zur Verfügung ſtehen werden, wenn die Transporte auf der Bahn geſchehen. Die Trägerlöhne ſind zur Zeit ſehr hoch. Eine Laſt von 50 Pfund nach Buëa (etwa 22 km) koſtet z. B. 2,50 M. (ohne Verpflegung), darüber hinaus, nach Ekona, dem wahrſcheinlichen Endpunkt der Bahn (etwa 45 km auf den jetzigen Wegen) ſchon 4 M. Wenn nun die Bahn auch zu weit geringeren Frachtſätzen berg- und thalwärts befördert, ſo iſt allein hierdurch ihre Verzinſung gewährleiſtet, abgeſehen von dem Nutzen, den ſie den Pflanzungen ſelbſt zum billigen Transport der Früchte nach den Trockenſtellen und dem kleinen Kakaohafen bei Viktoria gewährt. Die Bahn wird hoffentlich im nächſten Jahre vollendet ſein. Wir können den Pflanzungen der Eſſerſchen Gruppe zu dieſer Selbſthülfe im Verkehrsweſen Glück wünſchen, umſomehr als das neue Verkehrsmittel der Regierung zugute kommen wird. Daß die Bahn, die bis Soppo um etwa 900 m ſteigt und dann ſtark fällt, der Ausgangspunkt einer größeren Erſchließungsbahn nach dem Innern werden könnte, iſt nicht wahrſcheinlich. Der Plan einer ſolchen Bahn, die von Kriegsſchiffhafen nach Mundame und ſpäter vielleicht bis Bali führen ſoll, behält daher ſeine Berechtigung, wenn auch die Pflanzungsbahn, da ſie dem öffentlichen Verkehr dienen ſoll, mehr als eine bloße Feldbahn ſein wird. Hoffentlich bringt die Anweſenheit des Gouverneurs in Deutſchland die Förderung dieſes Eiſenbahnplanes nunmehr in Fluß.

Wenn man bedenkt, daß bei den jetzigen Pflanzungen 12 Millionen Mk. deutſches Kapital beteiligt ſind und dazu noch 1 Million für die Bahn nach Ekona kommt, die allerdings für die beteiligten Pflanzungen eine Lebensfrage iſt, ſo muß man ſich ſagen, daß das deutſche Kapital nicht, wie ſo oft behauptet wird, die deutſchen Schutzgebiete meidet. Im Gegenteil, was Kamerun betrifft, ſo finden wir es in der Hauptſache an den drei Punkten beteiligt, von denen aus die Erſchließung im Gange iſt: am Kamerungebirge, an der Sangha-Ngoko-Ecke bei der Geſellſchaft Südkamerun und am Großfluß bei der Geſellſchaft Nordweſt-Kamerun.

Die Kulturarbeit, welche die Pflanzungen verrichten, wird von manchen Gruppen unterſchätzt, zumal von den proteſtantiſchen Miſſionaren, die wir im Schutzgebiete mit einem geſchäftlichen Unternehmen verbunden vorfinden. Sie klagen über die knappe Bemeſſung der Reſervate für die Eingebornen, weil ihre eigenen Bemühungen, von den Pflanzungen Land für die Errichtung von Außen-

ſtationen zu erlangen, vor zwei Jahren trotz der Vermittlung des Auswärtigen Amtes geſcheitert ſind. Den Pflanzungen kommt es auf ein bischen Land mehr oder weniger nicht an. Nach meiner Kenntnis würden ſie gerne bereit ſein, einer Miſſionsgeſellſchaft Land einzuräumen, vorausgeſetzt, daß dieſe Miſſionsgeſellſchaft nicht auch, wie es der Fall iſt, geſchäftliche Intereſſen verfolgt und daß ihre ſchwarzen Hülfslehrer, welche die Außenſtationen leiten ſollen, die nötige Gewähr für ein erſprießliches Zuſammenwirken mit dem Pflanzungsperſonal bieten. Wie die Dinge aber jetzt liegen, iſt der Krieg entbrannt und bei der Zähigkeit, die Miſſionaren eigen iſt, wird er wohl nicht ſo bald aufhören.

Was die Reſervate betrifft, ſo wird die Frage ſich wohl von ſelbſt durch das Intereſſe der Pflanzungen löſen, das dahingeht, daß in erſter Linie die eingeſeſſene Bevölkerung ſich zur Arbeit heranziehen läßt und dann auch möglichſt zahlreich wird. Von Eingebornen-Kulturen kann bei der Art des Kameruner Buſchvolkes keine Rede ſein. Wer heutzutage die Pflanzungen beſucht, kann bei einiger Beobachtung die vorhandenen Arbeiter nach ihrer Leiſtungsfähigkeit etwa folgendermaßen klaſſifizieren; Leute aus Togo und Lagos, dann Wey aus Liberia, und zum Schluß erſt Bali und Yaúnde aus dem Kameruner Hinterlande und Bakwiri und andere Eingeſeſſene. Der Pflanzer wird viel lieber eine Anzahl von Togoleuten zum Monatslohn von 20 Mk. u. mehr (nebſt Beköſtigung und Unterkunft) als eine gleiche Anzahl von Eingebornen zu 15—20 Mk. (nebſt Station) beſchäftigen. Nebenbei bemerkt ſind dieſe Löhne, wie Prof. Wohltmann in ſeiner Schrift über die Arbeiter- und Beamtenverhältniſſe ausführte, höher als die ſanſtwo, u. a. in Java, für Eingebornen-Arbeit üblichen. Immerhin dürfte es keinen Pflanzer geben, der die Seßhaftigkeit ſeiner Arbeiter nicht ſchätzen und fördern wollte. Aber in Bezug auf die Eingebornen-Arbeit gilt der Satz: eines ſchickt ſich nicht für Alle. An der Goldküſte und in Togo mögen Eingebornen-Kulturen ihre Berechtigung haben; in Togo richtet ſich die Kolonialwirtſchaft allmählich darauf hin. Aber wie könnte man im Kameruner Küſtenſtrich bei der dortigen Bevölkerung die ſachkundige, fortdauernde Leitung durch Europäer entbehren? Hierauf kommt es umſomehr an, als unſere Pflanzungen, die weit jünger als die der Briten an der Goldküſte ſind, nach wenigen Jahren einen Kakao liefern, der bereits in der Induſtrie geſchätzt wird, wogegen der Accrákakao für eine Fabrik, die gute Ware liefern will, völlig unbrauchbar iſt. Und doch ſtehen die Goldküſtenneger höher als alle Kameruner Vorderländler. Ja, im Schutzgebiete ſelbſt haben wir geſehen, was die zielbewußte, europäiſche Leitung — deren Mittelpunkt für alle Pflanzungen Dr. Preuß iſt und bleibt — gegenüber der beſten Eingeborenen-Wirtſchaft vermag: der Kakao der Viktorianer war ſtets minderwertig und ſchadete dem „Kamerun-Kakao", d. i. dem der europäiſchen Pflanzungen bei deſſen Erſcheinen auf dem Markte.

Wenn man annimmt, die Eingebarenen des Küſtenſtriches könnten ſich anderen Kulturen als der ſchwierigen des Kakaos widmen, ſo täuſcht man ſich wiederum. Ein franzöſiſcher Kolonialſchriftſteller hat einen Gegenſatz aufgeſtellt zwiſchen der cueillette, der Pflückwirtſchaft, bei der die Eingebornen ſozuſagen nicht ſäen, ſondern nur ernten und die abgeernteten Früchte und ſanftigen Erzeugniſſe des Waldes den Faktoreien zutragen, und der culture, der Landwirtſchaft, mag letztere nun von den Eingebornen allein oder unter der Leitung von Europäern betrieben werden, allein im höher geſitteten Hinterlande, auf den Pflanzungen

der Weißen dagegen in dem Urwaldſtrich mit ſeiner trägen, wenig aufgeweckten Bevölkerung. Die Pflückwirtſchaft, der durch das Verhältnis von Trägerfracht und Warenpreis ſchon räumlich enge Grenzen gezogen ſind, hörte ſehr bald nach der Beſitzergreifung durch das deutſche Reich auf, die einzige Art der Nutzung des Schutzgebietes zu ſein. Jahrzehnte, bei andern europäiſchen Beſitzmächten an der Weſtküſte Afrikas Jahrhunderte lang, war ſie die einzige Nutzung geweſen, ohne daß die Eingebornen in der Hoffnung auf einen fortlaufenden Verdienſt ſich auf regelrechte Kulturen eingelaſſen hätten. Eine der älteren Handelsfirmen, Jantzen und Thormählen, hat dann als erſte unter den Handelsfirmen des Kameruner Küſtenſtrichs den Übergang von der Pflückwirtſchaft zur Pflanzenwirtſchaft eingeleitet, und dadurch hat ſie der Geſittung einen weſentlichen Dienſt geleiſtet. Nur die Herangewöhnung zur fortlaufenden Arbeit, das labora von dem ora, wird die Eingeborenen des Schutzgebietes fähig zur Aufnahme einer höheren Geſittung geſtalten. Ohne die Pflanzungsarbeit, für welche auch die Geſellſchaft Nordweſt-Kamerun bereits die nötigen Vorbereitungen trifft, wären wir noch genau ſo weit wie im Jahre 1884, vielleicht hätten wir einige hundert Tonnen Palmkerne mehr zu verzeichnen. Wenn daher im Intereſſe der Eingeborenen ein gelinder Arbeitszwang in dem Sinne ausgeübt würde, wie Prof. Wohltmann andeutet, könnte man ſich nicht darüber beſchweren.

Das Fetiſcheſſen der Eveneger in Togo.

In dem Artikel: „Einige Bauſteine zur Geſchichte der Eveſtämme“, der in Heft 14—16 dieſer Zeitſchrift zur Veröffentlichung gelangt iſt, iſt wiederholt vom „Fetiſcheſſen“ oder „Friedeneſſen“ die Rede geweſen. Für dieſe beiden Ausdrücke, die ein und dasſelbe beſagen, übermittelt uns der Verfaſſer, Miſſionar G. Härtter in Calw, noch einige erläuternde Bemerkungen:

Dieſer Akt bildet den Schluß einer Friedensverhandlung, wodurch der Friedensvertrag bekräftigt und ſanktioniert wird. Dabei geht es folgendermaßen zu. Jede Partei bildet einen leicht geſchwungenen Bogen oder Halbkreis. In die Mitte treten die Repräſentanten der beiden Parteien mit demjenigen, der den Friedenstrank berettet, was immer ein Fetiſchprieſter iſt. Dieſer wird Dzoto, Boko, auch Dzonala genannt. Das erſte Wort bedeutet in dieſem Fall: Eigentümer des Zaubers oder Zauberer. Das Zaubermittel, das die Verbindung der beiden Parteien bewirken ſoll, iſt ein Trank, dem allerlei vegetabiliſche und animaliſche Subſtanzen beigemiſcht werden. Dieſe werden fein zerrieben, gemiſcht und zu einem Klumpen geformt. Dieſer Klumpen wird nun von dem Dzoto mit dem Trank gemiſcht und verrührt. Darauf ſtellt er die Kalabaſſe auf den Boden, legt ein Meſſer und eine ganz dünne Blattfaſer von der Sopalme, die die Form und Stärke von einer Binſe hat, daneben. In den Trank ſelbſt wirft er ein Klümpchen Gold, eine Flintenkugel, eine Perle von Agath und etliche ſchwarzrote Körner von einem Strauch, hier Burgundſchi genannt. Darauf läßt er die Vertreter der Friedensverhandlung ſiebenmal nach dem Lauf der Sonne von rechts nach links die Kalabaſſe umkreiſen. Sodann zieht er einen Kreis um die Kalabaſſe und läßt die Beteiligten außerhalb dieſes Kreiſes niederknien, und ermahnt ſie, das Bündnis treu zu halten, weil derjenige, der es verletze, unfehlbar ſterben werde; denn der Trank werde gewiß ſeine Wirkung thun, ja Gott ſelbſt werde den Übertreter töten. Darauf nimmt er das Meſſer und ſagt: „Der Übertreter iſt wie einer, der dieſes Meſſer nimmt und ſich ſelbſt tötet.“ Ebenſo nimmt er die Blattfaſer von der Sopalme, macht eine Schlinge davon und ſagt: „Wer dieſes Bündnis verletzt, der iſt wie einer, der ſich erhängt, er wird umkommen.“ Dann greift er die Flintenkugel heraus und ſagt: „Die Kugel an und für ſich thut nichts; wenn ſie aber jemand in ſeine Flinte ladet und abſchießt, tötet ſie gewiß jemand. Darum wer übertritt, iſt wie einer, der ſich ſelbſt erſchießt.“ Endlich nimmt er auch das Gold und den Edelſtein heraus und ſagt: „Sehet, das Gold iſt's, womit man Dinge kauft und davon lebt, und Edelſteine holt man aus dem Innern der Erde, damit ſie zum Schmuck dienen; wer aber übertritt, der ſoll ſo gelb und rot werden wie das Gold und der Edelſtein und ſo dick wie eine Hütte,“ d. h. er ſoll waſſerſüchtig werden. Und die Samenkörner zeigend, ſagt er: „Der Übertreter ſoll ſo feſt verſchloſſen werden, wie dieſe runden Samenkörner, ſo daß er nichts in ſich aufnehmen und nichts abgeben kann.“

Wenn alle dieſe Ceremonien erledigt ſind, nimmt der Dzoto die Kalabaſſe und läßt jeden außerhalb des Kreiſes Knienden davon trinken. Außerdem taucht jeder ſeine Hand in die Flüſſigkeit und benetzt Bruſt, Rücken und Scheitel damit, während die Zunge dreimal mit einem gewiſſen Kraut beſtrichen wird. Das Bündnis iſt geſchloſſen, und die Knienden erheben ſich und machen einen Luftſprung, der von der umſtehenden Verſammlung unter lautem Beifall erwidert wird. Der Friedensſchluß ſelbſt aber wird von den Beteiligten noch mit einem Trunk Branntwein beſiegelt, worauf ſie einander die Hände reichen und ſich entfernen.

Angola und der gegenwärtige Stand seiner Erschließung.

Vortrag, gehalten auf dem Herrenabend der Abteilung Berlin der deutschen Kolonialgesellschaft am 17. Februar 1902 von Gustav Aengeneyndt.

Von dem großen Kolonialbesitz, den die Portugiesen durch die kühnen Entdeckungszüge Heinrich des Seefahrers im 15. Jahrhundert erwarben, ist ihnen heute nicht viel mehr geblieben. Außer einigen belanglosen Besitzungen in Indien behaupten sie in Afrika noch: An der Westküste: Die Kapverdischen Inseln, diesen gegenüber Portugiesisch-Guinea, dann im Golf von Guinea die fruchtbaren Inseln Sao Thomé und Principe, weiter nach Süden die Provinz Angola und an der Ostküste Moçambique mit der im Burenkriege vielgenannten Hauptstadt Lourenço Marques an der Delagoa-Bay. Von diesen Kolonien ist die Provinz Angola, über welche ich Ihnen auf Grund von in 7jährigem Aufenthalte daselbst gesammelten Eindrücken einiges berichten möchte, die hervorragendste. Ich schicke dabei voraus, daß ich in meiner Eigenschaft als Kaufmann naturgemäß in erster Linie die Handels- und wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Kolonie beobachtet habe. Diese werden daher im Vordergrunde meiner Erörterungen stehen.

Die Provinz Angola grenzt im Norden an den französischen Kongo-District und den unabhängigen Kongostaat, im Osten ebenfalls an den Kongostaat und die englischen ostafrikanischen Besitzungen, im Süden an Deutsch-Südwestafrika. Die Provinz zerfällt in 4 Distrikte: Die Enklave von Kabinda mit dem Kongodistrikt, die Distrikte Loanda, Benguella und Mossamedes.

Angola wurde im Jahre 1486 durch Diago Cão entdeckt und bald darauf mit Nachdruck besiedelt. Schon im folgenden Jahrhundert gründete Portugal die zeitweilig zu hoher Blüte gelangte Stadt São Salvador do Congo, welche namentlich durch die Jesuiten sehr gefördert wurde und Sitz des Bischofs von Kongo war. Heute ist diese Stadt eine Ruine, und nur die Mauern der stolzen Kirchen und Paläste erinnern an vergangene Herrlichkeit.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts wurde Loanda zur Residenz gewählt. Loanda liegt auf einem Landvorsprung und erstreckt sich in einem Halbkreise an dem schönen, durch eine vorgelagerte Insel geschützten, vorzüglichen Hafen. Der untere Stadtteil am Hafen ist der Handelsteil; die obere Stadt liegt ziemlich höher und ist der Sitz der Behörden und der besser situirten Einwohner. Die Einwohnerzahl wird auf 15000 Seelen geschätzt, von denen 3000

Digitized by Google

Weiße und 12000 Schwarze ſind. Loanda iſt Sitz des General-Gouverneurs von Angola, der einen ſchönen Palaſt bewohnt und ein Gehalt von ca. M. 36000 bezieht. Die Gouverneure werden meiſtens aus Marine-Offizieren gewählt, die von dem Kommando eines Schiffes weg zu General-Gouverneuren von Angola ernannt werden, ohne in der Regel von den ganzen Sachen viel zu verſtehen. Ehe ſie ſich dann eingearbeitet haben, was beim beſten Willen jahrelang dauert, werden ſie meiſt abberufen. Um nun in der Zeit ihrer Regierung wenigſtens etwas gethan zu haben, beſchenken ſie das Land mit einer Reihe von übereilten und unverſtandenen Geſetzen und Reformen, bis dann der Nachfolger kommt und alles wieder aufhebt, was ſein Vorgänger gemacht hat. Es iſt ein großes Unglück für derartige Kolonien, wenn die Gouverneure aus Perſonen gewählt werden, die Land und Leute nicht genügend kennen, und wenn ſie obendrein noch ſo häufig wechſeln. Dieſem unverſtändigen Syſtem iſt es jedenfalls mit zuzuſchreiben, daß die ſo überaus reiche Provinz Angola in ihrer wirtſchaftlichen Erſchließung noch ſo weit zurück iſt.

Loanda iſt Sitz des Biſchofs von Angola. Trotzdem die weiße Bevölkerung durchweg der katholiſchen Religion angehört, und auch die Neger, ſoweit ſie von der Ziviliſation berührt ſind, als Katholiken gezählt werden, iſt die Bethätigung der Religion eine ſehr ſchwache. Es ſind daher, ganz im Gegenſatze zu den ſpaniſchen Kolonien, nur ſehr wenige Geiſtliche in Angola, und dieſe können ſich nicht wegen Ueberanſtrengung beklagen. In Loanda ſind 3 Kirchen, an den kleineren Plätzen je eine.

Die Rechtspflege wird durch die gewöhnlichen Gerichte in Loanda, Benguella, Moſſamedes, Ambaca ausgeübt; in Loanda befindet ſich außerdem das Apellationsgericht, welchem die Inſel S:a Thomé ebenfalls untergeordnet iſt. Gegen die Entſcheidungen dieſes Apellationsgerichts kann Berufung bei dem oberſten Gerichtshof in Liſſabon eingelegt werden.

Die Geſundheitsbehörde wird durch den Chefe da Saude präſidiert, welcher die Aufſicht über die in der Provinz anſäſſigen Aerzte hat, die durchweg Militärärzte ſind. Den Marineärzten der in der Provinz ſtationierten Kriegsſchiffe iſt Privatpraxis erlaubt. Ferner iſt den auf den mediziniſchen Schulen von Goa (Portug. Indien) und Madeira ausgebildeten Ärzten die Praxis in den Kolonien geſtattet, während ſie im Mutterlande nicht praktizieren dürfen. Die Hoſpitäler ſind durchweg gut und ohne jede Rückſicht auf den Koſtenpunkt praktiſch und ſchön angelegt; namentlich zeichnen ſich die Hoſpitäler von Loanda und Benguella durch überaus ſachentſprechende Bauart aus. Leider ſtehen die Leiſtungen der Ärzte nicht auf gleicher Höhe, trotzdem ſie die landläufigen Krankheiten durch die tägliche Übung bald erfolgreich zu behandeln verſtehen.

Das Klima in Angola iſt im allgemeinen erträglich. Wie überall in tropiſchen Ländern, hängt auch hier die Widerſtandsfähigkeit des Europäers ſehr davon ab, wo und wie er lebt. Wer an und für ſich geſund iſt, eine geſunde komfortable Wohnung hat, regelmäßig lebt, ſich gut nährt, das richtige Maß an Arbeit und Ruhe einzuhalten weiß und heitern zufriedenen Sinnes iſt, der kann ſich in Angola lange Jahre aufhalten, ohne ſeine Geſundheit zu gefährden. Dabei darf er aber nicht vergeſſen, ſich von Zeit zu Zeit in Europa zu erholen. Die ſchlimmſten Feinde des Europäers ſind hier wie überall in den Tropen: die Ausdünſtungen des Bodens, die Sonne, der Alkohol und die Uebermüdung. Dieſe

vier Dinge muß man in erſter Linie vermeiden, überhaupt alles, was den Körper ſchwächen und ſeine Widerſtandsfähigkeit beeinträchtigen könnte; denn die Fieber-Plasmodien beſiegen bekanntlich viel leichter einen geſchwächten als einen kräftigen Menſchen.

Ueber die klimatiſchen Verhältniſſe Angolas, läßt ſich im allgemeinen ſagen, daß an der Küſte das Klima infolge der herrſchenden regelmäßigen Winde erträglich, und ſtellenweiſe, wie in Moſſamedes, ſogar ganz gut iſt. In Loanda zerfällt das Jahr in die regenreiche, wärmere Jahreszeit, von Oktober bis April, und die regenloſe, kühlere Jahreszeit von Mai bis September. Die Durchſchnittstemperatur beträgt etwa 23° Celſius, die Höchſttemperatur (im Schatten) etwa 37° C., die Mindeſttemperatur 13° C. Durch ſeine vorzügliche Lage auf einem Landvorſprung wird Loanda von einer ſtändigen Meerbriſe durchweht, die alle Miasmen mit ſich nimmt. Trotzdem das Klima von Loanda durch Anlage einer Waſſerleitung, Zuſchüttung von ſumpfigen Uferſtrecken, beſſere Bauart der Häuſer, größere Reinlichkeit und Ordnung in Häuſern und Straßen, ſich gegen früher erheblich gebeſſert hat, könnte es doch durch weitere hygieniſche Vorkehrungen noch ſehr verbeſſert werden. Ich ſtehe nicht an zu behaupten, daß dann Loanda nicht ungeſünder ſein würde, als irgend ein Platz in Portugal oder Spanien.

In Benguella iſt das Klima nicht ſo gut, weil der Boden ſehr waſſerreich iſt, und die Stadt in einer Ebene, unter dem Meeresſpiegel, liegt, ſo daß ſich bei ſtarkem Regen Sümpfe bilden. Man hat in den letzten Jahren auch in Benguella durch umfangreiche Erdarbeiten viel zur Beſſerung der klimatiſchen Verhältniſſe beigetragen, ſo daß es ſich jetzt auch da einigermaßen leben läßt.

Moſſamedes iſt ſehr geſund; die Europäer leben dort gerade wie in Europa, und hier kann man das merkwürdige Phänomen ſehen, daß die vierte Generation von Europäern blüht und gedeiht.

Das Innere des Landes wird um ſo geeigneter für den Aufenthalt von Europäern, je weiter man ins Land vordringt. Die Hochebenen und Gebirgsgegenden ſind klimatiſch ähnlich wie in Süd-Afrika, namentlich in der Provinz Moſſamedes, wo in der kalten Jahreszeit das Waſſer gefriert. Im Norden Angolas iſt es natürlich wärmer, und hier kann man als Regel nehmen, je waſſerreicher und üppiger in Vegetation eine Gegend iſt, deſto weniger wird der Europäer ſich auf die Dauer dort wohl fühlen.

Es mag paradox klingen, wenn ich ſage, daß in Afrika im Verhältnis mehr Leute an Erkältungen ſterben als in Europa. Namentlich die Neger ſind gegen die Einwirkungen der kühlen, nebligen Nächte in der trockenen Jahreszeit ſehr empfindlich; daher ſterben viele von ihnen an Lungenentzündung. Für Europäer kommen in erſter Linie Malaria-Erkrankungen in ihren verſchiedenen Formen in Betracht; im allgemeinen tritt die Krankheit jedoch mild auf, nnd bei rechtzeitiger Fürſorge laſſen ſich die ſchweren Formen und Folgen leicht vermeiden.

Loanda hat eine ziemlich ſtarke Garniſon. Von der über die ganze Provinz verteilten Macht von 13 Kompagnien Infanterie mit ca. 3000 Mann entfällt wohl die Hälfte auf Loanda. Das Militär beſteht zum Teil aus weißen Soldaten, die wegen irgend eines Vergehens bei ihrer Truppe im Mutterlande nach den Kolonien degradiert bezw. deportiert werden, jedoch weitaus zum größten Teil aus ſchwarzen Soldaten, zu denen die Rekruten aufgegriffen werden, wo man ſie eben findet. Die Ausbildung der Soldaten iſt nach unſeren Begriffen eine ziemlich

oberflächliche. Die Offiziere werden jetzt sämtlich aus dem Heere des Mutterlandes genommen und genießen mit ihren Kameraden in der Heimat den gleichen Rang, was früher nicht der Fall war. Außer den Offizieren, die bei der Truppe stehen, sind noch eine Menge in der Verwaltung in den verschiedensten Ämtern thätig.

Loanda ist die Hauptstation für die nach Angola verschickten Deportierten. Auf der Festung São Miguel, dem größten Depot, sind durchschnittlich 600 Verurteilte in starken Gefängnissen untergebracht. Leute, die sich gut führen, werden als Arbeiter im Zollhause oder bei den öffentlichen Arbeiten verwandt, als Gärtner und Diener bei den Beamten der Regierung usw.; sie müssen vor Sonnenuntergang wieder auf der Festung erscheinen und werden während der Nacht eingesperrt. Wenn sie sich längere Zeit gut geführt haben, so können sie sich in der Stadt irgend welche Beschäftigung suchen und dort wohnen, müssen aber einen Bürgen beibringen, der mit irgend einer Summe für sie haftet. Zu langen Strafen oder lebenslänglicher Deportation Verurteilte erhalten auch Erlaubnis, in der Stadt und selbst im Innern der Provinz Handel zu treiben, Pflanzungen anzulegen oder sonst einen Erwerb zu suchen. Angola verdankt einen großen Teil seines Handels und seines Plantagenbaus diesen Deportierten, die wissen, daß sie im Lande bleiben müssen, und sich daher das Leben durch ihre Arbeit möglichst angenehm zu gestalten suchen. Eine Flucht nach dem Innern ist selten, da der Flüchtling wegen Mangels an Lebensmitteln nicht weit kommen kann; nach der Seeseite ist ein Ausreißen unmöglich, da die Schiffe niemandem Passage geben dürfen, der nicht einen von der Behörde in aller Form besonders für die betreffende Reise ausgestellten Paß beibringt, so daß die Kapitäne sich wohl hüten, solche Passagiere aufzunehmen, und Leute, die sich dennoch an Bord schmuggeln sollten, an die nächste Behörde abliefern.

Loanda ist Ausgangspunkt der Eisenbahn nach Ambaca, die jetzt ihr Ziel erreicht hat. Später soll sie bis nach Malange weitergeführt werden. Die Eisenbahn sollte den reichen, für Plantagenbau besonders geeigneten Bezirk Cazengo erschließen, ferner den minenreichen Distrikt Golungo Alto und die für Landwirtschaft und Viehzucht so günstige Gegend von Ambaca. Sie ist auch so weit geführt worden; aber sie vermag ihre Aufgabe nicht zu erfüllen, da bei ihrer Anlage der schwere Fehler begangen wurde, sie von der Küste aus durch ein ganz unfruchtbares Steppengebiet zu führen, anstatt, wie es allein richtig gewesen wäre, sie in Dondo beginnen zu lassen und bis hierhin weiter den Wasserweg des Flusses Quanza zu benutzen, der bis dahin fast allen Verkehr vermittelt hatte.

Von Dondo aus hätte die Eisenbahn für die Hälfte der Kosten in alle aufzuschließenden Gebiete gebracht werden können; nach und von Dondo wäre der billige Wassertransport geblieben und diese Anlage für die Provinz von großem Nutzen gewesen. Die Eisenbahn ist im ganzen bis Ambaca ca. 360 km lang; die ersten 300 km führen jedoch durch eine wasserarme, ungesunde Steppe, in welcher sich seit der Eröffnung der Bahn noch keine Spur von dauernder Ansiedlung zeigt, so daß diese ersten 300 km für die Bahn gar keinen Ertrag liefern. Der Transport zu den reicheren Distrikten wird aber hierdurch so teuer, daß die Bahn für die meisten Waren nicht benutzt werden kann. Daher befördern die Kaufleute die meisten Waren nach jenen Plätzen, zu welchen die Eisenbahn führt, nach wie vor zu Wasser bis Dondo, und von dort weiter durch Träger. Mithin ist die Eisenbahn nur auf den Passagier-Verkehr und einige eilige Waren angewiesen und kann

dabei unmöglich bestehen. Die portugiesische Regierung hat für diese Bahn die größten Opfer gebracht; außer einem erheblichen Zuschuß à fond perdu für jeden ausgeführten Kilometer leistet sie eine Zinsgarantie von 5% für die Aktionäre. Da die Einnahmen der Bahn die Betriebskosten nicht decken, ist die Eisenbahngesellschaft sehr verschuldet und kaum imstande, den Betrieb in gegenwärtiger Weise lange Zeit aufrecht zu erhalten. Zur Zeit verkehrt täglich in jeder Richtung ein Zug, der bis an sein Ziel zwei Tage gebraucht. Nachts fährt der Zug nicht. Fast alle Materialien und Ingenieure für diese Bahn sind aus Belgien gekommen.

Loanda ist an das Kabel der West African Telegraph Co. Ltd. angeschlossen, wozu die Regierung jährlich einen erheblichen Zuschuß leistet. Die größeren Plätze im Innern der Provinz sind durch telegraphische Linien mit Loanda verbunden, und im allgemeinen ist über diesen Dienst nicht zu klagen. Ebenso ist der Postdienst durchaus zuverlässig und geregelt. Die seewärts eingehende Post ist nach 4—6 Stunden in den Händen der Empfänger, einerlei, ob die Dampfer tags oder nachts einlaufen. Nach dem Innern befördert die Eisenbahn die Post alle drei Tage, und von den Bahnstationen geschieht die Weiterbeförderung durch eingeborene Soldaten prompt und zuverlässig. Der Neger hat vor einem Briefe abergläubische Furcht, so daß er einen solchen nie veruntreut.

Der Wert des Handels der Provinz Angola ist schwer zu schätzen, da die offiziellen Statistiken der Zollbehörden höchst ungenau sind. Man wird jedoch nicht sehr fehl gehen, wenn man ihn auf rund 50 Millionen Mark veranschlagt, wobei sich Ein- und Ausfuhr mit ziemlich gleichen Summen gegenüberstehen.

Die Enklave von Cabinda hat für den portugiesischen Handel kaum irgend welchen Wert, da derselbe an den beiden Hauptküstenplätzen Cabinda und Landana fast ganz in den Händen der Ausländer — Holländer, Engländer, Franzosen ist, weil hier für portugiesische Waren und Schiffe keine Differentialabgaben existieren. Dasselbe gilt vom ganzen Distrikt Kongo, der sich von der Mündung des Kongo oder, wie der Fluß bei den Portugiesen heißt, Zaire, bis Ambriz erstreckt. Die bedeutenden Handelsplätze São Antonio und Noqui am Kongo, Mueula, Ambrizette, Musserra, Quinzembo und Ambriz sind fast ganz in Händen holländischer, belgischer und englischer Häuser.

Anders liegen die Handelsverhältnisse in den Distrikten Loanda, Benguella und Mossamedes. Hier hat Portugal durch die schutzzöllnerische Gesetzgebung vom Jahre 1892 den größten Teil des Handels an sich gebracht. Der Zolltarif von 1892, welcher ziemlich hohe Abgaben für alle eingeführten Waren festsetzt, enthält die Bestimmungen, daß

1) portugiesische Erzeugnisse, mit portugiesischen Schiffen eingeführt, nur 10% des Tarifs bezahlen,

2) ausländische Waren, in portugiesischen Schiffen eingeführt und über einen Hafen des Mutterlandes reexportiert, 80% des Tarifs bezahlen;

3) ausländische Waren, die ohne das Mutterland berührt zu haben, in ausländischen oder portugiesischen Schiffen eingeführt werden, den vollen Zoll bezahlen.

Für die Ausfuhr gelten folgende Bestimmungen:

1) Ausfuhrzoll nach portugiesischen Häfen 3 und 3% vom Werte,

2) „ „ dem Auslande 15 und 3% vom Werte.

Dieſer bedeutende Schutz der nationalen Erzeugniſſe, des nationalen Zwiſchenhandels und der nationalen Schifffahrt hat die Handelsbewegung zu Ungunſten des Auslandes in den letzten Jahren ſehr verſchoben. Am meiſten haben England und Deutſchland dabei verloren. England beherrſchte früher den Angola-Markt mit ſeinen billigen Kattunen Jetzt iſt ¾ des Verbrauchs an die portugieſiſchen Fabriken gefallen, die ſich unter dem Schutze des hohen Eingangszolles im Mutterlande etabliert haben. Deutſchland hatte früher in Angola einen bedeutenden Markt in Sprit. Die Eingangszölle ſind jedoch nach und nach ſo erhöht worden, daß in Angola ſelbſt eine Unmenge Zuckerrohr-Pflanzungen entſtanden ſind, die aus dem Safte des Zuckerrohrs einen bei den Negern ſehr beliebten Schnaps bereiten. Heute kommt aus Deutſchland nicht ein Liter Sprit mehr.

Die überaus verwickelte Zollverwaltung verſchlingt einen bedeutenden Teil ihrer eigenen Einnahmen aus den Zöllen und Verbrauchsſteuern. Im Zollhauſe in Loanda z. B. ſind ungefähr 30 weiße höhere Beamte, 50 eingeborene Schreiber und Aufſeher und etwa 150 Arbeiter thätig. Letztere beſtehen zum größten Teil aus den deportierten Sträflingen. Die Verzollung iſt bei dem Mißtrauen gegen Zuverläſſigkeit und Ehrlichkeit der Beamten ſo verwickelt, daß die einfachſte Verzollung mindeſtens 3 Tage dauert und dabei 10 große Bogen Papier vollgeſchrieben werden, die von wenigſtens 10 verſchiedenen Beamten unterzeichnet ſein müſſen. Und doch kommen die größten Unterſchleiſe vor. Wie ſehr der Handel durch dieſe umſtändlichen und zeitraubenden Formalitäten einerſeits und durch die hohen Abgaben auf alles und jedes andererſeits leidet und in ſeiner freien Entwicklung gehemmt wird, liegt auf der Hand. Unerſchloſſene Länder wie Angola müſſen dem Handel aller Nationen ohne fühlbare Beſchränkung geöffnet ſein; nur ſo allein können ſie den unternehmenden Kaufmann heranziehen, der am beſten geeignet iſt, den natürlichen Reichtum eines Landes zu erkennen und aufzuſchließen. Um die Niederlaſſung des Tauſchhandel treibenden Kaufmanns reihen ſich von ſelbſt die Hütten der Eingeborenen; von ihr aus werden ſich bald Verkehrswege zu den benachbarten Dörfern bilden; der Kaufmann iſt der natürliche und willkommene Pionier, da er durch ſeine Thätigkeit den Erzeugniſſen des Landes einen bisher unbekannten Wert verleiht.

Der Hauptausfuhr-Artikel aus Angola iſt der Kautſchuk. Das ganze Hinterland Angolas iſt ſehr reich an dieſem wertvollen Produkt, das in erheblichen Mengen, in Loanda, Novo Redondo und hauptſächlich in Benguella zur Ausfuhr kommt.

Nach Benguella wird der Kautſchuk von Eingeborenen in großen Karawanen, die oft monatelang unterwegs ſind, gebracht. An einzelnen Tagen in der Hauptzeit kommen bis zu 10.000 Träger an, die jeder 20—30 Kilo Kautſchuk bringen und froh ſind, wenn ſie die beſchwerliche Reiſe über das unwirtliche Gebirge überſtanden haben. Die Neger, welche den Kautſchuk an die Küſte bringen, ſind nicht ſelbſt die Erzeuger, ſondern ſie kaufen das Produkt von den weit im Innern anſäſſigen Stämmen.

In der Ausfuhr ſteht an zweiter Stelle der Kaffee. Derſelbe kommt teils wild, teils angepflanzt, in den Diſtrikten von Cazengo und Galungoalto vor; dieſer Artikel iſt leider in den letzten Jahren ſehr im Preiſe zurückgegangen, ſo daß es ſich kaum lohnt, ihn zu ernten und an die Küſte zu bringen.

Das Wachs von wilden Bienen kommt in seit Jahren fast gleichbleibenden Mengen zur Ausfuhr; gegenwärtig dürfte für ca. M. 1½ Millionen dieses Produktes exportiert werden.

Elfenbein kommt nur noch in Benguella in nennenswerten Quantitäten auf den Markt.

Der lokale Handel erstreckt sich vornehmlich auf: Branntwein, getrocknete Fische, lebendes Vieh, Bohnen, Mais und andere Lebensmittel.

Die bedeutendste Kultur in Angola ist die des Zuckerrohrs zur Schnapsbereitung. Das Zuckerrohr gedeiht in den feuchten, wasserreichen Niederungen, besonders in den Thälern der zahlreichen Flüsse und Bäche. Einzelne Pflanzungen beschäftigen Tausende von Arbeitern und erzeugen große Quantitäten des von den Negern so begehrten Zuckerrohr-Schnapses, der im Lande selbst raschen und lohnenden Absatz findet. In allen Teilen der Provinz, besonders aber in den wärmeren und wasserreichen Distrikten Loanda und Benguella haben genügsame und arbeitsame Portugiesen Pflanzungen angelegt. Ihre Zahl dürfte hundert übersteigen.

Diese Kultur war früher sehr gewinnbringend, da eine Pipe Zuckerrohrschnaps (ca. 450 Liter) einen Verkaufswert von durchschnittlich 300 Mark hatte, oft aber auch bis zu 400—500 Mark stieg. Mittlerweile sind die Preise durch Überproduktion sehr gefallen. Das gleiche Quantum Kartoffelsprit von gleicher Qualität und Stärke liefert Deutschland für ca. M. 100.— frachtfrei nach Angola; die Eingangszölle sind aber wie schon erwähnt, in den letzten Jahren allmählich so erhöht worden, daß der deutsche Sprit jenen bedeutenden Markt inzwischen fast ganz verloren hat. Während die Einfuhr deutschen Sprits im Jahre 1894 noch einen Wert von ca. M. 900.000 hatte, sank sie schon 1895 auf M. 700 000, 1896 auf M. 300.000 und 1897 auf M. 180.000! Jetzt wird kein Sprit aus Deutschland mehr bezogen, da die einheimische Erzeugung schon mehr als nötig liefert.

Das Zuckerrohr ist in 18 Monaten reif. Der Saft wird zwischen eisernen Walzen ausgepreßt, dann gegohren und später destilliert.

Das Zuckerrohr braucht viel Wasser; man findet die Pflanzungen daher vielfach in Gegenden, die von Flüssen in der Regenzeit regelmäßig überschwemmt werden; doch sind solche Gegenden für den Europäer äußerst ungesund. In vielen neueren Pflanzungen wird das Wasser durch Pumpwerke gehoben und durch sachgemäß angelegte Kanäle auf die Beete gebracht.

Die Pflanzer bringen es meistens in kurzer Zeit zu großem Wohlstande, da sie die Ländereien billig erwerben und auch die günstigen Arbeiterverhältnisse ihren Unternehmungen sehr zustatten kommen. Nach der Abschaffung der Sklaverei hat Portugal in seinen afrikanischen Kolonien das Kontraktsystem eingeführt, nach welchem jedermann eine beliebige Anzahl schwarzer Arbeiter auf die Dauer von höchstens 5 Jahren verpflichten kann, wobei er dem, der ihm die Arbeiter vermittelt oder zuführt, eine „Vermittelungsgebühr" bezahlt. Diese Gebühr beträgt je nach Geschlecht, Alter und Konstitution des Arbeiters 100—300 Mark für den Kopf. Der Arbeitgeber meldet den oder die Arbeiter, die er in den Dienst zu nehmen wünscht, bei der Behörde an, die eine Abgabe für jede Person erhebt, und vor welcher dann zwischen Arbeitgeber und Arbeiter ein schriftlicher Vertrag geschlossen wird. In diesem verpflichtet sich der Arbeiter, seinem Herrn für 5 Jahre treu zu dienen, der Arbeitgeber, seinen Arbeiter zu beköstigen und zu kleiden und

ihm einen, allerdings minimalen Lohn zu zahlen. Bei Streitigkeiten zwiſchen den Parteien wird Schutz und Vermittlung der Behörde angerufen. Die Arbeiter, meiſtens Kriegsgefangene aus den vielen Streitigkeiten zwiſchen eingeborenen Häuptlingen, werden von weißen und ſchwarzen Händlern von den Häuptlingen gegen Waren oder Geld erworben und dann in Trupps von 10—50 Perſonen an die Küſte gebracht. Hier werden ſie in irgend einer Faktorei untergebracht, wo ſie dann bleiben, bis Mieter dafür erſcheinen, die ſie auf ihre Pflanzungen mitnehmen. Auf den Plantagen werden die Leute im allgemeinen gut behandelt und verpflegt, da dies ja im Intereſſe des Arbeitgebers liegt; denn von einem kräftigen, wohlgenährten Mann kann er mehr Arbeit verlangen. Meiſtens gefällt es den Leuten, die man in der Regel verheiratet, auf den Pflanzungen ſo gut, daß ſie gerne für ihr Leben dableiben. Die Kinder ſolcher Arbeiter wachſen auf und werden zur entſprechenden Zeit zur Arbeit herangezogen.

Dieſes Kontraktſyſtem iſt wie die Verhältniſſe in Afrika nun einmal liegen, jedenfalls ſehr beachtenswert. Der Weiße kann in dieſem Klima nicht arbeiten, der Neger will nicht, alſo muß man ihn ſanft dazu zwingen. Auf einer Plantage, wo die Arbeiter human behandelt werden, iſt ſolch ein Neger viel beſſer daran als bei ſeinem Stamme, wo die Unthätigkeit und Begehrlichkeit der Männer immer nur zu Kriegen mit den Nachbarn führt.

Auf der Inſel São Thomé iſt der ganze blühende Plantagenbau der Arbeit dieſer Kontrahierten zu verdanken. Im Jahre 1897 wurden über 400 Arbeiter aus Angola eingeführt. Die Leute werden in São Thomé im allgemeinen gut behandelt; ſehr viele erwerben oder bekommen nach Ablauf ihrer Kontraktzeit ein kleines Stück Land, wo ſie Kakao und Kaffee pflanzen und mit ihren Familien in dem herrlichen Klima glücklich und ſorglos leben. Als Kriegsgefangene wären ſie zu Hauſe vielleicht dem Tode geweiht worden.

Die Unterhaltungskoſten dieſer Arbeiter ſind ſehr geringe, da faſt alles, was ſie brauchen, an Ort und Stelle wächſt. Fleiſch bekommen ſie höchſt ſelten, dagegen erhalten ſie getrocknete Fiſche zur täglichen Nahrung, die außerdem vornehmlich aus Mandioka, Mais und Bohnen beſteht. Jede Familie hat ihre eigene Hütte; Junggeſellen wohnen in größerer Anzahl zuſammen.

Nächſt dem Zuckerrohr iſt Kaffee am meiſten angepflanzt. Die Pflanzungen befinden ſich ſämtlich im Diſtrikt „Cazengo“. Die geſamte Ausfuhr von Kaffee aus Angola betrug im Jahre 1895 ca. 8000 Tons; doch iſt ſchwer zu ſagen, wieviel davon auf wild vorkommenden Kaffee entfällt. Der Kaffee von Angola iſt nicht ſehr geſchätzt; er iſt von gutem aromatiſchen Geſchmack, aber ſehr ſchlecht behandelt und ſchlecht gereinigt, ſo daß er an den europäiſchen Märkten zu den niedrigſt berechneten Sorten gehört. Der überaus niedrige Preisſtand des Kaffees ſeit einigen Jahren hat die Ausfuhr dieſes Produktes aus Angola ſehr zurückgehen laſſen, da die Pflanzungen bei den hohen Transportkoſten zur Küſte keine Rechnung bei dem Anbau finden. Auch der wildwachſende Kaffee wird von den Negern nicht mehr geerntet; vorausſichtlich wird daher die ganze Produktion von Kaffee in Angola erheblich zurückgehen, da man der Kultur keine Aufmerkſamkeit mehr zuwendet.

Außer Zuckerrohr und Kaffee giebt es keine Pflanzungen von Belang in Angola. Man hat in den letzten Jahren angefangen, Kautſchukbäume zu pflanzen, die zwar prächtig gedeihen; mir iſt aber noch kein Beiſpiel bekannt, daß die Verſuche ein befriedigendes Ergebnis gehabt hätten. Die künſtliche Zucht von Kaut-

Digitized by Google

ſchuk ſcheint nicht ſo leicht zu ſein. Tabak wird in kleinen Mengen gepflanzt. Er iſt von guter Qualität und auch vorübergehend ſchon exportiert worden. Seit zwei Jahren hat man ferner im Cazengo-Bezirk Verſuche mit Kakao gemacht, die ſehr befriedigende Reſultate ergeben haben ſollen.

Die Steppen-Gegenden Angolas eignen ſich vorzüglich zur Kultur von Baumwolle. Dieſe Pflanze wurde früher, vor 20 und 30 Jahren, in erheblichem Umfange gebaut; ſeither iſt die Produktion ſehr zurückgegangen, beſonders ſeit die Vereinigten Staaten die Baumwolle in ſo großem Maße erzeugen. Es macht ſich ſeit einiger Zeit eine ſtarke Bewegung geltend, die Anpflanzung von Baumwolle in Angola wieder zu beleben. Gegenwärtig ſchwankt die Ausfuhr zwiſchen 100—200 Tons jährlich, meiſtens aus Moſſamedes ſtammend.

In der ganzen Provinz wird Mandioca, Mais, Bohnen, ſüße Kartoffel (Batate) Bananen etc. zur Nahrung von Eingeborenen und Europäern gepflanzt; auch die europäiſche Kartoffel kommt im Süden Angolas ausgezeichnet fort. In Moſſamedes und beſonders in ſeinem Hochlande gedeihen alle europäiſchen Gemüſe und Getreidearten. Die Patres der Miſſion von Huilla, meiſtens Elſäſſer, brauen ein ganz trinkbares Bier aus ſelbſtgezogener Gerſte und Hopfen, ebenſo wie ſie Roggen und Weizen für ihr tägliches Brot ernten und aus ſelbſtgezogenem Wein Moſt keltern.

An Mineralien iſt Angola reich. An vielen Stellen hat man Gold und Kupfer gefunden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die Kupferminen von Bembe (zwiſchen Loanda und Ambriz) eifrig ausgebeutet; die Arbeiten ſind aus Mangel an Transportmitteln für das gewonnene Erz wieder eingegangen. Beſonders der Reichtum an Kupfer iſt in allen Teilen der Provinz ſehr bedeutend. Die Eingeborenen kennen den Prozeß der Kupfergewinnung, ſo daß im Innern große kreuzförmige Stücke geſchmolzenen Kupfers als Zahlungsmittel im Gebrauch ſind. (Ein ſolches Stück befindet ſich in meinem Beſitz).

Gold findet ſich als Alluvialgold in vielen Flüſſen und Bächen Angolas. Ebenſo findet es ſich im Geſtein, in Quarz und Schiefer, namentlich im Bezirk Moſſamedes, wo in der Region Caſſinga überaus reiche Goldlager gefunden worden ſind, die man als Fortſetzung der Goldvorkommen in Transvaal betrachtet. Leider ſtehen das ſchlechte Klima dieſer Gegend, Arbeitermangel und die leidigen Transportſchwierigkeiten einer energiſchen Ausbeutung dieſer Schätze bislang im Wege.

Eiſen findet ſich überall in Angola, teils im Geſtein, teils in Nüſſen frei umherliegend. Schon Ende des vorvorigen Jahrhunderts gab es im Innern von Loanda, bei Queluz am Lucalla Eiſenſchmelzöfen und Gießereien, die der weitſichtige Marquez de Pombal angelegt hatte und von Deportierten betreiben ließ. Die Ruinen jener Werke ſtehen heute noch.

Steinkohlen treten verſchiedentlich zutage, u. a. bei Dondo, an beiden Ufern des Quanza, und bei Novo Redondo. Die Kohle iſt bei von mir ſelbſt veranlaßten Verſuchen in Europa als gut befunden worden.

Queckſilber kommt in Moſſamedes vor; es iſt mir leider nicht gelungen, den von den Eingeborenen verſchwiegen gehaltenen Fundort ausfindig zu machen.

Blei und Zinn ſind nach glaubwürdigen Berichten ebenfalls vorhanden.

Schwefel kommt in den von mir beſuchten Minen von Dombe grande in reinſtem Zuſtande und großen Mengen vor.

Steinſalz wird am Quanza, ſowie am Caroco in großen Lagern gefunden.

In den Jahren 1895 und 96 habe ich mehrere Expeditionen zur Auffindung von Mineralien ausgeſandt, die teilweiſe ſehr befriedigende Ergebniſſe hatten. Nach dieſen Erfahrungen ſtehe ich nicht an, Angola als ein ſehr mineralreiches Land zu bezeichnen, deſſen Schätze an edlen und unedlen Metallen noch einmal eine große Rolle ſpielen werden und dieſen Beſitz zu einem ſehr wertvollen machen. Leider fehlen den Portugieſen Neigung, Kenntniſſe und Geld, neben der nötigen Ausdauer, um ſich der Hebung dieſes Reichtums zu widmen. Ausländiſches Kapital iſt für Unternehmungen in jenen Gegenden nur ſchwer heranzuziehen, aus allgemeinem Mißtrauen gegen portugieſiſche Verwaltung und Verhältniſſe, trotzdem das portugieſiſche Berggeſetz ein ſehr liberales iſt und zwiſchen Ausländern und Einheimiſchen nicht unterſcheidet.

Angola iſt ſehr reich an Flüſſen. Die bedeutendſten außer dem Konga ſind: der Loje-Fluß bei Ambriz, der Dande und Bengo nördlich von Loanda, der Quanza ſüdlich van Loanda, auf dem eine regelmäßige Dampfſchiffahrt nach Dondo ſtattfindet, der Rio Cuva bei Benguella velha, der Rio Egito, Rio Catumbella und Rio Cavaco bei Benguella, der Rio Coporollo ſüdlich von Benguella an deſſen Ufern ſich die bedeutendſten Zuckerrohr-Pflanzungen befinden, und in der Provinz Moſſamedes die Flüſſe Sao Nicolau, Giraul, Bera und Caraca. Alle dieſe Flüſſe ſind wichtige Faktoren im Leben der Anſiedler und Eingeborenen; an ihren Ufern reiht ſich Ortſchaft an Ortſchaft, und Pflanzungen aller Art vermehren den Wohlſtand der Bewohner. Die meiſten Flüſſe ſind ſchiffbar bis zu der Region, wo ſie ſich in Fällen von den Hochländern herabſtürzen. Der Dande wird ebenſo wie der Quanza mit Segelſchiffen und Kanus befahren, die übrigen mit Kanus oder Einbäumen, welche durch geſchickt benutzte Segel aus gewebten Gräſern oder Faſern eine ziemliche Schnelligkeit erlangen können.

Ebenſo wie an Flüſſen, iſt Angola reich an vorzüglichen Häfen. Einige derſelben zeichnen ſich durch beſondere Größe und Sicherheit aus. Die bedeutenderen und ſchönſten Häfen ſind: Loanda, Lobito, Benguella, Moſſamedes, Porto Alexandre und Tiger- oder Große Fiſchbai[1]). Häfen zweiter Größe und Güte ſind Kabinda, Santa Antonia, Ambriz, Novo Redondo, Elephantenbai und St. Martha-Bai.

Der Hafen von Loanda iſt durch die vorgelagerte langgeſtreckte Inſel „Ilha de Loanda" gegen das Meer vollſtändig abgeſchloſſen und bietet den Schiffen ſomit einen durchaus geſchützten Ankerplatz. Seine Tiefe iſt bei der nordweſtlich belegenen Einfahrt beträchtlich, ſo daß Schiffe jeder Größe dort ankern können. Nach der Küſte zu iſt der Hafen verſandet, hauptſächlich durch die Sandmaſſen, die durch den Regen von den Höhen hinabgeſpült werden. Seit mehreren Jahren iſt ein Bagger beſchäftigt, eine Fahrſtraße von den Landungsbrücken zu dem Ankerplatze der Seeſchiffe offen zu halten.

Der Hafen von Lobito iſt ebenſo wie der von Loanda durch eine vorgelagerte Landzunge gegen die See abgeſchloſſen. Der Lobito-Hafen iſt etwas kleiner als der von Loanda, dafür aber tiefer. Stellenweiſe erreicht ſeine Tiefe 40 m. Es iſt zu verwundern, daß die Portugieſen für ihre Niederlaſſung nicht dieſen prächtigen Hafen, ſondern den etwa 30 km ſüdlich gelegenen Hafen von Benguella

[1]) Vgl. die Fußnote weiter unten S. 533.

gewählt haben. Vielleicht liegt es daran, daß in Lobito Mangel an Trinkwasser herrscht; doch ließe sich diesem Mangel durch Ableitung des nötigen Wassers aus dem etwa 6 km südlich mündenden Flusse Catumbella leicht abhelfen. Es ist viel die Rede davon gewesen, als Ausgangspunkt für die ins Innere der Provinz Benguella geplante Eisenbahn den Lobito-Hafen zu wählen, was jedenfalls sehr praktisch wäre, da die Seeschiffe im Lobito-Hafen sicherer liegen und laden können als in der Bucht von Benguella.

Der Hafen von Benguella ist nach Norden offen, nach Süden dagegen durch den hohen „Sombreiro" Tafelberg gegen die häufigen Südweststürme geschützt. Die Brandung ist ziemlich stark, so daß die Dampfer weit draußen liegen bleiben müssen.

Der Hafen von Mossamedes öffnet sich nach Nordwesten gegen das Meer. Gegen Süden ist er durch die Ponta de Noronha begrenzt; unter dem Schutze dieses Vorgebirges ankern die Seeschiffe in beträchtlicher Tiefe und ganz dicht am Lande.

Wir kommen jetzt zu den beiden größten und schönsten Häfen der ganzen Küste: Alexanderbai und Tigerbai. Beide Häfen sind durch von Süden nach Norden verlaufende Sanddünen gegen den Ozean abgeschlossen und bieten den Schiffen einen geschützten Aufenthalt gegen die oft sehr heftigen Südwestwinde.

Der Hafen von Porto Alexander ist 788 ha groß. Seine Tiefe schwankt zwischen 9 und 36 m. Die Schiffe ankern ganz dicht am Lande.

Die Tigerbai ist 33.165 ha groß und bietet bei einer Tiefe von 5½ bis 36 m über 5000 Reg.-t. großen Seeschiffen einen prächtigen Ankerplatz[1]). Dieser schöne Hafen ist fast gänzlich unbenutzt. Auf der Sanddüne wohnen einige arme Fischer, die sich den überaus großen Fischreichtum der Bai zu Nutzen machen und die getrockneten Fische nach Porto Alexander und Mossamedes zum Verkauf bringen.

Seit ca. 2 Jahren laufen die portugiesischen Postdampfer die Tigerbai an, trotzdem daselbst fast kein Waren- oder Passagierverkehr ist. Die portugiesische Regierung will hierdurch ihre Souveränität bekunden. Aus demselben Grunde hat sie seit einiger Zeit einen Offizier als ihren Vertreter dahin geschickt, und bisweilen läßt sich ein portugiesisches Kriegsschiff daselbst sehen.

Einen großen Wert würde die Tigerbai als Ausgangspunkt einer Eisenbahn nach Deutsch-Südwestafrika besitzen[2]). Die deutsche Grenze des Cunene ist von der Tigerbai nur 30—40 km entfernt; das Hochland, welches sich zwischen diesen beiden Punkten erstreckt, bietet der Anlage einer Eisenbahn keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Der Cunene ist etwas oberhalb seiner Mündung nicht sehr breit; seine Ufer sind hoch; es ließe sich also mit Leichtigkeit eine Brücke über ihn legen, und der Zugang zum Norden Deutsch-Südwestafrikas wäre gefunden[3]).

Die eingangs genannten kleinen Häfen von Kabinda, São Antonio, Ambriz und Novo Redondo sind mehr oder weniger geschützte Buchten, in denen See-

---

[1]) Die seitens der Otaoi Expedition vorgenommenen Erkundigungen stellen den Wert der Tigerbai in eine weit mindere Beleuchtung. Die Schriftleitung.

[2]) Diese Ansicht hat sich als hinfällig erwiesen. Vergl. v. S.

[3]) Dieser Zugang ist durch Anschluß an die Eisenbahn-Swakopmund-Windhoek bei Karibse gegeben. Die Schriftleitung.

ſchiffe ankern und arbeiten können. In Novo Redondo iſt die Brandung ſehr ſtark; es kommen daher beim Landen durch das Umſchlagen der Boote oft beklagenswerte Unglücksfälle vor, denen jetzt durch Anlage einer eiſernen Landungsbrücke abgeholfen werden ſoll. Die Elephantenbai und St. Martha-Bai ſind große und ſchöne Häfen, die jedoch nach der Landſeite durch unzugängliche Felſen abgeſchloſſen ſind und ſo wirtſchaftlich keinen Wert haben.

Außer den genannten Häfen giebt es an der Küſte von Angola eine Unmenge weiterer kleiner Häfen, Ausbuchtungen und Flußmündungen, die für den lokalen Schiffsverkehr von großem Wert ſind.

Dieſe leichte Zugänglichkeit der Küſte, die regelmäßigen Winde, die Abweſenheit ſchwerer Stürme und die natürlichen Neigungen der ſeefahrenden portugieſiſchen Anſiedler haben es herbeigeführt, daß der lokale Schiffahrtsverkehr ein überaus reger iſt. Zwiſchen allen Häfen der angolenſiſchen Küſte kreuzen die flinken Segelſchiffe; ebenſo fahren ſie die Flüſſe hinauf, namentlich den Quanza, Bengo, Dande und Kongo und vermitteln den Warenaustauſch zwiſchen den einzelnen Handelsplätzen, Pflanzungen und ſonſtigen Niederlaſſungen. Von Süden bringen ſie getrocknete Fiſche, lebendes Vieh, Bohnen, Mais, Mandioca, Mehl, Branntwein u. ſ. w. nach Loanda, dem Kongo und Sao Thomé. Von Norden holen ſie Brennholz, Bauholz, Palmrippen u. ſ. w., um den holzarmen Süden damit zu verſorgen.

Während die größeren Segelſchiffe aus Europa oder Amerika bezogen werden, baut man die kleinen Schiffe im Lande; namentlich in Loanda und Benguella ſind gut ausgerüſtete Werfte.

Regelmäßige Dampferverbindungen zwiſchen Angola und Europa ſind die folgenden: 1) Die Empreza Nacional de Navegação von Liſſabon, Abfahrt von dort zweimal monatlich, am 6. und 21. jeden Monats, — vermittelt den raſcheſten Verkehr mit Europa. Die Dampfer dieſer Geſellſchaft ſind von 2500 bis 3500 Regiſtertons groß und bieten den Comfort, den man beanſpruchen darf. Die Portugieſen ſind umſichtige und vorſichtige Seeleute, ſo daß dieſe Geſellſchaft niemals von einem nennenswerten Unfall betroffen wurde. Die Paſſagepreiſe ſind, beſonders bei dem gegenwärtigen niedrigen Kurſe des portugieſiſchen Geldes, billig zu nennen. — 2) Die Woermann-Linie läuft Loanda, Benguella und einige kleine Häfen der Nordküſte (Ambriz, Ambrizette, Muſerra, Muculla, Landana) einmal monatlich an. Ihre Dampfer erfreuen ſich wegen ihres ſicheren, korrekten Dienſtes, ihrer Reinlichkeit und Ordnung, ihrer umſichtigen, zuverläſſigen Führung, der Zuvorkommenheit ihrer Kapitäne und Offiziere eines guten Rufes an der Küſte. Zum Lobe unſerer Seeleute ſei es geſagt, daß die an Bord der portugieſiſchen Dampfer ſo zahlreichen Beraubungen von Kaufmannsgütern an Bord der deutſchen Schiffe ſelten vorkommen. — 3) Die African Steam Navigation Co., ſowie die British & African Navigation Co. laſſen abwechſelnd jeden Monat einen Dampfer von Liverpool bis nach Loanda laufen. Dieſe Dampfer haben jedoch weder für den lokalen noch für den Verkehr mit Europa große Bedeutung für Angola.

Außer der ſchon oben erwähnten Eiſenbahn von Loanda nach Ambaca giebt es noch eine Schmalſpurbahn von Benguella nach Catumbella, ca. 25 km. die den ziemlich bedeutenden Verkehr zwiſchen den genannten beiden Handelsplätzen vermittelt.

Fahrbare Straßen giebt es in Angola nur sehr wenige, trotzdem die Regierung schon große Summen dafür aufgewandt hat. Es sind schon oft gute Anläufe genommen worden, um zwischen den Hauptpunkten Fahrstraßen anzulegen; aber meistens sind die Arbeiten an irgend einem schwerer zu überwindenden Hindernis oder an zu frühzeitigem Verbrauch der bewilligten Geldmittel gescheitert. Das Wenige, was fertig geworden war, ist dann auch nicht erhalten worden, und nach einigen Jahren hat die üppige Vegetation wieder alles überwuchert.

Der Verkehr des Innern vollzieht sich auf den engen Negerpfaden. Die Europäer bedienen sich meistens einer Hängematte, in seltenen Fällen der Pferde, Reitochsen oder Esel. Im Süden der Provinz, in Benguella und Mossamedes vermitteln die Buren in ihren mit vielen Ochsen bespannten Wagen den Waren- und Personen-Transport. Sonst werden die Waren überall im Innern durch schwarze Träger befördert, die mit Lasten von 30—40 Kilo auf dem Kopfe wochen-, ja oft monatlange Märsche zurücklegen und dabei guter Dinge sind. Der Transport durch Träger ist übrigens sehr teuer. Wo Flüsse überschritten werden müssen, liegen an den meisten Stellen Boote bereit, die von der Regierung oder nächsten Ortsbehörde angeschafft und unterhalten werden, und für deren Benutzung eine kleine Abgabe zu zahlen ist.

Eine Flußdampferlinie geht von Loanda den Quanza hinauf bis nach Dondo. Projektiert sind Eisenbahnen von Benguella nach Caconda und Bihé, sowie von Mossamedes nach Huilla; doch dürfte es mit deren Ausführung noch gute Weile haben, umsomehr, als die Resultate der Ambaca-Bahn so wenig befriedigt haben.

An Industrieen findet man in Angola nur wenige. In Loanda erzeugt eine gut eingerichtete Fabrik Mauersteine und Dachziegel. In Cacuaco (Loanda) wird in 2 Anlagen Kalk aus Kalkstein gewonnen. Außerdem wird viel Kalk aus Muscheln hergestellt, die am Meeresstrande aufgeschwemmt werden.

Zur Gewinnung von Salz sind an verschiedenen Orten am Meeresstrande, namentlich in Cacuaco, Benguella und Mossamedes große Salinen angelegt. Das Meerwasser wird in flache Behälter geleitet, wo es an der Sonne verdünstet, das Salz zurücklassend. Salz ist ein großer Handelsartikel nach dem Innern, wo es an vielen Orten fehlt, da Steinsalz nicht überall gefunden wird.

In Mossamedes giebt es einige kleine Fabriken von baumwollenen Decken, Wirkwaren und Netzen für Hängematten.

In Loanda existiert eine Fabrik von Zigarren, Zigaretten und Rauchtabak, die den einheimischen Tabak verarbeitet. Mangels guter Einrichtungen und verständiger Leitung erzeugt die Fabrik nur minderwertiges Fabrikat, das vornehmlich von den Schwarzen konsumiert wird, die leidenschaftliche Raucher sind, namentlich die Frauen.

Die Thätigkeit christlicher Missionen ist in Angola nicht sehr groß und tritt wenig in die Erscheinung, da an den meisten Orten fest angestellte katholische Geistliche die Seelsorge ausüben. Die bedeutendste der in Angola wirkenden Missionen ist die französische Kongregation der Brüder vom Herzen Jesu. Sie hat Niederlassungen in São Salvador (im Kongogebiet), in Malange, Libollo, Bailundo, Bihé, Cakonda und Huilla. Die Missionare sind vorwiegend Elsässer, sowie Franzosen und in französischen Missionsschulen erzogene Portu-

gieſen. Die Thätigkeit dieſer Miſſion iſt ſegensreich, da ſie ihre Arbeit nicht nur auf die chriſtliche Heilslehre beſchränkt, ſondern die ihr anvertrauten Kinder daneben im Leſen, Schreiben, Rechnen und namentlich in allen Handwerken unterweiſt. Einige ihrer Anſtalten, beſonders die in Huilla, unterrichten hunderte von Kindern und erziehen ſie theoretiſch und praktiſch zu brauchbaren, geſitteten Menſchen. Bei der Anſtalt in Huilla befinden ſich Handwerkſtätten der verſchiedenſten Art; ebenſo wird Gartenbau, Ackerwirtſchaft, Plantagenbau etc. gelehrt, ſodaß das Wirken dieſer tüchtigen, ſchlichten Leute kulturell von großem Segen iſt.

Von proteſtantiſchen Miſſionen ſind einige amerikaniſche und engliſche thätig. Von den amerikaniſchen hat die Taylor's Self Supporting Miſſion die meiſten Vertreter. Da dieſe Leute, wie ſchon aus dem Namen der Miſſion hervorgeht, im weſentlichen darauf angewieſen ſind, ſich ſelbſt ihren Unterhalt zu verdienen, betreibt die Mehrzahl der Miſſionäre Handel, vornehmlich mit den aus der Heimat empfangenen Liebesgaben. Ihr erziehender, ſittlicher Einfluß iſt unbedeutend, umſomehr, als die durch die Miſſionen vertretenen verſchiedenen Sekten ſich gegenſeitig befehden und ſich in wenig chriſtlichem Sinne ihre Adepten ſtreitig machen. Ihr dem Glanze abholder Gottesdienſt iſt dem, äußeren Eindrücken ſo zugänglichen, Neger wenig ſympathiſch; die in ſeine Sprache ſchlecht überſetzten Lieder bleiben ihm unverſtändlich. Daher ſieht das ganze Wirken dieſer Miſſionen in den Berichten, die ſie mit vielen Bildern an ihre Zeitungen nach Hauſe ſenden, größer und bedeutender aus, als es dem unparteiiſchen Beobachter im Lande erſcheint.

Deutſche oder Schweizer Miſſionen giebt es in Angola nicht.

Die Bevölkerung Angolas, die zwiſchen 4 und 8 Millionen geſchätzt wird, gehört der großen Familie der Bantu an. Dieſe zergliedert ſich wieder in verſchiedene Stämme, von denen ich einige erwähnen möchte.

Die Cabinda-Neger ſind wohlgebaut, intelligent und geſchickt. Sie finden vielfach im Dienſte der Europäer Verwendung als Köche, Handwerker, Diener; namentlich jedoch ſind ſie ſehr geſchickte Seefahrer.

Im Innern Angolas wohnen die Ambaquiſtas, ein in der Ziviliſation ſehr vorgeſchrittener Volksſtamm, der am meiſten von der europäiſchen Kultur profitiert hat. Faſt jeder Ambaquiſta kann leſen und ſchreiben, kleidet ſich nach europäiſchem Muſter und ahmt in ſeinem Leben europäiſche Sitten und Gebräuche nach. Sehr verbreitet iſt der Ambaquiſta als Privatſekretair und Ratgeber der kleinen Häuptlinge, für die er, ſtets mit Tinte, Feder und Papier bewaffnet, die endloſeſten Eingaben an die portugieſiſchen Behörden zu machen pflegt.

An den Ufern des Quanza leben die Quiſſamas, ein noch heute von Portugal nicht unterworfener Volksſtamm. Stolz und unabhängig hat er ſich allen Eindringungs-Verſuchen widerſetzt.

Weiter im Süden ſitzen die Bihé-Leute, die den Karawanenverkehr vermitteln und gute Handelsleute ſind.

Im großen Ganzen iſt Angola von friedfertigen Völkern bewohnt, die ihren Beherrſchern wenig Widerſtand entgegenſetzen und die portugieſiſche Hoheit als eine traditionelle Einrichtung reſpektieren.

Zum Schluſſe kommend, möchte ich meine Anſicht über Angola dahin zuſammenfaſſen, daß dieſe Kolonie unſtreitig eins der wertvollſten Juwele der

portugieſiſchen Krone bildet. Sein im allgemeinen erträgliches Klima, ſein Reichtum an Häfen und ſchiffbaren Flüſſen, ſeine friedfertige und anſtellige Bevölkerung, ſein zu tropiſchen Kulturen aller Art geeigneter Boden und die großen Mineralſchätze, die es in ſeinem Innern birgt, ſichern dem Lande eine entwicklungsfähige Zukunft. Im wirtſchaftlichen Leben des Mutterlandes ſpielen die Beziehungen zu Angola heute ſchon eine große Rolle und würden es noch mehr thun, wenn die beſte Kraft Portugals durch die immer noch ſehr ſtarke Auswanderung nach Braſilien nicht abgelenkt, ſondern ſich mehr an der Aufſchließung von Angola beteiligen würde. Für das übrige Europa aber bietet Angola heute kein begehrenswertes Feld der Thätigkeit, da die hohen Zölle, welche portugieſiſchen Handel und Schifffahrt gegen den Wettbewerb anderer Länder ſchützen, dem ausländiſchen Unternehmungsgeiſt keinen genügenden Raum bieten, ſich dort mit Ausſicht auf Erfolg zu verſuchen.

Deutsche Interessen in Zentralamerika.

Von Dr. Emil Jung.

Wie in vielen andren Gebieten Amerika's, so haben sich auch in Zentralamerika Deutsche in ganz hervorragender Weise an der Erschließung der Hilfsquellen des Landes und an seinem Handel beteiligt. Aber nicht mit Unrecht beklagt es Karl Sepper in seinem jüngst erschienenen, auf 12jährigen Studien fußenden Werke[1]), daß das Interesse für die mittelamerikanischen Gebiete bei uns nur gering ist. „Und doch, so schließt er sein in Briefform gegebenes Vorwort, handelt es sich hier um so schöne und wichtige Länder, um Länder, in welchen deutsches Kapital und deutsche Arbeit sich in so starkem Maße eingewurzelt haben, daß sich der Versuch wohl lohnt, ein allgemeineres Interesse für Mittelamerika zu wecken."

Spricht man von Zentralamerika, so versteht man darunter meist das schmale Verbindungsglied zwischen Nord- und Südamerika, fünf kleine Republiken sowie Britisch-Honduras und den zu Kolumbien gehörigen Staat Panama, doch wollen wir in unsere Betrachtung auch den Bundesstaat Mexiko hineinbeziehen, der sich wirtschaftlich so natürlich an seine kleinen Nachbarn anschließt.

Mexiko hat für uns Deutsche ein ganz besonders wohlthuendes Interesse, da sich hier die Vertreter und Träger der deutschen Kapitalien fast sämtlich ihre deutsche Staatsangehörigkeit bewahrt haben und nur in seltenen Fällen Mischehen mit Kreolinnen eingegangen sind. Unter den Inhabern der mehr als 50 deutschen, namentlich hanseatischen Handelshäuser mit 70 Millionen Mk. Betriebskapital giebt es nur zwei oder drei sogen. „Deutsche," die nicht mehr dem Reichsverband angehören. Den auf eine halbe Milliarde Mk. geschätzten Außenhandel Mexikos mit den Vereinigten Staaten, England, Frankreich und Deutschland — der letzte beläuft sich allein auf 30 Millionen Mk. — vermitteln zum größten Teil Deutsche. Einzelne deutsche Handelshäuser erzielen außerdem im Bankgeschäft Umsätze von mehr als 5 Millionen Mk. jährlich. Wegen der im Überseegeschäft bei Warenlieferungen üblichen Fristen von 3—6 Monaten schweben, trotz der häufig nach unten schwankenden Silberpreise, dauernd Kreditverpflichtungen bis zu 20 Millionen Mk. zwischen mexikanischen und reichsdeutschen, namentlich Hamburger Firmen, sowie zwischen deutsch-mexikanischen Häusern und eingeborenen Lieferanten und Kunden. Während in den Eisenbahnunternehmungen meist amerikanisches Geld thätig ist, hat sich deutsches Geld mehr den industriellen Unternehmungen und

[1]) Mittelamerikanische Reisen und Studien aus den Jahren 1888 bis 1890 von Dr. Karl Sepper. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1902.

dem Plantagenbetriebe zugewendet. Etwa 17 Millionen Mk. deutſchen Geldes arbeiten im Bergbau auf Silber, Blei, Gold und Eiſen, 11 Millionen in Textilunternehmungen, in Öl- und Weizenmühlen, Tabakfabriken u. a., 15 Millionen in Pflanzungen von Kaffee, Tabak, Vanille, Zucker und Baumwolle.

Der ſtarke und thatkräftige Stock der in Mittelamerika anſäſſigen Deutſchen bildet die feſte Grundlage und den Angelpunkt des deutſchen Export- und Importhandels mit den dortigen Republiken. Es ſind faſt ausſchließlich Hamburg und Bremen, die dorthin Handel treiben. Bremen führte im Jahre 1899 aus Mexiko für 461,908, aus Zentralamerika für 4,641,782 Mk. Waren ein und dorthin für 408,226 bez. 164,782 Mk. Waren aus. Hamburg dagegen führte aus Mexiko für 14,303,830, aus Zentralamerika für 44,872,230 Mk. Waren ein, und nach Mexiko für 26,233,850, nach Zentralamerika für 12,501,320 Mk. In früheren Jahren hatten dieſe Beträge weit höher geſtanden. Vor drei Jahren führte Guatemala allein für faſt 35 Millionen Mk. Waren aus. Der Rückgang erklärt ſich aus dem enormen Preisſturz der Landesprodukte, namentlich des Kaffees, der für Guatemala von jeher Hauptausfuhrartikel geweſen iſt.

Auch in Zentralamerika hat deutſches Kapital im Handel und in der Induſtrie, hauptſächlich jedoch in Plantagenunternehmungen, ein lohnendes Arbeitsfeld gefunden; nicht weniger als 225 Farmen und Ländereien bedecken 3300 qkm im Geſamtwerte von 76 Mill. Mk. und liefern allein an Kaffee 2000 Tonnen. Von dem Werte des deutſchen Grundbeſitzes entfallen 85 Proz. auf Guatemala.

Gerade in Guatemala haben ſich beſonders viele deutſche Pflanzer niedergelaſſen, auch ſind hier Kredite in großem Umfang gewährt worden. Nach Mitteilungen des Herrn Hugold von Behr, bis 1899 Legationsſekretär der kaiſerlich-deutſchen Geſandtſchaft in Guatemala, betrug der deutſche Grundbeſitz in der ganzen Republik 2725 qkm, alſo bedeutend mehr als der Umfang des Herzogthums Anhalt, im Werte von 64 Mill. Mk. Der deutſche Grundbeſitz nimmt etwa 2,25 Proz. der Geſamtfläche der Republik ein. Die Zahl der Kaffeebäume auf den deutſchen Beſitzungen betrug 17,7 Millionen. Die 40 im Lande thätigen deutſchen Handelsfirmen mit 15 Zweiggeſchäften arbeiten mit einem Kapital von 18,9 Mill. Mk. und Krediten in Höhe von 19,3 Mill. Mk. In Eiſenbahnen und induſtriellen Unternehmungen hatten Deutſche 5,1 Mill. Mk. angelegt, die deutſchen Kredite beliefen ſich auf 66 Mill. Mk., die Geſamtſumme des in Guatemala angelegten Kapitals auf 155,5 Mill. Mk. „Leider", ſo fügt Sepper, dem wir dieſe Zahlen entnehmen, dieſer Aufſtellung hinzu, „müſſen dieſe Werke in Folge der ſchweren Finanzkriſe, die in den letzten Jahren über Guatemala laſtete, bedeutend herabgeſetzt werden, aber immerhin iſt deutſcher Beſitz in Guatemala ein höchſt wichtiger Faktor und es iſt zu verwundern, daß das deutſche Kapital die günſtigen Gelegenheiten nicht wahrnahm, ſich die Kontrolle über die wichtige auszubauende Nordbahn des Landes zu ſichern; doch haben die Erfahrungen mit der Verapaz- und der Oeosbahn, an denen deutſches Kapital hauptſächlich intereſſiert iſt, allerdings nicht zu weiteren Vorſtößen ermuntern können.

Auch über die Beteiligung deutſchen Kapitals an wirtſchaftlichen Unternehmungen in den übrigen kleinen Republiken, Salvador allein ausgenommen, liegen Angaben vor. In Nicaragua gab es acht deutſche Handelshäuſer mit einem Kapital von 1,8 Mill. Mk. Der Wert des deutſchen Grundbeſitzes in den

Städten dieſer Republik betrug 450,000 Mk. In Plantagen waren 1,650,000 Mk. angelegt, die Kredite beliefen ſich bei landwirtſchaftlichen Unternehmungen auf 9,2, bei kaufmänniſchen auf 1,02 Mill. Mk.; die Geſamtſumme des in der Republik arbeitenden deutſchen Kapitals wird auf 14,1 Mill. Mk. angegeben.

Viel bedeutender iſt die Teilnahme deutſchen Kapitals an den verſchiedenen Erwerbszweigen Coſtaricas. In dieſer kleinen Republik hatten die Deutſchen in ländlichem Grundbeſitz angelegt 9,7 Mill. Mk., in ſtädtiſchem Grundbeſitz 2,4 Mill. Mk., in kaufmänniſchen Unternehmungen 7,5 Mill. Mk., in kaufmänniſchen Krediten 20 Mill. Mk., in landwirtſchaftlichen Krediten 300,000 Mk., zuſammen 39,9 Mill. Mk. Für Honduras wird die Geſamtſumme des deutſchen kaufmänniſchen Kapitals in elf deutſchen Handelshäuſern auf 2 Mill. Mk. veranſchlagt.

Frankreichs koloniale Eisenbahnpläne.

Der Bericht des früheren Ministerpräsidenten Dupuy an den Senat über das Kolonialbudget enthält eine Anlage, worin der gegenwärtige Stand der Eisenbahnpläne in den französischen Kolonien dargestellt wird. In erster Linie werden die drei Strecken aufgeführt, die den Niger erreichen sollen.

1. Eisenbahn vom oberen Senegalfluß nach dem mittleren Niger.

Der Ausgangspunkt ist Kayes am Senegal, der Endpunkt Kulikoro am Niger. Die Gesamtlänge wird 563 km betragen. Am 1. Juli 1901 war km 279, am 31. Dezember km 309 erreicht. Für dieses Unternehmen ist in dos diesjährige Budget ein Zuschuß von 668000 Fr. gestellt. Die Fortführung war einen Augenblick in Frage gestellt, weil man vergessen hatte, für die Finanzierung über Ende 1901 hinaus zu sorgen; es wurde daher unterm 2. März 1902 ein besonderes Gesetz erlassen. Der Bahnbau kann bis Ende 1904 den Niger erreichen. Die größten Schwierigkeiten, die das Gelände bietet, sind bereis überwunden.

2. Eisenbahn von Konakry nach dem Niger (Franz. Guinea).

Der Endpunkt ist Urussо am Niger. Die ganze Strecke beträgt 681 km. Die erste Strecke von 135 km bis Frigiogbe wird wahrscheinlich im Jahre 1903 in Betrieb gesetzt werden. Diese Strecke baut die Kolonie auf ihre Kosten, und zwar 120 km durch Verdingung, 15 km durch ihr eigenes Personal. Für die weiteren Strecken sind Unterhandlungen mit einer Gesellschaft im Gange, die gegen feste Zuschüsse und Ländereien den Bau und den Betrieb übernehmen würde. Die ganze Strecke von 681 km wird auf 68 Mill. fr. oder 100000 fr. für den Kilometer angeschlagen, alles einbegriffen. Die ersten 135 km kommen auf 88000 fr. für den Kilometer, zusammen also rund 12 Mill. fr. Durch eine Verordnung vom vorigen Jahre ist die Kolonie ermächtigt worden, eine Anleihe von 4 Mill. fr. zur Fortsetzung des Bahnbaues aufzunehmen. Wenn die Unterhandlungen wegen der weiteren Strecken zum Ziele führen, wird ein Teil dieser 12 Millionen fr. der Kolonie zurückerstottet werden. Der fronzösische Staatsschatz wird nicht in Anspruch genommen.

3. Eisenbahn von Kotonu nach dem Niger (Dahome).

Diese Verbindung zerfällt in drei Strecken: 1. die bereits konzedierte Stichbahn von 191 km von Kotonu noch Pauignan nebst Küstenbahn von 15 km

von Pahu nach Widdah; 2. die bedingt konzedierte Strecke von 200 km von Pauignan nach Tſchauru; 3. die Verlängerung von Tſchauru nach Madekali am Niger. Die Kolonie läßt den Unterbau aus ihren eigenen Mitteln, ohne Anleihe, fertigſtellen und liefert ihn der Konzeſſionsgeſellſchaft, die den Oberbau, die Lieferung des Fahrmaterials und den Betrieb übernimmt. Dafür gewährleiſtet die Kolonie der Geſellſchaft eine Mindeſteinnahme, ohne daß ihr Zuſchuß 2000 fr. für den Kilometer überſteigen kann. Der Betriebsgewinn wird zwiſchen der Kolonie und der Geſellſchaft nach einer gegebenen Formel geteilt werden, erſt nach Vierteln, dann nach Dritteln, endlich zur Hälfte. Die Bauarbeiten, die von einheimiſchen, von den Häuptlingen geſtellten Leuten bewerkſtelligt werden, ſchreiten raſch voran. Der Unterbau der erſten Strecke iſt nahezu vollendet. Die Arbeit wird im Stücklohn bezahlt. Die Koſten für die 206 erſten Kilometer werden auf 60000 fr. für den Kilometer, im ganzen alſo 12,36 Mill. fr. geſchätzt; davon kommen auf den Unterbau rund 15000 fr. für den Kilometer. Auch hier wird die Hilfe des franzöſiſchen Staates nicht in Anſpruch genommen.

4. Elfenbeinküſte.

Eine 240 km lange Eiſenbahn ſoll demnächſt vergeben werden. Sie zerfällt in folgende Teilſtrecken: 1. Allepe nach Golieſo am Nſi, 200 km; 2. Küſtenbahn nach dem Hauptort Bingerville, 40 km. Eine ſpätere Verlängerung nach Kong, wodurch die Geſamtlänge auf 550 km gebracht würde, wird bereits in Ausſicht genommen. Dieſe Konzeſſionierung, die unter ähnlichen Bedingungen wie bei der Dahomebahn ſtattfinden ſoll, wurde einer belgiſch-franzöſiſchen Gruppe verweigert. Die Koſten für die 200 erſten Kilometer werden auf 15 Mill. oder 75000 fr. für den Kilometer geſchätzt. Der franzöſiſche Staatsſchatz wird ebenfalls nicht beanſprucht.

5. Franzöſiſch-Kongo.

In ſeinem Bericht führt Herr Dupuy folgendes aus: „Wenn wir uns nach dem Kongo wenden, können wir uns gegenüber dem Projekt der Deutſchen, eine Eiſenbahn von Batanga (Kamerun) nach Ueſſo am Sangha anzulegen, nicht gleichgültig bleiben. Dieſe Bahn würde für die Sangha-Gegend dieſelbe Bedeutung haben wie die Bahn von Matadi nach Leopoldville für den Süden unſerer Kolonie. Es wäre nun bedauerlich, wenn wie uns für das Land nördlich vom Kongo eine franzöſiſche Bahn nicht beſſer zu ſichern wüßten, als für das Land im Süden. Allerdings werden wir in den Berichten der Reiſenden und den Artikeln der Zeitſchriften zahlreiche Projekte empfohlen. Allein für Franzöſiſch-Kongo ſcheint das Studium zweier Strecken weſentlich zu ſein: einer Erſchließungsbahn, die von Libreville nach Ueſſo ginge, und die von dem Adminiſtrateur Foureau, einer der zuſtändigſten Perſönlichkeiten in Kongo-Angelegenheiten, empfohlen wird; einer Verbindungsbahn zwiſchen dem Ubanghi- und dem Schari-Becken, von Fort Sibut (an einem Nebenfluß des Ubanghis) nach Fort Crampel (am Zuſammenfluß des Nanas und des Gribinghis) führen und

eine Länge von etwa 150 km erhalten würde. Letztere Bahn, die Herr Gentil für unentbehrlich hält, würde die Verbindung zwischen den beiden Teilen des Kongogebietes herstellen, die bereits durch die Flußschiffahrt zugänglich sind . . . Auf diese Weise würde die politische Einheit dieser großen Besitzung hergestellt werden."

6. Madagaskar (Eisenbahn von Tamatave nach Tananarivo.)

Diese Linie, die einzige, für die ein abgeschlossenes Projekt vorhanden ist, wird eine Länge von 396 km in folgenden drei Abschnitten haben: 1 Tamatave nach Aniverano am Bohitra, 106 km. Die Ausführung dieses Abschnittes kann zurückgestellt werden, weil man vorläufig den allerdings noch zu regulierenden Palangane-Kanal benutzen kann; 2. und 3., zusammen 290 km zur Verbindung von Aniverano mit Tananarivo. Die Kolonie hat im Jahre 1900 für den Bahnbau eine Anleihe von 60 Mill. fr. aufgenommen. Die Arbeiten werden in kleinen Losen an Unternehmer vergeben. Sie begannen am 1. März 1901 mit einer Strecke von 56 km, die jetzt vollendet sein müßte. Über den Betrieb ist noch nichts entschieden. Die Ausgabe wird mit Einschluß des beweglichen Materials auf 170000 fr. für den Kilometer geschätzt, sodaß noch für 7 bis 8 Mill. fr. Mittel zu beschaffen wären. Das Mutterland braucht nicht einzugreifen.

7. Somaliküste. Eisenbahn von Djibuti nach Harrar.

Diese Bahn geht von Djibuti nach dem in der Luftlinie 560 km entfernten Addis-Adeba, der Hauptstadt Abessiniens, wird also in Wirklichkeit eine Länge von 750—800 km erhalten. Die Strecke von 285 km bei Harrar ist vorstudiert; nach letzterem Orte wird eine 12 km lange Zweigbahn führen. Es sind 225 km im Bau und 209 vollendet.

Auf abessinischem Gebiete wurde die Eisenbahn der Compagnie impériale des chemins de fer éthiopiens konzediert, an deren Spitze die Herren Ilg und Chefneux stehen. Die Gesellschaft ist französisch. Mit einem Kapital von 10 Mill. soll sie auf ihre Kosten den Unterbau und den Oberbau herstellen und den Betrieb sichern. Es sind ihr 100 ha Land für jeden Kilometer überwiesen; auch darf sie eine Wertgebühr von 10 % auf die beförderten Waren erheben. Bei der Konzessionierung war die französische Regierung nicht beteiligt. In den letzten Monaten jedoch ereigneten sich Zwischenfälle, die sie zum Einschreiten veranlaßten. Die abessinische Gesellschaft war in Schwierigkeiten geraten, die sich englische Kapitalisten sofort zunutze machen wollten, um das Unternehmen an sich zu reißen. Nachdem der Abgeordnete Etienne, einer der leitenden Kolonialpolitiker Frankreichs in der Kammer die Aufmerksamkeit der Regierung auf diesen Vorgang gelenkt hatte, brachte der Kolonialminister einen Gesetzentwurf ein, der bezweckte, die Gesellschaft über Wasser zu halten. Zu dem Ende war zwischen dem Schutzgebiet der Somaliküste und der Gesellschaft ein Abkommen getroffen worden, das durch diesen Entwurf gutgeheißen werden sollte. Das Gesetz wurde vor Schluß der Tagung verabschiedet. In der Begründung wurde ausgeführt: „Selbst wenn die wirtschaft-

lichen Ergebnisse der nächsten Jahre weniger zufriedenstellend sein sollten, ist die Regierung der Ansicht, daß die Vorteile, welche die Anlage dieser Eisenbahn den französischen Interessen in dieser Gegend sichern wird, in ihrer Gesamtheit wesentlich genug sind, um die der Gesellschaft der äthiopischen Bahnen gesicherte Mitwirkung mittels des beifolgenden Abkommens zu begründen."

8. Algerisches Hinterland. Ain Sefra nach Djenan ed Dor.

Im Hinterlande Algeriens ist eine Eisenbahn in der Richtung nach der Oase Eigig und darüber hinaus im Bau, zwischen Ain Sefra und Duveyrier ist die Strecke fertig und der Bahnhofsdienst eröffnet; die Züge verkehren je nach dem Bedarf für die Verproviantierung der Militärstationen und die Beförderung von Truppen. In der Richtung nach Djenan ed Dar ist die Schienenlegung von Duveyrier bis Uëd el Hassi beendigt: letzterer Ort liegt 4 km von der Stadtmauer von Eigig gegenüber dem Dattelpalmenwald. Man beabsichtigt von dort unter Umgehung Eigigs nach Norden über Beni Ussef abzuschweifen, um dann nach Süden, nach Djenan ed Dar, fortzusetzen. Der Staat vollführt den Bahnbau, während die Gesellschaft, die in Algerien den Betrieb der Staatsbahnen bewirkt, auch den Betrieb dieser Strecke übernommen hat.

„Ist es eine Stichbahn für die Saharabahn?" fragt Herr Dupuy in seinem Bericht. Man darf sich fragen, ob das Riesenwerk einer Durchquerung der Sahara mittels des Schienenstranges durch ein thatsächliches wirtschaftliches Interesse geboten ist. Zahlreiche Projekte sind aufgetaucht und auf Reisen studiert worden, zu dem Ende, Algerien mit dem Niger und dem Tschadsee zu verbinden. Ohne die Schwierigkeiten zu erwähnen, die aus dem Wettbewerb der algerischen Provinzen um den Ausgangspunkt entstehen, muß man sich fragen, ob nach dem Abkommen vom 14. Juni 1898, das England alles reiche Gebiet im Sudan überläßt, wir noch immer Interesse an einer Saharabahn haben. Der Forscher Foureau wirft diese Frage am Schlusse des Werkes über seine Reise (D'Alger au Congo par le Tchad) auf. Wenn man bedenkt, daß es sich um den Bau einer Bahn von 2500 bis 2700 km durch die Wüste handelt, so kann man der sehr wichtigen Schlußfolgerung des Forschers nur beipflichten, deren Wortlaut hier angeführt sein mag: „Wenn man das Unternehmen vom geschäftlichen Standpunkt erwägt und bedenkt, daß es ein ungeheures Kapital verschlingen würde, dann habe ich nur ein geringes Vertrauen auf die wahrscheinliche Ertragsfähigkeit der Saharabahn, da ich einen Verkehr auf ihr nicht vorauszusehen vermag. Will man es jedoch nur als ein gewaltiges Herrschaftsinstrument auffassen — andere würden eine Reichsbahn sagen, und es ist schließlich dasselbe — so würde die Saharabahn unter diesem besonderen Gesichtswinkel als ein herrliches Werk erscheinen, das manche Schwierigkeiten ebnen und manche Hindernisse beseitigen würde." Aus diesen Äußerungen ergiebt sich eine deutliche Mahnung zur Vorsicht und selbst zum Mißtrauen; es wird klug sein, nicht darüber hinweg zu sehen."

9. Eisenbahnen in Indochina.

Das Parlament hat zwei Gesetze über den Bau von Eisenbahnen in Indochina erlassen, nämlich:

1. Das Gesetz vom 25. Dezember 1898, wodurch die Kolonie ermächtigt wird, eine Anleihe von 200 Millionen Fr. mit 75jähriger Tilgung ausschließlich für Eisenbahnbauten aufzunehmen. Es handelt sich um folgende Strecken, deren Betrieb durch Verträge vergeben werden kann, die der Genehmigung des Parlaments unterliegen:

Strecken:	Ungefähre Länge in km.	Voraussichtliche Ausgabe in Millionen Fr.
a. Haiphong nach Hanoi und Laokay	385	50
b. Hanoi—Nam Dinh—Vinh	320	32
c. Turan—Hué—Quang und Tri	195	24
d. Saigon—Chau Hoa—Lang Bian	650	80
e. Mytho—Vinh Long—Cantho	95	10
dazu für Unkosten der Anleihe und verschiedenes		4
Zusammen	1645	200

Millionen Fr. Außerdem ist die Regierung ermächtigt worden, der Gesellschaft, welche die Konzession einer Eisenbahn von Laokay nach Yünnansen und Nebenstrecken erhalten wird, eine Zinsgewähr bis zu 3 Mill. Fr. auf 75 Jahre zu bewilligen. Der Vertrag des Generalgouverneurs mit der Gesellschaft unterliegt ebenfalls der Genehmigung des Parlaments.

2. Das Gesetz vom 5. Juli 1901, welches die Genehmigung eines solchen Vertrages für den Bau und den Betrieb eines Teiles der Eisenbahn von Haiphong nach Yünnansen anordnet.

Im einzelnen ist der Stand der Arbeiten folgender:

a. Auf der Strecke Haiphong—Laokay sind die Arbeiten im Gange. Im März 1902 sollte die Strecke Haiphong—Hanoi beendet sein;

b. auf der Strecke Hanoi—Nam Dinh—Vinh sollte ebenfalls eine Teilstrecke, bis Ninh Binh, im März 1902 eröffnet sein, eine weitere bis Giem im November 1902 und die letzte im Jahre 1905;

c. auf der Strecke von Turan nach Quang Tri wird bis Hué (104 km) am Unterbau und der Anlage der großen Brücken gearbeitet. Die Strecke bis Hué soll 1904 vollendet sein. Die Vor-Studien bis Quang Tri sind eingeleitet.

d. Im Bau ist die Strecke bis Ling (132 km). Die Vollendung wird 1903 erwartet. Weiterhin sind die Vorstudien im Gange.

e. Ueber die Vorstudien ist man auf der Strecke von Mytho nach Cantho noch nicht hinaus.

Was die von Laokay nach Yünnansen, also in das chinesische Gebiet führende, 468 km lange Eisenbahn betrifft, so soll sie 1907 bis Montsé und 1910 bis Yünnansen vollendet und dem Betrieb übergeben sein. Die Gesellschaft hat die Vorstudien begonnen. Das Kapital, dessen sie für den Bau und den Betrieb bedarf, wird auf 101 Mill. fr. geschätzt. Frankreich verspricht sich von dieser Bahn ein großes Geschäft mit China und hofft, den Verkehr der Gegend von Suisu am Blauen Fluß nach Haiphong zu lenken, dessen Hafen übrigens entsprechend den neuen Bedürfnissen instand gesetzt werden müßte. Die Erschließungsbahn nach China bildet die Fortsetzung der bereits in Betrieb stehenden Privatbahn von Hano nach Na Cham, Langson und Dong-Dang (chinesische Grenze.) Diese Bahn war vorläufig mit der Spur von 60 cm angelegt worden, erhält jedoch Meterspur.

10. Guyana.

Das Kolonialminiſterium hat das Projekt des Ingenieurs Leoat für eine Bahnverbindung von Cayenne nach den Goldbezirken angenommen und dieſem Fachmann eine Bau- und Betriebskonzeſſion verliehen, die noch der Genehmigung des Präſidenten der Republik bedarf, da der Konzeſſionär die Aufbringung des nötigen Kapitals nachweiſen muß. Vergeben ſind:

1. eine Bahn von Cayenne längs der Flüſſe Conté und Orapu in das Approuague-Becken und durch das Thal des Inini nach dem Awa, einem Nebenfluß der Maronis; von der Approuague-Gegend ſoll eine Zweigbahn nach dem Kriekfluß Yaoué im Becken des Oyapock führen.

2. eventuell, Zweigbahnen, die der Konzeſſionär in einem Bereich von 50 km zu beiden Seiten der Hauptbahn anlegen will, ſowie eine Verlängerung der sub 1 erwähnten Strecken, in ſüdlicher Richtung.

Der Konzeſſionär erhält im Intereſſe der Koloniſierung 200000 ha Domanialland. Die Kolonie gewährt ihm einen Zuſchuß von 300000 fr. jährlich.

11. Neukaledonien.

1. Dem Induſtriellen Oulès in Noumea iſt der Bau und der Betrieb einer Bahn von Mandai nach Bourail ohne Zuſchuß oder Zinsgewähr übertragen worden.

2. Eine 250 km lange Bahn von Noumea nach Bourail iſt nicht vergeben worden. Der Koſtenanſchlag beträgt 13,238 Mill. fr. Die Kolonie unternimmt die Fertigſtellung des Unterbaues ſelbſt und hat letzteren auf 54 km vollendet. Die Geſamtausgabe für dieſe erſte Strecke wird durch eine bei der franzöſiſchen Altersrentenkaſſe aufgenommene Anleihe von 5 Mill. fr. gedeckt werden.

Dabei wird die Kolonie nicht ſtehen bleiben, denn der Gouverneur kündigte bei dem Beginn des Bahnbaus im vorigen Jahre die Abſicht der Privatbahn an, Nepoui mit Poya im Süden und Kone im Norden zu verbinden. Wenn man alſo die Bourailer Staatsbahn nach Poya fortſetzt, kann die Verbindung mit Kone leicht erreicht werden. Außerdem ſoll in jedem Thale von Oſten nach Weſten eine Straße gebaut werden, um die Zufuhr zur Eiſenbahn zu ſichern.

Wir können Frankreich um dieſe klar und deutlich vorhandene Politik mit Bezug auf die Eiſenbahnen beneiden, die in einzelnen Fällen, wie in Neukaledonien, bereits durch ein Programm für den Straßenbau ergänzt wird. Sehr verſchieden ſind die Intereſſen, denen die 6000 km Eiſenbahnen in vier Erdteilen förderlich ſein ſollen, und dem entſprechend iſt auch die Art der Heranziehung des franzöſiſchen Kapitals zu den kolonialen Eiſenbahn-Unternehmungen verſchieden Aber ob es ſich um Reichs-, Kolonial- oder Privatbahnen handelt d. h. ob die Bahnen auf Veranlaſſung des Mutterlandes und durch dieſes oder mit deſſen

Gelde, durch eine Kolonie oder für sie durch einen Unternehmer mit oder ohne Landbewilligung und Zinsgewähr oder endlich als reines Privatunternehmen gebaut werden, die Ausführung der einzelnen Projekte ist gesichert. Denn in den meisten Fällen ist es, dank der finanziellen Selbständigkeit, welche die Kolonien genießen, nicht nötig, das zeitraubende Verfahren der Gesetzgebung durch das Parlament einzuschlagen, das sich übrigens mehr und mehr kolonialfreundlich erweist und im Notfall, wenn es sich um Sein oder Nichtsein einer französischen Unternehmung handelt, wie im Falle der Eisenbahn nach Abessinien, auch einmal schleunig zu handeln bereit ist. Die finanzielle Mündigkeit, welche die für uns wichtigsten, westafrikanischen Besitzungen Frankreichs dadurch erreicht haben, daß das Mutterland ihnen die militärischen Kosten nicht aufbürdete, gestattet die selbständige Aufnahme von Anleihen. Nicht auf dem offenen Markt, wo bei dem erklärlichen Anspruch des europäischen Kapitals, von außereuropäischen Geschäften höhere Zinsen zugesichert zu erhalten als von heimischen, und bei der bekannten Ängstlichkeit grade des französischen Kapitals gegenüber überseeischen Unternehmungen, unerschwingliche Bedingungen gestellt werden würden, sondern bei den reichen Kassen, die das französische Verwaltungsrecht geschaffen hat, wie der Hinterlegungs- und der Altersrentenkasse. Vielleicht liegt darin ein Wink für unsere Regierung und unsere Finanzwelt, die das Mittel finden müssen, die Schutzgebiete der vernichtenden Allmacht eines kolonialfeindlichen Parlaments wenigstens dann zu entrücken, wenn dieses Parlament keine unmittelbare Reichshülfe genehmigen soll.

Soeben erschien in der Verlagsbuchhandlung
von Wilhelm Süsserott, Berlin W, Potsdamerstr. 42.

Kreuz und Quer durchs Leben.

I.

Sumatra

von Woldemar von Hanneken.

Preis Mk. 1,20; postfrei Mk. 1,30.

Der Verfasser, welcher viele Jahre in Ostasien und der deutschen Südsee zugebracht, schildert in diesem ersten Bändchen, welches in die Abschnitte. „Wie ich Tabakpflanzer wurde", „Lehrzeit" und „Wanderjahre" eingeteilt ist, seine persönlichen Erlebnisse auf der Insel Sumatra.

Der zweite Teil, welcher in einiger Zeit erscheinen wird, behandelt China, Kaiser Wilhelmsland und Bismarck-Archipel. China wurde vom Verfasser zweimal besucht und zwar das erste Mal während der Jahre 1884—1886 und dann im Jahre 1900, in welchem er als Hilfsdelegirter der freiwilligen Krankenpflege an der ostasiatischen Expedition teilnahm.

Viel Trauriges und manch Freudiges ist dem Verfasser auf seinem Lebenswege begegnet. Die Zeit hat ersterem allmählich die Schärfe genommen und so begegnen wir überall einer sachlichen und ruhigen Beurteilung der Verhältnisse und der in Betracht kommenden Personen. Das Werk bietet durch seine flüssige Schreibweise eine sehr interessante Lektüre.

Die wirtschaftliche Entwickelung unserer Schutzgebiete in Afrika und der Südsee im Jahre 1900/01.

Auf Grund des amtlichen Jahresberichtes dargestellt von Professor Dr. G. K. Anton (Jena).

I. Ostafrika.

Deutsch-Ostafrika, das größte und der absoluten Zahl nach bevölkertste unserer Schutzgebiete, bietet im ganzen ein Bild ruhig vorwärts schreitender Entwickelung, die die ungünstige Beurteilung nicht rechtfertigt, der es heute im Mutterlande vielfach begegnet. Ich führe diese zurück auf die viel zu großen Erwartungen, die der schwärmerische Enthusiasmus kolonialer Optimisten anfangs von seiner Zukunft gehegt und verbreitet hatte. Naturgemäß mußte ein pessimistischer Rückschlag in seiner Wertschätzung eintreten, als die Enttäuschungen, die uns auch in Ostafrika nicht erspart geblieben sind, zusammentrafen mit den resignierten Ausführungen, in denen Professor Wohltmann seine amtlichen Untersuchungen über den Kulturwert der Kolonie weiteren Kreisen zugänglich machte. Und dies umsomehr, als unsere öffentliche Meinung noch viel zu sehr befangen ist in der aus mißverstandenen Systemen kolonialer Lehrbücher abgeleiteten Ansicht, eine unter den Tropen gelegene Kolonie müsse die Bedeutung eines europäischen Treibhauses haben, für den Plantagenbau der edleren und wertvolleren tropischen Gewächse geeignet sein, wenn sie überhaupt Wert besitzen solle.

Mit demselben Rechte könnte ein afrikanischer Neger dem deutschen Mutterlande allen wirtschaftlichen Wert absprechen, weil es nur in der Rheingegend für den Weinbau in Betracht komme. Jene nicht genug zu bekämpfende Meinung übersieht gänzlich, daß der Plantagenbau nur einer der vielen Faktoren ist, von denen der wirtschaftliche Wert Ostafrikas abhängt, und daß selbst bei dieser Einschränkung, die ihn der ausschlaggebenden Rolle entkleidet, noch hinreichende Landstrecken für ihn übrig bleiben, um seine Zukunft aussichtsvoll erscheinen zu lassen. Hier, in den Ergänzungsheften zum verbreitetsten kolonialen Organ unseres Vaterlandes, bedarf es ebenso wenig der Widerlegung jenes üblichen Urteils, nach welchem zwei Drittel der Fläche unseres Schutzgebietes aus unbrauchbaren Steppen und Wüsten bestehen, wie der Hervorhebung, daß die bisher bei den Pflanzungsbetrieben erlebten Enttäuschungen im wesentlichen darauf zurückzuführen sind, daß ohne genügende Kenntnis der Bedingungen des Plantagenbaues in übereilter Weise gehandelt wurde. Wir dürfen annehmen, daß heute das unumgängliche Lehrgeld gezahlt worden ist. Die Gewächse, die lohnenden Anbau im ostafrikanischen Pflanzungsbetriebe versprechen, sind herausgefunden, die technischen Methoden ihrer Aufzucht

Digitized by Google

und Zubereitung ſind verbeſſert. Wird auch Oſtafrika für einzelne der feineren Kulturen, wie z. B. Kakao und Pfeffer, gar nicht, für andere, wie Zuckerrohr, Tabak, Vanille, nicht in erheblichem Umfange in Betracht kommen, ſo zweifelt doch der Bericht nicht mehr an der Rentabilität des Kaffeebaues in Uſambara. Die Ernte des Berichtsjahres hat zwar nur 3800 Zentner ergeben, aber wir dürfen nicht überſehen, daß unter den heute tragenden Kaffeebäumen noch alle alten und früher falſch behandelten mit inbegriffen ſind. Wie ich höre, plant man die Errichtung einer wiſſenſchaftlich-praktiſchen Verſuchsſtation für Kaffee, in ähnlicher Weiſe, wie ſie das holländiſche Oſtindien in Buitenzorg beſitzt. Sicherlich iſt ſie eine Notwendigkeit, und es bleibt nur zu bedauern, daß ihr erſt jetzt näher getreten wird. Auch in anderen Bergländern Oſtafrikas dürfte der Kaffee ihm zuſagende Wachstumsbedingungen finden, wenn er auch niemals für die Kolonie die große Bedeutung erlangen kann, die den Faſerpflanzen und den Ölpflanzen, wie z. B. Erdnüſſen, Kokospalmen, Agaven, Boden und Klima anweiſen.

Über die Rentabilität des Plantagenbaues entſcheiden freilich Boden und Klima und die richtige Auswahl der Gewächſe nicht allein; es müſſen auch geeignete Arbeitskräfte, günſtige Transportverhältniſſe und entſprechende Weltmarktspreiſe hinzukommen. Hiermit hängt es zuſammen, daß zur Zeit die europäiſchen Pflanzungsbetriebe ſich vornehmlich auf den Bezirk Tanga und das Uſambaragebirge beziehen, deſſen öſtlicher Teil bereits durch eine Eiſenbahn mit der Küſte in Verbindung ſteht. Die hier gelegenen Pflanzungen ſind bekanntlich hauptſächlich ſolche arabiſchen Kaffees. Wie der Bericht hervorhebt, bedienen ſie ſich nur noch ausnahmsweiſe importierter Malaien und Chineſen. Während früher die Arbeiterfrage ſehr darunter zu leiden hatte, daß gerade die kräftigſten Eingeborenen es verzogen, ſich als Träger für die Karawanen anwerben zu laſſen, iſt hier neuerdings eine weſentliche Beſſerung dadurch eingetreten, daß mit der Fertigſtellung der Ugandabahn der Karawanenhandel eine Einſchränkung erfuhr, die viele der Träger ihres bisherigen Verdienſtes beraubte. Gerade von den beſten eingeborenen Arbeitskräften, den Wanyamweſi und Waſſukuma, hat eine ganz bedeutende Anzahl auf den Pflanzungen Arbeit genommen, um Erſatz für den entgehenden Trägerverdienſt zu finden. Dieſe Leute haben bereits gelernt, Arbeiten in Akkord zu übernehmen, und es iſt den Pflanzungen gelungen, einen genügenden Stamm von ihnen zu halten. Der Bericht ſchätzt die zur Zeit dauernd auf den Plantagen beſchäftigten Arbeiter, ohne die Tagelöhner aus der Nachbarſchaft, auf 4—5000.

Was die Kaffeepreiſe anlangt, ſo ſteht der Weltmarkt bekanntlich unter dem Druck einer koloſſalen Überproduktion. Wie dieſe jedoch nicht gehindert hat, daß gewiſſe Kaffeemarken Sumatras das Doppelte bis Dreifache des Preiſes für Javakaffee erzielen, ſo ſcheint auch die Uſambarakaffeebohne eine Qualitätsbohne zu ſein, die Käufer zu höheren Preiſen findet.

Viel günſtigere Bedingungen als für den Plantagenbau der Europäer bietet Oſtafrika der Landwirtſchaft der Eingeborenen. In Folge der günſtigen Witterungsverhältniſſe der letzten zwei Jahre, namentlich ſehr ergiebiger Regenfälle, ſind große Strecken Landes, die früher brach lagen, wieder angebaut worden, und die in Natal erfundene Impfung der Heuſchrecken mit einem ſie vernichtenden Pilz hat dieſe ſchlimmſte Gefahr für die Ernten ſo reduziert, daß die Eingeborenen ſeit 1899 im Rufidjigebiet zum Reisbau zurückgekehrt ſind. In früheren Zeiten

war er so blühend, daß jährlich für 200000 Rupien Reis nach Sansibar und Indien ausgeführt wurde. Freilich kennt der Neger keine Bewässerungsanlagen, und deshalb leiden seine Reisfelder sehr unter den unsicheren Feuchtigkeitsverhältnissen. Übrigens ist, den Bedingungen des Bodens und Klimas entsprechend, nicht der Reis wie in Indien oder Java, das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen, sondern Mtama (Sorghum), dessen Ernte im nördlichen und mittleren Teil des Schutzgebietes sehr gut ausfiel, während der südliche unter Trockenheit, vor allem aber unter der durch eine Nematode hervorgerufene Mtamakrankheit zu leiden hatte, die in den Bezirken Kilwa und Lindi die ganze Ernte vernichtete. Neben dieser Hauptgetreideart liefern den Eingeborenen Mais und Bananen, diese vorwiegend im Hinterlande, und Manjok und Bataten, diese vorwiegend in den Küstengebieten, das hauptsächlichste Nahrungsmittel. Auch der Anbau von Bohnen, Kartoffeln, Gemüsen hat Fortschritte gemacht und dehnte sich aus im Usambaragebiet und am Viktoriasee.

Die Regierung bemüht sich sowohl um die Hebung des Ackerbaues der Eingeborenen, der noch recht primitiv und großer Verbesserung fähig ist, als auch um die Hebung ihrer Viehzucht, die sich in Folge der im allgemeinen günstigen Ernten, der Sicherung des Landfriedens und des Ausbleibens großer Seuchen günstig entwickelte. Den größten Viehreichtum finden wir im Norden, namentlich in Westusambara und der Gegend am Viktoriasee. Die meisten Stationen haben beträchtliche Viehbestände, die in der Regel durch Steuer- und Strafzahlungen erworben wurden. Aus ihren Beständen gaben sie Tiere an Stationen ab, die in viehärmen Gegenden liegen. Bei weitem der größte Teil der Bestände wird leihweise an zuverlässige Dorfschulzen überlassen. Auf diese Weise ist es gelungen, die Viehzucht in Gegenden zu bringen, in denen sie bisher unbekannt war, während gleichzeitig Kreuzungen mit europäischem Vieh die eingeborene Rasse zu verbessern suchten. Hinsichtlich der Hebung des Ackerbaues der Neger wird berichtet, daß in manchen Gegenden bisher unbekannte Kulturen eingeführt worden sind, z. B. Kartoffeln, Weizen, Reis. Auf dem Vorwerke Mombo am Fuße des Usambaragebirges sind durch indische Bauern Rieselterrassen für den Reisbau hergestellt worden, und die Regierung trägt sich mit dem Gedanken umfangreicherer Ansiedelungen solcher Bauern, damit diese durch ihr Beispiel die Eingeborenen in der künstlichen Bewässerung der Reisfelder unterweisen. An anderen Orten werden Kokospalmen, Erdnüsse, Kautschuk, Baumwolle, Zuckerrohr oder auch nur das gewöhnliche Negergetreide in rationeller Weise gebaut, wobei man zum Teil, so in Kilwa und Wilhelmsthal, diejenigen Eingeborenen, die weder in bar noch in Feldfrüchten Steuern entrichten, zur Steuerzahlung in Arbeit heranzog. Dadurch erzielte man in Wilhelmsthal nicht nur den Erfolg, daß die Arbeitskräfte der Eingeborenen für die Landeskultur nutzbar gemacht und Saatmaterial für Ansiedler gewonnen wurde, sondern es hat auch die rationelle Beschäftigung der Neger die erfreuliche Wirkung gehabt, daß sie selbst Saat erbaten und jetzt bereits selbständig Kartoffeln auf ihren Feldern pflanzen.

Diese Erfahrung erscheint mir als die wichtigste Stelle des Berichtes über Ostafrika. In der Heranziehung der Eingeborenen zur Steuerleistung in Arbeit liegt umsomehr der Hebel, der unsere Kolonie schließlich auf eigene Füße stellen wird, je mehr es gelingt, mit dem Zwang zur Arbeit das Selbstinteresse der Eingeborenen zu verbinden. Hier bietet sich auch ein wirkungsvolles Arbeitsfeld

für die Miſſionen, die es zum Teil ſchon jetzt mit gutem Erfolge bearbeiten, und hier liegt meines Erachtens die Zukunft unſeres Schutzgebietes: die produktive Kraft der durch uns zur Arbeit in ihrem eigenen Intereſſe erzogenen und kaufkräftig gemachten Eingeborenen wird immer mehr den Platz einnehmen, den früher Elfenbein und Sklaven inne hatten, und ſie wird im Gegenſatz zu dieſen Quellen des wirtſchaftlichen Reichtums eine dauernd fließende ſein, die ſowohl dem Herrſcher wie dem Beherrſchten zum Segen gereicht. Dem Sklavenhandel hat unſere Herrſchaft das Ende bereitet, den früher ſehr umfangreichen Elfenbeinexport hat die Entwicklung des Kongoſtaates und des engliſchen Oſtafrika inſofern ungünſtig beeinflußt, als ein großer Teil des Elfenbeins, das ehemals durch unſer Schutzgebiet zur Küſte gelangte, nun auf den Verkehrswegen des Kongoſtaates und mit der Ugandabahn aus Afrika geführt und ſo von uns abgeleitet wird.

An dieſer Ablenkung wie der des Durchgangshandels überhaupt können ſelbſtverſtändlich Stichbahnen nichts ändern. Ob wir ſie bauen oder nicht, immer werden die Ugandabahn, die zukünftigen Bahnverbindungen des Tanganyikaſees mit dem oberen Kongo und die durch Eiſenbahnen verbeſſerte Waſſerſtraße auf dem Schire und dem Nyaſſaſee es verhindern, daß Oſtafrika ſeine frühere Bedeutung für den Durchgangshandel wieder erlangt. Dagegen würden wir allerdings von ihm retten können, was noch zu retten iſt, wenn wir eine Zentralbahn zum Tanganyikaſee legten, die auch Anſchluß an die zukünftige Kap-Kairobahn finden würde. Es fragt ſich nun, ob der zu erwartende Gewinn dem zu bringenden Opfer entſpräche; gehen doch ſelbſt die Meinungen unter den Kolonialfreunden hierüber ſehr auseinander. Es kann nicht meine Aufgabe ſein, in der vielumſtrittenen oſtafrikaniſchen Eiſenbahnfrage hier eine Entſcheidung zu fällen. Während bekanntlich die Einen die Zentralbahn verteidigen, verwerfen ſie die Andern und verlangen Stichbahnen, der mir vorliegende amtliche Bericht fordert Eiſenbahnen überhaupt. An den verſchiedenſten Stellen klingen ſeine Darlegungen in dieſes ceterum censeo aus. Das erſichtliche Beſtreben der Berichterſtatter, die an ſich ſpärlichen Motive der dem Reichstage gleichzeitig vorgelegt geweſenen und bedauerlicher Weiſe von ihm teilweiſe abgelehnten Eiſenbahnvorlagen zu ergänzen, iſt erklärlich, aber es hat naturgemäß zu einer gewiſſen Einſeitigkeit ihrer Darſtellung geführt. Ganz ſo ſchlimm, wie ſie die Dinge ſehen, liegen ſie nicht, insbeſondere ſteht und fällt die Zukunft Oſtafrikas nicht mit dem Eiſenbahnbau. Denn ſo wünſchenswert er auch iſt, er iſt meines Erachtens nicht unumgänglich nötig für die Entwicklung unſeres Schutzgebietes. Wohl aber ſind dies gute Wege und Straßen. Zwar erfreut ſich die Kolonie ſchon eines ausgedehnten Wegenetzes, das die einzelnen Stationen und Hauptverkehrsplätze miteinander verbindet und in die fünf großen Karawanenſtraßen einmündet, die das Land durchziehen; doch oſtafrikaniſche Karawanenſtraßen ſind nur groß in der Länge, nicht in der Breite und auch ſonſt europäiſchen Fahrſtraßen auch nicht entfernt zu vergleichen. Gute Fahrwege aber, wie wir ſie heute nur an der Küſte ſchon beſitzen, ſind uns dringend nötig, ſowohl für die Rentabilität des Plantagenbaus und ſeine fortſchreitende Ausdehnung als für die Entwicklung der eingeborenen Landwirtſchaft und der Landeskultur im allgemeinen. Vor den Eiſenbahnen haben ſie den Vorzug billigerer Herſtellung, wenn wir nach dem Muſter des Wegebaues in Togo von den Eingeborenen die Arbeit an den Wegen als Steuerleiſtung verlangen, und für den oſtafrikaniſchen Verkehr werden ſie

ähnliches leiſten wie jene, ſofern wir ſie mit der modernſten Errungenſchaft der Verkehrstechnik, mit Automobilen, befahren; hat doch deren Verwendung bereits in Algerien und in der Sahara zu recht befriedigenden Ergebniſſen geführt.

Die Ablenkung des Durchgangshandels iſt eine der Urſachen, welche die zur Zeit ungünſtige Handelsgeſtaltung unſeres Schutzgebietes erklären. Ein zweiter Grund liegt in der Ableitung des Eigenhandels; iſt dieſer auch durch die neue Ugandabahn keineswegs in ſolchem Maße in neue Bahnen geführt worden, daß es ſich hierdurch allein erklärt, wenn im Berichtsjahre an der engliſch-deutſchen Binnengrenze dreimal ſo viel an Ausfuhrzollen vereinnahmt worden iſt als im Vorjahre, während an den deutſchen Küſtenplätzen der Ertrag der Ausfuhrzölle zurückging. Die enorme Steigerung der Ausfuhrzölle an der Binnengrenze beruht vielmehr zum größten Teil auf der Ausfuhr des räuberiſchen Maſſais als Strafe abgenommenen Viehs, das nach dem benachbarten engliſchen Gebiet verkauft wurde. Die dritte und wichtigſte Urſache erblicke ich in den Produktions- und Konſumtionsverhältniſſen unſerer Kolonie, insbeſondere im Raubbau der Eingeborenen, namentlich bei der Gewinnung von Kautſchuk einerſeits und in ihrer geſchwächten Kaufkraft als Rückwirkung der Dürre und Hungersnot des Jahres 1899 andererſeits.

Die erwähnten drei Urſachen haben es bewirkt, daß der auswärtige Handel unſeres Schutzgebietes im Berichtsjahre 1900 die Höhe, die er vor der Hungersnot hatte, noch nicht wieder erreichte und ſelbſt gegen das Jahr 1899 kaum eine Beſſerung erkennen läßt, wenigſtens nicht in der Einfuhr. Denn wenn auch der Bericht neben der Steigerung der Ausfuhr eine noch größere der Einfuhr[1]) aufweiſt, ſo würde es doch irreführend ſein, aus der größeren Einfuhrziffer eine Steigerung des Einfuhrhandels abzuleiten. Nur ſcheinbar liegt eine ſolche vor. Thatſächlich nämlich erklärt ſich die Zunahme der Einfuhrziffer lediglich aus der Zunahme der Einfuhr von Roheiſen, eiſernen Schienen, Stangen, Platten[2]) u. ſ. w. für die Fortſetzung des Baues der Uſambaraeiſenbahn, keineswegs aber aus geſtiegener Kaufkraft der Bevölkerung, wie daraus erhellt, daß der für ſie wichtigſte Artikel, Baumwollenwaren[3]), gleichzeitig eine ſehr erhebliche Abnahme ſeiner Einfuhr erlitt. Im Gegenſatz zum Berichterſtatter, der die Haupturſache für den Rückgang der Baumwollwareneinfuhr in der engliſchen Ugandabahn erblickt, ſehe ich ſie jedoch in der geſchwächten Kaufkraft der Eingeborenen, und ſchließe daraus, daß es ſich hier nicht um eine dauernde, ſondern um eine vorübergehende Erſcheinung handelt.

Für noch günſtiger halte ich die Zukunft des Ausfuhrhandels. Jetzt ſtehen in ihm an erſter Stelle Kautſchuk und Elfenbein, die in Folge ihres hohen Wertes allein imſtande ſind, die bei den mangelhaften Wegeverhältniſſen noch ſehr hohen Transportkoſten aus dem Innern zur Küſte zu tragen. Beide werden in Folge des Raubſyſtems bei ihrer Gewinnung immer mehr zurückgehen, aber

---

[1]) Die Einfuhr (11,4 Millionen Mark) hob ſich gegen 1899 um 608000 Mark, die Ausfuhr (4,3 Millionen Mark) um 357000 Mark.

[2]) Es wurde allein an ſolchen Eiſenwaren für 647000 Mark mehr eingeführt als 1899.

[3]) An Baumwollwaren war 1899 für 4,6 Millionen Mark importiert worden. 1900 wies die Einfuhr einen Rückgang um 936000 Mark auf und in der erſten Hälfte des Jahres 1901 gegenüber dem gleichen Zeitraum des Vorjahres eine abermalige Abnahme um 350000 Mark.

Digitized by Google

der Kautschuk wohl nur vorübergehend. Seine Ausfuhr ist zwar im Berichtsjahre erheblich gesunken[1]), und in den Bezirken Langenburg und Kisacki sind die Bestände an Kautschukpflanzen nahezu vernichtet, aber nach den hochinteressanten Anbauversuchen, die der Leiter des botanischen Gartens in Kamerun angestellt hat, dürfen wir der Hoffnung Raum geben, daß es gelingen wird, den Ausfall in der wilden Kautschukgewinnung durch rationellen und planmäßigen Anbau zu ersetzen. Die in den Kautschukgebieten Ostafrikas gelegenen Stationen haben bereits umfangreiche Versuche mit der Anpflanzung von Kautschukbäumen in die Hand genommen. So glaube ich, daß auf die Dauer nur der Elfenbeinexport zurückgeht, daß aber dieser und der einstweilige Rückgang der Kautschukausfuhr schließlich mehr als ausgeglichen werden wird durch die Zunahme aller übrigen Exporte. Sie werden nicht nur wachsen mit den Fortschritten des Plantagenbaus, der Hebung der Viehzucht und der Verbesserung und Ausbreitung der Kulturen der Eingeborenen, — die schon im Berichtsjahr eine die Steigerung der Gesamtausfuhr erklärende Mehrausfuhr von Getreide und Hülsenfrüchten, Sesam und Kopra aufwiesen —, sondern sie werden auch zunehmen in Folge der höchst dankenswerten und nachdrücklichen Bemühungen der Regierung um die Aufforstung und die Einführung wertvoller Nutzhölzer, sowie Dank der Entwicklung des ostafrikanischen Bergbaus. Schon jetzt gelangten aus dem Bezirke Lindi 9285 Pfund Granaten im Werte von 41302 Rupien zur Ausfuhr, und der Glimmerbergbau im Ulugurugebirge förderte einen Muskovit von vorzüglicher Ebenflächigkeit und Spaltbarkeit, der sowohl von Siemens und Halske wie von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft erprobt und dem sehr wertvollen indischen Glimmer gleichwertig befunden wurde. Ueber Goldvorkommen, auf welche eine Expedition der Irangigesellschaft sich richtet, ist noch nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, ebensowenig über die Ausbeutung der Salzquellen östlich von Udjidji, die angeblich die reichsten von ganz Afrika sein sollen. Auch die Steinkohlenlager am Nordende des Nyassasees können noch nicht ausgebeutet werden. Aber deshalb ist die Erwartung nicht unzulässig, daß aus dem im Verhältnis zum Mutterlande fast zweimal so großen Schutzgebiet noch manches wertvolle Mineral zutage treten und umsomehr zu seiner wirtschaftlichen Blüte beitragen wird, je mehr im Laufe der Zeit die ostafrikanischen Transportverhältnisse sich bessern.

Eine unbedingt erfreuliche Seite der Entwicklung unserer Kolonie darf nicht unerwähnt bleiben. Bekanntlich bestehen schon seit einiger Zeit Ansätze kommunaler Selbstverwaltung in Ostafrika. Wie der Bericht erzählt, wurde ihnen durch die Verordnung vom 29. März 1901, betreffend die Schaffung kommunaler Verbände, die rechtliche Grundlage gegeben. Hiernach haben die unter Zivilverwaltung stehenden neun Bezirksämter Tanga, Pangani, Bagamoyo, Dar-es-Salam Kilwa, Lindi, Langenburg, Kilossa und Wilhelmsthal eine Kommunalverwaltung erhalten, indem dem Bezirksamtmann, der die Kommune nach außen vertritt, ein aus drei oder fünf Mitgliedern bestehender Bezirksrat zur Seite gestellt worden ist. Da Selbstverwaltung ohne eigene Finanzen nicht leben kann, wurde den Kommunen 50% der Hüttensteuer — diese niedrige Steuer pädagogischen Charakters hat im Berichtsjahr 792000 Mark Ertrag geliefert, 122000

[1]) Von 1337000 Mark auf 1059000 Mark.

Mark mehr als im Vorjahr —, 20% der Gewerbesteuer und eine Reihe von städtischen Steuern und Abgaben als Einnahmequellen zugewiesen und, um unordentlicher Wirtschaftsführung vorzubeugen, zugleich bestimmt, daß sie ihren Wirtschaftsplan dem Gouvernement zur Genehmigung vorzulegen haben. In den Militärbezirken mit ihren noch unentwickelten Verhältnissen hat man vorläufig von dieser Einrichtung noch abgesehen. Ich erblicke in ihr nicht nur einen Beweis dafür, wie sich die Verwaltung unseres Schutzgebietes immer zweckmäßiger gestaltet, sondern auch den besten Hebel zur Förderung der Landeskultur. Schon jetzt haben sich die jungen Kommunen wie auch eine Reihe von Militärstationen um den Ackerbau der Eingeborenen und durch die Anstelluug planmäßiger Versuche für die Ausnutzung des Grund und Bodens überhaupt, sehr verdient gemacht. —

Wenn ich nun zum Schlusse dieser Ausführungen die Wünsche noch einmal zusammenfasse, die mir für die zukünftige Entwicklung des Schutzgebietes als dringend erscheinen, so stehen im Vordergrunde als wichtigste Postulate die Besserung der Transportverhältnisse durch rationellen Wegebau und, wenn sich die Möglichkeit bietet, selbstverständlich auch durch Eisenbahnen, und die Hebung und Ausbreitung der eingeborenen Kulturen. Daneben halte ich die Erweiterung der bestehenden Versuchsstationen und Regierungsfarmen durch einen Sachverständigen für Kaffeebau für notwendig.

Die beiden ersten Postulate werden sich um so zweckmäßiger erfüllen lassen, je mehr es gelingt die vorhandenen Anfänge kommunaler Selbstverwaltung weiter zu entwickeln und auszubauen zu kraftvollen Kommunalwirtschaften auf der Grundlage kommunaler Domanialpolitik, die auf geeigneten Flächen kommunalen Landes die Eingeborenen erzieht zu rationellen Kulturen, deren Erzeugnisse sowohl für die Wirtschaft der Neger als für den Handel in Betracht kommen. Ich denke mir diese Erziehung in der Art des früheren Kultursystems der Holländer in Ostindien, jedoch mit der wesentlichen Modifikation, daß mit dem Zwange zur Arbeit das Selbstinteresse der Eingeborenen verbunden wird. Es ist auszugehen von der Steuerpflicht der Eingeborenen, die Steuerleistung ist in Arbeit zu fordern, die die Pflichtigen auf den Versuchs- und Unterrichtspflanzungen der Kommunen zu ihrem eigenen Nutzen zu leisten hätten. Ein Teil des Reinertrages würde zum unmittelbaren Vorteil der Arbeiter zu verwenden sein, z. B. in der Form von Belohnungen für besonders gute Arbeitsleistungen oder in Gestalt einer Verteilung von Saatmaterial an ausgelernte Arbeiter, die in ihre Dörfer zurückkehren. In derselben Weise wären Steuerpflichtige zum Wegebau heranzuziehen. Ich zweifle nicht, daß vermittelst der in solcher Weise von uns ausgebildeten und planvoll in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse geleiteten Negerarbeit Ostafrika zu einer blühenden Kolonie sich entwickeln wird. Besteht doch seine Bevölkerung aus der widerstandsfähigsten Rasse unserer Erde, die nach dem Urteil der Sachkenner keineswegs ihrer Vernichtung entgegengeht und den größten Reichtum unseres Schutzgebietes bildet.

II. Kamerun.

Im Gegensatz zu Ostafrika ist Kamerun bekanntlich ein von der Natur reich ausgestattetes Land, dessen Boden und Klima der tropischen Agrikultur und insbesondere dem Plantagenbau die günstigsten Aussichten bieten

Zur Zeit liegt der Schwerpunkt seiner wirtschaftlichen Bedeutung in der Urproduktion der Eingeborenen und dem Umsatz ihrer Erzeugnisse gegen europäische Fabrikate. Namentlich sind es Palmkerne, Palmöl, Kautschuk, Elfenbein, Kolanüsse, die von den Eingeborenen eingehandelt werden. An der Spitze aller für den Handel in Betracht kommenden Nutzgewächse stehen die Ölpalmen. Da sie sich mit Leichtigkeit von selbst fortpflanzen, braucht man auf ihre Kultur keine besondere Sorgfalt zu verwenden. Obgleich bisher von den Eingeborenen noch keine großen Bestände zur Ölgewinnung herangezogen sind, war die Ausfuhr an Palmöl und Palmkernen zusammengenommen doch die erheblichste des Schutzgebietes[1]). Einen ähnlichen Wert boten die Kautschukpflanzen der Ausfuhr[2]); an dritter Stelle stand Elfenbein[3]), dessen Export ebenso wie der des Kautschuks zurückgegangen sein würde, wären nicht neue Handelsbeziehungen mit Stämmen, die große Vorräte von Elfenbein aufgehäuft haben, angeknüpft worden, und hätten nicht die Eingeborenen bisher von ihnen noch gar nicht in Angriff genommene gummireiche Landstriche sich nutzbar gemacht.

Die europäischen Fabrikate, mit denen der Handel jene tropischen Erzeugnisse von den Eingeborenen eintauscht, sind in erster Linie Gewebe, deren Einfuhr im Jahre 1900 sich fast um ein Drittel ihres Betrages im Vorjahre hob[4]). Weiter folgen in der Einfuhr Material- und Spezereiwaren, Eisenwaren, Rum und andere Alkoholien, Tabak, Reis, Salz, Tiere und tierische Produkte u. s. w.

Salz wurde im Werte von 383 000 Mark eingeführt. Vielleicht bringen die künftigen Jahre eine Abnahme der Salzeinfuhr, dank den ergiebigen Salzquellen unseres Schutzgebietes, von denen im Berichtsjahr die bei Nissanakang gelegenen reichhaltigen und auch ihrer geographischen Lage halber bedeutsamen, bei der Feststellung der Westgrenze nicht England, sondern uns zugesprochen worden sind. Eine rationelle Salzgewinnung an Stelle der bisherigen sehr primitiven würde vielleicht dazu führen, unser Schutzgebiet nicht nur von der Salzeinfuhr unabhängig zu machen, sondern auch noch einen schwunghaften Handel in die benachbarten nichtdeutschen Gebiete zu ermöglichen. Beides könnte der Regierung zu unmittelbarem finanziellen Vorteil gereichen, wenn wir sie als Betriebsunternehmerin eines Salzmonopoles denken, wie es auf Java die holländische Regierung ausübt, und von den sehr lehrreichen holländischen Erfahrungen Nutzen zögen. Hier liegt meines Erachtens eine wesentliche Quelle zukünftiger eigener Einnahmen des Schutzgebietes.

Augenblicklich fließen solche hauptsächlich aus den Zöllen, die zusammen im Berichtsjahre (1./7. 1900—30./6. 1901) sechsmal[5]) so viel einbrachten als alle übrigen eigenen Einnahmen in Summa. Bedeutet auch die Totalziffer[6]) der eigenen Einnahmen gegen das Vorjahr eine Erhöhung um etwa 100000 Mark, so reichten sie doch noch keineswegs aus, um die Ausgaben des Schutzgebietes zu bestreiten, die der Bericht — der kurzsilbigste von allen — ganz übergeht.

[1]) Im Jahre 1900 betrug die Ausfuhr an Palmöl: 3106374 Liter im Werte von 992411 Mark, an Palmkernen: 7945169 kg im Werte von 1611022 Mark.

[2]) 547348 kg im Werte von 2058526 Mark.

[3]) 58350 kg im Werte von 685708 Mark.

[4]) Von 2 804 395 Mark auf 3 623 254 Mark.

[5]) 1 238 849 Mark. [6]) 1 431 760 Mark.

Auch ſchweigt er ſich aus über die großen Konzeſſionen, die das Hinterland erſchließen ſollen, und ihre bisherigen Erfolge. Der Berichterſtatter mag gute Gründe dazu haben.

Mittelpunkt des Kameruner Handels und Erwerbslebens iſt das in Duala umgetaufte Kamerun, das bisher auch der Mittelpunkt der Verwaltung war. Seit dem 1. 4. 1901 iſt jedoch das „Zentralgouvernement" — ſo ſagt der amtliche Bericht, warum nicht Landesverwaltung oder Regierungsſitz? — nach Buea verlegt worden, das dem Beamtenperſonal die Vorzüge eines viel angenehmeren und zuträglicheren Klimas bietet.

Während die Einfuhr Kameruns im Jahre 1900 von 11 133 196 auf 14 245 014 Mark ſtieg, hob ſich die Ausfuhr von 4 840 781 auf 5 886 458 Mark. Von den 5,8 Millionen entfiel aber erſt der zwölfte Teil auf Erzeugniſſe des Plantagenbaues[1]). So mäßige Erfolge weiſt dieſer heute noch auf. Zwar haben ſich die Pflanzungen, die ſich bis 1898 ängſtlich an der Küſte hielten, auch auf die fruchtbaren ſüdöſtlichen Abhänge des Kamerunberges ausgedehnt, und es ſind in den Jahren 1898–1900 ſoviel neue Anlagen gemacht worden, daß es im Intereſſe einer ſich nicht überſteigenden Entwicklung augenblicklich gar nicht wünſchenswert erſcheint, noch neue Plantagen in's Leben zu rufen. Aber dieſe für die Zukunft unter der Vorausſetzung vielverſprechende Thatſache, daß bis zum Produktivwerden der Pflanzungen eine gute Straßen- und Eiſenbahnverbindung mit der Küſte hergeſtellt wird, iſt keine Entſchuldigung für die geringe Entwicklung der Vergangenheit. Ich führe ſie im weſentlichen auf zwei Urſachen zurück.

Die eine liegt in der Geſtaltung der Arbeiterverhältniſſe. Iſt es auch für mich außerordentlich ſchwer, über ſie ein zutreffendes Urteil zu gewinnen, da ich nur javaniſche Pflanzungsbetriebe, aber keine Kameruner aus eigener Anſchauung kenne, ſo glaube ich doch auf Grund der mannigfachen Veröffentlichungen über dieſe Frage ſoviel ſagen zu dürfen, daß Kamerun vortreffliche Bevölkerungselemente beſitzt, die für die Arbeit auf den Pflanzungen ſich ausbilden laſſen, daß wir es aber leider bisher nicht verſtanden haben, dieſe Leute heranzuziehen. Gerade in Kamerun hat uns ein beſonderes Mißgeſchick verfolgt, indem ungeeignete Perſönlichkeiten durch Rohheit und Gewalt die Arbeiterverhältniſſe von Grund aus verdarben und keine rechtzeitige Abhilfe durch die Verwaltung erfolgte. Auch der mir vorliegende Bericht ſpricht wieder davon, daß einige weiße Kaufleute wegen räuberiſcher Erpreſſung, Nötigung und Mißhandlung von Eingeborenen zu ſchweren Strafen verurteilt werden mußten. Und erſt neulich wieder iſt ein Dampfer in Hamburg gelandet, der aus ſolchen Gründen Verurteilte zur Abbüßung ihrer Strafe in das Mutterland zurückführte. Auch ſonſt iſt in der kolonialfreundlichen Preſſe und der Miſſionspreſſe wiederholt hingewieſen worden auf dieſe wundeſte Stelle unſerer Koloniſation Kameruns. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die vielfachen Klagen über Trägheit, Unverſtändigkeit und Unzuverläſſigkeit der eingeborenen Arbeiter ſeltener gehört werden würden, wenn diejenigen, die ſie erheben, es verſtünden, ihre Arbeiter richtig zu behandeln. Übrigens hebt der Bericht hervor, daß ſich im Berichts-

[1]) Nämlich auf Kakao: 333 989 Mark für 260 617 kg, Tabak: 133 875 Mark für 25 725 kg und Kaffee: 36 Mark für 26 kg. (!)

ahre allmähliche Fortschritte zum Besseren zeigten, und daß an Stelle der auswärtigen Arbeiter, die man importieren mußte, weil man kameruner Leute nicht bekam, immer mehr einheimische treten. Diese Besserung wird jedoch nur unter der Voraussetzung anhalten, daß auch die lokale Regierung Kameruns eine andere Stellung d· ·borenenfrage gegenüber einnimmt als bisher.

Hierüber sagt der Bericht nichts. Bei der großen Wichtigkeit der Frage, die ja auch in der Kolonialleitung wiederholt und erst vor kurzem wieder besprochen wurde, glaube ich dem nächsten Jahresbericht vorauseilen zu sollen, indem ich schon heute die sehr dankenswerte Eingabe des Evangelischen Afrikavereins an den Direktor unserer Kolonialabteilung vom 16. November 1901, die darauf ergangene Antwort und das Reskript des Direktors an den Gouverneur von Kamerun vom 28. Dezember 1901 hervorhebe. Die genannten Dokumente werfen ein eigentümliches Licht auf die bisherige Stellung der Kameruner Regierung in dieser Sache. Es gewinnt den Anschein, als habe sie bei der Zuweisung von Land für die Anlagen von Plantagen auch die Flächen mit überwiesen, die als von den Eingeborenen genutztes Land keineswegs als Kronland anzusehen waren, und als habe sie die Plantagengesellschaften nicht daran gehindert, von den innerhalb der ihnen zugewiesenen Gebiete wohnenden Eingeborenen für deren unbestreitbares Eigentum einen Pachtzins zu verlangen, sei es in Geld oder in Form von Arbeitsleistungen. Die klaren und deutlichen Ausführungen des Direktors unserer Kolonialabteilung in seinem Reskript an den Gouverneur, nach denen eine solche Handlungsweise der Allerhöchsten Verordnung vom 15. Juni 1896 direkt widerstreitet, und seine Anweisung, die Regelung der Landverhältnisse der Eingeborenen am Kamerungebirge nunmehr „ohne Verzug und mit allen Kräften" nach den Bestimmungen jener Verordnung in die Hand zu nehmen, werden hoffentlich diesen bedauerlichen Zuständen ein Ende machen und der Willkür gegen die Eingeborenen ebenso eine Schranke setzen, wie das Gebot, nur dann die kleineren Niederlassungen der Eingeborenen mitten im Gebiet der einzelnen Plantagen zu größeren Dörfern zusammenzulegen oder die Eingeborenen ganz außerhalb des Plantagengebietes anzusiedeln, wenn dies im Wege gegenseitiger Vereinbarung möglich ist.

Den anderen Grund für die bisherige geringe Entwicklung des Kameruner Plantagenbaues sehe ich darin, daß er bis vor kurzem sozusagen im Dunkeln tappte. Es berührt sehr eigenartig, daß der ausgezeichnete Leiter des botanischen Gartens in Viktoria, Dr. Preuß, dessen Berichte in dem Beilagenbande den wertvollsten Teil des amtlichen Materials über Kamerun darstellen und eine Fülle von Belehrung bieten, erst im Jahre 1900 eine Studien- und Informationsreise in die wichtigsten Kakao-, Kaffee-, Vanille- u. s. w. Länder Mittel- und Südamerikas unternehmen konnte, und es ist noch eigenartiger, daß diese für die Entwickelung Kameruns hochwichtige Reise nur dadurch zustande kam, daß das kolonialwirtschaftliche Komitee die Mittel gewährte. Längst hätte die Regierung auf ihre Kosten und unter eventueller Heranziehung der Interessenten einen so hervorragend qualifizierten Beamten in jene Länder entsenden sollen. Viel überflüssiges Geld würde unseren Kameruner Pflanzern erspart geblieben sein. Erst dank dieser Reise werden jetzt auf der Versuchspflanzung Viktoria die besseren Kakaosorten von den schlechteren richtig unterschieden; Pflanzen, die vorher für den hochwertigen Guayaquil-Kakao gehalten wurden, haben sich durch den nun möglichen Vergleich als ganz minderwertige erwiesen, einige der wirklich besten

Kakaosorten der Welt sind aus Amerika nach Kamerun überführt worden. So steht zu hoffen, daß es schließlich gelingen wird, dem Kamerun-Kakao seinen strengen und bitteren Geschmack zu nehmen, der ihn bei der Chokoladenfabrikation wie auch beim Konsum reinen Kakaos nur in der Mischung mit anderen nicht kameruner Sorten genießbar macht. Zum Teil erklärt sich dieser mangelhafte Geschmack wohl auch durch die bisherige Methode der Aufbereitung der Kakaobohnen. Heute sind sowohl für ihre Trocknung und Gährung erhebliche technische Fortschritte erzielt, als auch in der Pflanzweise und Behandlung der Bäume, so daß in Verbindung mit den Ergebnissen der Reise von Dr. Preuß genügende Gründe vorliegen, um der Kakaokultur Kameruns, die in der feuchtheißen Küstenniederung und an den küstennahen Abhängen des Kamerunberges die besten Wachstumsbedingungen findet, die günstigste Zukunft zu prophezeien.

Zur Zeit steht und fällt mit ihr der ganze dortige Plantagenbau. Ist nun auch beim Kakao eine ähnliche Preisbewegung wie beim Kaffee nicht zu erwarten, da der Kakaokonsum noch ungeheuer ausdehnungsfähig ist, so erscheint es doch nicht unbedenklich, daß der Kakao bis jetzt fast die einzige plantagenmäßig angebaute Kulturpflanze Kameruns ist. Nicht nur Käferlarven, meist Cerambyciden und Raupen, auch andere Schädlinge, insbesondere der die schwarze Fleckenkrankheit verursachende Pilz Phytophtora omnivora bedrohen die Kakaokultur, und wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, so ist es doch auch nicht ausgeschlossen, daß sie einmal das Schicksal der früheren Kaffeekultur Ceylons teilt. Man sollte daher den sehr verständigen Rat von Dr. Preuß befolgen und mit viel größerer Energie als bisher auch anderen aussichtsvollen Kulturen, wie z. B. der Vanille, der Muskatnuß, dem Thee, dem Zuckerrohr sich zuwenden und vor allem auch mehr Viehzucht treiben.

Stellenweise ist der Tabakbau wieder aufgenommen, während der Bau des Kaffees, der im Schutzgebiet sehr vielen Schädlingen begegnet, eingeschränkt wurde und bald ganz aussterben wird. Von großer Bedeutung erscheint es, daß einige Pflanzungen in Viktoria und Südkamerun sich anschicken, die Kautschukkultur in größerem Maßstabe ins Werk zu setzen, im Anschluß an eingehende und höchst interessante Versuche, die im botanischen Garten — der gegenwärtig die meisten bis jetzt bekannten Kautschukpflanzen der Welt besitzt — Dr. Preuß in dieser Richtung anstellte.

Hiernach kommen für den Anbau in Kamerun sowohl die Kickxia africana wie die Castilloa in Betracht, von der in Costarica schon sehr rentable Pflanzungen bestehen. Auch erzielte Preuß bis jetzt günstige Ergebnisse mit der Verwendung von Hevea brasiliensis als Schattenbaum für Kakao, m. a. W. indem er die zu größerer Höhe wachsende Kautschukart zwischen die langsamer wachsenden und niedriger bleibenden jungen Kakaobäume pflanzte, so daß diese im Schatten jener den für ihr Gedeihen erforderlichen Schutz gegen die Tropensonne fanden. Da der Raubbau der Eingeborenen die natürlichen Bestände an Kautschukpflanzen vermutlich unaufhaltsam erschöpft, so würde das glückliche Gelingen dieser sehr dankenswerten Bemühungen, einen Kautschukplantagenbau bezw. eine Kautschukvolkskultur ins Leben zu rufen, von außerordentlicher Tragweite sein.

Wenn nun auch Kamerun dem Plantagenbau viel günstigere Bedingungen bietet als Ostafrika, so ist doch nicht anzunehmen, daß mit seinen Fortschritten die Kolonie zu einer vorwiegenden Pflanzungskolonie sich entwickeln wird. Im

Gegenteil. Je mehr unſere Herrſchaft ſich ausbreitet und von dem zukunftsreichen Hinterlande nicht nur nominellen Beſitz ergreift, deſto bedeutender wird der Handelsverkehr werden, der Umſatz europäiſcher Fabrikate gegen Erzeugniſſe der Urproduktion der Eingeborenen. Bekanntlich trennt ein breiter Urwaldgürtel die Küſtenlandſchaft Kameruns vom Hinterlande. In dieſem Waldgebiet und an der Küſte bilden Bantuneger den Hauptbeſtandteil der Bevölkerung und haben das Monopol des Zwiſchenhandels mit den Stämmen des Hinterlandes, die vorwiegend Sudanneger ſind. Von ihnen haben die von Norden eingedrungenen muhamedaniſchen Fullahs die heidniſche Urbevölkerung verdrängt und das große Reich Adamaua gegründet, eine Gruppe von Vaſallenſtaaten, die alle dem Emir von Yola tributär ſind. Adamaua iſt eines der reichſten Länder Zentralafrikas. Seine ſeßhafte und fleißige Bevölkerung treibt Ackerbau und Viehzucht und beſitzt eine große Anzahl bevölkerter und ausgedehnter Städte. Der Handel mit dieſen kaufkräftigen Bewohnern unſeres Hinterlandes kommt uns jedoch nur zum kleinſten Teile zugute weil er hauptſächlich durch Hauſſaneger mit dem engliſchen Niger-Benuegebiet und den nördlichen Sudanländern vermittelt wird, im übrigen aber, ſoweit er von unſerer Küſte aus vor ſich geht, am Handelsmonopol der Bantuſtämme eine ſehr läſtige Feſſel findet. Um dieſes Monopol zu brechen und direkte Beziehungen mit den Bewohnern Adamauas anzuknüpfen und ferner die Handelskonkurrenz der Engländer vom Niger-Benuegebiet zu bekämpfen, war es unumgänglich unſere Herſchaft ſowohl bei den Bantuſtämmen des Waldgebietes, als in Adamaua feſt zu begründen. Seit 1899 richtet ſich eine Reihe von Expeditionen auf dieſes Ziel, die auch der geographiſchen Erforſchung des Landes dienten und dienen. Unter anderem bezwecken ſie, dem bei der engliſch-deutſchen Grenzregulierung in höchſt kluger Weiſe von unſeren Vettern ſich bekanntlich vorbehaltenen Yola, von dem, wie ich ſagte, der größte Teil unſeres Kameruner Hinterlande politiſch abhängig iſt, ein Paroli zu bieten. Es ſoll dies dadurch geſchehen, daß das Yola benachbarte deutſche Garua am Benue zu einem Hauptſtützpunkt unſerer Macht und unſeres Handels erhoben wird. Ein ſehr ausſichtsvoller Plan, für den, wie die Leſer der Kolonialzeitung wiſſen, die Deutſche Kolonialgeſellſchaft aus eigenem und aus dem Ertrage der Wohlfahrtslotterie 125000 Mark beiſteuerte.

Leider haben jedoch unſere Bemühungen bisher den erwünſchten Erfolg noch nicht gezeitigt. Es ſieht augenblicklich noch recht kriegeriſch im Schutzgebiete aus. Zur Beſtrafung unbotmäßiger und räuberiſcher Stämme war im Berichtsjahre eine größere Anzahl von Expeditionen in das Innere wieder nötig. Auch die jüngſt veröffentlichten Berichte Pavels, des neuen Kommandeurs der Schutztruppe, über die Kämpfe im Dezember 1901 laſſen auf die großen Schwierigkeiten ſchließen, denen die Hauptaufgabe der Expeditionen begegnet, begründen jedoch gleichzeitig die Hoffnung, daß bei der energiſchen Leitung das ferne Ziel wohl erreicht werden wird.

Immerhin halte ich es für höchſt wünſchenswert, daß wir unſere Schutztruppe, die wir 1900 nach der anfangs mißlungenen Beſſer'ſchen Strafexpedition auf 900 Farbige und 74 Weiße vermehrten, abermals verſtärken. Wir können nur unter der Vorausſetzung das Handelsmonopol der Bantuſtämme brechen und die kriegeriſchen Stämme des Hinterlandes zu unſeren Freunden machen, wenn wir eine ſehr geſchickte Diplomatie anwenden und dieſe nicht des Nachdrucks entbehren laſſen, den eine ſtarke militäriſche Macht verleiht. Möchten wir aus den

holländiſchen Erfahrungen in Atchin und aus den unſrigen in Oſtafrika lernen, und nicht an der falſchen Stelle ſparen! Die Verſtärkung der Kameruner Schutztruppe erſcheint mir als das dringendſte Erfordernis, um Ruhe und Frieden auch im Innern einkehren zu laſſen und die wirtſchaftliche Entwicklung Kameruns in die Bahnen zu leiten, die die reiche natürliche Ausſtattung des Landes ihr anweiſt.

III. Togo.

Togo, das kleinſte aber am dichteſten bevölkerte unſerer Schutzgebiete, hat bekanntlich durch jenes deutſch-engliſche Abkommen, das uns Dank der Tapferkeit der Buren die Hauptinſeln von Samoa gab, zugleich eine Änderung ſeiner Grenze gegen das benachbarte engliſche Gebiet erfahren, deren Feſtlegung an Ort und Stelle durch eine gemiſchte Kommiſſion zur Zeit ausgeführt wird. Wenn uns nun auch jenes Abkommen einen Teil der ſogenannten „neutralen Gebietes" definitiv gewährte, ſo hat es doch leider die unnatürliche Grenzgeſtellung im Südweſten unſeres Schutzgebietes nicht beſeitigt. Noch wie vor mündet die beſte Handelsſtraße des Hinterlandes, der Volta, im engliſchen Gebiet.

Ebenſowenig iſt die Geſtaltung unſerer Oſtgrenze gegenüber dem franzöſiſchen Dahomey eine günſtige zu nennen. Ein großer Teil des Handels aus dem Hinterlande wird daher noch lange nach links und rechts über engliſches und franzöſiſches Gebiet abfließen.

Dieſem Übelſtande, der neuerdings noch dadurch verſchärft wird, daß bei unſeren Nachbaren zu den vorhandenen Waſſerſtraßen Eiſenbahnen hinzutreten, läßt ſich nur entgegenwirken durch Verbeſſerung der Verkehrsverhältniſſe Togos. Iſt nun auch die ihrer Vollendung nahe Landungsbrücke, die endlich den Schiffen den direkten und ſicheren Verkehr mit dem Lande ermöglichen wird, und die kleine Küſtenbahn Lome-Klein Popo, deren Bau im Berichtsjahre noch nicht begonnen war, mit Freude zu begrüßen, ſie allein vermögen jenem Mißſtand nicht abzuhelfen. Wohl aber könnte bei der geringen Breite des Schutzgebietes hierzu eine Eiſenbahn weſentlich beitragen, die von der Küſte in das Innere verlieſe und deren Linienführung feſtzuſtellen die Aufgabe einer neuen Expedition des Kolonialwirtſchaftlichen Komitees bildet. Jedenfalls würde eine ſolche Bahn der Landeskultur umſomehr zu gute kommen, als es bisher noch nicht gelang, leiſtungsfähige und der Surrahſeuche, die den Viehbeſtand unſerer Kolonie dezimiert, widerſtehende Zugtiere zu züchten. Ohne ſolche aber iſt die volle Ausnutzung der vortrefflichen Landwege unmöglich, deren ſich Togo heute wie kaum eine zweite Tropenkolonie an der Weſtküſte Afrikas erfreut.

Das Schutzgebiet verdankt ſie ſeiner ausgezeichneten Verwaltung, die in richtiger Erkenntnis der Sachlage ſich mit allem Nachdruck auf die Herſtellung guter Landwege legte als des einzigen Mittels, um nicht überhaupt allen Verkehr mit dem Hinterlande zu verlieren. Der Bericht erwähnt, daß die ſchöne Fahrſtraße von Lome nach Miſahöhe jedenfalls auch für Automobile fahrbar ſei; unter der Vorausſetzung, daß die übrigen Straßen eine ähnliche Verfaſſung haben oder doch in abſehbarer Zeit bekommen, weiſt er damit auf den beſten Erſatz für die Zugtiere und den einſtweiligen Erſatz für die Eiſenbahn hin.

Der Wegebau Togos ist ein nachahmenswertes Vorbild für unsere anderen Kolonien. In sehr verständiger Weise haben ihn die Stationsleiter im Frohndienst durch die Eingeborenen ausführen lassen, die keine Steuern in Geld oder Erzeugnissen ihres Ackerbaus zahlen und zu dieser Steuerleistung in Arbeit fast überall sich willig zeigten, wohl weil sie den Nutzen der Wege für sich selbst einsahen. In gleicher Weise wurde die Arbeit der Eingeborenen für andere öffentliche Bauten und für die Versuchspflanzungen der Stationen verwendet, wobei diese zugleich Eingeborene als Garten- und Wirtschaftslehrlinge im Pflügen, Pflanzen, Mähen usw. unterwiesen und über Zweck und Verwendung der Pflanzen belehrten. Ebenso ließen sich die Stationen die Ausbildung von Zimmerleuten, Maurern, Schneidern, Brettschneidern, Ziegelbrennern mit bestem Erfolge angelegen sein.

In derselben Richtung bewegen sich die außerordentlich dankeswerten Bemühungen des kolonialwirtschaftlichen Komitees, die Baumwollkultur, die die Eingeborenen schon seit langem treiben, als Volkskultur zu heben. Unter der Leitung sachverständiger amerikanischer Baumwollfarmer aus Alabama, die Neger sind, wurde bei Misahöhe im Januar 1901 zu diesem Zweck eine Baumwollplantage ins Leben gerufen, auf der die Eingeborenen gegen einen Lohn von 35—75 Pfg. thätig sind und in rationeller Baumwollkultur und -bearbeitung unterrichtet werden. Auch mehrere Stationen haben Baumwollpflanzungen in größerem Umfange unternommen. Bisher gediehen die Pflanzen, die teils aus amerikanischem, teils egyptischem, teils aus einheimischem Saatgut gezogen wurden, recht gut.

Diese Erziehung der Eingeborenen zu größerer Leistungsfähigkeit, rationeller Bodenbebauung und Baumwollkultur erscheint für die Zukunft des Schutzgebietes um so wichtiger, als der landwirtschaftliche Betrieb der Eingeborenen sich noch auf einer sehr niedrigen Stufe befindet und ein nennenswerter europäischer Plantagenbau der edleren tropischen Gewächse nicht in Betracht kommt. Düngung ist unbekannt, soweit nicht der bei der Rodung verbrannte Busch als Dünger wirkt. Einziges Werkzeug ist eine eiserne Hacke, mit welcher keine auch nur einigermaßen intensive Bearbeitung des Bodens möglich ist, und die Pflanzen selbst entbehren sachgemäßer Behandlung. Für den Plantagenbau von Kaffee, Kakao und Tabak sind zwar Versuche gemacht worden, aber ohne sonderlichen Erfolg. Das ist umsomehr zu bedauern, weil die Bevölkerung Togos friedfertig ist und zur Arbeit auf Pflanzungen so sehr sich eignet, daß im Berichtsjahre wieder 600 Plantagenarbeiter nach Kamerun geschickt werden konnten, abgesehen von 150 Handwerkern und 250 Rekruten für die dortige Schutztruppe.

Während auf der einen Seite die vortreffliche Regierung der Kolonie, deren verdienstvoller Leiter viel zu früh durch den Tod uns entrissen wurde, die Arbeit der Eingeborenen in der geschilderten Weise zur Hebung der Landeskultur verwendet, sucht sie auf der anderen bei der Rechtspflege und der Verwaltung die Eingeborenen in höherem Maße zur Mitwirkung heranzuziehen. Die Häuptlinge, soweit sie hierzu sich eignen, haben die Rechtsprechung in unbedeutenderen Angelegenheiten, bei anderen fungieren sie als Beisitzer. Ihre vermutlichen Erben behält man eine Zeit lang auf den Stationen, um sie mit den Anschauungen und Zwecken der Regierung vertraut zu machen. Andere Angehörige der Häuptlingsfamilien wurden auf den Hauptstationen zu Polizisten erzogen und dann zur Besetzung von Außenposten verwendet oder den Häuptlingen zur Unterstützung beigegeben. Sie erhalten keine regelmäßige Bezahlung, sondern nur eine Uniform

und gelegentliche Belohnungen für geleistete Dienste. Der Station, der sie in gewissen Zeiträumen Meldung zu machen haben, sind sie für alle Vorkommnisse verantwortlich. Im übrigen leben sie wie vorher und gehen ihrer Beschäftigung nach. Dieses System hat sich sehr bewährt, nicht nur das Ansehen der Häuptlinge, sondern auch das Interesse an der deutschen Verwaltung gehoben.

Die zur Zeit wichtigsten Erzeugnisse des Schutzgebietes sind wie in Kamerun Palmöl und Palmkerne. In Zukunft wird auch die Kokoskultur reichen Ertrag abwerfen, während die Kautschukgewinnung unter dem Raubbau der Eingeborenen leidet, aber gleichwohl im Berichtsjahr zu einer gesteigerten Ausfuhr führte, die zum Teil jedenfalls eine Rückwirkung der durch den Wegebau verbesserten Transportverhältnisse darstellt. Insgesamt stieg die Ausfuhr im Jahre 1900 um das doppelte der Zunahme der Einfuhr[1]), in der hauptsächlich Ackerbauprodukte, Pulver, Baumwolle und Baumwollwaren eine Steigerung erfuhren, während gleichzeitig der Posten Spirituosen eine sehr erfreuliche Mindereinfuhr[2]) aufwies, dank der Erhöhung des Einfuhrzolls.

Läßt sonach die wirtschaftliche Entwickelung Togos kaum etwas zu wünschen übrig, so ist leider nicht das Gleiche von den gesundheitlichen Verhältnissen zu sagen. Sind sie auch an der Küste infolge der hier besseren Lebensbedingungen beträchtlich günstiger als im Hinterlande, so ist doch unter den Europäern Malaria stark verbreitet — von 50 während des Berichtsjahres im Nachtigalkrankenhause Aufgenommenen litten nicht weniger als 39 an ihr —, und unter den Eingeborenen grassierten sowohl echte Pocken als Lepra, die im Innern des Schutzgebietes große Ausdehnung gewonnen zu haben scheint; auch Erkrankungen der Augen und Geschlechtskrankheiten waren unter ihnen stark vertreten. Es ist ein geringer Trost, wenn der Bericht angesichts dieser Zustände die Gesundheitsverhältnisse im allgemeinen als günstige bezeichnet. Vermutlich meint er dies im Vergleich zu früheren Jahren, in denen der Alkoholkonsum noch ein sehr ausgedehnter war und die physische Widerstandskraft erheblich schwächte.

Nach dem Gesagten läßt sich für Togo, abgesehen von der sehr wünschenswerten Besserung der sanitären Verhältnisse, für welche in Ansehung der Malaria die in Kamerun erprobte Chininprophylaxe sich empfehlen dürfte, kaum ein anderes Postulat aufstellen, als daß die Verwaltung in der bisherigen bewährten Weise fortfahren möge, die Landeskultur und die Eingeborenen zu heben.

IV. Südwestafrika.

Viel weniger dicht bevölkert als das kleine, nur wie Bayern große Togo, dessen Einwohner auf zwei Millionen geschätzt werden, ist unser südwestafrikanisches Schutzgebiet, daß nur etwas mehr als 200000 Einwohner zählt, also kaum so viel wie Sachsen-Koburg-Gotha, bei einer Flächengröße vom anderthalbfachen des deutschen Reiches.

---

[1]) Die Ausfuhr (3058902 M.) stieg um 476201 M., die Einfuhr (3516786 M.) um 237078 M.

[2]) 1899 wurden Spirituosen im Werte von 633824 M. eingeführt, 1900 nur für 480653 M., was eine Abnahme im Werte von 153171 M. ergiebt, und in der Menge von 300000 Liter.

Südweſtafrika iſt bekanntlich das einzige unſerer Schutzgebiete, deſſen Klima die dauernde Anſiedlung von Söhnen des Mutterlandes geſtattet. Die vielen kriegeriſchen Unruhen, die das Land heimgeſucht und zu einer ſtarken Vermehrung der Schutztruppe geführt haben, ſind ſeiner Beſiedlung inſofern zu ſtatten gekommen, als viele entlaſſene Mannſchaften der Schutztruppe es vorzogen, in Südweſtafrika zu bleiben, anſtatt in die Heimat zurückzukehren. Hiermit und mit der Kopfzahl der Schutztruppe überhaupt hängt es hauptſächlich zuſammen, daß von der am 1. Januar 1901 3643 Köpfe ſtarken weißen Bevölkerung, zu welcher der Bericht auch die wenigen mit Weißen verheirateten eingeborenen Frauen rechnet, 2223 deutſche Staatsangehörige waren. Von den hierin enthaltenen 1682 männlichen Erwachſenen gehörten die meiſten 789 zur Regierung und Schutztruppe, 473 waren Handwerker und Arbeiter, 187 Kaufleute und Händler, 183 Anſiedler und Farmer. Von den übrigen Nationalitäten ſtellte England 16 Kaufleute und Händler, 56 Anſiedler und Farmer, 29 Handwerker und Arbeiter; Transvaal hingegen 1 Kaufmann, 8 Handwerker und Arbeiter, aber 153 Anſiedler und Farmer. Daß Transvaal in dieſer letzteren Kategorie ſich zur zweiten Stelle emporſchwang, erſcheint als eine Folge des Burenkrieges. Nicht weniger als 124 Buren wanderten im Berichtsjahre ein und der Zuzug derartiger Einwanderer, in denen bekanntlich Fürſt Bismarck im Gegenſatz zu ſeinem Nachfolger das günſtigſte Koloniſationselement erblickte, war in fortgeſetzter Steigerung begriffen. Kein Wunder, daß die Farmniederlaſſungen, von denen im Rechnungsjahre 1898 nur 2 mit einer Geſamtfläche von 19915 ha in Betrieb genommen wurden, 1899 auf 10 Farmen mit 70416 ha und 1900 auf 21 Farmen mit 158563 ha ſtiegen. In dieſen Ziffern ſind nur die Verkäufe von Kronland und diejenigen Verkäufe von Land der Eingeborenen enthalten, die von der Regierung genehmigt wurden, nicht hingegen ſolche von den mit Landbeſitz verſehenen Geſellſchaften. Deren Anzahl iſt indeſſen unbedeutend, da die Geſellſchaften an ihren hohen Preiſen feſthalten, im Gegenſatz zur Regierung aus dem Landverkauf ein Geſchäft zu machen ſuchen und deshalb nur ſelten Käufer finden, ſo lange noch Kronland zu haben iſt.

Es mag ſein, daß die Beſiedelung Südweſtafrikas heute weiter vorgeſchritten wäre, als die angeführten Zahlen dies erkennen laſſen, hätten nicht unſere früheren Kolonialverwaltungen jene Landgeſellſchaften zwiſchen die Regierung und die Anſiedler geſtellt. Der infolge deſſen nur geringe Umfang von Kronland wird bald erſchöpft ſein, ſicher werden dann jene Geſellſchaften ihre Landpreiſe nicht erniedrigen, eher ſie erhöhen und ſo der Beſiedlung noch größere Feſſeln anlegen. Es erſcheint daher wünſchenswert, daß die Regierung ſich neue Beſtände von Kronland ſichere.

Der Bericht ſagt hierüber nichts. Vor fünf Jahren befanden ſich nach einer Schätzung Leutweins 50 % des verfügbaren Landes in den Händen von Privatgeſellſchaften und nur 7 % in denen der Regierung. Wie das Verhältnis heute liegt, nachdem ſchon damals begonnen war, dieſe ungünſtige Entwicklung wieder rückwärts zu ſchrauben, andrerſeits aber inzwiſchen auch neue Konzeſſionen erfolgt ſind, iſt mir nicht bekannt. Eine gute Handhabe zur Gewinnung neuen Kronlandes dürfte ſich beim Verfall bisher erteilter Konzeſſionen darbieten. Sie wurden erteilt unter der Vorausſetzung, daß die Geſellſchaften von ihren Rechten auch Gebrauch machen und ihren Pflichten innerhalb der vorgeſehenen Friſt auch

nachkommen würden. Soweit dieſe Vorausſetzung nicht eingehalten wird, ergiebt ſich die Möglichkeit der Rücknahme der Konzeſſion oder doch der Abnahme eines Teiles ihres Landes als Kronland.

Ob die Zukunft der Kolonie mehr in der Viehzucht im großen oder im Bergbau liegen wird, läßt ſich heute noch nicht ſagen. Ebenſowenig laſſen ſich ſchon nähere Angaben über die wirtſchaftlichen Ausſichten des nördlichſten Teiles, des Ovambolandes, machen, in dem allein ein eigentlicher Ackerbau tropiſchen Charakters möglich iſt, wo wir aber eben erſt Fuß zu faſſen im Begriffe ſtehen.

Die Viehzucht hat erfreuliche Fortſchritte gemacht. Vielverſprechende Kreuzungen mit europäiſchen Viehraſſen ſind verſucht worden. Die Rinderpeſt, die früher den Viehbeſtand des Schutzgebietes ſo arg mitnahm und auch im Berichtsjahre unter dem Vieh der Eingeborenen großen Schaden anrichtete, zum Teil mit Texasfieber und Gallenſeuche kompliziert war, wird heute von der Verwaltung nicht mehr gefürchtet. Die Koch'ſche Impfmethode hat ſich ſo bewährt, daß die vollſtändige Unterdrückung der Rinderpeſt in abſehbarer Zeit zu erwarten ſteht. Iſt dieſe Auffaſſung der Regierung keine zu optimiſtiſche, ſo wird unſere Kolonie dann imſtande ſein, in den durch den Burenkrieg hart mitgenommenen übrigen Teilen Südafrikas als Konkurrent in der Lieferung von Zug- und Schlachtvieh aufzutreten.

Recht gute Erfolge erzielte auch die Pferdezucht, von 79 Stuten 77 Fohlen, von denen nur 6 nach der Geburt eingingen, ſo daß 34 Hengſte und 37 Stuten übrig blieben. Die Qualität der Fohlen zeigte einen bedeutenden Fortſchritt gegen früher, namentlich bei den von einem Trakehner Hengſt gefallenen.

In bergbaulicher Beziehung ſcheinen die großen Hoffnungen, die an Kupferfunde im Otavigebiet geknüpft wurden und zur Abſplitterung einer Otavi-Minen- und Eiſenbahngeſellſchaft von der engliſch-deutſchen South West-Afrika Co. führten, ſich nach den jüngſten Mitteilungen noch nicht erfüllt zu haben. Dagegen hat man im Gebiet der deutſchen Kolonialgeſellſchaft für Südweſtafrika nördlich vom Kuiſib vielverſprechende Kupferfunde gemacht, deren gewinnbringender Abbau deshalb geſichert erſcheint, weil die Bahnverbindung mit der Küſte nur geringe techniſche Schwierigkeiten bietet. Sie liegen 150 km von Swakopmund entfernt und können leicht an die Bahnlinie Swakopmund-Windhuk angeſchloſſen werden.

Die bisher der ſpärlichen eingeborenen Bevölkerung gegenüber befolgte Politik, ihr genügende Flächen als Reſervat anzuweiſen, hat ſich bewährt und das Vertrauen der Eingeborenen zur deutſchen Verwaltung entſchieden zugenommen. Von Oktober bis Dezember 1900 unternahm die Schutztruppe unter Führung des Gouverneurs und unter Beteiligung des Oberhäuptlings Maharero mit fünfzig ſeiner Leute eine Expedition nach dem Norden des Schutzgebietes, die in erfreulichem Gegenſatz zur Zurücklegung desſelben Weges im Jahre 1895 als reiner Friedensmarſch ausgeführt werden konnte. An Stelle der damaligen Feindſeligkeiten erwieſen die Eingeborenen der durchziehenden Truppe überall ihre Sympathiebezeugungen.

Der Ackerbau im Schutzgebiet leidet noch ſehr unter der Unregelmäßigkeit der Niederſchläge und hat auch mit den in der kalten Zeit hin und wieder eintretenden Nachtfröſten zu kämpfen. Der Waſſermangel führte im Berichtsjahre auch dazu, daß die neue Eiſenbahn ſalzhaltiges Waſſer benutzen mußte. Eine Beſſerung wird eintreten, wenn die Stauanlagen erſt weiter gediehen ſind, von

denen es auch abhängt, ob ein eigentlicher europäiſcher Ackerbau dort möglich iſt, wo heute nur eine kleine Gartenkultur ſtattfinden kann. Als vorbereitender Schritt für eine ſolche Ausdehnung der Bewäſſerungs- und Berieſelungsanlagen, welche die dem Ackerbau entgegenſtehende Ungunſt der Natur überwindet, erwähnt der Bericht die Entſendung zweier Ingenieure. Sie hatten die Aufgabe, das Hatſamas-Dammbauprojekt an Ort und Stelle auf ſeine techniſche Durchführbarkeit zu prüfen, auch andere Stauanlagen zu beſichtigen und weitere für Dammbauten in Betracht kommende Stellen in Augenſchein zu nehmen.

Viel Schaden haben die Heuſchrecken angerichtet, gegen welche die Regierung ein ſyſtematiſches Vorgehen plant. Von vielen Privatleuten wurden zu ihrer Vernichtung Verſuche mit der Löſung des Heuſchreckenpilzes angeſtellt. Die Beobachtung der Wirkung war jedoch nicht überall möglich. Jedenfalls werden bei richtiger Vornahme der Impfung die Erfolge nicht ausbleiben.

Beſtehende Wege wurden verbeſſert und neue angelegt, Tränkanlagen und Brunnen längs der Wege gereinigt, verbeſſert und vermehrt und die Waſſerverſorgung der wichtigſten Wohnplätze zum Teil weſentlich gehoben. Dies und die gleichzeitige Beſſerung der Wohnungsverhältniſſe, ſowie die Maßnahmen gegen die von Kapſtadt drohende Peſtgefahr waren von günſtigſtem Einfluß auf den Geſundheitszuſtand.

Die durch die Rinderpeſt geſchwächte Kaufkraft der Eingeborenen lag noch ſehr darnieder. Hierdurch erklärt es der Bericht in erſter Linie, daß die Einfuhr im Jahre 1900[1]) um faſt zwei Millionen Mark geringer war als im Vorjahre. Auch die Ausfuhr[2]) verminderte ſich um ungefähr eine halbe Million. Charakteriſtiſcher Weiſe nimmt zwei Drittel ihres Umfanges der Guano ein, deſſen Ausbeute bekanntlich einer engliſchen Geſellſchaft überlaſſen wurde. Sie exportierte nicht weniger als 6,1 Millionen Kilo im Werte von 610000 Mark, 485000 Mark weniger als im Vorjahr, ſo daß ſich hierdurch der Rückgang der geſamten Ausfuhr faſt vollſtändig erklärt. Die Abnahme des Guanoexports hängt teils mit ungünſtigen Landungsverhältniſſen zuſammen, teils mit der allmählichen Erſchöpfung der Guanolager am Kap Croß.

Es wäre zu wünſchen, daß die Regierung die Küſte unſerer Kolonie nach Guano abſuchen ließe, da es wahrſcheinlich iſt, daß auch an anderen Stellen Guanolager ſich finden. Die Erfahrungen der Vergangenheit ſollten dann dazu führen, dieſes für die Ausfuhr zur Zeit noch wichtigſte Produkt zu einem Domanialprodukt zu erklären, ſo daß nicht nur der Ausfuhrzoll, ſondern der ganze Nettoertrag den Finanzen des Schutzgebietes zu Gute käme.

Dieſe waren im Rechnungsjahr 1900 noch recht notleidend. Den eigenen Einnahmen in Höhe von 1022000 Mark, von denen 800000 auf Zölle und 46000 auf Landverkäufe entfielen, mußte ein Reichszuſchuß von 7½ Million Mark hinzutreten, um das Budget in's Gleichgewicht zu bringen. In Zukunft ſteht glücklicherweiſe eine erhebliche Beſſerung zu erwarten. Einerſeits werden die großen Ausgaben für den Ausbau des Hafens von Swakopmund und für die Eiſenbahn von dort nach Windhoek und die dieſen Koſten entſprechenden Teile des Reichszuſchuſſes mit der Vollendung jener wichtigen Bauten verſchwinden, andererſeits wird das Schutzgebiet wachſende Einnahmen aus dem Betriebe der

[1]) 6 968000 Mark. [2]) 908000 Mark.

Eisenbahn ziehen, die am 1. Juli 1901 bis zur Station Okasise (264,10 km) eröffnet wurde, während am 31. desselben Monats der Telegraph bereits das noch 100 km entferntere Windhoek erreichte. Im Oktober dieses Jahres soll die Eisenbahn ihm folgen.

V. Südseeschutzgebiete.

Über unsere Besitzungen in der Südsee ist nicht viel zu sagen. In unserem alten Schutzgebiet von Neu-Guinea hat bekanntlich das deutsche Reich seit wenigen Jahren die verkommene Erbschaft der Neu-Guineakompagnie wieder angetreten, über deren Mißwirtschaft Hans Blum in seinem Buche „Neu-Guinea und der Bismarckarchipel" uns so beredte Schilderungen gab. Kein Wunder, daß Kaiser Wilhelmsland heute kaum entwickelter erscheint als in den ersten Jahren nach seiner Besitzergreifung. Unser Einfluß reicht kaum über die Küstengegenden hinaus, und im Bismarckarchipel ist er stellenweise noch so gering, daß auf den Matthiasinseln, auf denen das Gouvernement durch zwei unblutig verlaufene Expeditionen bereits eine friedliche Entwicklung angebahnt hatte, gleichwohl die sehr gut ausgerüstete und bewaffnete Expedition des Herrn Mencke im Lager überfallen werden konnte, wobei zwei Europäer getötet wurden. Auch die allerjüngste Bluthat von Paperatava lehrt, wieviel heute noch unsere Herrschaft selbst auf Neupommern zu wünschen übrig läßt.

In wirtschaftlicher Beziehung sieht es im Bismarckarchipel viel günstiger aus als in Kaiser-Wilhelmsland. Die dort fast ausschließliche Kokos- und Baumwollkultur kommt mit einheimischen Arbeitern aus und die durchaus aussichtsvollen Unternehmungen auf der Gazellehalbinsel und in der Umgegend von Herbertshöh stehen in erfreulichem Gegensatz zu den traurigen Erfahrungen, die wir auf der von der Natur in der verschwenderischesten Weise ausgestatteten Hauptinsel gemacht haben. Wenn es nicht gelingt, der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Landes Plantagenkulturen wertvoller Gewächse abzuringen, — was hoffentlich möglich ist, wenn auch die Bewirtschaftung hier ausschließlich in den Händen der Neu-Guineakompagnie verblieb —, dann wird die Zukunft von Kaiser-Wilhelmsland vor allem in der Gewinnung von Kopra, Kautschuk und Guttapercha durch die dazu erzogenen Eingeborenen liegen, die diese Erzeugnisse an europäische Händler absetzen, möglicherweise auch in seinem Bergbau, sofern sich die großen Hoffnungen erfüllen, die man auf Goldfunde im Ramugebiete gesetzt hat. Im Berichtsjahre ist auch für den Süden des deutschen Teiles der Insel einem deutschen Syndikat unter Führung der Diskontogesellschaft eine ausschließliche Konzession zum Aufsuchen von Gold erteilt worden.

Im Bismarckarchipel hat sich die Regierung mit gutem Erfolg um die Anlage einer Kokospflanzung im neuen Bezirke Nusa auf Neu-Mecklenburg und um die Erziehung der dortigen intelligenten, kräftigen und arbeitswilligen Eingeborenen zu Kokospflanzern bemüht. Sie hält sich zu der Annahme für berechtigt, daß, wenn europäisches Kapital sich zur Anlage von Pflanzungen nicht finde, mit der Zeit eine solche durch und für die Eingeborenen möglich sein wird.

Der Handel des Schutzgebietes erstreckte sich im Berichtsjahre in erster Linie auf Kopra, Trepang, Perlschalen, green snail shells und Schildpatt, die

von den Eingeborenen in primitiver Weiſe eingetauſcht werden. Im Bezirke Nuſa geſchah es in der Weiſe, daß der Händler den Eingeborenen gefüllte Warenkiſten mit der Verpflichtung übergiebt, ein beſtimmtes Äquivalent ihrer Erzeugniſſe dafür zu liefern. Begreiflicherweiſe erwachſen aus dieſer Kreditgewährung um ſo häufiger Streitigkeiten, als den Eingeborenen das Verhältnis von Soll und Haben meiſt ganz klar iſt. Auch die Verwaltung kann niemals Klarheit ſchaffen, da über die beiderſeitigen Lieferungen nur die Aufzeichnungen des Händlers vorliegen, während der Eingeborene kaum jemals weiß, was er erhalten und was er dagegen zu liefern übernommen und bereits geliefert hat. Vielfach ſcheinen die Eingeborenen die Kiſten nur aus Furcht vor dem betreffenden Händler anzunehmen.

Wie der Handel, ſo leidet auch die Beſchoffung von Arbeitern für die Pflanzungen vor allem am Mangel ſeetüchtiger und leiſtungsfähiger Fahrzeuge, vermittelſt deren Handelsbeziehungen mit den zerſtreut wohnenden Eingeborenen aufrecht erhalten werden könnten. Namentlich gilt dies für Kaiſer Wilhelmsland. Auch im Intereſſe der Beherrſchung des Schutzgebietes erſcheint die Erweiterung der völlig unzureichenden Gouvernementsflotille außerordentlich wünſchenswert.

Loſſen in dieſer Beziehung die Verkehrsverhältniſſe noch viel zu ändern übrig, ſo haben ſie ſich auf dem Lande entſchieden gehoben. Namentlich im Bismarckarchipel, wo die Verwaltung in den Bezirken Herbertshöh um Nuſa ſich um den Wegebau ſehr verdient machte, in Nuſa allein 100 km neue Wege anlegte. Teilweiſe waren die zu überwindenden Schwierigkeiten ſehr große. Kilometer lange Sümpfe waren zu überbrücken oder auszutrocknen, ganze Steinfelder, aus manneshohen Korallenfelſen beſtehend, mußten mit Dynamit und der Steinhacke Fuß für Fuß bearbeitet und ſchwerer Buſch niedergeſchlagen werden. Durch Vermittlung der von der Regierung eingeſetzten Häuptlinge wurden die Eingeborenen zum Wegebau herangezogen, und ſie haben dieſe Arbeiten mit wachſender Geſchicklichkeit ausgeführt, im allgemeinen auch willig unter ihren Häuptlingen gearbeitet. Zugleich hat die gemeinſchaftliche Arbeit die feindlichen Gegenſätze zwiſchen den einzelnen Stämmen zu einer friedlichen Eiferſucht gemildert, aus der die Verwaltung Vorteil zieht.

Was endlich die Finanzen anlangt, ſo hat das erſte Jahr der ſtaatlichen Verwaltung des alten Schutzgebietes von Deutſch-Neuguinea mit einem kleinen Überſchuß abgeſchloſſen; auch für das laufende zweite Wirtſchaftsjahr wird ein ſolcher erwartet. —

Eine erfreuliche Entwicklung zeigen die Marſchall-Inſeln, auf denen völlige Ruhe herrſchte. Die Eingeborenen haben ihre Kopra-Kopfſteuern willig und pünktlich abgeliefert, und die reiche Ernte an Kokosnüſſen, die die ausſchließliche Produktion des Schutzgebietes bilden, iſt ſowohl den europäiſchen Pflanzungen zu Gute gekommen, als auch von anregender Wirkung auf die Eingeborenen geweſen, die ſelbſt Anpflanzungen vorgenommen haben. Bekanntlich koſtet hier die Verwaltung dem Reich keinen Pfennig, weil die Jaluitgeſellſchaft deren Koſten trägt. —

Von unſeren neuen Erwerbungen in der Südſee haben die Karolinen eine adminiſtrative Teilung in Oſtkarolinen (Ponope) und Weſtkarolinen (Jap) erfahren. Ihre Entwicklung befindet ſich begreiflicherweiſe noch in den erſten Anfängen. In den Oſtkarolinen waren die von der ſpaniſchen Verwaltung Umgebung der Regierungsniederlaſſung angelegten Straßen zugewachſen; ieder erneuert worden. Eine energiſche Inangriffnahme des Straßen-

baus wird erſt erfolgen, wenn entſchieden iſt, in welcher Gegend Pflanzungsbetriebe ſich entwickeln können. Möglich, aber nur in beſchränktem Umfange, ſind ſolche auf Kuſaie und Ponape, freilich müſſen aber die dazu nötigen Arbeitskräfte eingeführt werden, und die Abſatzmärkte liegen bei der Weltentlegenheit der Inſeln weit, ſo daß die Frachten hohe ſind. Die Kopra, die ſchon heute in erſter Linie ſteht, wird auch in Zukunft dieſen Platz behaupten.

Erfreulicher ſieht es in den Weſtkarolinen deshalb aus, weil hier vor allem die Bewohner der großen Inſel Jap ſich als intelligente und vortreffliche Arbeiter erwieſen haben. Nicht nur bringen ſie der deutſchen Verwaltung Verſtändnis und großes Vertrauen entgegen, ſo daß ſie mit beſtem Erfolg zu Polizeidienſten verwendet werden konnten, ſondern ſie haben auch bei ihrer Geſchicklichkeit und ihrem guten Willen es ermöglicht, den Wegebau ganz erheblich zu fördern. Mehr als 50 km vortrefflicher Straßen ſind angelegt worden. Die Polizeiſoldaten zeigten ſich ſo gelehrig, daß ſie nach kurzer Unterweiſung gröbere Zimmer- und Maurerarbeit allein ausführten und andere Eingeborene dabei gleich anlernen konnten. Sie haben große Freude an den neuen Wegen, erkennen, daß die Wege, Dämme und Brückenbauten ihrer eigenen Bequemlichkeit dienen. Ihre Inſtandhaltung liegt den angrenzenden Dörfern ob, alle zwei Monate wird ihr Zuſtand geprüft. Wie die Japer, ſo beſitzen auch die Palauleute ein großes Maß von Pflichtgefühl und gutem Willen.

Dem gegenüber iſt es außerordentlich zu beklagen, daß die vortreffliche eingeborene Bevölkerung Japs ſehr raſch abnimmt. Hauptſächlich liegt dies am ungünſtigen Geſundheitszuſtande. In großem Umfange herrſchen Lungenkrankheiten bis zu ſchwerer Tuberkuloſe, Syphilis iſt ſehr verbreitet und tritt in den ſchwerſten Formen auf. Daneben iſt auch noch im Jahre 1901 durch die Beſatzung eines Lloyddampfers Beri-Beri eingeſchleppt worden. Es ſcheint mir höchſt wichtig zu ſein, dieſes für die zukünftige Entwicklung des Schutzgebietes außerordentlich wertvolle Menſchenmaterial, das hoch über den Papuas ſteht, vor ſeiner weiteren Vernichtung zu ſchützen, die zweifellos eine Folge der früheren Berührung dieſer paradieſiſchen Inſeln mit den roheſten Abenteurern und Menſchenhändlern aller Herren Länder darſtellt.

Noch weltentlegener als die Karolinen waren im Berichtsjahr die Marianen, weil ſie ſeit der Aufhebung der nur von kurzer Lebensdauer geweſenen Dampferlinie Hongkong—Saypan—Sydney ohne regelmäßige Verbindung mit dem Mutterlande ſtanden, nur von wenigen Segelſchiffen angelaufen wurden, die meiſt nach und von Yokohama gingen.

Die Hauptbedeutung der Karolinen und der Marianen liegt in ihrer geographiſchen Lage. Einerſeits ſind ſie die Brücke zwiſchen unſeren bisherigen Schutzgebieten der Marſchallinſeln und Neu-Guineas — welcher Umſtand die unmittelbare Veranlaſſung und Rechtfertigung ihrer Erwerbung bildete, da wir naturgemäß lebhaft daran intereſſant waren, dieſe Brücke nicht in fremde Hände fallen zu laſſen. Andererſeits ſind ſie Durchgangshäfen für den immer mehr wachſenden auſtraliſch-japaniſch-oſtaſiatiſchen Verkehr, von dem man gegenwärtig freilich in dieſen Häfen noch wenig ſpürt, der aber in ſeiner umfaſſenden Bedeutung m. E. die Aufmerkſamkeit der deutſchen Verkehrsinſtitute in nachhaltigſter Weiſe wachzurufen geeignet iſt. —

Zukunftsreicher in wirtſchaftlicher Beziehung erſcheinen die uns gehörigen

beiden Hauptinseln von Samoa. Seit der Proklamation unserer Schutzherrschaft am 1. März 1900 ist indessen die Zeit noch eine zu kurze, um schon von wirtschaftlicher Entwickelung sprechen zu können. Zunächst galt es, geordnete Zustände herzustellen, den Eingeborenen die noch in ihrem Besitz befindlichen Waffen auf friedlichem Wege abzunehmen, sie und die Fremden mit der neuen Lage der Dinge zu versöhnen. Das ist unserer Verwaltung in überraschender Weise gelungen, dank der großen Geschicklichkeit, die sie dabei entfaltete.

Das an Naturschönheiten außerordentlich reiche Schutzgebiet zählte im Herbst 1900 32 815 Eingeborene, daneben 695 männliche und 92 weibliche Schwarze, m. a. W. von der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft größtenteils aus Neu-Guinea im Laufe der Jahre eingeführte Pflanzungsarbeiter, die der Kontrolle der samoanischen Beamten und ihrer Rechtspflege entzogen sind, ferner 800 fremde Ansiedler. Diese setzten sich zusammen aus Deutschen, Engländern, einschließlich Australiern und Neuseeländern, Amerikanern, Norwegern, Dänen, Schweden, Franzosen, Belgiern, Luxemburgern, Chinesen und Japanern nebst ihren zahlreichen Mischlingen.

Der Hauptteil der Ausfuhr besteht zur Zeit noch aus Kopra, wovon für 1258000 Mark ausgeführt wurde bei einer Gesamtausfuhr von 1266000 Mark. Die nicht ganz doppelt so große Einfuhr kommt zumeist aus Australien und Neuseeland, an zweiter Stelle standen früher die Vereinigten Staaten, jetzt Deutschland mit 447000 Mark. Für den Handelsverkehr ist es nachteilig, daß heute die zwischen San Franzisko und Sydney verkehrenden amerikanischen Postdampfer nicht mehr in Apia, dem einzigen Hafen unseres Schutzgebietes für den Fernverkehr, Anker werfen, sondern nun den Hafen Pago-Pago der benachbarten amerikanischen Insel Tutuila anlaufen. Der Bericht meint zwar, der hierdurch hervorgerufene Ausfall im Rauminhalt der Schiffe, die Apia anlaufen, mache sich mehr statistisch geltend, denn als wirklicher Schaden. Die ausfallenden Importe von Amerika seien von Neuseeland und den australischen Kolonien bezogen worden, zu denen der Handelsverkehr der geographischen Verhältnisse halber naturgemäß gravitiere.

Boden und Klima läßt die Inseln für den Plantagenbau wertvoller Gewächse sehr geeignet erscheinen, namentlich für Kakao, der in ausgezeichneter Qualität erzielt und fast ganz nach Hamburg exportiert wurde. Die zukünftige Entwickelung des Plantagenbaues hängt vor allem von der Lösung der Arbeiterfrage ab, für welche jene von Neu-Guinea bisher eingeführten Schwarzen kein genügendes Angebot bilden. Eine weitere Anwerbung fremder Arbeiter erscheint unvermeidlich. Denn die Samoaner selbst stehen zwar wie die Japer auf wesentlich höherer Stufe als die Papuas, aber sie sind nach der Meinung der Sachkenner für die Arbeit auf europäischen Pflanzungen zur Zeit noch ungeeignet. Gelang es auch der deutschen Verwaltung, sie dazu zu bringen, daß sie auf ihren brachliegenden Feldern Kokospalmen in rationeller Weise pflanzten, und ließ auch die katholische Mission es sich angelegen sein, ihre Zöglinge praktisch auf ihrer Kakaopflanzung zu unterrichten, so wird es doch noch gute Weile haben, ehe eine genügende Anzahl von Samoanern sich bereit finden wird, als Arbeiter in den Dienst weißer Pflanzer zu treten.

Während bei diesen intelligenten Polynesiern von Rechts- und Gerechtigkeitsgefühl wenig zu spüren ist, die Urteile samoanischer Richter durchgängig parteiisch,

Digitized by Google

teilweiſe ſogar haarſträubend ungerecht ſind, beſitzen ſie eine unverkennbare Anlage für die Verwaltung. Eine durchgreifende Reform ihrer Juſtizpflege iſt jedoch noch nicht an der Zeit, und hat ſich das Gouvernement mit ſtrenger Ueberwachung der ſamoaniſchen Richter umſomehr begnügen können, als alle Straffälle wichtiger Art von den Eingeborenen aus eigenem Antriebe vor den weißen Richter gebracht werden.

Dagegen bemühte unſer Gouvernement ſich mit gutem Erfolge um die ſamoaniſche Verwaltung. Der Bericht betrachtet das Ergebnis nur als einen Verſuch. Mir ſcheint dieſer Verſuch ſehr lebensfähig zu ſein, da er in verſtändiger Weiſe an die alten Traditionen der Bevölkerung ſich anlehnt. Im Anſchluß an ihre auf das Clanweſen geſtützte Familienverfaſſung wurden Bezirke und Kommunen eingeteilt und den an ihre Spitze tretenden Häuptern ſchöne Titel gegeben, worauf die Samoaner beſonderen Wert legen. Den ſchönſten Titel — Le Alli Sili — empfing Mataafa, der zur Zeit an der Spitze dieſer ſamoaniſchen Selbſtverwaltung ſteht, einen Rat zur Seite hat und die Vermittelungsinſtanz zwiſchen ihr und dem Gouverneur bildet. Die in dieſer Weiſe ausgezeichneten Häuptlinge und Häupter fanden nun bald heraus, daß ſie als koiſerliche Selbſtverwaltungsbeamte auch einen Gehalt beziehen müßten. Es wurde ihnen bedeutet, das ſei nur möglich wenn ſie auch etwas dafür leiſteten, aber das deutſche Mutterland, das von Samoa nichts haben wolle, könne natürlich auch kein Geld auf Samoa verwenden; das ſamoaniſche Volk müſſe den Gehalt ſeiner Beamten ſelbſt aufbringen. Hiermit woren ſie nicht nur einverſtanden, ſondern verlangten auch, um die Einnahmen der Selbſtverwaltung, aus denen ihre Gehalte gezahlt toerden ſollten, zu erhöhen und ſich dadurch höhere Gehalte zu verſchaffen, es möchten die Steuern nicht nur von männlichen Erwachſenen, ſondern auch von Frauen und Kindern eingezogen werden! —

Von den 40000 Mark, die vereinnahmt wurden, hat nur ein Teil zur unmittelbaren Auszahlung der Gehalte gedient. Das übrige wurde zur Belohnung für loyales Verhalten und als Ehrengeſchenke verwendet, z. B. in Geſtalt von Wagen. Je beſſere Wege von den Eingeborenen gebaut werden, einen um ſo größeren Wagen erhält der Häuptling. Das Gouvernement beabſichtigt, noch für die nächſten drei bis vier Jahre eingehende Steuergelder in ſolcher Weiſe zu verwenden. Denn das Mißtrauen der Samoaner in Geldangelegenheiten gegenüber Fremden iſt groß, und die Regierung würde an Anſehen und Vertrauen einbüßen, falls bei den Samoanern die, wenn auch irrtümliche, Ueberzeugung Platz griffe, daß die neue Regierung Gelder der Eingeborenen auch für die Zwecke der Fremden gebrauche.

Ich glaube wohl, daß die deutſche Verwaltung der Inſeln ſich auf dem beſten Wege befindet, um dieſe Perle der Südſee zu einem Kleinod unſeres Kolonialbeſitzes zu machen. Möchten wir niemals aufhören, die Ermahnung zu beherzigen, die neulich bei der Etatsberatung im Reichstage der vortreffliche Gouverneur mit den Worten ausſprach: dieſen Südſeeinſulanern möglichſt wenig mit Gewalt entgegenzutreten, ſondern lieber mit Geſchenken und Liebesgaben.

Der Rundgang, den wir unter Führung des amtlichen Weißbuches durch unſere Kolonien in Afrika und in der Südſee gewandert ſind, hat uns nicht überall

befriedigende Zuſtände gezeigt. Nach allem, was wir bisher für unſere Kolonien gethan und aufgewendet haben, erſcheint die Frage berechtigt, warum ihre Entwicklung noch nicht weiter vorgeſchritten iſt, als dies die Jahresberichte erkennen laſſen. Selbſtverſtändlich ſcheiden hierbei unſere jüngſten Erwerbungen aus, aber für unſere älteren Beſitzungen läßt ſich die aufgeworfene Frage nicht von der Hand weiſen.

Ich kann es mir nun nicht anmaßen, eine begründete Antwort auf ſie zu geben. Denn ich kenne wohl holländiſche, franzöſiſche und engliſche Kolonien aus eigener Anſchauung, aber leider nicht die unſrigen. Aus der Studierſtube im fernen Mutterlande geſehen, erſcheinen koloniale Dinge leicht ganz anders als an Ort und Stelle. So kann ich nur mit allem Vorbehalt den Eindruck wiedergeben, den ich aus meiner litterariſchen Beſchäftigung mit dem Gegenſtande gewonnen habe.

Meines Erachtens liegt der tiefere Grund der geringen wirtſchaftlichen Entwicklung unſerer Kolonien entweder in ihnen oder in uns ſelbſt.

Taugen unſere Kolonien in der That ſo wenig, daß in ihrer noch nicht zwanzigjährigen Entwicklung mehr zu erzielen als wir erzielt haben, ein Ding der Unmöglichkeit war? Ich glaube dieſe Frage getroſt verneinen zu dürfen. Weder in ihrer Allgemeinheit noch im einzelnen ſcheinen ſie mir die ungünſtige Beurteilung zu verdienen, der ſie in der Litteratur ſtellenweiſe begegnet ſind.

Mit dieſer Verneinung habe ich mich für die anderen Alternative entſchieden: in uns ſelbſt liegt die Urſache, m. a. W. in unſerer durch die Jugend unſerer Koloniſation erklärlichen Unerfahrenheit in kolonialen Dingen.

Wie neulich die „Morning-Poſt" treffend hervorhob, begnügen wir Deutſche uns weder mit dem Syſtem der Franzoſen, die unermeßliche Landſtriche ihrem Einfluß unterſtellen und ſchon in dieſer Thatſache allein ausreichende Befriedigung ihres kolonialen Ehrgeizes erblicken, noch mit dem unſerer engliſchen Vettern, die viele Millionen auf unkultivierte Gegenden Afrikas verausgaben und in Geduld abwarten, bis ihnen die Früchte ihrer Bemühungen in den Schoß fallen. Wir wollen vielmehr ſofort die wirtſchaftlichen Reſultate unſerer kolonialen Arbeit ſehen, ſind mißvergnügt und ſchimpfen gleich auf unſere Kolonien, wenn die günſtigen Ergebniſſe ausbleiben, anſtatt uns zu fragen, ob wir es nicht falſch angeſtellt haben, um Reſultate zu erzielen.

Ich glaube in der That, daß wir es falſch angeſtellt haben. Die zahlloſen Mißgriffe, die wir beim Tabakbau in Oſtafrika erlebten, die niederdrückenden Erfahrungen, die wir im Neuguineaſchutzgebiete, abgeſehen von der Wirkſamkeit des Herrn von Hagen, machen mußten, die ältere Geſtaltung der Kakaokultur in Kamerun, bis ihr Dr. Preuß die richtigen Wege wies, alles dies und vieles andere ſpricht ganze Bände von unſerer kolonialen Unerfahrenheit und beweiſt deutlich, daß wir ſehr viel überflüſſiges Lehrgeld geſpart haben würden, hätten diejenigen, die wirtſchaftliche Unternehmungen in unſeren Kolonien ins Leben riefen, es verſtanden, gleich von Anfang an die geeigneten Kräfte für ihre Leitung zu gewinnen. Ausgezeichnete Betriebsleiter und Pflanzer waren im Ausland vorhanden und geneigt, in den Dienſt deutſcher Unternehmungen zu treten, aber ſie waren unſerem Privatkapitol zu teuer. Es ſparte an der falſchen Stelle. Hierauf in erſter Linie führe ich es zurück, daß die wirtſchaftliche Entwicklung unſerer Schutzgebiete heute noch vieles zu wünſchen übrig läßt.

Daß es uns im Mutterlande an dem für ſolche Zwecke geeigneten Menſchen-

material zunächſt gebrach, war natürlich. Niemand kann von einem Volke, das eben in die koloniale Laufbahn eintritt, verlangen, daß es gleich einen Stamm dafür geeigneter Perſonen mitbringe. Seit einigen Jahren bemühen wir uns, dieſem ganz natürlichen Mangel abzuhelfen; in echt deutſcher Weiſe verſuchen wir es auf dem Schulwege, für den übrigens auch engliſche Analogien ſprechen. So wertvolle Dienſte unſere junge Kolonialſchule auch zu leiſten verſpricht, wir ſollten uns nicht mit dem genügen laſſen, was wir auf dieſe Weiſe erreichen können.

Es ſollte vielmehr das Riſiko, das unſer Privatkapital zu laufen vermieden hat, von unſerer Regierung übernommen werden, dieſe es für eine ihrer vornehmſten Aufgaben erachten, nicht nur für Beamte und Offiziere zu ſorgen, ſondern vor allem auch für die in jungen Kolonien eines eben erſt koloniſierenden Volkes wichtigſten Perſonen, für wirtſchaftliche Lehrmeiſter. Wenn ſie ihnen ähnliche Gehalte ausſetzt wie den höheren Beamten, wird ſie zweifellos ſolche uns dringend notwendige Führer erſten Ranges zu engagieren in der Lage ſein und durch entſprechenden Ausbau der bereits vorhandenen Verſuchsſtationen, Muſterfarmen, Muſterpflanzungen uſw. unſerer kolonialen Entwicklung die größten Dienſte leiſten. Wir haben bisher viel Geld in nicht immer zweckmäßiger Weiſe verwendet. Das Engagement von erſtklaſſigen Pflanzern und Kaufleuten, die wirkliche Erfolge und reiche Erfahrungen aufweiſen können, iſt eine Ausgabe an der rechten Stelle, bei der wir nicht knauſern dürfen. Sie wird ſich ſicher bezahlt machen und um ſo günſtiger wirken, je beſſer wir es verſtehen, ſolche Lehrmeiſter als wirtſchaftliche Beiräte unſerem kolonialen Beamtenorganismus einzugliedern. Die guten Erfahrungen, die wir bei der preußiſchen Anſiedlungskommiſſion im Mutterlande gemacht haben, laſſen die Hoffnung nicht zu kühn erſcheinen, daß ſich bei dem vortrefflichen und elaſtiſchen deutſchen Verwaltungsapparate auch die geeigneten Formen finden werden, um die Mitwirkung ſolcher zunächſt fremdartigen Elemente qualifizierter Art zum Wohle des Ganzen zu ermöglichen.

Die Transauſtraliſche Eiſenbahn.

Von Oberleutnant a. D. Kürchhoff.

Der Handelsverkehr Deutſchlands iſt, beſonders ſeitdem die deutſchen Erzeugniſſe dank der Ausſtellungen in Melbourne und Sidney auf dem auſtraliſchen Kontinent eingeführt worden ſind, mit dieſem jüngſten Feſtland ein ziemlich reger. Jede Veränderung, welche der Förderung des Verkehrs dient, verdient deshalb auch in deutſchen Kreiſen das weitgehendſte Intereſſe.

Seit dem 1. Januar 1901 haben ſich die meiſten der bis dahin ziemlich unabhängig von einander beſtehenden engliſchen Kolonien auf dem Feſtlande Auſtraliens zu einem Bunde unter gemeinſamem Bundesparlament zuſammengethan. Das letztere hat ſich in letzter Zeit mit der Herſtellung einer transauſtraliſchen Eiſenbahn beſchäftigt, jedoch handelt es ſich nicht um eine Eiſenbahn, welche den ganzen Kontinent durchquert, ſondern dieſelbe folgt im allgemeinen der Südküſte und ſoll Freemantle, den Hafen von Perth, an der Weſtküſte über Kalgoorlie, Port Auguſta, Adelaide, Melbourne und Sidney mit Brisbane an der Oſtküſte verbinden. Dieſe ganze zu durchquerende Strecke würde eine Länge von 5670 km erlangen, jedoch ſind hiervon ſchon 3910 km in Betrieb, und zwar Freemantle—Kalgoorlie und Port Auguſta—Brisbane, und wären demnach nur noch 1760 km zu erbauen.

Es kämen zunächſt zwei Tracen in Betracht, die eine längs der Küſte der großen auſtraliſchen Bucht, die andere direkter geführt, nördlich des Gawler-Gebirges. Topographiſche Schwierigkeiten ſind auf beiden Linien nicht zu überwinden, wenn man von Waſſermangel abſieht, aber die von dieſem verurſachten Schwierigkeiten werden das Unternehmen nicht hindern können, zumal die Ingenieure ſchon an dem Bau der Linie Freemantle—Kalgoorlie gelernt haben, dieſem Übel abzuhelfen.

Wenn auch der definitive Entſcheid noch ausſteht, ſo erſcheint doch die ſüdliche Trace als geſichert, für welche beſonders Weſt-Auſtralien eintrat, da dieſelbe die wertvollen Goldfelder dieſes Bundesſtaates, welche ſich über ein $1^1/_2$ mal ſo großes Gebiet als das deutſche Reich es einnimmt, ausdehnen, am kürzeſten mit dem öſtlichen Bahnnetz verbindet.

Längs der beabſichtigten Trace führt jetzt ſchon ein im Betriebe befindlicher Telegraph, und bietet dieſe Richtung auch den Vorteil, daß die Herſtellung in vier Bau-Abteilungen erfolgen kann, indem von der Hafenſtadt Eccla das Schienenlegen gleichzeitig in weſtlicher und öſtlicher Richtung zu bewerkſtelligen iſt.

Das zu durchquerende Gebiet iſt jetzt faſt völlig unbewohnt und bietet, da

es völlig arm und öde ist, bei dem fast gänzlichen Fehlen von Wasser auch wenig Zukunfts-Aussichten. Gerechnet wird vor allen Dingen auf den Durchgangsverkehr zwischen Osten und Westen. Diesen hofft man nun der Schiffahrt abzuziehen, da die Beförderungspreise bei dieser sehr hoch sind. Während jetzt die Reise von Ost-Australien zur See nach Freemantle und von da zu den Goldfeldern langwierig und kostspielig ist, würde man nach Fertigstellung der Linie innerhalb 96 Stunden von der Ostküste nach Kalgoorlie, dem Mittelpunkt der Goldlager kommen können. Somit scheint es, daß West-Australien von der zu erbauenden Linie den Hauptvorteil hat, denn durch diese Verbindung wird eine große Menge Bevölkerung in diese Gebiete hinüberfließen und erst eine vollständige Ausnutzung der reichen Bodenschätze möglich machen. Eine derartige Rücksicht auf die bis noch vor kurzem am ungünstigsten dastehende Kolonie kann aber nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß dieselbe seit 1898 hinsichtlich der Goldproduktion in Australien die erste Stelle einnimmt.

Eine derartige Zunahme der Bevölkerung muß aber auch den anderen Staaten Vorteile bringen, denn der Absatz der Agrarprodukte müßte sich doch unbedingt größer gestalten. So ist die Kolonie Süd-Australien eines der ersten Weizenländer der Welt, und außerdem gedeihen hier Fruchtbäume, Ölpflanzen, Tabak und Wein vortrefflich.

Ähnliches gilt von der Kolonie Queensland, woselbst sich der größte Teil des Bodens ganz gut für die Kultur des Zuckers, der Baumwolle und des Mais eignet, außerdem wird Wein, Weizen, Tabak, Kaffee und stellenweise auch die Kartoffel gebaut. Als Hauptausfuhr-Artikel der letztgenannten Kolonie käme aber noch die Steinkohle hinzu, von welcher West-Australien nichts besitzt, während Queensland an diesem Mineral über einen reichen, noch unaufgeschlossenen Vorrat verfügt. Das Bindeglied Kalgoorlie—Port Augusta hofft man bei einem Kostenaufwand von 80—100 Mill. Mk. innerhalb vier Jahren fertigstellen zu können. Hindernd tritt einem vollständigen Durchgangsverkehr der Umstand entgegen, daß die einzelnen Strecken in den verschiedenen Kolonien von einander abweichende Spurweiten haben, welche zwischen 1,061 und 1,422 m schwanken. Das Bindeglied soll die normale Spurweite von 1,422 m erhalten, da bei größerem Schienen-Abstand sich die Anlegekosten wesentlich erhöhen würden, ohne daß ein entsprechender Vorteil erzielt würde, eine geringere Spurweite ließe aber die volle Ausnutzung der Anlage bei dem zu erwartenden großen Güterverkehr nicht zu. Es kommt ferner noch hinzu, daß sich bei einzelnen Strecken schon jetzt die Spurweite von 1,061 m als unzureichend erwiesen hat, und wahrscheinlich wenigstens auf der Linie Freemantle—Kalgoorlie erweitert wird.

Je mehr der junge Staatenbund ausgebaut wird und je mehr er sich dann zu einem Faktor entwickelt, mit welchem in der Politik gerechnet werden muß, desto mehr wird sich auch darthun, daß die Eisenbahn eine erhebliche strategische Bedeutung besitzen wird, denn sie verbindet die wichtigsten Häfen des Kontinents und gestattet an einem solchen, wenn etwa bedroht, ein schnelles Zusammenziehen von Truppen. Ungünstig muß es allerdings sein, daß bei der Nähe des Meeres eine leichte Gefährdung von Seiten eines energischen Landungskorps sich ermöglichen läßt, sodaß, wenn dieser Zeitpunkt erst eintritt, die Anlage von Befestigungen an verschiedenen wichtigen Stellen folgen muß.

Grund und Boden in Nordamerika.

Von M. Hans Klöſſel.

Als die erſten engliſchen Anſiedler in Nordamerika das Land verteilten, verfuhren ſie wie 12 Jahrhunderte vorher ihre Ahnen in Britannien, d. h. ſie gaben jedem Familienhaupt Wohnplatz und Ackerland, während außerhalb der freie Gemeindegrund lag. Was die großen Eigentümer betraf, die die engliſchen Könige durch Patentbriefe zu ſchaffen ſuchten, ſo ſahen die Anſiedler klar genug die Ungerechtigkeit des angeſtrebten Monopols, und keiner dieſer Eigentümer erhielt viel aus dieſen Bewilligungen; aber der Überfluß an Land verhinderte, daß die Aufmerkſamkeit auf das Monopol gelenkt wurde, welches der individuelle Grundbeſitz ſelbſt bei kleinen Flächen mit ſich bringen muß, ſobald der Grund und Boden ſelten wird.

Der Kontinent ſchien ſo groß, das Gebiet, über welches ſich die Bevölkerung noch ergießen konnte, ſo ungeheuer, — ſchreibt einer der hervorragendſten amerikaniſchen Volkswirte, Henry George, der bekanntlich für die Beſeitigung der Grundrente eintritt, — daß wir, an den Gedanken des individuellen Grundbeſitzes gewöhnt, deſſen Ungerechtigkeit nicht erkannten. Denn nicht allein verhinderte dieſer Hintergrund von unbeſiedeltem Lande, die volle Wirkung der privaten Aneignung ſelbſt in den älteren Teilen zu fühlen; ſondern es ſchien auch nicht unbillig, jemanden mehr Land nehmen zu laſſen, als er benutzen konnte, und die ſpäter Kommenden zur Zahlung für die Benutzung zwingen zu können, ſo lange andere genau dasſelbe thun konnten, wenn ſie etwas weiter gingen.

Die Leute, die aus der Werterhöhung des Landes Nutzen zogen, ſind größtenteils Männer, die ohne einen Heller angefangen haben. Ihre großen Vermögen, die ſich vielfach hoch in die Millionen belaufen, erſcheinen ihnen und auch vielen anderen als die beſten Beweiſe der Gerechtigkeit der beſtehenden ſozialen Verhältniſſe, unter denen, wie ihnen ſcheint, Klugheit, Vorſicht, Fleiß und Sparſamkeit ihre Belohnung fanden, während in Wahrheit dieſe Vermögen nur die Gewinne des Monopols ſind. Aber die Thatſache, daß die ſo Bereicherten als Arbeiter anfingen, verbirgt dies, und dasſelbe Gefühl, das dem Inhaber eines Lotterieloſes die Größe der Gewinne entzückend vorſpiegelt, hat ſelbſt die Armen verhindert, ſich gegen ein Syſtem zu rühren, welches ſo viele Arme reich machte. Die allgemeine Intelligenz, der weitverbreitete Komfort, der thätige Erfindungsgeiſt, die Fähigkeit der Anpaſſung und Aſſimilation, der freie, unabhängige Geiſt, die Energie und das Selbſtvertrauen, die das amerikaniſche Volk auszeichnen, ſind nicht Urſachen, ſondern Wirkungen — ſie ſind aus dem freien Grund

und Boden erwachsen. Alles, was den Amerikaner mit Stolz erfüllt, alles, was die amerikanischen Verhältnisse und Einrichtungen besser macht als die älterer Länder, kann man auf die Thatsache zurückführen, daß der Grund und Boden in den Vereinigten Staaten billig war, weil dem Einwanderer neuer Boden offen stand. Aber schon ist man bis zum Stillen Ozean vorgerückt. Weiter westlich kann man nicht gehen, und die zunehmende Bevölkerung kann sich nur nach Nord und Süd ausbreiten und ausfüllen, was übergangen worden ist.

Die Republik ist in eine neue Ära eingetreten. Das öffentliche Gebiet ist beinahe vergeben, einige wenige Jahre werden dessen bereits schwindendem Einfluß ein Ende machen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß es kein öffentliches Gebiet mehr geben wird. Noch lange werden Millionen Morgen öffentlicher Ländereien in den Büchern des Land-Departements der Vereinigten Staaten aufgeführt werden. Aber man muß berücksichtigen, daß der beste Teil des Landes für Ackerbauzwecke schon besetzt und nur das ärmste Land noch übrig ist. Man muß daran denken, daß das, was übrig ist, die großen Bergketten, die unfruchtbaren Wüsten, die nur zum Abweiden tauglichen Hochebenen einbegreift. Viele Ländereien, die in den Berichten als offen für die Ansiedelung bezeichnet werden, sind noch nicht vermessener Grund und Boden, der durch Besitzanspruch oder Vormerkung angeeignet wurde. Californien erscheint in den Büchern des Land-Departements mit dem größten öffentlichen Gebiete. Allein davon wird durch Eisenbahn-Konzessionen so viel vorabgenommen, so viel besteht aus nicht pflügbaren Bergen oder Berieselung erfordernden Ebenen, so viel wird durch die Pachtungen der Wasserläufe monopolisiert, daß es thatsächlich schwer ist, dem Einwanderer noch irgend einen Teil des Staates zu zeigen, wo er Land nehmen könnte, auf dem er sich niederlassen und eine Familie erhalten kann.

Die öffentlichen Ländereien umfassen schätzungsweise 1835017692 Acker, einschließlich derjenigen Gebiete, welche die Vereinigten Staaten von Frankreich, Spanien, Mexiko, Rußland und Texas erworben haben. Die sogenannten „Reservationen" allein umfassen nach dem letzten Berichte des Generallandamts der Vereinigten Staaten

18 993 280	Acker	für	Wälder,
825 425	„	„	militärische Zwecke,
81 645 413	„	„	Indianer-Stämme,
3 272 960	„	„	Nationalparks,
27 704 696	„	„	Verschiedenes,
zus. 132 441 774	Acker.		

Henry George kritisiert die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten in folgender Weise:

„Wir pflügen neue Felder, öffnen neue Minen, gründen neue Städte; wir treiben den Indianer zurück[1]) und rotten den Büffel aus; wir umgürten das Land mit Eisenbahnen und säumen die Luft mit Telegraphendrähten; wir häufen Kenntnisse auf Kenntnisse und machen Erfindung auf Erfindung nutzbar; wir

[1]) Die Gesamtzahl der indianischen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten betrug nach dem Zensus von 1890: 248253 Köpfe. Hieroon sind jedoch die als zivilisiert bekannten Stämme ausgenommen, deren Zahl auf 177178 Köpfe geschätzt wird. Letztere sind in 177 „Reservationen" zerstreut.

bauen Schulen und dotieren Lehranſtalten; aber trotz alledem wird es den Maſſen unſeres Volkes nicht leichter, ihr Brot zu finden. Im Gegenteil, es wird ſchwerer. Die wohlhabende Klaſſe wird wohlhabender, aber die ärmere wird immer abhängiger. Die Kluft zwiſchen dem Arbeiter und dem Arbeitgeber wird weiter, die ſozialen Gegenſätze werden ſchärfer; mit den livrierten Equipagen kommen auch die barfüßigen Kinder. Wir werden daran gewöhnt, von den arbeitenden und den begüterten Klaſſen zu ſprechen; Bettler werden ſo häufig, daß, wo es einſt kaum für ein kleineres Verbrechen als Straßenraub galt, jemandem Speiſe und Trank zu verweigern, um die er bat, jetzt das Thor verriegelt und die Bulldogge losgelaſſen wird, während Geſetze gegen die Landſtreicher erlaſſen werden, die an die Zeiten Heinrichs VIII. erinnern."

Möchten ſich diejenigen das geſagt ſein laſſen, die trotz aller Warnungen noch immer glauben, in der großen nordamerikaniſchen Republik ihr Glück leicht finden zu können!

Aus dem Bereich der Miſſion in Deutſch-Süd-Weſt-Afrika.

Von Paſtor C. Hoefer.

Die nachfolgenden Zeilen wollen in Kürze die wirtſchaftlichen Vorgänge Deutſch-Südweſtafrikas darſtellen, ſoweit ſie in dem letzten Viertel des vorigen Jahres mit den chriſtlichen Miſſionen in dieſer Kolonie im Zuſammenhang ſtehen und von den betreffenden Miſſionszeitſchriften berichtet ſind. Sie bilden zugleich die Fortſetzung zu einer wirtſchaftlichen Rundſchau „aus dem Buch der Miſſionen in unſern Kolonien," wie ſie in der „Deutſchen Kolonialzeitung" Nr. 4 und 5, 1902 mit der Darſtellung der miſſionswirtſchaftlichen Verhältniſſe in Togo eröffnet und in Nr. 18 und 19 der „Deutſchen Kolonialzeitung von 1902" fortgeſetzt wurde. Dem nachfolgenden Aufſatz wird eine in gleicher Art und Weiſe angelegte Darlegung „aus dem Bereich der Miſſionen in Deutſch-Oſtafrika" und „in den deutſchen Südſeeinſeln nebſt Kiautſchou" folgen. Deutſch-Südweſtafrika iſt eins der Hauptarbeitsgebiete der rheiniſchen Miſſionsgeſellſchaft. Sie hat hier 51 Stationen beſetzt, unter denen ſich 14 Hauptſtationen befinden. Außerdem arbeitet ſeit 1896 auf den beiden Stationen Windhoek und Swakopmund die Genoſſenſchaft der Oblaten der heiligen unbefleckten Jungfrau Maria und in Heiragabies, im Südoſten der Kolonie gelegen, die Genoſſenſchaft der Saleſianer. Im Norden, im Ovombolande, hat die evangeliſche Miſſion Finnlands drei Stationen mit 12 Miſſionaren.

In Windhoek hat ſich im letzten Jahre eine ungemein rege Bauthätigkeit entwickelt. Die Stadt gewinnt durch ihre ſtattlichen Bauten und vollkommenen Verkehrseinrichtungen immer mehr das Gepräge einer aufſtrebenden, wohlhabenden, modernen Handels- und Regierungsſtadt. Auch von Seiten der Miſſion iſt in der Bauthätigkeit des letzten Jahres viel geſchehen: das Miſſionswohnhaus, ſowie der nötige Erweiterungsbau des Schulhauſes der evangeliſchen Miſſion iſt im Rohbau fertig. Der Kirchbau iſt im flotten Gange, 40000 Backſteine ſind zum Baue bereits fertig, die Herbeiſchaffung der Backſteine vom Trockenplatz zur Bauſtelle beſorgen die Eingeborenen freiwillig, auch die Schulkinder helfen dabei. Weſentlich kommt der Miſſion auch die ſchnelle Verkehrsverbindung mit der Küſte durch den immer mehr der Stadt ſich nähernden Eiſenbahnbau, durch die Verbindung mit dem Mutterlande durch den Telegraphenanſchluß zu gute. Noch vor 50 Jahren mußten die erſten Pioniere des Landes ein volles Jahr auf die Antwort ihrer Briefe warten, jetzt kann man, wenn man die Koſten nicht ſcheut, ſich telegraphiſch mit dem Mutterlande in Verbindung ſetzen und nach Aufgabe eines

Telegramms ſchon 6 Stunden darauf aus Berlin Antwort haben. Außerdem iſt Windhoek mit Okahandja, Karibib, Swakopmund telegraphiſch verbunden, nachdem hoch im Norden gelegenen Outjo wird ein heliographiſcher Nachrichtendienſt hergeſtellt werden. Die Bevölkerungszahl der Stadt hat ſich durch den Zuzug von Weißen und Farbigen auch im letzten Jahre bedeutend gehoben; die Stadt zählt jetzt ca. 500 Weiße und 2000 Farbige. Durch dieſe Bevölkerungszunahme erwachſen der Miſſion neue und größere Aufgaben. Die deutſch-evangeliſche Gemeinde wird von einem im Mutterlande ordinierten Geiſtlichen paſtoriert, die Gemeinde iſt an die evangeliſche Landeskirche angeſchloſſen, ihre Gottesdienſte hält ſie in einem Kirchenſaal, welchen ſie in bereitwilligſter Weiſe auch der evangeliſchen Miſſion unter den Farbigen zur Abhaltung von Gottesdienſten zur Verfügung ſtellt, ſolange deren Kirche noch nicht fertig gebaut iſt. Im übrigen werden bei günſtiger Witterung die Gottesdienſte für die Hereros vormittags, für die Namas nachmittags im Freien abgehalten. Man kann unter den Bewohnern der Stadt 4 farbige Nationen unterſcheiden, die Namas, die größtenteils Kriegsgefangene ſind, doch bleibt ihnen der Beſuch des Gottesdienſtes unbenommen, in beſonders großer Anzahl findet man hier ferner die Bergdamara, welche der Arbeit wegen nach Windhoek gezogen ſind, ferner die Herero, ſie bilden das unruhige Element inmitten der farbigen Bevölkerung, und die Baſtards, welche im Dienſte der Regierung beſchäftigt werden. Sämtliche Farbige ſind arme Dienſtleute, aber von lobenswerter Kirchlichkeit und nicht unwillig Opfer zu bringen; ſo hat die evangeliſche farbige Bevölkerung in den letzten 9 Monaten 600 Mk. für Kirche und Schule aufgebracht. Ihrer freiwilligen Dienſte zum Schul- und Kirchenbau iſt ſchon Erwähnung gethan.

Die katholiſche Miſſion wird in Windhuk von 7 Miſſionaren und 7 Brüdern gepflegt. Die Station liegt in der Mitte der Stadt auf einer freien und luftigen Anhöhe, die Gebäude ſind maſſiv mit Wellblech gedeckt in gutem Zuſtande; in unmittelbarer Nähe der Kapelle und den Wohnungen der Miſſionare befindet ſich die Schule, in welcher 30 Kinder unterrichtet werden, desgleichen die verſchiedenen Werkſtätten für Schmiede, Schneider, Schreiner, Schuhmacher, am Fuße des Berges zieht ſich ein zur Station gehöriger Garten hin, in welchem beſonders Weinbau betrieben wird; in dieſem Garten werden die Schulkinder nachmittags zur Handarbeit angehalten. Die in Klein-Windhuk angelegte Miſſionsfarm iſt wirtſchaftlich vielverſprechend.

Der deutſche Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien hat in das Krankenhaus von Windhoek eine Schweſter geſchickt, welche in der Heimat ſpeziell für Leitung und Pflege auf der Frauenſtation eines Krankenhauſes ausgebildet iſt. Nach dem Bericht des Oberſtabsarztes Dr. Lüppert, des hier ſtationierten Chef-Arztes, wird eine wohl eingerichtete Frauenabteilung unter Leitung einer ſpezialiſtiſch ausgebildeten Krankenſchweſter eine große Sicherheit in das dortige Familienleben bringen und zur Entwickelung des ſüdweſt-afrikaniſchen Schutzgebietes beitragen.

Das Lehrerſeminar in Okahandja, nördlich von Windhoek im Hererolande, mußte wegen des Todes der beiden dort ſtationierten Miſſionare vorläufig geſchloſſen werden. Dagegen iſt in Odjihaënena eine Anzahl junger, intelligenter Leute in weiteren Unterricht genommen, um ſie zu Lehrern auszubilden. Die miſſionsfreundliche Bewegung unter den Hereros nahm auch im letzten Jahre ungeſchwächt ihren Fortgang, doch konnten die Bitten der Hereros um Lehrer und Evangeliſten des Lehrermangels wegen nicht befriedigt werden, obgleich ſie

die Beſoldung der Lehrer oder Evangeliſten auf Gemeindekoſten gern übernehmen wollten; es ſind indes für dieſes Jahr neue Stationsanlagen geplant. In Okazewa bei Odjihaënena iſt bereits eine Kapelle und Schule erbaut. Die Einweihung der Kapelle und des Kirchhofs geſchah unter beſonders betrübenden Umſtänden: das erſte Grab auf dem Gottesacker war das Grab der Miſſionarsfrau und die erſte Taufe in der Kirche wurde an den beiden neugeborenen Kindern jener Verſtorbenen vollzogen.

Eine Angelegenheit macht den Miſſionaren augenblicklich Sorge für die Zukunft der Eingebornen: es wird in dem Gebiete der Herero ähnlich wie in Kamerun die Landfrage nach und nach dadurch zu einer brennenden, daß die Bodenbeſitzergreifungen der Pflanzer immer weiter um ſich greifen und hierdurch den Beſitz der Eingeborenen mehr und mehr einengen. So wohlwollend auch die Regierung den Eingeborenen gegenüber ſteht und ſo groß auch immer die Bemühungen der Miſſionare ſind, Reſervate für die Eingeborenen feſtzulegen, können es doch beide bisher nicht verhindern, daß die Hereros mit dem ihnen eigenen Leichtſinn ihren Landbeſitz an die Weißen verſchleudern. Die Miſſionare dürfen, um das Wohlergehen der Eingeborenen zu fördern und zur Sicherung ihrer eigenen zukünftigen erſprießlichen Thätigkeit hier ſich dem Berufe nicht entziehen als Anwälte der Eingeborenen aufzutreten: ſo iſt es ihnen unter freundlicher Mithilfe des Diſtrikts-Vorſtehers gelungen, in Odjimbingue ein größeres Terain für die Eingeborenen zu reſervieren. Gerade hier für die Feſtlegung dieſes Reſervates zu ſorgen wurden die Miſſionare durch den eigentümlichen Umſtand veranlaßt, daß Odjimbingue, den Sitz der Regierung und durch den Eiſenbahnbau auch ſeine Bedeutung als Handelsplatz verloren hat, zu einer Polizeiſtation und einem menſchenleeren, abgelegenen Landſtädtchen herabgeſunken iſt und in Zukunft nur inſofern einige Bedeutung erhält, als die zurückgebliebene, ruhige, ſeßhafte Bevölkerung wie früher Viehzucht im Großen treiben wird; dazu iſt aber eine große Strecke Weidelandes nötig, welches, um den ſtetigen Betrieb der Viehzucht nicht zu ſtören, gegen Farmbetrieb geſchloſſen werden muß. Die hier errichtete Miſſionsſtation iſt durch die ſtark veränderte wirtſchaftliche Lage der Stadt dennoch nicht unnötig geworden: wenn auch die Arbeit auf der Station ſelbſt vermindert iſt, ſo bleiben doch immer noch von hier aus 3 Außengemeinden zu bedienen, eine holländiſch redende, eine Nama-Gemeinde und eine Herero-Gemeinde. In Odjimbingue ſelbſt hat der Miſſionar täglich 2 Stunden holländiſch und 3 Stunden deutſch Schule zu halten.

Dagegen hat Karibib, ſeitdem es Bahnſtation geworden, einen unerwarteten Aufſchwung genommen, es hat das geſamte wirtſchaftliche Leben und geſchäftliche Treiben von Odjimbingue an ſich gezogen. Die zugezogene Menge von Weißen und Eingeborenen hat der Miſſion hier die Aufgabe geſtellt, nachdrücklicher für religiöſe Unterweiſung und für eine Schule zu ſorgen. Die bisherige Außenſtation Karibib wird deshalb zu einer Hauptſtation ausgebaut werden.

Auf der im nördlichen Drittel der Kolonie gelegenen Miſſionsſtation Gaub beabſichtigt die rheiniſche Miſſionsgeſellſchaft einen größeren landwirtſchaftlichen Betrieb ins Leben zu rufen. Sie hat deshalb neben dem Miſſionar hier einen Ökonomen angeſtellt, welcher die erworbenen Ländereien in Kultur bringen ſoll. Es werden hier zunächſt Gräben aufgeworfen und Pflanzungen angelegt.

Ganz im Norden der Kolonie, im Ovambolande, hat die rheiniſche Miſſion

3 Stationen angelegt. Auch die jüngſte unter ihnen, Namakunde verſpricht ſich günſtig zu entwickeln: der Miſſionar iſt dabei, mit Hilfe von ca. 40 Arbeitern das Wohnhous aufzubouen. Leider wird die Miſſion des geſamten Diſtrikts durch die in dieſen Niederungen auftretenden Fieber in ihrer Arbeit vielfach geſtört. Drei Miſſionare ſind hier bereits dem Klima erlegen. Im allgemeinen iſt hinzuzufügen, daß nach Johren wirtſchaftlichen Notſtondes infolge anhaltender Dürre endlich die erſehnte Regenzeit im Ovambolonde eingetroffen iſt. Freilich werden die Folgen der Hungersnot und der zu gleicher Zeit damols auftretenden Rinderpeſt ſich noch lange bemerkbor mochen, doch wird von den Eingeborenen nicht vergeſſen werden, daß in der Zeit der Not die deutſche Koloniolregierung, ſowie die Miſſion und die im Londe wohnenden Koloniſten ihnen ſoviel als möglich Hilfe geleiſtet haben.

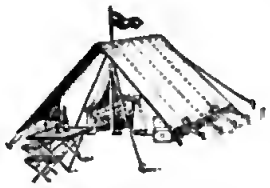
Auch der ſüdlich von Windhoek gelegene Teil der Kolonie iſt von einem Netz evongeliſcher Miſſionsſtotionen überſpannt; thatſächlich iſt dos gonze Volk der Noma-Hottentotten, die hier wohnen, mehr oder weniger von dem Chriſtentume berührt, doch erſchweren ihre Stommesuntugenden, Trägheit, Unreinlichkeit, Leichtſinn und Luſt zum Nomadenleben, vielfoch die geordnete miſſionariſche Thätigkeit. Die Nama leben wie die Kinder in den Tag hinein, verſchleudern ihr geringes Beſitztum für Luxus und Schlemmerei, wenn ſich Gelegenheit dazu bietet, ihr Familienleben iſt ungeordnet, geregelte Thätigkeit und Souberkeit in ihren Wohnungen lieben ſie wenig. Für ſie iſt desholb dos geordnete Familienleben und die tägliche Arbeit der unter ihnen wirkenden Miſſionare von großer erzieheriſcher Bedeutung; wo ſich ein Stamm der Namo andauernd dieſem Einfluſſe des Miſſionars entzieht, geht er allmählich ſeinem Untergange entgegen, er löſt ſich durch Verfeindungen in einzelne Familien auf, die unter andern Stämmen verſchwinden, oder ſtirbt aus Mangel on Nohrung und Obdach aus, oder wird durch Feindſeligkeiten der anwohnenden Stämme aufgerieben.

Im einzelnen berichten wir von den letzten Vorkommniſſen auf einigen Namoſtotionen, doß in Schepmannsdorf, einer Außenſtotion zu der angrenzenden engliſchen Stotion Wolfiſchbai, eine Schule errichtet iſt, die regelmößig von 30 Kindern befucht wird; es wird in ihr in Holländiſch und in Noma unterrichtet. Erfreulich iſt die Opferwilligkeit der Gemeinde, ſie leiſtete im letzten Jahre 150 Mk. Kirchenſteuern zur Deckung der kirchlichen Unkoſten. Der Einfluß der Walfiſchbai mit ihrer fraglichen Ziviliſation einer Hafenſtadt auf dieſe Außenſtation iſt vielfoch ſchädigend, insbeſondere hoben die Miſſionore unter der Bevölkerung gegen den unmäßigen Genuß des von England eingeführten Branntweins zu kämpfen.

In Hochonos wird eine Kirche gebout. Auf der alten Station Bethanien fürchtet mon noch der Heuſchreckenploge, welche die ganze üppige Vegetotion des vorigen Johres vernichtet hot, von neuem Hungersnot, mindeſtens aber eine beträchtliche Verminderung des Viehſtondes. Öſtlich von hier liegt die Stotion Koös, ſie iſt neu gegründet und mit ihr der letzte der Stämme unter den Nama, die Beſchöndrager, miſſionariſch verſorgt. In Heiragobies, unweit der Oſtgreuze der Kolonie, befindet ſich eine Schweſternſtation, in welcher Deutſch und Holländiſch gelehrt wird; eine Kopelle wird in dieiem Winter erbout werden, doch vermiſocht der Transport der Boumoteriolien aus weiten Entfernungen viele Unkoſten; ouch droht Mangel an Lebensmitteln, denn die ſämtlichen Lebensmittel der Umgegend ſind von den Engländern für den ſüdafrikaniſchen Krieg aufgekauft worden, zu dem hat die Station Pella, ouf dem ſüdlichſten Punkte der Süd-

grenze gelegen, die bisherige Lebensmittelzufuhr aus demſelben Grunde eingeſtellt. Die Kriegswirren des ſüdafrikaniſchen Krieges machen ſich alſo auf beiden Stationen bemerklich, beſonders empfindlich aber in Pella; hier iſt die Miſſion ganz und gar lahm gelegt, da die Eingeborenen des Krieges wegen geflohen ſind. In gleicher Lage befindet ſich das auf der Oſtgrenze liegende, halb deutſche, halb engliſche Rietfontein, eine Niederlaſſung der in den 60er Jahren eingewanderten Baſtards; ſie ſind durch den Krieg aller Lebensmittel beraubt, Wagen und Vieh haben ſie den Engländern zur Verfügung zu halten, ein Teil der Bevölkerung ſteht im engliſchen Kriegsdienſt, oft kommen auch wegen der unleidlichen Grenzlage Doppelbeſteuerungen vor. Der Miſſionsbetrieb war hier ſchon immer ſchwierig, er iſt jetzt durch das Kriegselend ſogar unmöglich gemacht worden.

Telegr.-Adr.: Zeltreichelt.



Wasserdichte Segeltuche, Pläne

Zelte-Fabrik

Rob. Reichelt, Berlin C. Stralauerstr. 58.

Engros. — Export.

Illustrirte Zelt-Kataloge gratis.

Von **Süsserotts Kolonialbibliothek**

erschien bisher:

Bd. I. Ernst Tappenbeck, Deutsch-Neuguinea.

Preis gebd. Mk. 3.—, postfrei Mk. 3.30.

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte.

Ernst Tappenbeck war ganz der rechte Mann, dieses Unternehmen glücklich zu inaugerieren. . . . (Kreuz-Zeitung v. 14. 9. 01).

Bd. II. Dr. C. Mense, Tropische Gesundheitslehre und Heilkunde.

Preis gebd. Mk. 3.—, postfrei Mk. 3.30.

Der Verfasser, der auf eine langjährige ärztliche Thätigkeit in verschiedenen Tropenländern zurückblickt und durch das von ihm herausgegebene „Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene" bekannt ist, hat mit seinem Buch dem in den Tropen wohnenden Europäer eine Hülfe an die Hand geben wollen, die ihm in seiner Abgeschlossenheit den Arzt ersetzen soll. Leicht und verständlich geschrieben wird das Buch jedem in den Tropen lebenden Laien von grossem Nutzen sein. . . . (Deutsches Kolonialblatt v. 15. 2. 02).

Bd. III|IV. Dr. Reinecke, Samoa.

Preis gebd. Mk. 5.—, postfrei Mk. 5.30.

Demnächst erscheint:

Professor D. K. Dove: Deutsch-Südwestafrika.
Hauptmann d. D. Leue: Deutsch-Ostafrika.
Professor D. Fesca: Tropische Agriekultur.
Bergassessor a. D. Hupfeld: Togo.

Wilhelm Süsserott,

Verlagsbuchhandlung, **Berlin W. 35,** Potsdamerstr. 42.

Die Deutschen Kolonien.

Monatsschrift für die sittliche und soziale Hebung der Eingeborenen in den Schutzgebieten.

Herausgegeben von **P. Gustav Müller.**

Monatlich ein Heft von 18 S. gr. Lex.-8. Preis jährlich 3 M., mit Porto 3,36 M. Nr. 9008a des Postzeitungskatalogs

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Ueber den Import von Kamelen und Dromedaren in unsere Schutzgebiete.

Von Dr. Alexander Sokolowsky,
Wissenschaftl. Assistent am Deutschen Kolonial-Museum-Berlin.

Bei der Wichtigkeit, welche die Kamele und Dromedare als Reise- und Lasttiere bei einem Teil der Menschheit haben, dürfte es nicht gleichgültig sein, der Frage nach der Uberführung dieser Tiere in unsere afrikanischen Kolonien, in welchen geeignete Transportmittel schwerer Lasten fehlen, näher zu treten. Man hat allerdings schon Versuche gemacht, durch Import von Dromedaren aus anderer Gegend Afrikas dieselben in Deutsch-Süd-West-Afrika einzuführen. Diese Versuche lassen aber bis jetzt noch einen durchschlagenden Erfolg vermissen, da, meiner Ansicht nach, die importierten Tiere ihrer Herkunft nach nicht die geeignete Widerstandsfähigkeit besitzen.

Der bekannte Tierhändler Carl Hagenbeck in Hamburg importiert schon seit einer Reihe von Jahren mit gutem Erfolg größere Partien von Kamelen und Dromedaren aus dem südlichen Teil der sibirischen Steppe und aus Turkestan nach Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika.

Als Beweis für die größere Resistenzfähigkeit der erwähnten Tiere den bisher importierten gegenüber, führe ich an, daß dieselben in ihren Heimgebieten des nördlichen Sibiriens weit größeren Temperaturdifferenzen ausgesetzt sind, als die anderen.

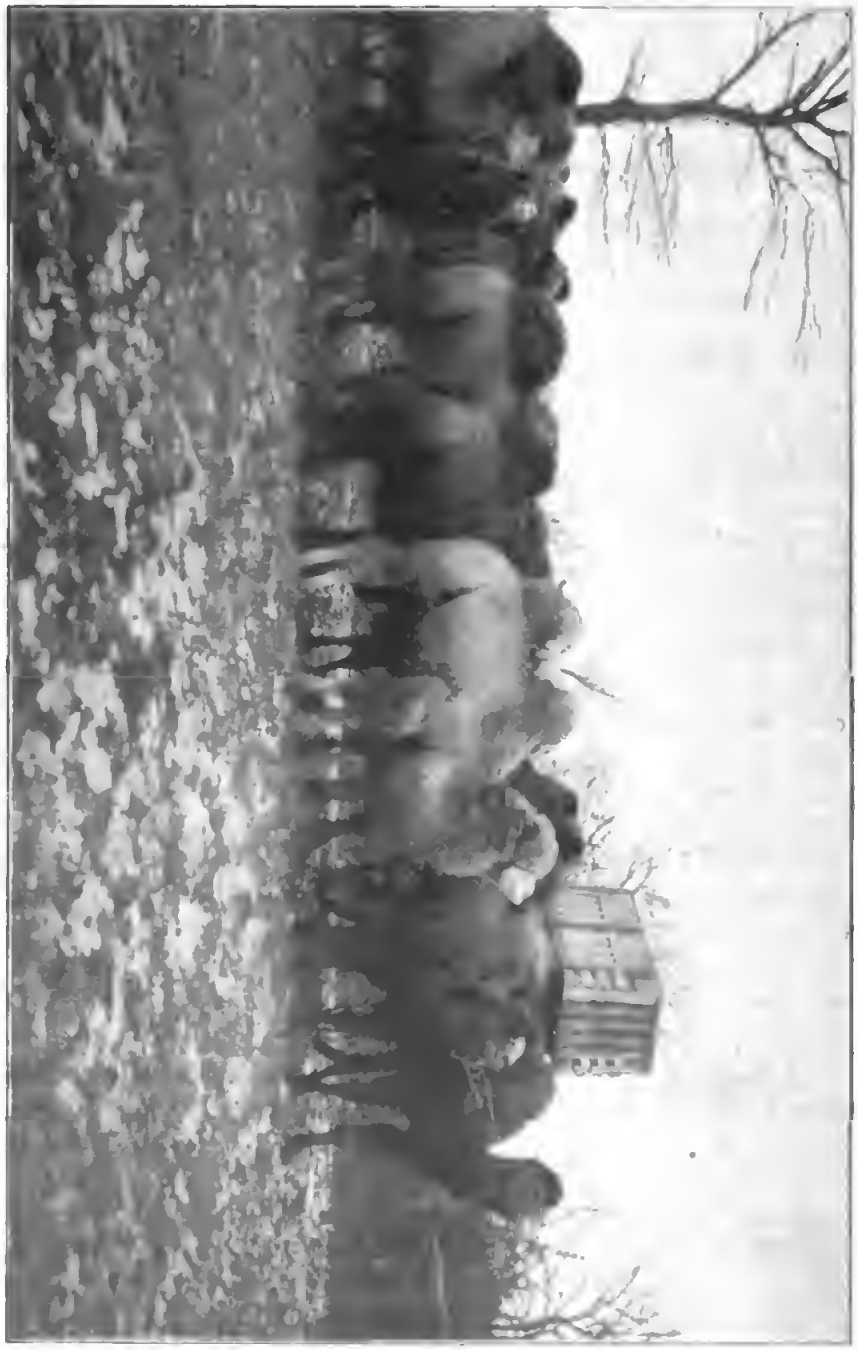
Bekanntlich herrscht in Südsibirien im Sommer eine große Hitze und im Winter eine ebenso große Kälte, wodurch die in diesen Steppen lebenden Tiere äußerst abgehärtet werden.

Im Vergleich zu den afrikanischen Dromedaren leisten diese großen südsibirischen Tiere das Doppelte. Hagenbeck hat in verschiedenen Ausstellungen Kamele als Reittiere für Erwachsene und Kinder verwendet und hat hierbei auf einem Kamel bis zu vier ausgewachsene Personen reiten lassen. Rechnet man nun durchschnittlich nur 125 Pfund pro Person, so würde dies schon ein Gewicht von 500 Pfund sein, welches die Tiere bequem befördern. Hierbei ist noch in Betracht zu ziehen, daß diese vier Personen nicht so ruhig auf dem Kamele sitzen, als wenn die Bürde eine tote Last wäre.

Daß die sibirischen Kamele und turkestanischen Dromedare sich überall akklimatisieren, diese Erfahrungen hat Hagenbeck schon sehr oft gemacht.

Auf den verschiedenen Reisen, welche die Tiere unter Deck haben durchmachen müssen, ging nicht ein einziges Stück ein.

In Amerika hat man mit der Einführung dieſer Tiere ſehr gute Erfahrungen gemacht, was ſchon aus dem Umſtand hervorgeht, daß viele Nachbeſtellungen einliefen und ſich von Jahr zu Jahr mehren.



Sibiriſche Kamele im Hagenbeck'ſchen Tierpark in Stellingen bei Hamburg

Es wäre daher der Vorſchlag zu machen, mit dieſen Tieren einmal einen Import-Verſuch in Deutſch-Süd-West-Afrika, wenn auch erſt in kleinem Maßſtabe, zu machen. Zu dieſem Zwecke wäre es ratſam, Tiere im Alter von 1½ bis zu

3 und 4 Jahren auszuwählen. Darunter müßten ſich einige Stuten befinden, die tragend ſind, auch müßte ſtets zu zwei Stuten ein Hengſt genommen werden.

Obwohl ſich der Preis etwas höher ſtellt, als bei afrikaniſchen Dromedaren,

Turkeſtaniſche Dromedare, von Hagenbeck als Zugtiere für den Tiertransport verwendet.

ſo iſt dieſes nur eine ſcheinbare Verteuerung, da die Güte und Leiſtungsfähigkeit der Tiere eine ganz andere als die der erſteren iſt.

Des weiteren iſt nicht außer acht zu laſſen, daß die aus Sibirien im-

portierten Komele obſolut geſund und nicht hautkronk ſind, wos für die übrigen in Deutſch-Südweſt-Afriko geholtenen Houstiere ein großer Vorteil iſt. Herr Hogenbeck hat den Import von afrikoniſchen Dromedoren nach Europa gänzlich aufgegeben, do dieſe Tiere, wie ihn ſeine langjährigen Erfohrungen lehrten, oußerordentlich viel on Krätze litten.

Die aus Turkeſton ſtommenden großen Dromedare und ſüdſibiriſchen Komele ſind doher weit geeigneter für den Import. Der Erwähnung wert iſt ferner, daß ſömtliche Komele und Dromedore in Sibirien und Turkeſton von 2 Johren an beloden und eingefohren, reſp. ols Zugtiere benutzt werden.

Was die Heimot der durch Hogenbeck importierten Komele anbelangt, ſo ſtammen die beſten dieſer Tiere aus der Gegend von Uralsk; wo ſie von großen Kirgiſen-Horden gezüchtet werden. Die Dromedore werden ous ruſſiſch Turkeſtan bezogen. Die Preiſe der Tiere voriieren on Ort und Stelle ſehr, es werden dort oft für beſonders ſchöne Exemplare 150 und 160 Rubel pro Stück bezahlt Minderwertige Tiere ſind ſchon bedeutend billiger zu haben. Do ober die Tronsportſpeſen bis noch Homburg pro Stück ouf etwo 300 Mk. zu ſtehen kommen, ſo lohnt es ſich ſchon aus dieſem Grunde, nur die beſten Exemplare zu importieren. Die großen turkeſtoniſchen Dromedore werden vielfoch mit Kamelen gekreuzt. Aus dieſer Miſchung entſtehen oußerordentlich kräftige Tiere, für welche, do ſie vortreffliche Arbeitstiere obgeben, die höchſten Preiſe bezahlt werden. Die Kamele aus dieſer Gegend ſind die ſchönſten und ſchwerſten, welche es überhaupt giebt. Ein erwochſener Hengſt konn ein Gewicht von gut 2000 Pfd. erreichen. Die turkeſtaniſchen Dromedare erreichen eine beträchtliche Höhe. Im Hagenbeckſchen Tierpork in Stetlingen befindet ſich augenblicklich ein Wollach, welcher von der Erde bis zur Spitze ſeines Höckers 2,55 m mißt. Die Hogenbeck'ſchen Reiſenden, welche die Tiere brachten, behoupten, noch größere Exemplore geſehen zu hoben. Dieſelben konnten dieſe Tiere nicht bringen, do ſie ihrer Größe halber nicht in die Eiſenbahn-Waggons hineingingen. Dieſe on ſtorke Temperoturverhältniſſe gewöhnten Tiere würden ſich oußerordentlich gut zum Import noch Deutſch-Südweſt-Afrika eignen, do dieſelben ols Laſt- und Wogentiere ganz Enormes leiſten können, ohne zu ermüden.

Die Preiſe für dieſe prächtigen Tiere voriieren ſelbſtverſtändlich je noch Alter und Geſchlecht. Junge 1—1½jöhrige Tiere, von welchen ſich mehrere Exemplare in einem Woggon tronsportieren loſſen, können ſchon für 500—600 Mk. pro Stück geliefert werden. Ältere Tiere ſteigen im Preiſe ſelbſt bis zu 1000 Mk. pro Stück, wenn es ſich um hervorrogend ſchöne Exemplore handelt.

Der Durchſchnittspreis würde ſich ob Homburg frei on Bord geliefert inkl. Verpockung nach Herrn Hogenbecks Mitteilung ouf 800 Mark pro Stück belaufen.

Wie unſere Bilder, die Aufnohmen ous dem Hagenbeck'ſchen Tierpork in Hamburg entſtommen, beweiſen, hondelt es ſich um gonz prächtige Tiere, welche ſich voller Geſundheit erfreuen. Es wäre doher ein für die Wohlfohrt unſerer ſüdafrikoniſchen Kolonie äußerſt wichtiger Verſuch, die Akklimotiſationsfähigkeit dieſer Tiere für dieſes Schutzgebiet zu erproben.

Die deutsche Kolonisation in Afrika und ihre sanitäre Bedeutung.

Von Dr. Emanuel Cohn.

Es sind jetzt neunzehn Jahre her, daß die deutsche Kolonisation in Afrika landete, dem Riesen-Weltteil, der massig und plump in seinen Formen, verbrannt von den Stahlen der tropischen Sonne, von ungastlichen Küsten mit wilder Brandung, düster und rätselhaft, wie die Sphinx der ägyptischen Wüste, dem Eindringling entgegenstarrt. Noch waren damals weite Gebiete im Innern unerforscht trotz des Wagemutes, der hervorragende Männer aller Kulturvölker, an erster Stelle die deutschen Reisenden, zur Aufhellung des dunklen Erdteils getrieben hatte. Aber die geographische Aufschließung allein kam den Interessen der Kolonisation wenig zu statten. Für diese ist die Kenntnis der sanitären und wirtschaftlichen Verhältnisse, der Bodenbeschaffenheit und -bearbeitung notwendige Voraussetzung. Nach dieser Richtung fehlte nicht mehr, als alles. Wohl hatten einzelne Reisende, besonders Ärzte, wie Nachtigal und Rohlfs[1]), Kunde von verheerenden Krankheiten gebracht, die sie bei ihrem stets vorwärtseilenden Marsche wahrgenommen hatten, keine Aufhellung aber von deren Entstehen, ihrer Verbreitung und Ansteckungsgefahr. Hierzu ist längerer Aufenthalt und sorgsame Arbeit berufener Forscher notwendig. Auch die anderen Nationen hatten hierfür wenig oder gar nichts geleistet. Die Engländer, welche seit Anfang des Jahrhunderts in der Besitzergreifung Afrikas sich den Löwenanteil gewahrt hatten und welche durch ihre Kaufleute, Missionare, Beamte und Ärzte ein gewisses Maß heimatlicher Kultur, wohin sie dringen, zu verpflanzen pflegen, haben in Afrika mehr das Bestreben gehabt, sich selbst gesundheitlich zu schützen, als die sanitären Bedingungen der ihnen unterworfenen Völker zu studieren und zu bessern. Allerdings bewirkte der Egoismus Übertragung von Krankheiten durch die Eingebornen zu vermeiden, bei ihrer guten hygienischen Schulung auch einige wenige Vorteile für die letzteren. Zum Unterschiede von mangelhaft kolonisierenden Völkern, wie den Portugiesen, in deren Besitzung Angola die einzig wachsende Kolonie der Kirchhof ist.

Anders faßten die Deutschen ihre Aufgabe auf, der Virchow, welcher als Politiker der deutschen Kolonialbewegung nicht freundlich gegenüber steht, auf der Straßburger Naturforscherversammlung 1885 Ausdruck gab: „Es ist hier nicht der Ort, darüber zu diskutieren, ob wir eine Kolonialmacht herstellen sollen. Mit

[1]) Rohlf's Buch: Zur Klimatologie u. Hygiene Ost-Afrikas erschien erst 1885.

Recht fordert die Regierung sowohl, wie die Nation von der Wissenschaft Antworten auf eine ganze Reihe von Fragen, die entscheidend sein werden für die Wege und Richtungen, welche die Gestaltung der einzelnen Verhältnisse nehmen muß. Es wird absolut notwendig sein, daß die Wissenschaft die Grundlagen darbietet, auf denen einstmals die Ordnung der neuen Gemeinwesen drüben eingerichtet wird." Mit diesem Programm setzte die deutsche Kolonialbewegung ein.

Sie fand sehr schlimme Verhältnisse vor. Der ganze, riesige Weltteil war anhaltend von inneren Kriegen aufgewühlt. „Immer von neuem wirbeln, vom Stoße kriegerischer Stämme aufgewühlt, die Völkermassen durcheinander, wie Staub vor dem Winde, und immer gleichförmiger werden die Schichten, die sich auf den breiten Flächen der Ebene niederschlagen; aber wie sich bei einem Sturme Laub und Spreu, die durch die Luft dahingefegt worden sind, in Winkeln und hinter schützenden Erhöhungen sammeln, so häufen sich die Völkertrümmer an allen den Stellen auf, die Schutz vor Verfolgung gewähren, seien es unwegsame Gebirge oder die sumpfigen Ufer und Inseln der Flüsse[1])." Nichts war beständig als der Wechsel. Die Stämme der schwarzen Race waren in ewiger Bewegung und Fehde. Diese Kriege wurden mit der größten Grausamkeit geführt und viele Tausende, da keine Gefangene gemacht wurden, niedergemetzelt. Ein großer Teil der afrikanischen Volkskraft verblutete.

Eine zweite Ursache der Schädigung derselben sind die Sklavenjagden. Es gab Jahre, die 30000 Sklaven, in Jagden erbeutet, an die Küsten führten. Aber die 6fache Zahl (180000 Mann) war alsdann teils bei den Greueln der Einfangung getötet, teils unter dem Elend des Transports und der Strapazen zu Grunde gegangen. England hat das Verdienst, zuerst diesen Scheußlichkeiten Einhalt gethan zu haben. Eingeschüchtert durch die energischen Vorstellungen des englischen Gesandten Sir Bartle Frere und des Konsuls Dr. Kirk mußte 1873 der Sultan von Zanzibar für sein Reich die Aufhebung des Sklavenhandels zugestehen. Das Übel aber wurde hierdurch von Zanzibar nach der ostafrikanischen Küste getrieben. Die arabischen Plantagenbesitzer verarmten durch den Verlust der seitherigen billigen Arbeitskräfte und begannen nunmehr auf dem Festlande den Sklavenhandel auszubeuten und mit ihm das Hazardspiel des Elfenbeins zu verbinden, ihre Streifzüge bis Tabora und Udjiji am Tanganyika-See ausdehnend und ganz Ost-Afrika durch Raubbau unterwühlend.

Bei einigen Volksstämmen bestand die Unsitte, bei festlichen Gelegenheiten Sklaven zu opfern, als eine Art von Luxus reicher Leute, die ihren Überfluß hiermit bekunden wollten. Wie groß die Zahl dieser Opfer, entzieht sich mangels genauerer Angaben und der Kenntnis der Verbreitung jener Greuel jeglicher Schätzung.

Einer der dunkelsten Punkte aber im schwarzen Weltteil ist der Kannibalismus. Auch über seinen Umfang fehlen Anhaltspunkte. Keineswegs ist die Nahrungsnot als Ursache anzuführen, wie bei jener Nordpol-Expedition, in der die Verzweiflung des Hungers in bestialer Gier zur Abschlachtung von Gefährten trieb. „Denn der Kannibalismus tritt nicht immer bei den rohesten Stämmen, sondern auch bei sonst gutgearteten auf, die Eisenindustrie treiben und sich eines gewissen Wohlstandes der Lebenshaltung erfreuen, wie den Niam-Niam, Aruwimi

[1]) Helmolt: Weltgeschichte Bd. I.

und Manyema.“ In den deutſchen Kolonien hat ihn Freiherr v. Dankelmann zuerſt mit Sicherheit in Kamerun nachgewieſen.

Zur Beurteilung der ſanitären Verhältniſſe iſt die Kenntnis der Bevölkerungsziffer notwendig. Sie iſt für Afrika noch in Dunkel gehüllt. Jedenfalls iſt die frühere Schätzung von 206 Millionen übertrieben und die von 150 Millionen mehr begründet. Nur ſehr wenige Gebiete ſind dicht bevölkert. Auf den qkm wohnen in Kapland 2, in Transvaal 3, im Kongoſtaat 6, an der Küſte von Kamerun 20, im Hinterlande von Kamerun 32 Menſchen. Da die Grundlagen der Statiſtik fehlen, ſo iſt die Bevölkerungsziffer auf die ungefähren Angaben der Reiſenden geſtellt, die nach ſubjektivem Eindrucke berichten. Strömt beim Herannahen des Fremden die Bevölkerung neugierig aus vielen Ortſchaften zuſammen, ſo nimmt er eine dichte Bevölkerung an, das Gegenteil, wenn ſie aus Furcht davonläuft. In Afrika iſt die Statiſtik eine Wiſſenſchaft aus Kautſchuk.

All dieſe Millionen verharren in Arbeitsunluſt, da die Natur verſchwenderiſch für ihre geringen Bedürfniſſe ſorgt. Wie viele Freie und Herrſchende unter ihnen, wie viele Sklaven, entzieht ſich jeder Schätzung. Am meiſten leiden dieſe unter den Martern der Sklavenjagden und den Gefahren des Transports. Verhältnismäßig mild dagegen iſt die Form der Hausſklaverei. Nicht überall werden die Sklaven zu anſtrengender Thätigkeit herangezogen. In manchen Gegenden gilt es als ein Zeichen des Wohlſtandes und für vornehm, ſie nichts thun zu laſſen. Bruſch Paſcha berichtet, daß, wenn man von weitem auf den Feldern Ober-Egyptens arbeiten ſieht, man mit Sicherheit ſchließen könne, daß es nicht von Sklaven beſorgt wird. Dieſe würden gehätſchelt, gepflegt und überfüttert, um ſie im Preiſe ſteigen zu laſſen. Die meiſte Arbeit in Afrika verrichten in ſchwerſter Sklaverei die Frauen. Auf ihnen ruht die Beſorgung der Felder, die Errichtung der Hütten, die Zubereitung der Lebensmittel und die Pflege der Kinder. Nur bei einigen Stämmen gelangen ſie zu einflußreicher Stellung, erhalten Sitz und Stimme in Volksverſammlungen, werden zur Schlichtung von Streitigkeiten berufen und können ſelbſt Häuptlinge werden. Trotz der niederen Stellung, in der die meiſten geknechtet werden, ſind ſie auch dort drüben die Trägerinnen der edelſten Gefühle, der Mutterliebe. Anſchaulich wirkt eine Schilderung, die eine Schweſter vom Rothen Kreuze in einem Schriftchen: „Unter dem Rothen Kreuze in Afrika“ aus dem Nachtigalkrankenhauſe in Togo giebt. Ein Negerkind lag ſchwerkrank daſelbſt. Fünf Tage und Nächte wichen die Mutter und die Großmutter mit beſorgten, ſcharf beobachtenden Mienen nicht von ſeiner Seite. Als der Tod das leichte Leben von der Lippe nahm, da ſtürzte ſich die Mutter unter einem herzzerreißenden Schrei mit einem langen Kuſſe auf das entſeelte Kind, um nach der Anſchauung ihres Volkes die entfliehende Seele in ſich aufzunehmen, bis man ſie nach Stunden mit Gewalt aus der Umarmung trennen mußte. Solche Züge von tiefem Empfinden ſind nicht vereinzelt. Bei der näheren Kenntnis der wilden Völker war man überraſcht, Familienſinn und Pietät weit verbreitet zu finden, ebenſo wie andere ſcharf ausgeprägte ethiſche Anſchauungen. Perſönliche Hingabe und Pflichttreue ſind nicht ſelten. So pflegen nicht ſelten die Schwarzen die an ſchweren anſteckenden Krankheiten Leidenden, die fern von menſchlichen Wohnſtätten abgeſondert werden, unter den größten Entbehrungen und in voller Kenntnis der ihnen drohenden Gefahr Wochen und Monate lang, bis Geneſung oder Tod eintritt.

Die durchſchnittliche Lebensdauer kommt der unſrigen gleich, trotz größerer

Kindersterblichkeit und Verheerungen durch Kriege und Sklavenjagden. Daraus folgt, daß der Afrikaner von kräftigerer Konstitution oder von weniger gefährdeter Gesundheit ist. Der Vorteil aber der besseren Konstitution wird durch die Opfer der Blutgreuel aufgehoben. Afrika ist für seine Kinder keine ungesunde Wohnstätte. Gegen die schlimmste Geißel, die Malaria, die so verderblich auf die Einwanderer wirkt, sind sie selbst, wenn auch nicht geschützt, so doch, wie die Koch'schen Forschungen ergeben haben, durch Überstehen in der Kindheit immunisiert. Von epidemischen Seuchen ist Afrika viel weniger, als andere Weltteile heimgesucht, wie z. B. Asien, von wo die Pest bedrohlich auf den Völkerstraßen einher ziehend die anderen Erdteile überfällt. Auch sie hat, gleich anderen ansteckenden Krankheiten, ihren Weg nach Afrika gefunden. Aber Epidemien haben daselbst lange nicht den verheerenden Einfluß ausgeübt, wie in Polynesien oder in Südamerika.

Es sind auch nicht die großen Raubtiere, wie Löwe, Tiger, Hyäne, deren Furcht einflößender Ruf selbst bis auf den Verdacht der Feigheit abgeblaßt ist, die die Einwohnerschaft gefährden. Viel schlimmer sind die kleinen und kleinsten Lebewesen: Erdflöhe, Stechmücken, Tsetsefliegen.

Die Erd- und Sandflöhe graben sich unter die Nägel der Zehen und Finger ein und ziehen von hier aus verheerende Gänge unter die Extremitäten, sie mit tiefen Geschwürsbildungen bedrohend. Die Stech- und Gabelmücken (Anopheles und Culex), die Überträger des Malariagiftes, haben den guten Ruf des ganzen Weltteils geschädigt. Auf sie ist ihrer Wichtigkeit gemäß ausführlicher zurückzukommen. Sehr gefürchtet ist die Tsetse-Fliege (Glossina morsitans), weniger für den Menschen, obwohl schon Livingstone von ihrem empfindlichen, scharfen Biß spricht, als für Tiere. Sie behindert die Besiedelung in den wärmeren Strichen Südafrikas, da sie den Gebrauch von Pferden und Zugochsen fast unmöglich macht, besonders wo Flußränder mit dichtem Gebüsch bewachsen sind. An der Ostküste häufiger, als an der Westküste, ist sie besonders stark am mittleren und unteren Limpopo, während sie im Kaplande nicht vorhanden ist. Eine eigene Anziehung hat sie zum Büffel; sie folgt ihm überall und verschwindet, wo er vertrieben wird. Sie ist für den Büffel, wie der Punkt zum i. Auch kulturfortschrittlich hat sie in einigen Gegenden Südafrikas gewirkt, wo durch ihre Verheerungen Armut und Elend bei der viehtreibenden Bevölkerung ausbrach nnd diese zwang, sich dem Ackerbau zuzuwenden. Eine wichtige Rolle für die Wirtschaftsverhältnisse Afrikas spielen die Viehseuchen. Die Rinderpest, die häufig in Südwest- und Ostafrika auftrat, aber auch nachgewiesenermaßen von hier aus in's Innere sich erstreckte, hat durch Vernichtung der Rinder-, Büffel- und Antilopenherden Not und Elend über die Bevölkerung verbreitet. Den stolzen Stamm der Massai hat sie zu Bettlern gemacht. Die größte Verheerung über Wild und Herden bringt die von den Eingeborenen „Sadoka" genannte, wissenschaftlich noch nicht erforschte Krankheit, die, von Abessynien eingedrungen, strichweise wechselnd ganz Afrika durchzieht. Sie tritt in zwei Formen, der chronischen und der acuten, auf, von denen die letztere in 24—36 Std. tötet. Für Pferde gefährlich ist die Paardeziekte und Dickopziekte in Südafrika, ebenso die Pferdesterbe, die im engsten Zusammenhang mit der Malaria steht, so daß aus ihrem Blute ein Heilserum zur Bekämpfung der menschlichen Malaria dargestellt worden ist (Philal. Kuhn). Die Brandziekte (burning sickness) befällt die Schafe und zerstört deren Wolle; sie ist eine Parasitenerkrankung mit Milben, die im Winter, der für höher gelegene Orte mit

ſehr niederer Temperatur auftritt, ſich einſtellt. Der ſchützenden Hülle beraubt gehen die Schoſe zugrunde. Eine Folge der Viehſeuchen bildete oftmals die Hungersnot, ſo 1889, die Tauſende der Eingeborenen dahinraffte. In der Nachhut ſtellte ſich eine Schar verheerender Epidemien ein, die das Elend verzehnfachend die Bevölkerung dezimierten. Zu all dem Unheil geſellen ſich noch Heuſchreckenſchwärme, die in dichten Wolken anrückend, ſtrichweiſe ſich niederlaſſen und alle Vegetation zerſtören. Eine Plage, die in allen Teilen des Kontinents ſich wiederholt. Zu den Thierſeuchen kommt eine Anzahl von Volkskrankheiten, wie Pocken, Ruhr, Syphilis, Peſt u. a., die um ſo verderblicher wirkten, als jede Spur von Abſperrungs- und Verhütungsmaßregeln fehlte und ſie durch den Verkehr in die entfernteſten Gegenden, nirgends aufgehalten, verſchleppt wurden. Beſonders die Karawanen erweiſen ſich als die Förderer der Infektionen: Sie brachten auf ihren Straßen Epidemien, wie Blattern aus dem Inneren an die Küſte und tauſchten hier Syphilis und Peſt ein, die ſie nach dem Innern überführten. Dieſer Karawanenverkehr iſt ſo bedeutend, daß in Bagamoyo allein jährlich 10000 Schwarze mit Frauen und Kindern aus dem Innern eintreffen. Die größte Gefahr für Afrika bildeten die Pocken. Sie ſind vom oberen Stromgebiet des Nils, von Nubien, Kordofan, dem Hochland von Abeſſinien, von der Oſtküſte bis nach Südafrika eingedrungen, während die Weſtküſte von Guinea aus weniger heimgeſucht worden iſt. Die Seuche hat ſich nach allen Richtungen ausgebreitet und iſt im Innern ſo zuſammengefloſſen, daß (nach Steudel) die Hälfte aller Eingeborenen im Zentral-Afrika an Blattern ſtirbt. Aber auch abgeſehen von den Todesfällen iſt die Verwüſtung groß, die ſie für die Befallenen hinterläßt. Auffallend iſt die große Zahl der Blinden durch Erkrankung der Augen im Folge der Blattern. Die gleiche Urſache konnte Profeſſor J. J. Rein in Japan bei den vielen Bettlern nachweiſen, die in Städten und Dörfern das Mitleid anflehen. Ein ergreifendes Bild bietet die Pockenkolonne, die Emin Paſcha von der Stuhlmann'ſchen Expedition von Taboro aus abzweigte, ein Zug des Todes, an deſſen Spitze er ſelbſt, faſt erblindet und mit dem Stocke ſich vorwärts taſtend, nach Weſten zur Küſte zu marſchierte, bis ihn die Mordwaffe eines Eingeborenen erſchlug.

Ein wichtiger Faktor für die ſonitären Verhältniſſe iſt das Klima in Verbindung mit der Bodenbeſchaffenheit. Hann nennt Afrika den tropiſchen Weltteil par excellence. Bei einem Rieſen-Weltteil, der vom 38° n. bis 35° ſüdlicher Breite ſich erſtreckt, kann von einem einheitlichen Charakter keine Rede ſein. An den breiten Tropengürtel ſchließen ſich nach Norden und nach Süden mit ſanften Übergängen vollkommen differente Zonen an. Alle geologiſchen Bildungen ſind vertreten, ebenſo Bodenerhebungen von der unendlichen Wüſte, den ſavannenbedeckten Hochflächen bis zu mit ewigem Schnee bedeckten Bergen aufſteigend. Umgekehrt ſinkt die Skala von der Glut der Tropenſonne auf Temperaturgrade unter Null in kühlen Nächten herab. Für die Bewohnbarkeit Afrikas ſind die Temperaturunterſchiede von der größten Wichtigkeit, die in den meiſten Gegenden zwiſchen den wärmeren und kühleren Monaten, ganz beſonders aber zwiſchen den heißen Tagen und kühleren Nächten herrſchen. In den nördlichen hochgelegenen Tafellöndern im Seengebiet iſt nächtlicher Schneefall häufig. In Uganda fand Emin Paſcha die Auguſt-Nächte furchtbar kalt. In den Zentralländern leiden die Eingeborenen mehr durch die kühlen Nächte und den dichten, froſtigen Morgennebel als durch die Tageshitze. Wo dieſe Temperaturunterſchiede fehlen, die Nächte ohne

Abkühlung ſind, iſt Afrika, beſonders für den Einwanderer am wenigſten geſund. Wichtig ſind die Regenperioden, deren Auftreten mit Regelmäßigkeit von den Paſſatwinden herbeigeführt wird, ſowohl für die Vegetation im allgemeinen, als für die Fortſchwemmung von Fäulniskeimen im beſonderen. Ein geflügeltes Wort iſt die Behauptung G. A. Fiſcher's, der als Arzt in Sanſibar gelebt hat, geworden: „Wo Afrika fruchtbar, iſt es ungeſund und wo es unfruchtbar, geſund.“ Dieſes Urteil, das gern in unſerem Parlamente angeführt wurde, um die junge Kolonialbewegung zu bekämpfen, iſt vollkommen irrig. War es von vornherein verwegen aus der Kenntnis eines kleinen Fleckchens, die Fiſcher zu Gebote ſtand, einen Schluß auf die Geſundheit des Rieſenkörpers zu ziehen, ſo ſchlagen die bekannt gewordenen Forſchungen und Erfahrungen den Behauptungen ins Geſicht. Ungeſund ſind die heißen Küſtenmündungen ſowohl in Oſt-, als in Weſtafrika, im Weſten beſonders die Guinea-Küſte, im Oſten die Küſte von der Delagoa-Bai bis zum Zambeſi. An ihnen gedeihen in dem Geflecht der Mangrove-Wurzeln und in dem von der Sonnenglut gährenden Schlamme die Fäulniskeime am üppigſten. Günſtig aber iſt nach den Unterſuchungen gewiſſenhafter Forſcher eine Anzahl von Plateauländern von großer Fruchtbarkeit, die ſelbſt für eine europäiſche Beſiedlung geeignet erachtet werden. So das hochgelegene Uſambaragebiet, „ein Horſt, der nach allen Seiten ſteil abfällt und beſonders von der am höchſten gelegenen Weſtſeite in Staffeln zum Panganithal mit reicher Vegetation und guter Bewäſſerung abſteigt,“ ſo das vom Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf erforſchte Baluba-Gebiet am Kaſſai, das nördlich und nordöſtlich vom Nyaſſa-See gelegene Gebiet nach den ſicheren Angaben von Prof. Dove, das Kilimandſcharo-, das Bali-Gebiet im Hinterlande von Kamerun, ferner Landſchaften in Uhehe, auf dem Paregebirge u. a. m. Aber auch der zweite Satz Fiſchers „wo Afrika unfruchtbar, iſt es geſund“ iſt unzutreffend. Selbſt in der unwirtbaren Wüſte und Steppe genügt das Vorhandenſein eines Waſſerloches mit feuchtem Untergrund, um ſie ungeſund zu machen, während andrerſeits die vielgeprieſenen Oaſen mit ihrer dicken, die Luft hemmenden Vegetation bei feuchtem Boden häufig ihren Ruf nicht verdienen. In der Wiſſenſchaft ſind verallgemeinernde Schlüſſe, die nicht auf dem ſicheren Boden einer Summe von Einzelnbeobachtungen aufgebaut werden, von trügeriſchem Werte. Um wieviel mehr waren Irrtümer möglich in einer Zeit, da große Teile Afrikas noch unerforſcht waren und die klaſſiſche Meteorologie von Hann über Afrika nur 40 Seiten enthielt. Nur einige wenige Worte über unſere afrikaniſchen Kolonien. Oſtafrika iſt im ganzen wärmer als Weſtafrika unter der gleichen Breite, beſonders an der Küſte, während dies für die kühlen hochgelegenen Plateauländer des Innern nicht zutrifft. Aber ſelbſt die Küſtenſtationen mit ihrem Monſun-Charakter ſind nicht übermäßig heiß. Ihr Ruf leidet unter dem Urteile, das man in Zanzibar oder gar in Maſſaua gebildet hat, und das man geneigt iſt, auf die ganze Oſtküſte zu übertragen. Kamerun wie die ganze Weſtküſte Afrikas, von Sierra Leone bis über die deutſchen Beſitzungen, wird von ozeaniſchen Südweſtwinden beherrſcht, die die Wärme mildern. Die treibhausartige Feuchtigkeit der Luft wird aber ſehr drückend empfunden und ſchädigt die Geſundheitsverhältniſſe mehr, als an der Oſtküſte. Düſtere Bewölkung lagert über der grauen, von Winden gepeitſchten, ſavannenbedeckten Hochfläche. Oft erfolgen plötzliche, ſprunghafte Abkühlungen, wie bei der Zintgraff'ſchen Expedition 1889 beim Überſchreiten einer 1500 m hohen Bergkette von der Bali-Station aus, wo bei einem

Unwetter mit Hagel und Platzregen, bei einem Fallen des Thermometers von 35° auf 3° 16 Mann der Expedition ihren Tod fanden. Günstig ist das subtropisch ausgesprochen kontinentale Klima Südwestafrikas mit erträglichen Tagestemperaturen, kühlen Nächten, mit Trockenheit von Mai bis September, Regenperioden während des südhemisphärischen Winters,mäßigen Winden und blauem Himmel.

Auf den bisher geschilderten Grundlagen bauten sich die sanitären Verhältnisse Afrikas auf. Welchen Einfluß haben die Eingeborenen auf sie zu gewinnen gesucht, mit welchen Waffen hat Selbsterhaltungstrieb und Erfahrung dagegen angekämpft? Mit sehr stumpfen. Die Schwarzen ließen die Epidemien über sich ergehen, wie Heuschreckenschwärme, in dumpfem Fatalismus. Ihre Sorglosigkeit, der Mangel jeglicher Verhütungsmaßregeln ließ die Gefahren in's grauenhafte wachsen. Aber für Einzelerkrankungen suchten sie mitunter Abwehr. Auch bei ihnen, wie sonst bei vielen Völkern, giebt es eine Volksmedizin, die Nutzanwendung aus einer Summe von Beobachtungen und Erfahrungen, die von Geschlecht zu Geschlecht durch Tradition sich fortpflanzen, ein Schatz von Kenntnissen, der nicht gering zu achten ist. So wurde eine Mimosen-Rinde gegen das Fieber, in der Wirkung dem Chinin ähnlich und zu gleichem Zwecke, worauf Herr v. St. Paul-Illaire aufmerksam machte, ein Thee aus Chichawurzel Amaranthus spinosus) mit Erfolg angewandt. Als ein besonderes Heil- und vorzügliches Nahrungsmittel wurde ganz unserer physiologischen Auffassung entsprechend, das Fett geschätzt. Mit Honig gemischt wird es bei einigen nördlichen Völkern pfundweise getrunken. Wöchnerinnen nehmen 10—12 Pfund auf einmal, was für Mutter und Kind sehr zuträglich sein soll. Die eigentliche Medizin aber steht unter dem Banne des Fetischismus. Der Medizinmann ist ein Zauberer, der mit seinen Zauberformeln und geheimnisvollen Manipulationen die Krankheit beschwört und austreibt. Im Nebenamt hat er noch die Besorgung des Regens. Ihnen zur Seite stehen auch in Afrika die alten Frauen, die sich eines großen medizinischen Ansehens, besonders auch in der den Frauen geleisteten Hülfe erfreuen. Bei den schwarzen Muhamedanern ist Universalmittel ein Koranspruch, der auf eine Holztafel mit Kienruß geschrieben, abgewaschen und als Waschwasser verschluckt wird, ein Brauch, der an unsere modernen Gebetheilungen erinnert. Selbst chirurgische Technik ist nicht unbekannt. Bei einigen Volksstämmen werden Blutentziehungen, nach Art der Schröpfköpfe, durch Aufsetzen eines oben abgeschnittenen scharfrandigen Hornes auf die Haut und durch kräftiges Saugen an demselben vorgenommen. Auch Amputationen werden gemacht, allerdings in einer sehr rohen Weise durch Abhacken mit einem scharfen Messer und Eintauchen des Stumpfes in heißes Öl. Letzteres sowohl zur Blutstillung, als zur Wundbedeckung. Seltsam, wie sich dieselben Anschauungen bei allen Völkern wiederholen und die Wissenschaft sich einen Pfad durch das gleiche Dickicht der Irtümer zu bahnen hat. Auch in Europa war das heiße Öl zu demselben Zwecke bis zum Jahre 1536 im Gebrauch, sowohl zur Blutstillung, zum Ausbrennen der vermeintlich vergifteten Wunde, als zu deren Schutze. Als bei der Einführung des Pas de Suze der Vorrat ausgegangen war, mußte Ambroise Paré aus Not die Wunden einfach ohne siedendes Öl verbinden. Der Erfolg war über Erwarten günstig. Von diesem Tage datiert eine bessere Wundbehandlung.

Nachdem der vor der deutschen Besitzergreifung herrschende Zustand in breiten Pinselstrichen geschildert worden ist, erhebt sich von selbst die Frage:

Welchen sanitären Nutzen hat die deutsche Kolonisation gebracht? In erster Linie handelte es sich um die wissenschaftliche Aufhellung der erworbenen Länder, aber nicht allein nach der geographischen Richtung, sondern nach dem kolonialwirtschaftlichen Studium, nach der Feststellung der Bodenbeschaffenheit, seiner Bebauungsfähigkeit, der Heranbildung von Arbeitern, nach der Kenntnis der klimatischen und sanitären Verhältnisse. Zur Lösung dieser Aufgaben, die nicht allein der wissenschaftlichen Förderung, sondern der Entfaltung der vaterländischen Interessen dienen sollte, fand sich eine Schar begeisterter und opferfreudiger Männer, die in kaum zwei Jahrzehnten bewundernswerte und ersprießliche Leistungen erfüllt haben, eine Anzahl von Offizieren und Männern der Wissenschaft; eine stolze Reihe von Namen, die der geographischen Forschung dauernd zur Zierde gereichen werden. Erst durch ihre Forschungen verwandelte sich die bloße Besitzergreifung in die Nutzbarmachung des nach allen Richtungen erschlossenen Landes. Der Afrikafonds, der alljährlich von der Regierung mit ca. 290000 Mk. zur Verfügung gestellt wird, beteiligte sich vorteilhaft an der kartographischen und klimatologischen Aufnahme der Länder an ca. 100 Stellen.

Die Greuel der Kriege haben bedeutend nachgelassen. Zwar kamen in fast allen deutschen Kolonien gegen die Besitzergreifung Erhebungen vor, deren blutigste der Aufstand Buschiris 1889 war. Die Energie, mit der er niedergeworfen wurde, ließ neue vermeiden. Glimmt auch noch hier und da ein Funken auf, so kommt es doch nicht mehr zu größeren Bränden.

Die Sklavenjagden, die anfangs immer mehr in das Innere zurückgedrängt wurden, dann aber bei den Hemmnissen, die erbeuteten Sklaven an die Küsten zu bringen, an materiellem Wert für die Unternehmer verloren, haben fast ganz aufgehört; denn immer enger werden die Wege des Transports, immer schwieriger die Möglichkeit, die mit Sklaven gefüllten Dhaus aus irgend einem Hafen der Ost- und Westküste auslaufen zu lassen, seitdem die Berliner Kongo-Konferenz vom 15. November 1884 — 26. Februar 1885 den Sklavenhandel international beseitigt hat. Tabora und Udjiji, früher die wichtigsten Stützpunkte desselben, sind nunmehr in deutschem Besitz gesicherte Stationen der Karawanenstraße. Mit fester Hand hat die deutsche Herrschaft Wandel geschaffen. Auch an der Westküste haben sich durch die gemeinsame Thätigkeit der Kolonialmächte die Verhältnisse gebessert. In den größten Sklavenhandelsstaaten Dahome und Aschanti haben die Franzosen durch die Kämpfe des Generals Dodds den Menschenhandel vernichtet. Nach der gleichen Richtung wirkte die deutsche, die englische und die Kongo-Staat-Regierung. Noch ist das erlösende Wort der gänzlichen Aufhebung der Sklaverei nicht ausgesprochen, weil eine vollkommene Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse durch Ausfall der Arbeiter befürchtet und der Weg der allmählichen Ablösung der Zwangarbeiten vorgezogen wird. Ein sehr wichtiger Schritt ist vor kurzem gethan worden. Am 29. November 1901 hat die vom Kolonialrat gebilligte Verordnung des Reichskanzlers, betreffend die Hausklaverei in Ostafrika, Gesetzes-Kraft erlangt. Fortan kann durch Verkauf oder Selbstverkauf kein Sklavereiverhältnis daselbst neu begründet werden, jeder Sklave kann sich durch eine von der Verwaltungsbehörde festzusetzende Summe loskaufen, die Übertragung des Herrenrechts kann nur mit Zustimmung des Hausklaven vor der Verwaltungsbehörde erfolgen, jedem Hausklaven muß gestattet werden, zwei Tage in jeder Woche für sich selbst zu arbeiten, das Herrenrecht wird durch Pflichtverletzung ver-

wirkt. Am 21. Februar d. Js. wurde auch in den Kolonien der Westküste, in Kamerun und Togo, durch Verordnung des Reichskanzlers die Hausſklaverei eingeſchränkt. Danach ſind in Kamerun Kinder von Hausſklaven und halbfreie Kinder von Halbfreien frei, in Togo die Kinder von Hausſklaven. Für beide Schutzgebiete wird Schuldknechtſchaft, Verkauf, Tauſch und ſonſtige Veräußerung verboten. Mit dieſen Regierungsmaßregeln, die am Tage ihrer Veröffentlichung in Kraft getreten ſind, iſt ein allmähliches Aufhören der Sklaverei in den deutſchen Beſitzungen eingeleitet. Auch konnte von den Behörden ein Nachlaß des Kannibalismus und der Sklavenopferung feſtgeſtellt werden, nachdem die Eingeborenen die Schwere der Strafe, die nach deutſchem Geſetz auf Mord ſteht, kennen gelernt haben. Die ſtrenge Ausführung der Todesſtrafe für dieſe Verbrechen wird nicht früher aufhören, als bis Messieurs les assassins en commencent.

Eine Verbeſſerung der hygieniſchen Verhältniſſe iſt nur durch eine Beſſerung der ſozialen in Bezug auf Kleidung, Ernährung, Wohnung und Arbeit möglich. In Bezug auf die erſtere hat Stanley es als einen Kulturfortſchritt betrachtet, wenn es gelänge, die Neger mit Beinkleidern zu verſehen, was außerdem einen Export von jährlich 200 Millionen Dollars Baumwollſtoffen für Europa zur Folge haben würde. Die Anlegung einer Tracht ſtößt aber auf große Schwierigkeiten. Mit Recht macht Rohlfs geltend, daß in einer ſo heißen Gegend, in der die aus nördlicheren Ländern eingeführten Schafe ihre Wolle verlieren, die Menſchen ſich mit ſo wenig Kleidungsſtücken wie möglich einhüllen. Außerdem haftet dem Neger in hohem Grade die Gewohnheit der Urbekleidung an. Das beweiſt das Beiſpiel vieler Schwarzen aus der Republik Liberia, die Jahre lang in Amerika mit Kleidern und Komfort gelebt haben und beides bei der Rückkehr wieder abwerfen.

Für die Ernährungsfrage der Schwarzen iſt die leichte Beſchaffung der Nahrung entſcheidend. Sie wählen die Fleiſchkoſt, wo ſie ohne Mühe erreichbar iſt, gleichgültig ob von Elefanten, Springratten, Heuſchrecken, Krokodilen, Straußen, und ſind Vegetarianer, wo jene nicht vorhanden und die Natur den Bedürfnisloſen die Pflanzenkoſt mühelos darreicht. Eine Fürſorge für ſchlechtere Zeiten beſteht nicht. Sie ſind große Kinder, geborene Optimiſten, von einem Tag zum andern lebend, von jeder Fürſorge für die Zukunft frei. Selbſt das Elend der häufig auftretenden Hungersnot ändert ſie nicht. In ſtummer Reſignation gehen ſie zu Grunde. Die Überlebenden verharren in ihrer Trägheit weiter. Erſt durch die Erziehung zur Arbeit iſt eine Beſſerung der Verhältniſſe möglich. Nach dieſer Richtung ſind die Berichte ſowohl von der Oſt-, als von der Weſtküſte ermutigend, die über eine Gewöhnung einzelner Stämme an die Arbeit Kunde geben. Erzieheriſch wirken die von der Regierung verhängten Maßregeln, die die Erlegung einer Hüttenſteuer, ſowie eine an mehreren Tagen des Monats zu leiſtende Arbeit vorſchreiben. Eines guten Rufes in Bezug auf Fleiß und Intelligenz erfreuen ſich die Kruneger an der Weſtküſte, die ſtolz auf ihren Stamm ſich die Stirn mit einem langen blauen Strich tätowieren. Oftmals iſt es gelungen, durch Überführen der Neger von der Oſt- zur Weſtküſte und umgekehrt ein gutes Arbeitsperſonal auf Grund von Verträgen mit freier Vereinbarung zu gewinnen. Die Anlegung von Plantagen von Reis, Kaffee, Kakao, Tabak u. a. der Wegebau ſowohl von Landſtraßen als von Eiſenbahnen, wie von Swakopmund und von

Dar-es-Salaam aus, vermehren die Arbeitsgelegenheit. Auch die Beiſpiele von Bodenkultur, wie ſie die meiſt muſterhaften Anpflanzungen der Miſſionen und der Stationen des Kaiſerlichen Gouvernements, ſowie der vortrefflich angelegten botaniſchen Gärten der Regierung wie in Kamerun durch Dr. Preuß, geben, wirken allmählich anregend auf die Eingeborenen. Zum Beweiſe genügt es, auf die Anpflanzung der Kartoffel durch die Wakonde am Nyaſſa-See hinzuweiſen, durch welche die Stationen an demſelben von Kondoland aus auf weite Entfernung mit vorzüglichen Kartoffeln zu einem billigeren Preiſe, als an der Küſte verſorgt werden. In den größeren Küſtenſtädten Oſt-Afrikas haben ſich europäiſche Viehhändler und Metzger niedergelaſſen, welche für friſches Fleiſch ſorgen, deſſen Unterſuchung durch geübte Lazarethgehilfen vorgenommen wird. In ganzen Dhauladungen wird getrocknetes Haifiſchfleiſch eingeführt und überall an der Küſte Fiſcherei getrieben. Leider iſt friſche Milch wenig zu haben, da die Kühe kaum den vierten, manchmal nur den zehnten Teil des europäiſchen Quantums geben. Dagegen nimmt friſches Gemüſe, aus europäiſchem Samen gezogen, auf allen Stationen und auch im Lande an Verbreitung zu. Nur ein dunkler Schatten ſenkt ſich auf die deutſche Koloniſation von ihrem Anbeginn bis zum heutigen Tage: die Einführung von Alkohol, der von den Schwarzen mit ſchneller Gewöhnung gierig genommen, auf die Völkerſchaften bis tief in das Innere hinein eine verheerende Wirkung ausübt. Es iſt nicht übertrieben von einer Alkoholpeſt zu reden. Wenn bei uns ſchon der Alkohol von den ſchädlichſten Folgen für die Volksgeſundheit iſt, um wie viel mehr für die Schwarzen, zu denen er in einer viel ſchlechteren Form mit größerem Gehalt an Fuſelöl eingeführt wird und auf die er bei der tropiſchen Temperatur viel ſtärker einwirkt. Es iſt das Verdienſt des Miſſionsinſpektors Zahn in Bremen, hiergegen das öffentliche Gewiſſen in Deutſchland zuerſt wachgerufen zu haben. Zwar hat ſich die Qualität ſeitdem gebeſſert, die Quantität aber hat zugenommen. Bedauerlicher Weiſe bildet der Branntwein immer noch einen bedeutenden Teil der deutſchen Einfuhr.

Erfreulich ſind die Fortſchritte, die an vielen Gegenden der Küſte unter Anwendung derſelben Geſetze der Hygiene gemacht worden ſind, die bei uns herrſchen. Sie mußten nur den veränderten Verhältniſſen angepaßt werden. Die Forderung von geſundem Boden, Trinkwaſſer und Wohnraum mußte auch dort erfüllt werden. In erſter Linie gilt es, den Boden trocken zu legen. In ſubtropiſchen Gegenden gelingt es, durch Drainage eine Entſumpfung herbeizuführen und die Schilfvegetation mit Geſtrüppmaſſen, den Schlupfwinkeln für allerlei Ungeziefer, auszurotten. Nützlich erwies ſich den Engländern im Kaplande, ſowie den Franzoſen in Algier die Anpflanzung des Eucalyptusbaumes, ſowie der Sonnenblume, die ſich auch in der Umgegend des einſt arg heimgeſuchten Waſhington, ebenſo wie früher in Deutſchland an den ſtagnierenden Feſtungsgräben bewährt hatte. In den Tropenländern aber reicht die mühſame Trockenlegung des Bodens nur für wenige Jahre hin. Dann müſſen die Arbeiten wieder von vorn begonnen werden. Hier liegen die Verhältniſſe ungünſtiger als in Batavia, Calcutta, Rio de Janeiro. Es iſt auch fraglich, ob das Kulturſyſtem van der Boſch's, das in Niederländiſch Indien ſich ſo erfolgreich erwieſen: die terraſſenförmige Anlage der Felder mit fortwährendem Zu- und Abfluß von Waſſer, das in Kanälen gefaßt wird, auf afrikaniſche Plantagen anwendbar iſt. Dennoch hat deutſcher Fleiß ſowohl an der Oſtküſte, wie an der

Westküste mit Überwindung aller Schwierigkeiten Erstaunliches geschaffen und einen Kranz von blühenden Städten mit breiten Straßen und weiten Fluchtlinien gegründet. Prof. Hans Meyer nennt Dar-es-Salaam das schönste Städtebild, das der Reisende von Alexandrien bis Natal findet. Seine Kaiser-, Bismarck- und Robert Koch-Straße können sich sehen lassen. Tanga, das 1888 noch ein Hüttenhaufen war, weist jetzt, ein Muster deutscher Kolonisation, 1550 Häuser und Hütten auf.

Wo immer nur möglich, werden die Ortschaften auf Granit, Porphyr, Gneis, Korallen-Kalkfelsen aufgebaut und wenig durchlässige Thonschichten vermieden. Die Begräbnisanstalten müssen fern von den Niederlassungen angelegt werden, während Sansibar noch auf Gräbern entstanden ist. Bauordnungen sorgen für eine rationelle Entwicklung, baufällige Häuser, die im Wege stehen, werden mit Entschädigung abgetragen, das Entstehen von größeren Gruben zur Entnahme des Ziegelmaterials ist in den Ortschaften verboten, weil sich in den Aushöhlungen stagnierendes Wasser mit allerlei Unrat ansammelt u. a. m. Ferner wird die Straßenreinigung streng gehandhabt, sowie die Entfernung und Vernichtung von übelriechenden Abfallstoffen. In den Küstenstädten geht der Charakter der Holzhäuser, die leicht den Termiten zum Opfer fallen und weder Schutz gegen die Hitze, noch Kühlung gewähren, immer mehr zurück und die Steinhäuser treten mehr vor, zu welchen der Korallenkalk der Ostküste ein vortreffliches Material bietet. Es ist ein Verdienst Wißmanns, Steinhäuser von Anfang an für die Schutztruppe gebaut zu haben. In der Mitte derselben befindet sich ein offener wesentlich der Ventilation dienender Hofraum, an der Außenseite ringsherum führt eine luftige Veranda. Sehr wichtig ist die Trinkwasserfrage. Nur einige Städte wie Sansibar, St. Louis, Dar-es-Salaam, Swakopmund erfreuen sich einer Wasserleitung, die das Wasser aus einem Reservoir in Röhren zu den Häusern führt. Zumeist ist man auf das Wasser der Brunnenlöcher der von den Europäern angelegten artesischen Brunnen, deren Bohrung in dem harten felsigen Untergrund oft sehr schwierig ist und mühsame Sprengungen erfordert, der Brunnen mit Zementringen mit Schöpf- oder Pumpvorrichtung, nachdem der ganze Platz trocken gelegt und die Trinkwasserstelle gereinigt und gemauert worden ist, sowie der Cisternen zum Auffangen des Regenwassers angewiesen. In Windhoek befinden sich mehrere zementierte Reservoire, ein Musterstauwerk mit Zementfassung, von der Siedelungsgesellschaft errichtet, zahlreiche Staudämme, Dammbauten und Ziehbrunnen. Durch Filterapparate sucht man die Schädlichkeiten des häufig verunreinigten Wassers zu entfernen. Noch mehr aber gelingt dies durch Kochen desselben, ein Brauch, der sich bei den Eingeborenen einzuführen beginnt und gegenüber der Gefahr von Krankheiten durch Genuß infizierten Wassers von großer Wichtigkeit ist. Eine Art von Kanalisation mit Benutzung des abfließenden Badewassers befindet sich nur in einigen deutschen Stationen, in anderen sind unzementierte Senk-Gruben bei porösem Untergrund, Korallenkalk oder Sand, in welche reichlich Kalk zur Desinfektion versenkt wird. Gegen die Verschmutzung der Häfen durch die an denselben angehäuften Fäcalien bestehen strenge Anordnungen. Nur an bestimmten Stellen der Küste werden die meist durch Gefangene fortgeschafften Tröge oder Tonnen in die See entleert. Sehr verbreitet ist an der Westküste das Eimer- und Tonnensystem. Die früheren Zustände waren Grauen erregend, nur ganz allmählig beginnen sie besseren Einrichtungen zu weichen, die aber bei der Indolenz und der Unreinlichkeit der Ein-

wohner nur mit der größten Strenge und mit Strafen durchzuführen ſind. Gegen dieſe Trägheit und Dummheit iſt ſchwer anzukämpfen. Die letzte Regierungsdenkſchrift zur Entwicklung der Schutzgebiete berichtet, wie in Togo ſich die meiſten Bäche in der Trockenzeit zu einer Kette einzelner ſeichter, ſchmutziger, übelriechender Tümpel umwandeln, einzelne derſelben das Ziel der Wanderung der benachbarten Dörfer bildeten und auf einem Flächenraum von 100 qm. an einer Stelle die Eingeborenen ihre Gewänder mit Seife wuſchen, an einer zweiten Stelle andre badeten, während an einer dritten Frauen und Mädchen das Waſſer in ihre Kalebaſſen ſchöpften, um es teils in eigenem Haushalt zu verwenden, teils auf den Märkten der Umgegend für teures Geld zu verkaufen.

Mit der Hygiene ſind die berufenſten Vertreter derſelben, die Ärzte, eingewandert. Zur Zeit befinden ſich in den deutſchen Kolonien 40 Ärzte der Schutztruppen ſowie 6 Regierungsärzte in Dar-es-Salaam, Tanga, Kamerun, Togo, Lome und Windhoek. Den letzteren ſind wiſſenſchaftliche Laboratorien, ausgeſtattet mit dem vollen Rüſtzeug der modernen Bakteriologie, zur ſyſtematiſchen Erforſchung der endemiſchen Krankheiten eingerichtet. Die mediziniſche Wiſſenſchaft verdankt ihnen eine Fülle von methodiſchen Kenntniſſen über die Krankheiten Afrikas, und ihrem Wirken einen günſtigen Einfluß auf die Geſundheitsverhältniſſe ſowohl der Europäer als der Eingeborenen, wie mehrfach durch die Statiſtik der Erkrankungen und der Todesfälle feſtgeſtellt wird. An den Hauptorten, ſowie an vielen kleineren ſind Krankenhäuſer errichtet. An vielen wichtigen Stellen, wie Tabora, Udjiji u. a. hindert die ewige durch das Budget auferlegte Geldkalamität die Aufbeſſerung ſehr dürftiger Hoſpitalsverhältniſſe. Das erſte Hoſpital entſtand in Sanſibar, das zweite in Dar-es-Salaam, wofür Pfarrer Latrille ſeiner Zeit die Kolonialkreiſe intereſſierte; es folgten Tanga, wo der 1897 begonnene Neubau eines Krankenhauſes aus Mangel an Geldmitteln nicht weiter gediehen iſt, Pangani, Kamerun, Togo und Windhoek. Das Nachtigal-Krankenhaus in Togo, in günſtiger Lage dicht am Strande gelegen, nach dem Syſtem Monier gebaut, wurde 1894 von der Abteilung Leipzig des Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien ausgeſtattet und mit Apotheke, Operationsſaal, Bibliothek, getrennten Krankenräumen für Europäer und Schwarze und Liegehallen vortrefflich eingerichtet. Auf der gleichen Höhe der Einrichtungen befinden ſich die übrigen 5 Hoſpitäler. Auch bei ihnen iſt eine Teilung für Behandlung der Europäer und der Schwarzen der letzteren meiſt in Baracken — Lazarethen, eingeführt. Die Zahl der ſchwarzen Kranken iſt bei weitem überwiegend. So wurden im Gouvernementslazareth zu Dar-es-Salaam im letzten Jahre 277 Weiße verpflegt, in dem Lazareth für Farbige 890. In ſämtlichen Krankenhäuſern werden poliklinisch ratbegehrende Kranke behandelt, teils Arbeiter und farbige Angeſtellte, teils aber auch Schwarze aus der näheren und weiteren Umgegend in jährlich wachſender Zahl; ſo beſonders in Lome. Die ärztliche Hülfeleiſtung gewinnt zuſehends unter den Eingeborenen an Vertrauen. Für Zivil und Militär beſtehen überall getrennte Krankenhäuſer mit der Zweiteilung für Weiße und Schwarze. Mit den einzelnen Krankenhäuſern ſtehen kleinere Depots, durch die Kolonie verbreitet, meiſt unter der Leitung von Sanitätsunteroffizieren, im Zuſammenhang; ſie werden mit Medikamenten und Verbandſtoffen, (ſogenannten Kohlſtock-Apotheken N. I, II, III) verſehen. Muſterhaft iſt der Sanitätsdienſt in Südweſt-Afrika durch das ganze Land verbreitet. Außer Windhoek haben Lazarethe zu mehr

als 30 Betten Swakopmund, Outjo, Keetmannshop; ferner bestehen 9 größere und 24 kleinere Stationen mit Kohlstock-Apotheken und guten Krankenpflege-Einrichtungen. Die Schwierigkeit der Hülfeleistung in den weiten Ländermassen der Kolonien lag einerseits in der beschränkten, durch den Etat festgelegten Zahl von Ärzten, andererseits in dem Mangel von Hülfskräften. Letztere heranzubilden war die Aufgabe der Lazarethe. Anfangs besorgten die Sanitätsunteroffiziere der Schutztruppe die Pflege der farbigen Kranken, sowie die Hülfeleistung in den Polikliniken. Als die Schwarzen sich erstaunlich gelehrig und befähigt für die Krankenpflege zeigten, gelang es, eine Anzahl derselben für den ständigen Hospitalsdienst zu erziehen. Außerdem haben die Lazarethe für intelligente Farbige eine cr. sechsmonatliche Lehrzeit eingeführt, in der sie kostenfrei im Anlegen einfacher Verbände, in der Verwendung der gewöhnlichen, ungefährlichen Arzneien, sowie in den Maßnahmen der Krankenpflege unterrichtet werden. Von dem richtigen Gefühl geleitet, daß die Verpflegung der Kranken durch Schwestern die beste sei, wurde trotz der erschwerenden Umstände, die die letzteren in mitten einer rohen, schwarzen Bevölkerung und ohne Rückhalt und Stütze vorfinden, die Entsendung von Schwestern vom Roten Kreuze geplant. Freiin Frida v. Bülow und Martha Gräfin Pfeil hatten anfangs diesen Gedanken in Verbindung mit der evangelischen Missionsgesellschaft in Angriff genommen, und später den „deutschen Frauenbund" gegründet, der die werkthätige Unterstützung der Frauen nicht bloß auf die Krankenpflege beschränkte, sondern auf die Erhaltung des Deutschtums über See ausdehnte. Aus ihm ist der „deutsche Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien" hervorgegangen; dessen Aufgabe die Entsendung von ausgebildeten Schwestern und die Einrichtung von Krankenhäusern und von Erholungsheimen ist. Nach der ersten Richtung wurden in die Krankenhäuser und das Erholungsheim Ulenge 37 Schwestern geschickt, nach der letzten das Nachtigalkrankenhaus in Togo ausgestattet. Die Zahl der Schwestern ist von 37 auf 14 heruntergegangen, im umgekehrten Verhältnis zu der zunehmenden Krankenzahl. Diese auffallende Thatsache erklärt sich durch die Wahrnehmungen der Ärzte, daß die schwarzen Heilgehülfen sich für den gleichen Dienst als erstaunlich brauchbar erwiesen und die Entsendung der Schwestern überflüssig machten. Um im ganzen 14 Schwestern nach Afrika zu schicken, bedarf es nicht einer über ganz Deutschland sich ausdehnenden Vereinsorganisation. Jeder Verein vom Roten Kreuze von mäßiger Größe würde einem solchen Verlangen entsprechen, umsomehr als die ausgesandten Schwestern meist den Reihen der Vereine des Roten Kreuzes entnommen worden sind. Um so wertvoller aber ist die Mitarbeit der Frauen in der Einrichtung und Unterhaltung von Anstalten für Krankenpflege und Wohlthätigkeit. Ergänzend stehen den Krankenanstalten die Sanatorien zur Seite, die entweder auf den Höhen oder am Seestrande gelegen den Rekonvaleszenten Erholung und Stärkung gewähren. Auf einer Bergkuppe des Handei-Gebirges in einer Höhe von 1000 m liegt im Tanga-Bezirke die Erholungsstation Amani in wundervoller Lage, von Muhesa in 2 Tagemärschen bequem zu erreichen. In der Mitte des Weges befindet sich am Fuße des Gebirges in Lunguſa ein Rasthaus zum Übernachten. Eine zweite Erholungsstation ist vor der Haseneinfahrt von Tanga auf der Insel Ulenge. Auch für diese ist von der Abteilung Leipzig des deutschen Frauenvereins für Krankenpflege die gesamte Ausstattung gestiftet worden. Für Heilzwecke ist eine Stunde landeinwärts

von Tanga eine warme Schwefelquelle von 37° in Amboni erſchloſſen und gefaßt, die nach der chemiſchen Analyſe von Profeſſor Dr. Harnack qualitativ und quantitativ den Thermen Aachens gleicht und zur Erwartung guter Erfolge berechtigt. Über die Quellen hat die Kommune Tanga ein Badehaus und oberhalb derſelben auf einem ſtattlichen Hügel ein behagliches Kurhaus errichtet. Als günſtig gelegene Kuraufenthalte kommen für Oſtafrika Glauning's Höhe und am Kilimandſcharo hochgelegene Orte, wie Kilema und Moſchi, in Betracht. Für Weſtafrika befindet ſich auf der Landzunge Suellaba an der Mündung des Kamerunfluſſes, ſowie an dem Kamerun-Pic, 1600 Meter hoch, ein Sanatorium. Hier wohnten weltvergeſſend die ſchwediſchen Naturforſcher Knutſon und Waldau in einer halbzerfallenen Hütte, oft trotz der Höhe von Fieberanfällen heimgeſucht, während ein dritter Gefährte an dieſen zu Grunde ging. Gegen die Schädigung des Volkswohlſtandes durch Viehplagen beſtrebt man ſich einerſeits das ſtrichweiſe Vorkommen derſelben in gewiſſen Landſtrichen feſtzuſtellen, andererſeits die Krankheiten pathologiſch zu ergründen und Heilmittel gegen ſie zu finden. Das Auftreten der Tſetſe-Fliege erwies ſich an gewiſſe geographiſche Grenzen gebunden. Wenn auch eine Abwehr bisher nicht gefunden iſt, ſo lehrt doch die Tſetſe-Karte wenigſtens die Gebiete vermeiden, in denen ein Ochſentransport nicht ſtattfinden darf. Ähnliches gilt vom Texasfieber, das unmittelbar an der Küſte nicht vorhanden iſt, deſſen Grenzen aber von der Küſte aus ſich genau verfolgen laſſen. Für dieſe Gebiete bleibt der Ochſenverkehr ausgeſchloſſen, während Eſel und Maultiere, die gegen das Texasfieber immun ſind, ſich zum Transport verwenden laſſen. Von Wichtigkeit waren die Verſuche vom Stabsarzt Dr. Sander gegen die Dickopzieckte mit Serum-Injektion vorzugehen. Gegen die Rinderpeſt, die 1898 die Viehherden in Südweſt-Afrika bedrohte, erwies ſich die Schutzimpfung hilfreich, die Robert Koch unter Aſſiſtenz von Kohlſtock mit der Galle infizierter Tiere ausführte. Dieſelbe geſchah nicht zwangsweiſe, ſondern wurde den Herdenbeſitzern freigeſtellt. Es wurde etwas mehr als ⅞ des Viehſtandes geimpft, der größere Reſt durch Iſolierung geſchützt. Der Nutzen war ein bedeutender. Ein erheblicher Teil der Herden wurde erhalten und das Umſichgreifen der Seuche verhütet, ſodaß die Nama vollſtändig geſchützt blieben, und ſchon nach einigen Monaten der Frachtverkehr wieder beginnen konnte, wie die amtliche Denkſchrift für 1897/98 hervorhebt.

Unter dem Einfluſſe dieſer hygieniſchen Maßnahmen, der Bemühungen für gutes Trinkwaſſer, Trockenlegung ſumpfiger Stellen in der Nähe von Wohnplätzen, für geſunde Wohnſtätte und Ernährung, Fürſorge zur Verhütung von Krankheiten und Behandlung derſelben, haben ſich die ſanitären Verhältniſſe in den deutſchen Kolonien Afrikas weſentlich gehoben. Dies beweiſen die Ziffern der Erkrankungen und der Todesfälle, wie ſie, alljährlich ſich verringernd, in den Regierungsdenkſchriften ſich vorfinden. Die günſtigſten Ergebniſſe hat Südweſt-Afrika mit ſeinem trocknen Klima, bei welchem Epidemien ſehr ſelten ſind. Nur im Herero-Gebiete ſind während der letzten Jahre die Reihen der Eingeborenen durch die wirtſchaftlichen Folgen der Rinderpeſt ſtark gelichtet. In Oſtafrika befanden ſich im vergangenen Jahre 529 Europäer in Krankenhausbehandlung, von denen 9 ſtarben (Mortalität 1,9 %), in Kamerun von 273 Kranken 16 (zirka 6%). Daß aber ſelbſt bei dieſer ungünſtigen Ziffer ein Heruntergehen der Morbidität vorhanden, ergeben die Angaben F. Plehns. Es erkrankten nach ihm an Malaria:

1895	123
1896	113
1897	92
1898	33

Die Sterblichkeit in Afrika ſteht unter dem Einfluſſe von Seuchen und von Malaria. Sie bietet ein der unſrigen vollſtändig fremdes Bild. In Europa ſteht die Tuberkuloſe im Vordergrunde, während ſie dort faſt vollkommen fehlt, ſodaß die Errichtung von Sanatorien für Lungenkranke in Südweſtafrika — Natal und Horwick — von Profeſſor Schüller empfohlen wurde. Genauere Beobachtungen indeſſen haben dort ergeben, daß infolge der Trockenheit der Luft Bronchialkatarrhe recht häufig ſind und daß unter den Farbigen, den Baſtards und den Afrikandern Lungenſchwindſucht nicht ſelten auftritt. Von Prof. Löffler war auf der letzten Naturforſcherverſammlung in Hamburg behauptet worden, daß in den Tropen Carcinom (Krebsleiden) nicht vorkommt, dieſe auffallende Erſcheinung durch einen Antagonismus zur Malaria erklärt und die Beeinfluſſung des Carcinoms durch Malaria-Inſektion therapeutiſch in Erwägung gezogen. Es hat ſich ergeben, daß der vermutete Antagonismus nicht beſteht. Sehr verbreitet, ſowohl an der Küſte als im Innern, iſt der Ausſatz (Lepra) in furchtbar entſtellenden Formen. Leproſerien („Gutleuthöfe") zur Iſolierung der Erkrankten beſtehen nur in geringer Zahl. Eine iſt von dem indiſchen Großkaufmann Sewa Hadji in Bagamoyo, eine andere von der Kommune Kilwa gegründet. Die Bemühungen der deutſchen Ärzte, eine Abſonderung in den einzelnen Ortſchaften herbeizuführen, ſind an einzelnen Orten, wie Miſa-Höhe, von Erfolg geweſen. An vielen Orten, wie Kete Kratſchi, iſt Lepra etwas ſo alltägliches, daß die Einwohner jede Scheu vor dieſem furchtbaren Übel verloren haben. Solange ſie ſich bewegen können, machen die Kranken von dem angeborenen Rechte der Freizügigkeit reichlich Gebrauch. Sobald ſie aber nicht mehr gehen können, bleiben ſie in ihren Hütten, zuweilen von ihren Angehörigen gepflegt, des öftern aber ihrem Elend preisgegeben, ihr Leben von nur zeitweiſe hingeworfener Nahrung friſtend. Nur die zwangsweiſe Iſolierung und Einrichtung von Leproſen-Anſtalten kann weitere Fortſchritte zeitigen. Die Peſt iſt früher vielfach von Indien aus eingeſchleppt worden. Die Übertragung geſchah durch die Dhaus der Eingeborenen, die bald hier, bald dort die Küſte berührten. Jetzt beſteht der ſtrenge Befehl des Gouvernements, daß alle Schiffe zur ſanitätspolizeilichen Unterſuchung Tanga anzulaufen haben. Die Verdächtigen werden auf die beiden Quarantäneſtationen auf der Todteninſel bei Tanga und auf der Inſel Makatumbe bei Dar-es-Salaam in Quarantäne verbracht. Dieſe ſorgſam überwachten Regierungsmaßregeln haben ſich als vollkommen ausreichend zur Abſperrung der Peſt von den Küſten ergeben. Es beſteht aber auch auf dem Landwege die Gefahr der Anſteckung. Stabsarzt Zupitza entdeckte am Weſtufer des Viktoria-Nyanza im Sultanat Kiſiba einen ſchon ſeit Jahrzehnten beſtehenden Peſtherd, der ſich nach Uganda auf engliſches Gebiet weiter verbreitet hat. Die Gefahr der Verſchleppung war um ſo größer, als mitten durch das verſeuchte Gebiet die Karawanenſtraße führte. Das erſte war, dieſe zu verlegen. Sodann wurde eine 11tägige Quarantäne für die aus der verdächtigen Gegend anlangenden Karawanen mit zwangsweiſe ärztlicher Unterſuchung verhängt. Durch Eilboten wurden bei dem Nahen der Karawanen die Stationen benachrichtigt. In den heimgeſuchten Ortſchaften ſelbſt wurden die Hütten der Peſtkranken niedergebrannt.

Auf das Töten der Ratten, die bei der Weiterverbreitung der Krankheit eine unheilvolle Rolle ſpielen, wurden Prämien eingeführt, für je eine 1 Peſa = 2½ Pfg. (Der gleiche Betrag wird für den gleichen Zweck jetzt in Braſilien gezahlt). Durch alle dieſe Maßregeln iſt es gelungen, die Peſt auf ihren endemiſchen Herd in Kiſiba zu beſchränken. Für die Häfen der Weſtküſte iſt gegen früher die Gefahr des Gelbfiebers von Sierra Leone aus durch genaue Quarantänevorſchriften verringert worden. An den Schiffsverkehr gebunden und von der Küſte nicht weit in's Innere greifend, ſuchte es ſich die volksreichſten Orte und in ihnen die ſchmutzigſten Quartiere mit ihren engen übelriechenden Straßen, den Stätten der Armut, des Elends und des Laſters auf. Jetzt kommen nur noch ſporadiſche Fälle vor. Sehr verbreitet ſind die Hautkrankheiten. Einerſeits wegen der empfindlichen, ſchweißtriefenden, in ihren oberen Zellenlagen von Feuchtigkeit durchtränkten, blaßweiß ſchimmernden, tropen-anämiſchen Haut. Während die tägliche Schweißproduktion bei uns am Tage 200 Gramm beträgt, iſt ſie in den Tropen 850 Gramm. Andererſeits wegen der auf der meiſt unreinlichen Haut befindlichen Epizoen. In die erſte Richtung gehören die Eczeme, wie „der rote Hund" in die letztere die Verwüſtungen, die an den Extremitäten durch Eindringen der Sandflöhe und des Guinea-Wurms entſtehen. Sachverſtändige Behandlung läßt allmählich die beiderlei Übel immer mehr zurücktreten. Zahlreiche Opfer fordert die Dyſenterie (Ruhr), die in allen Zonen auftritt, endemiſch aber, mit der Tendenz chroniſch zu werden, nur in den tropiſchen Ländern. Sie entſteht vielfach durch Genuß verdorbenen Trinkwaſſers, — mit deſſen Beſſerung ſie verſchwindet, wie die Erfahrungen in den Garniſonplätzen Holländiſch-Indiens gelehrt haben —, aber auch durch Genuß von unabgekochter Milch. Vielfach gelang es einen Zuſammenhang der Dyſenterie mit der gleichen Erkrankung der Kälber (febris enteritica) nachzuweiſen; ſo den Ärzten in Pietermaritzburg. Häufig waren es die Herdenbeſitzer und die Inhaber von Milchwirtſchaften, die zuerſt erkrankten. Kolb konnte vielfach bei Gewohnheitstrinkern Ruhr feſtſtellen, beſonders in Gegenden, wo der „Tumbo", das Getränk aus Zuckerrohr, bereitet wird. Die Todesfälle an Dyſenterie ſind in allen Lebensaltern zahlreich, am meiſten aber im erſten Kindesalter. Vielfach wird die Ruhr durch Karawanen verſchleppt, ſo daß ſie in den durchzogenen Ortſchaften ausbricht und ſich von hier aus weiter verbreitet. Sehr nützlich bewähren ſich Brunnen, die in Tagemarſchabſtänden auf den begangenſten Straßen angelegt ſind. Viel umſtritten iſt die Frage nach den Krankheitskeimen, die die Dyſenterie hervorrufen. Zwei Formen ſind endemiſch: eine mit Bakterien, der Diphterie ähnlich, die mit geringfügiger Verſchwürung der Darmſchleimhaut in akuter und in chroniſcher Form auftritt, und eine andere, die mit Amoeben unter ſtarker Geſchwürsbildung chroniſch verläuft. Dieſe Zweiteilung iſt vielfach beſtritten. Nocht, Schellong u. a. haben in allen Fällen tropiſcher Ruhr Amoeben gefunden. Trotzdem bleibt die Frage offen, ob die letzteren die Krankheitserreger oder deren Begleiter ſind. Gegen die erſtere Auffaſſung ſpricht ſich Virchow mit Entſchiedenheit aus und hat die neueſten Forſcher auf ſeiner Seite. Dieſe Studien über die Ätiologie der Krankheit ſind von großer Wichtigkeit, weil erſt mit ihrer Klarſtellung eine vorbeugende Bekämpfung derſelben möglich iſt. Immerhin hat ſich jetzt ſchon der Genuß abgekochten Waſſers, die Beſchaffung guten Trinkwaſſers, die Sanierung der Getränke als nützlich erwieſen. Eine ſchwere Landplage bilden die Pockenepidemien, die, wie die 1879 und 1881 vom

Roten Meer aus vordringenden, ⅓—⅕ der Völkerſchaften vernichtet haben. Die Vorkehrungen der Regierung waren energiſcher Natur. Erſtens wurden die Erkrankten zwangsweiſe in Pockenſtationen iſoliert und die Überwachung Eingeborenen übertragen, die bereits die Krankheit überſtanden hatten, mithin relativ geſchützt waren. Sodann wurde der Karawanenverkehr, der aus dem von der Seuche überfluteten Innern die Anſteckungsgefahr an die Küſte brachte, ſachkundig und wirkungsvoll überwacht. Endlich wurden Impfungen vorgenommen.

Dieſe waren den Moslemin nicht unbekannt, aber bei ihnen nur in vereinzelten Fällen vorgenommen. Die Eingeborenen erſchienen ziemlich regelmäßig zu den öffentlichen Impfterminen. Kleine Geſchenke, Zureden und ein gelinder Zwang wirkten anfangs wohl mit. Allmählich wuchs das Vertrauen. Die einzelnen Stämme nahmen zur Impfung eine verſchiedene Haltung ein. Die erſt kürzlich unterworfenen Wahehe meldeten ſich in Scharen, während die ſonſt willigen Waſeguha ſie als ein Verderben bringendes Zaubermittel fürchteten Die Schwierigkeiten der Ausführung lagen in dem Mangel eines geſchulten Perſonals, ſowie in der Schwierigkeit, ſich große Mengen Lymphe zu verſchaffen, die den Transport überdauerte und bei der großen tropiſchen Hitze ſich nicht zerſetzte. In Kamerun allein wurden in ¾ Jahren 140000 Impfungen vorgenommen, in entſprechender Zahl in den anderen Schutzgebieten. Zur Bewältigung ſolcher Rieſenaufgaben bedurfte es vieler ſachkundiger Hände. Die Ärzte wurden durch Miſſionare, Pflanzer, Beamte, Offiziere und Unteroffiziere unterſtützt. Nur hierdurch war es möglich, der wütenden Seuche Einhalt zu thun. Es wurde teils animaliſche Lymphe aus den deutſchen Impfanſtalten, teils humaniſierte, deren Anwendung nicht ohne Bedenken iſt, verwandt. Jeder Dampfer, der aus Deutſchland Dar-es-Salaam oder Tanga anläuft, bringt Mengen animaler Lymphe mit. Der Norddeutſche Lloyd hat die dankenswerte Einrichtung getroffen, die Lymphe in den Kühlräumen der Schiffe unterzubringen, wodurch die Haltbarkeit ſehr erhöht worden iſt. Nach dem Eintreffen wird ſie ſofort auf den Küſtenſtationen verimpft, die abwechſelnd bedacht werden. In der Zwiſchenzeit wird aus den mit Kälberlymphe erzeugten Puſteln von Arm zu Arm, alſo humaniſiert, weitergeimpft, um den Impfſtoff nicht erlöſchen zu laſſen. Die Verſorgung der Stationen im Innern war ſchwierig, da bei dem Wochen und Monate lang dauernden Transport die Lymphe zugrunde ging; nur bei geringerer Entfernung, wie zum Kilimandſcharo, war die Beförderung gelungen. Für das innere Land rüſtete man Impf-Expeditionen aus. Am Tage des Abmarſches wurde von den Ärzten eine Anzahl von Trägern mit friſcher animaler Lymphe geimpft, am achten Tage von ſolchen, bei denen Impfpuſteln angegangen waren, auf andere Träger, ſowie in den durchzogenen Stationen auf deren Einwohner weiter geimpft, nach ferneren acht Tagen von den zweiten Trägern wieder auf andere und auf Dorfbewohner u. ſ. w. in monatelanger Reihe. So iſt es gelungen, die Schutzpockenlymphe bis zu den großen Seen zu tragen und erfolgreiche Impfungen daſelbſt zu erzielen. Der Segen dieſer Maßnahmen für die ſanitäre Beſſerung Afrikas erweiſt ſich aus dem ſicheren Nachlaß der Pockenepidemie. Er wird durch die unumſtößliche Thatſache klargelegt, daß ſeit der Einführung der Schutzpockenimpfung in Deutſchland das durchſchnittliche Lebensalter um 3 Jahre verlängert worden iſt.

Die Hauptgefahr für die Weißen bildet die Malaria in Afrika, die für die Eingeborenen von geringerer Bedeutung ist. Mit ihr steht und fällt die Gefährlichkeit der Tropen. Ohne Malaria würden die Tropen ein Eden für den Einwanderer sein. An Verbreitung steht ihr keine Krankheit nach. Ihr Hauptgebiet bilden die tropischen und subtropischen Gegenden mit breitem Gürtel zu beiden Seiten des Äquators. Nach August Hirsch lassen sich 3 größere Bezirke abgrenzen. Zunächst die Westküste vom Stromgebiet des Gambia und Niger zur Guinea-Küste, Kamerun und Sierra Leone. Sodann das östliche Küstengebiet von der Delagoabai aufwärts bis Sansibar mit Ausstrahlungen zu den Ufern des Zambese, Schire und Rovuma. Ein drittes Malaria-Gebiet erstreckt sich von den Abhängen Abessyniens über Nubien, durch die sumpfigen Niederungen von Kordofan und Darfur bis gegen den Tschad-See. Diese festumgrenzten Reiche bilden das Herrschergebiet der Malaria. Bisher nahm man als begünstigend für die Krankheit hohe Temperaturen an, wenngleich nicht in direkter Proportion, ferner erhebliche Niederschläge, sumpfige Niederungen, Bodenfeuchtigkeit, Urbarmachung des Bodens, obwohl diese Annahmen durch mannigfache Erfahrungen sich als nicht immer zutreffend erwiesen. Diese ganze Malaria-Lehre ist durch die Forschungen Robert Koch's zusammengebrochen. Von 1897—1901, mit zeitweiliger Unterbrechung durch Studien in Grosseto in Toskana, sowie in Niederländisch-Indien, hat er Gesundheit und Leben in die Schanze schlagend, in den deutschen Kolonien Ost- und Südwest-Afrikas und in denen Neu-Guinea's seine tropenpathologischen Untersuchungen angestellt, Mittel zur Vernichtung und Heilung der Malaria, der Pest und der Rinderpest angegeben, und seinen unvergänglichen Verdiensten um die Wissenschaft neue hinzugefügt, mit deren praktischer Anwendung und Durchführung für die koloniale Entwicklung ein außerordentlich wichtiger Fortschritt, wenn nicht der wichtigste, erreicht werden wird. Ausgangspunkt seiner Forschungen ist die von Roß gemachte Beobachtung, daß die am 6. November 1880 von dem französischen Militärarzt Laveran entdeckten Malaria-Parasiten außer beim Menschen nur bei gewissen Arten von Stechmücken (Anopheles und Culex pipiens) bei hoher Temperatur zu leben vermögen, nur bei dieser zur Entwickelung gelangen, und daß der Mensch und die Stechmücke zur Entwickelung der Malaria-Parasiten, folglich auch zur Erzeugung von Malaria, aufeinander angewiesen sind. Die Untersuchungen in Grosseto in den Toskanischen Maremmen ergaben eine der tropischen vollkommen gleiche Form der Malaria. Aber in Grosseto vollzog sich nur innerhalb der 3 heißen Sommermonate die Entwickelung der Parasiten in den Stechmücken. In den übrigen 9 Monaten waren sie allein auf die Existenz im menschlichen Körper angewiesen. Gelingt es nun in diesem sie vollkommen zu vernichten, so finden die Stechmücken kein Material mehr vor, das sie übertragen können. Die Aufgabe ist daher, sowohl die Malaria-Attaque ganz zu heilen, als ihre Wiederkehr auszuschließen. Denn gerade die letztere, das Malaria-Recidiv, bildet den „Ausgangspunkt für den erfolgreichen Angriff der Stechmücken. Glückt es dieses Bindeglied, diese Brücke zu unterbrechen, dann wird auch die Erneuerung der Infektion verhindert, das Entstehen frischer Fälle wird seltener, die Malaria muß allmählich aufhören". Das thema probandum ist, die Malaria bis in ihre kleinste Verbreitung zu verfolgen und zu vernichten. Hierfür giebt es drei Wege: entweder die Tötung aller Stechmücken oder ihre Absperrung oder die Vernichtung der

Paraſiten im Blute der Menſchen. Auf den erſten beiden Wegen beſchützt man den Menſchen vor den Moskitos, auf dem dritten die Moskitos vor den Menſchen. Der erſte Weg, der der Tötung aller Stechmücken, iſt nicht gangbar. Deswegen iſt der Vernichtungskrieg im Kleinen empfohlen worden. In erſter Linie durch Abſchließung der Oberfläche der Sümpfe und Tümpel, in denen die Anophelides leben, durch Petroleum. Nach Verſuchen von Goſſi in Italien genügen 2 ccm dieſer Flüſſigkeit, um eine Waſſeroberfläche von 1000 qm von der Luft abzuſchließen und die Mückenlarven in dem Sumpfe zu töten. In zweiter Linie durch Hineinſchütten von Säuren, wie Schwefelſäure und Salzſäure, oder von Anilinfarbſtoffen, wie Gallol und Larvicid. Beide Methoden ſind ohnmächtig, ſie ſind ein Tropfen in einem See. Richtiger iſt, die Wohnſtätten mindeſtens 2 Kilometer entfernt von den Sümpfen anzulegen; denn die Stechmücken, die gegen Wind und Regen nicht ankämpfen können, vermögen nicht über ein Kilometer weit zu fliegen. Dies iſt der Grund, warum die Malaria vor den Thoren Roms Halt macht, während ſie die Campagna durchſeucht. Von der größten Wichtigkeit aber iſt die Austrocknung der Sümpfe und die Sanierung des Londes; Kulturaufgaben, die zu ihrer Löſung Jahrhunderte gebrauchen. Auch in unſerem Vaterlonde iſt in früheren Zeiten die Molorio heimiſch geweſen, an den Ufern des Rheins, in den Seitenthälern des Neckar, im Schwarzwolde, in Unter-Elſaß, in den Niederungen der Donau, auf dem Boden Württembergs und Baierns, in der norddeutſchen Tiefebene, in den Stromgebieten der Weichſel, Oder und Elbe. Jetzt aber iſt ſie Dank den Kulturarbeiten nahezu gonz verſchwunden. Prof. Froſch, vom Koch'ſchen Inſtitute zur heimotlichen Malaria-Forſchung ousgeſandt, konnte 1900 in Deutſchland keinen Malario-Herd mehr auffinden.

Der zweite Weg iſt die Abſperrung der Moskitos von den Menſchen und ihren Wohnungen. Da die Stechmücken nur Abends und in der Nacht ſtechen, ſo iſt nur für dieſe Zeit der Schutz erforderlich: Tragen von Fauſthandſchuhen und Moskitoſchleiern, obwohl dies nach des Tages Laſt und Hitze und zu der in den Tropen doppelt erwünſchten gemütlichen Erholung in den Abendſtunden ſehr läſtig iſt. Zum Abſchließen der Wohnungen, der Thüren und Fenſter ſind Vorhänge aus feinen, dichten Stahldrahtfäden angegeben und in den Krankenhäuſern ſeitens des Gouvernements verſuchsweiſe eingeführt. Die bisherigen Erfahrungen lauten günſtig und fordern zur Fortſetzung und zur Verbreitung auf.

Aber richtiger, als alle angegebenen Polliotiomaßregeln ſind die Vorſchläge Koch's zur Molariobekämpfung. Nach Aufſtellung des grundlegenden Satzes „ohne Moskitos keine Malaria", mit welchem die früheren Behauptungen über die klimatiſche Sicherheit der Höhen und über die Malaria-Freiheit ganzer Länderſtrecken zu Boden ſanken nach den in Groſſeto geſammelten Beobachtungen, die ein Abbrechen der Brücke, Bekämpfung der friſchen Fälle und Verhütung der Malaria-Recidive wünſchenswert erſcheinen ließen, empfohl er gegen die erſtere die Anwendung von großen Chinindoſen zu 1 Gramm, aber nur in der Intermiſſionszeit, ſobald die großen, ringförmigen Paraſiten im Blute erſchienen, gegen die letztere die prophylaktiſche Darreichung von 0,5—1,0 Chinin jeden fünften Tag. Dieſe planmäßig durchgeführte Methode erwies ſich als erfolgreich und ſicher. 1899 ging Koch zur Fortſetzung dieſer Studien nach Niederländiſch-Indien, welches früher arg von der Malorio heimgeſucht worden war, in den letzten Jahrzehnten ober weſentliche Beſſerungen erzielt hatte. Es gelang ihm, über die vermeintliche

Malaria-Freiheit einzelner Landſtrecken vollkommen neue Thatſachen feſtzuſtellen, die über die geſamte Malaria-Frage helles Licht verbreiten. So galt Ambarava mit 80 000 Einwohnern in einem weiten Thalkeſſel mit großen natürlichen und künſtlichen Sümpfen — letztere zur Betreibung der Reiskultur — auffallender Weiſe als von Malaria verſchont. Die Blutunterſuchungen Koch's ergaben bei den dortigen Kindern unter 1 Jahr 16 %, bei ſolchen über 1 Jahr 9 % Paraſiten. In anderen als völlig geſund bekannten Dörfern fand er bei Kindern unter 1 Jahre 41 %. Mit dem zunehmenden Alter ſtellte ſich Immunität ein. Die angenommene Malariafreiheit beſtand nicht. Das einzig ſichere Kennzeichen für eine ſolche wäre das Verſchontbleiben der Kinder, was durch Blutunterſuchungen ſämtlicher feſtzuſtellen iſt. Ein gleiches Ergebnis hatten die Unterſuchungen Koch's in Neu-Guinea. Die ganze Küſte von Kaiſer Wilhelms-Land erwies ſich durch Malaria inſiziert. In allen Ortſchaften derſelben zeigten ſich die Kinder im erſten Lebensjahr in ähnlichen Prozentzahlen, wie in Holländiſch-Indien, befallen. Nur in einem Orte, Bogadjun, war über 5 Jahre kein einziger Fall mehr nachzuweiſen, in anderen bis zu zehn Jahren. Die Erwachſenen waren überall immun. Die Szene änderte ſich, als eine Anzahl neuer und friſch empfänglicher chineſiſcher Arbeiter eingeführt wurde. Von dieſen Kulis erkrankten anfangs 40 %; nach 4 Jahren waren nur 4 % Erkrankte. Aber nahezu die Hälfte der Eingewanderten war zugrunde gegangen. Durch eine größere Zahl von friſchen Einwanderern beginnt der Malariaprozeß von neuem, wie bei den neugeborenen Kindern, und erſchöpft ſich erſt mit Zunahme der Immunität. In dem Netze darf kein Loch ſein. Es wurden alle nach den Blutunterſuchungen feſtgeſtellten Erkrankungen, ſowohl die friſchen, als die rezidivierenden mit Chinin in Behandlung genommen. Mit dieſer ſtreng durchgeführten Methode gelang es Koch ein Zurückgehen der Epidemie trotz einer Fülle erſchwerender Umſtände, wie ungünſtige Witterungsverhältniſſe, Wechſel von Regen und Sonnenſchein bei ſehr großer Hitze, Umarbeiten von Urwaldboden, Anlagen von Plantagen, herbeizuführen. Dieſe Beſſerung hielt auch in den folgenden Monaten ſeines Aufenthalts, der im ganzen in Neu-Guinea 6 Monate währte, bei ungünſtiger Regenzeit an. Von Neu-Guinea beſuchte Koch die umliegenden Inſeln, von denen er einige auf Grund ſeiner Unterſuchungen als Malaria frei erklären und aus denen er die Einführung von Arbeitern nach Guinea empfehlen konnte. Koch ſpricht am Schluſſe ſeines Reiſeberichts das ſtolze Wort aus, mit Hülfe ſeines Verfahrens imſtande zu ſein, jede Malaria-Gegend je nach den Verhältniſſen durch Herbeiführen künſtlicher Immunität ganz oder nahezu frei von Malaria zu machen. Vorausſetzung hierzu iſt die erforderliche Anzahl bakteriologiſch geſchulter Ärzte, die die Unterſuchung des Blutes ſämtlicher Einwohner, von dem früheſten Kindesalter beginnend, vornehmen, wobei es ſich nicht um eine größere Blutentziehung, ſondern nur um die Entnahme von 1—2 Tropfen aus der Fingerkuppe handelt. Eine fernere Bedingung iſt, daß die Eingebornen ſich zu dieſem geringfügigen Eingriff willig finden laſſen, was in unzivilifierten Gegenden bei der Furcht der Bewohner vor den europäiſchen Medizinmännern recht ſchwer iſt. Koch berichtet, dieſen Widerſtand durch Zureden und kleine Geſchenke ſtets überwunden zu haben. Endlich iſt eine ausreichende, große Menge von Chinin notwendig. In Niederländiſch-Indien ſind im letzten Dezennium jährlich 2000 Kilogramm Chinin (à 150 Mk. = 300000 Mk.) frei an die Zivil- und Militärbevölkerung abgegeben worden, welches Vorgehen Koch aufs wärmſte zur Nacheiferung empfiehlt.

Gegen die Forſchungen Kochs ſind einige Einwendungen erhoben, die aber deren Kern keineswegs treffen. Einige ſtellen die ſtete Anweſenheit von Stechmücken bei Malaria in Abrede. Aber wenn ſie nicht gefunden wurden, ſo beweiſt dies nicht, daß ſie nicht vorhanden waren. In mehreren Fällen, in denen Zweifel geäußert wurden, iſt ihr Nachweis geglückt. Sicherlich iſt, ſelbſt die Möglichkeit anderer Infektion zugegeben, die Übertragung durch Moskitos die Hauptquelle für Malaria. Die Richtigkeit der Malaria-Prophylaxe kann ſeit den viel beſtätigten Erfolgen Graſſi's in Paeſtum und in der Campagna di Roma nicht mehr geleugnet werden. Fr. Plehn führt an, daß die Verhältniſſe in den Tropen anders liegen, als in Groſſeto. Es gäbe daſelbſt keine Zeit, in der die Temperatur ſo niedrig iſt, daß die Paraſiten ſich nicht entwickeln könnten. Um ſo mehr aber iſt die anhaltende, methodiſche Chinin-Prophylaxe geboten. Ferner würden die Eingeborenen die ſtrenge Durchführung derſelben erſchweren, weil ſie eine große Abneigung gegen die langdauernde Darreichung von Chinin zeigen. Dieſer Widerſtand aber konnte durch Koch überwunden werden. Hinderlich iſt ferner nach Plehn die Verſtreuung der zu Behandelnden über ein großes Gebiet. Sie iſt aber kein abſolutes Hindernis. Wenn er außerdem die ſorgſame Behandlung jedes Einzelfalles zur Verringerung der Gefahr der Weiterverbreitung, Moskitonetze, Drahtſchutz, mückenſichere Bauart der Häuſer, Trockenlegung der Sümpfe, Anlegung der Stationen in Entfernung von Sümpfen, Ausrottung aller Schlupfwinkel für Moskitos, alſo auch der Bäume und Sträuche in der Nähe der Häuſer, ſowie der Schlingpflanzen in denſelben empfiehlt, ſo verdienen dieſe Vorſchläge volle Beherzigung; ſie haben auch ſeit jeher keinen Widerſpruch erfahren. Gegen ſeinen Rat aber, zunächſt verſuchsweiſe Eingeborene durch Infektion mit leichter Malaria zu immuniſieren, haben ſich Ruge, Löffler, Nocht energiſch ausgeſprochen. Die Koch'ſche Auffaſſung, und was noch wichtiger iſt, ſeine Maßnahmen zur Bekämpfung der Malaria, bleiben ſiegreich beſtehen, ſelbſt wenn ſie noch erweiterungsfähig ſich erweiſen ſollten. Die wiſſenſchaftliche Erkenntnis ſpringt nicht, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, in blanker Rüſtung ſtrahlend, ſofort vollendet hervor. Was aber Koch's genialer Forſchergeiſt erſonnen, berechtigt jetzt ſchon zu der ſicheren Hoffnung, daß das größte Hindernis der kolonialen Entwicklung, das furchtbare Schreckgeſpenſt der Malaria, weichen wird. Mit dieſem erhebenden Ausblick in die Zukunft ſchließt heute die Geſchichte der ſanitären Beſtrebungen in den deutſchen Kolonien. Aber auch der Rückblick auf die einzelnen Phaſen läßt in aller Beſcheidenheit ausſprechen, daß Erſtaunliches in der kurzen Spanne zweier Jahrzehnte geleiſtet worden iſt und daß ſich die deutſche Wiſſenſchaft, wie keine irgend eines andern Volkes, um die Entwicklung der Koloniſation und gleichzeitig um die Intereſſen der Menſchheit und der Menſchlichkeit wohlverdient gemacht hat.

Abeſſiniens Grenzen.

Von Dr. Rudolf A. Hermann.

Die politiſche Aufteilung von Afrika hat nur an wenig Stellen des dunklen Kontinents noch Landſtrecken übrig gelaſſen, welche auch nicht einmal durch mathematiſche Linien abgegrenzt ſind. Bezeichnender Weiſe gehören zu dieſen Ländern gerade die beiden einzigen noch unabhängigen größeren Eingeborenenſtaaten Afrikas, nämlich Marokko und Abeſſinien. Letzteres nimmt auch noch in anderer Beziehung eine Ausnahmeſtellung ein. Nachdem während einer tauſendjährigen Geſchichte nur vereinzelte Berührungspunkte den europäiſchen Staaten hin und wieder das Daſein dieſes Südreiches in Erinnerung gebracht, in welchem ſich, inmitten der Heidenwelt, das Chriſtentum in reinſter Geſtalt ſollte erhalten haben, iſt Abeſſinien ſeit Mitte des Jahrhunderts dauernd der geographiſchen Kenntnis, und ſeit einigen Jahrzehnten dem Bereich der hohen Politik einverleibt worden.

Gegenwärtig iſt das äthiopiſche Reich das einzige Staatengebilde Eingeborener, welches nicht in eine rechtliche oder thatſächliche Abhängigkeit von einem der europäiſchen Staaten geraten iſt. Ja, die geſchickte, wenn auch ſtets etwas „aſiatiſche" Diplomatie des Reiches hat es zuſtande gebracht, in friedlichen und kriegeriſchen Beziehungen mit den Weſtmächten nicht nur ſein urſprüngliches Gebiet größtenteils zu bewahren, ſondern auch noch ſeine Grenzen auszudehnen. Doch auch hier, wo die neuere Forſchung die mittelalterliche Fabel eines ſchätzereichen Paradieſes beſeitigt, tritt nun die Konkurrenz der länderbegierigen Weſtmächte auf den Plan; ein Herd politiſcher Verwickelungen beſteht hier, genau wie in Marokko, wenn auch Deutſchland — ich weiß nicht, ſoll ich ſagen: „leider" oder „gottlob" — weniger nah beteiligt iſt. Trotzdem wacht das Intereſſe des deutſchen Reiches auch über dieſem entlegenen Hochland, und erſt jüngſt iſt wiederholt auf das Zuſammentreffen abeſſiniſcher Vorpoſten mit engliſchen, franzöſiſchen oder italieniſchen Expeditionen hingewieſen worden[1]), aus deſſen Örtlichkeit ſich Anhaltspunkte für die thatſächliche Ausdehnung abeſſiniſchen Einfluſſes entnehmen laſſen. Doch nicht von dem *faktiſchen* Machtbereich des chriſtlichen Reiches des Negus ſoll hier die Rede ſein, ſondern von der Geſtaltung, welche die Grenzen des Reiches im Laufe der letzten Jahrzehnte in den völkerrechtlichen Grenzkonventionen zwiſchen den europäiſchen Staaten untereinander oder zwiſchen einem ſolchen und dem Negus angenommen haben. Trotzdem dieſe Grenzen noch

[1]) S. z. B. „Beiträge für Kolonialpolitik und Kolonialwirtſchaft" 1901/2, Heft 9.

keine endgiltigen und überall fixierten ſind, zeigt ſich in ihrer Entwickelung doch mancherlei Bemerkenswertes.

In den völkerrechtlichen Verträgen, die ſich mit Abeſſiniens Grenzen beſchäftigen, bemerkt man einen bedeutungsvollen Umſchwung mit dem Jahre 1896, d. h. mit der entſcheidenden Niederlage der Italiener bei Adua, welche die Stellung Italiens zu Abeſſinien vollſtändig änderte. Vorher tragen die Grenzlinien des letzteren Staates das Gepräge der Grenzen von einheimiſchen Staatengebilden, wie Adamaua, Bornu; d. h. die farbigen Streifen, die auf der Karte abeſſiniſches Gebiet umrahmten, waren nicht als völkerrechtlich giltige Grenz*linien* betrachtet, ſondern dienten lediglich zur Bezeichnung des Umkreiſes des abeſſiniſchen Einfluſſes, der, wie es mit Adamaua ſeitens Englands und Deutſchlands geſchah, über den Kopf des einheimiſchen Herrſchers hinweg, von konſtruierten Grenzlinien durchbrochen werden konnte. Nachher hingegen trat Abeſſinien als ſelbſtändiger anerkannter Vertragsteil in Grenzkonventionen auf, damit eine völlig andere völkerrechtliche Stellung dokumentierend.

Beginnt man mit der Zeit, wo Italien ſeine Flagge zuerſt auf afrikaniſchem Boden hißte (1882, Beſetzung von Aſſab), ſo begegnet man zuerſt einem Vertrage zwiſchen zwei einheimiſchen Herrſchern, nämlich dem zwiſchen dem Khediv Mahomed Tewfik von Egypten und dem Negus Negeſti[1]) Johannes von Aethiopien abgeſchloſſenen Vertrage von Adua (3. Juni 1884), worin Egypten ſich das freie Durchzugsrecht von Maſſaua nach Weſten ſichert, dagegen die Landſchaft Bogos an Abeſſinien zurückgiebt. Eine Feſtſetzung irgend welcher Grenzlinien enthält der Vertrag nicht. Die nächſte internationale Übereinkunft betrifft Gebiete, welche unmittelbar an Abeſſinien angrenzen, ja teilweiſe in das Einflußgebiet des Negus hineinreichen. Durch die Vereinbarung zwiſchen England und Frankreich, unterzeichnet zu London am 2. Februar 1888, trafen die beiden Staaten Beſtimmung über die Abgrenzung ihrer beiderſeitigen Gebiete an der Somaliküſte, das franzöſiſche Obock und das engliſche Somali-Gebiet. Die vereinbarte Grenzlinie zieht ſich über Abuſſuen nach Bia-Kabuba und folgt von da über Gildeſſa der Karawanenſtraße von Zeila nach Harrar. Hinſichtlich Harrar — ob der Ort oder die Landſchaft gemeint iſt, ergiebt der Wortlaut nicht, doch iſt letzteres anzunehmen — verpflichten ſich die beiden Staaten im Vertrage, keine Beſitzergreifung oder Protektoratsübernahme zu bethätigen, behalten ſich aber das Einſpruchsrecht für den Fall vor, daß eine dritte Macht ſolche Handlungen beabſichtigen ſollte. Abeſſinien wurde bei der Übereinkunft nicht beigezogen, es iſt in derſelben nicht einmal erwähnt. Ein Jahr ſpäter erlangte Italien durch den Vertrag von Ucciali vom 2. Mai 1889 das Protektoratsrecht über das ganze abeſſiniſche Reich, und auf den Karten erſchien das letztere nunmehr als ein Teil eines ungeheuren italieniſchen Kolonialbeſitzes, der bis in das Herz des Sudans reichte. Der wenn auch zunächſt nur mathematiſchen Abgrenzung dieſes Beſitzes dienen die beiden nächſten internationalen Verträge zwiſchen England und Italien. Der erſte derſelben, abgeſchloſſen zu Rom am 24. März 1891, enthält die beiderſeitigen Grenzen zwiſchen Britiſch-Oſtafrika und dem italieniſchen Somali-Gebiet; die Grenzlinie geht den Fluß Juba aufwärts bis zum 6.° nördlicher Länge, folgt dieſem bis zum 35.° öſtlicher Breite von Greenwich, und dann dem letzteren bis

[1]) König der Könige.

zum blauen Nil. Der zweite Vertrag, abgeschlossen zu Rom am 15. April 1891, grenzt die italienische Interessensphäre am roten Meer im Norden und Westen gegen Egypten ab. Nicht mehr der Khedive, sondern die Königin von England ist der Kontrahent. Und des Herrschers von Abessinien wird in den beiden Verträgen nicht mit einem Worte Erwähnung gethan. Die Grenzbeschreibung im zweiten Vertrage ist bis zum Schnittpunkt des Kor Lemsen, eines rechten Seitenthales des Rahad, mit dem 35. Längengrad von Greenwich durch eine Menge namhaft gemachter Örtlichkeiten so ziemlich geographisch festgelegt[1]); die von diesem Schnittpunkte ab nordsüdlich verlaufende Grenze folgt dem genannten Längengrad bis zum blauen Nil und vereinigt sich da mit der in gleicher Richtung verlaufenden Grenzfestsetzung des Vertrages vom 24. März 1891. Außerdem erhielt Italien noch das Recht zur militärischen Besetzung eines beschränkten Gebietes zwischen Atbara und Sabderat, wenn diese erforderlich werden sollte, sowie das freie Durchzugs- und Durchfuhrrecht durch das zwischen Metemma und Kassala gelegene englische Gebiet.

Die Aufteilung des Osthorns von Afrika wurde beendet durch den Vertrag zu Rom vom 3. Mai 1894, in welchem Großbritannien sein Gebiet Britisch-Somaliland gegen die italienische Einflußsphäre im Süden abgrenzte. Die Begrenzung, welche mit Ausnahme der näheren Umgebung von Gildessa lediglich auf mathematisch gezogenen Linien beruht, schnitt das britische Gebiet am Golf von Aden vom Hinterland ab und vollendete dabei, indem die italienischen Landstriche im Somaliland unmittelbar mit den Gebieten am roten Meer in Verbindung traten, die vollständige Entklavisierung des abessinischen Reiches in italienische Interessensphären. Auch dieser Vertrag wurde über den Kopf des abessinischen Herrschers weg abgeschlossen, ohne seiner Erwähnung zu thun.

Der Umschwung in der politischen Lage, der sich innerhalb der nächsten zwei Jahre am roten Meer vollzog, war gewaltig, und in der Geschichte der Erschließung Afrikas beispiellos. So glatt sich im allgemeinen die Etoblierung Italiens in Afrika vollzogen, und so unbestritten sein Protektorat über Abessinien geblieben war, so demütigend gestaltete sich nun die Übereinkunft, welche der denkwürdigen Schlacht von Adua (1. März 1896) folgte, und welche am 26. Oktober 1896 in Addis Abeba zwischen dem Negus Menelik II und dem italienischen Generalbevollmächtigten Nerazzini abgeschlossen wurde. In Artikel II dieses „Friedens- und Freundschaftsvertrags," wie er sich selbst bezeichnet, wird der Vertrag von Ucciali nebst seinen Anhängen für immer aufgehoben. In Artikel III erkennt Italien die absolute und unbeschränkte Unabhängigkeit des Kaisertums Äthiopien als eines souveränen Staates an. Artikel IV bestimmt hinsichtlich der Grenzen, daß bis zur endgiltigen Festsetzung der Grenzlinien der status quo ante bewahrt werden sollte, und daß als provisorische Grenze gegen Nordosten bezw. Südwesten die Flußläufe Mareb, Belessa und Muna dienen sollen. Artikel V verpflichtet Italien, bis zur endgiltigen Grenzregulierung an keine dritte Macht

[1]) Hier mag erwähnt sein, daß der Vertrag sich mehrmals auf eine deutsche Karte beruft, nämlich die in der Perthes'schen Anstalt erschienene Munzinger'sche „Originalkarte von Nord-Abessinien und den Ländern am Mareb, Barca und Anseba, von 1864". Diese Karte ist für einen wesentlichen Bestandteil des Vertrages erklärt.

Digitized by Google

Gebiet abzutreten, und im Fall es Landstrecken aufgeben wolle, diese lediglich an Abessinien zurückzugeben.

Die Bedeutung dieses denkwürdigen, in abessinischer und französischer (nicht italienischer!) Sprache abgefaßten Übereinkommens, das nach seinem Wortlaut den übrigen Mächten kundgegeben werden sollte, ist hinsichtlich der räumlichen Erstreckung der beteiligten Staaten nicht klar. Sie ist es vor allem deshalb nicht, weil ja der status quo ante keine festen Grenzen aufzuweisen gehabt hatte. Selbstverständlich dabei ist, daß der frühere Zustand nur, wie er zwischen Italien und Abessinien bestanden, d. h. wie er vor dem Vertrag von Uccíali gewesen war, wieder hergestellt wurde. An sich übte aber das Übereinkommen von Addis Abeba keinerlei rechtliche Wirkung auf die zwischen Italien und dritten Mächten geschlossenen Grenzverträge. Trotzdem war auch in dieser Hinsicht die thatsächliche Bedeutung des Übereinkommens eine tiefgreifende, und zwar in erster Linie in Bezug auf die italienisch—englischen Grenzen. Die Verträge von 1894 basierten nämlich auf der Thatsache, daß die italienische Interessensphäre, Abessinien in sich schließend, nach Westen über dessen Einflußgebiet hinausgreife oder mindestens damit sich decke. Nunmehr ward aber durch die Annullierung des Protektorats über das Reich des Negus der Bereich italienischen Einflusses restringiert, und eine neue Grenze Abessiniens gegenüber Italien im Osten geschaffen. Dies zu bewirken hätte es der provisorischen Grenze Mareb—Belessa—Muna nicht bedurft; ihre Festsetzung macht aber das Sachverhältnis noch deutlicher. Im Westen dagegen waren damit die in den 1891ger Verträgen gezogenen Grenzen weggefallen, und insbesondere war auch Abessinien nicht durch diese Linien begrenzt. Vielmehr waren dort England und Abessinien, wenn nicht Angrenzer so doch Nachbarn geworden, die sich ihre Grenzlinien erst gegenseitig zu statuieren hatten. Nur für die Strecke, nördlich von Kassala und der Landschaft Tigré blieb die italienisch—englische Regelung auch ferner in Kraft.

Schwieriger ist die Frage, wie sich die Verhältnisse an der Südgrenze Abessinien nach dem Vertrag von Addis Abeba gestaltet haben. Eine Thatsache allerdings ist unbestreitbar und auch in der italienischen Bezeichnung von Erythrea und Somalia Italiana als zweier getrennter Schutzgebiete schon zum Ausdruck gebracht worden: Der Zusammenhang der italienischen Interessensphäre am roten Meer und am atlantischen Ozean ist unterbrochen und zwar dadurch, daß sowohl französisch-Obok wie englisch-Somaliland in ihrem südwestlichen Ende bis in abessinisches Gebiet hineinreichen. Im übrigen wird man sagen müssen, daß Italien sein Interessengebiet, wie es sich insbesondere durch die Verträge von 1891 gestaltet hat, insoweit nicht Abessinien in Betracht kommt, sich auch nach 1896 erhalten hat, und es ist ja völkerrechtlich unzweifelhaft, daß die Verträge mit England durch das Übereinkommen von Addis Abeba nicht irritiert worden sind. Da der Begriff der Interessensphäre ja keinerlei Okkupationshandlungen bezw. Verwaltungseinrichtungen voraussetzt, so kann man auch nicht zu der Meinung kommen, Italiens Grenzen seien auf das Bereich der okkupierten Küste gewissermaßen zurückgeschnurrt und das Hinterland sei terra libera. Im Gegenteil, man muß Italien nach wie vor als südöstlichen Nachbar Abessiniens betrachten.

In den Karten, welche in den nächsten Jahren nach 1896 erschienen sind, herrscht die größte Verschiedenheit. Der Debes'sche Handatlas von 1899 giebt die ungefähren Umrisse des äthiopischen Reiches innerhalb der italienischen Interessen-

ſphären nach Maßgabe der 91er Verträge, berückſichtigt ſomit die Folgen der Übereinkunft von Addis Abeba nicht. Demgegenüber weiſt die 4. Auflage des Andree'ſchen Atlanten eine Begrenzung Abeſſiniens auf, welche ſich vom Muna ungefähr parallel der Küſte bis zum franzöſiſchen Obok erſtreckt, und bezeichnet als italieniſch-Somaliland lediglich das Küſtengebiet, während das Hinterland als herrenlos (weiß) bezeichnet iſt. Endlich hat die im Vorjahr neu gedruckte Habenicht'ſche Spezialkarte von Afrika die Grenzlinien der 91er Verträge völlig beſeitigt. Dem richtigen Sachverhalt dürfte keine dieſer Karten entſprechen. Gegen die letztgenannte Karte wendet ſich denn auch das Bulletino della società Geografica Italiana im Auguſtheft des Jahrganges 1901 (S. 750 ff.) mit der Behauptung, die Punktationen der 91er Verträge ſeien noch völlig unverändert in Geltung, da ſie nur mit dem Willen beider Kontrahenten geändert werden könnten, was aber im großen und ganzen nicht geſchehen ſei. Dieſe Behauptung geht, wie oben ausgeführt, zu weit, ſie iſt aber zutreffend, ſoweit der nördliche Teil der italieniſch-engliſchen Grenzfeſtſetzung in Frage ſteht.

Grade in dieſem Teil iſt eine nicht unweſentliche Grenzverſchiebung eingetreten, indem England und Italien in Übereinkommen vom 7. Dezember 1898, 1. Juni 1899 und 16. April 1901[1]) die Grenzen Erythreas feſtgeſetzt haben. Für Abeſſinien iſt das letztgenannte Abkommen weſentlich; in demſelben giebt nämlich Italien gegenüber England den 35. Grad öſtl. Länge von Greenwich auf und acceptiert eine Grenze, die von Tomat (an dem Zuſammenfluß von Atbara und Setit) in einer Geraden oſtnordöſtlich bis Todluk am Gaſh zieht, wo ſie an die im Vertrag von Addis Abeba ſtatuierte Grenzlinie ſich anſchließt. Südlich der Strecke Tomat-Todluk iſt demnach freies Feld für britiſche wie abeſſiniſche Expanſion, und keineswegs England allein berechtigt. Demnach iſt denn auch auf der dem erwähnten Heft des „Bulletino" beigegebenen Kartenſkizze mit Unrecht die Nordſüdgrenze entlang dem 35. Grad ö. L. v. Greenwich beibehalten und das italieniſche Oſtafrika als eine kompakte Ländermaſſe dargeſtellt worden.

Demnach iſt bis heute die Linie Mareb-Beleſſa-Muna die einzige völkerrechtlich feſtgelegte Grenzlinie Abeſſiniens. Dagegen beruht jene auf einzelnen Karten gezogene Linie Muna-Obok auf Fiktion; in Wahrheit iſt dieſe Strecke noch nicht Gegenſtand einer Regelung zwiſchen Abeſſinien und Italien geweſen.

Dagegen kommt noch ein zwiſchen England und dem Herrſcher Äthiopiens geſchloſſener Vertrag von Addis Abeba den 28. Juli 1897 hier in Betracht, der nicht ohne politiſches Intereſſe iſt. Er betrifft die Südgrenze von Britiſch-Somaliland, die, wie bereits erwähnt, bereits Gegenſtand einer Regelung zwiſchen Italien und England war [Vertrag vom 5. Mai 1894], und ſtellt gegenüber Abeſſinien eine neue Grenze des britiſchen Schutzgebietes feſt[2]), die das letztere im Vergleich zu der engliſch-italieniſchen Grenze weſentlich beſchränkt. Sie zieht nämlich von Dſchildeſſa im Bogen gegen Arran Arrhe und trifft erſt unterm Schnittpunkt des 47. Grades ö. L. von Greenwich mit dem 8. Grad nördl. Breite mit der italieniſch-engliſchen Grenze vom 5. Mai 1894 zuſammen. Die Bedeutung dieſes

[1]) Abgeſchloſſen zwiſchen den Bevollmächtigten der Kolonie Erythrea und der egyptiſchen Regierung.

[2]) ſ. Anhang 3 des Vertrages, Schreiben Rennell Rodds an Ras Makonen, vom 4. Juni, und des letzteren Antwort vom gleichen Tage.

Vertrages ist eine doppelte: Einmal enthält er die Thatsache, daß Italien in diesem Gebiet als pars negligenda betrachtet wird (es wird im Vertrag garnicht genannt) und daß seine Anrechte auf diesen Teil der früheren Interessensphäre als erloschen gelten. Ferner aber bedeutet er einen diplomatischen Sieg des Herrschers von Äthiopien gegenüber England, indem er einerseits durchsetzte, daß England den abessinischen Einfluß südlich von Britisch-Somaliland als den überwiegenden anerkannte, und andrerseits England veranlaßte, diesem Einfluß ein Stück seines Schutzgebietes preiszugeben.

Im Vorstehenden sind die internationalen Vereinbarungen, welche für die völkerrechtliche Gestaltung der Grenzen des Reiches Äthiopien von Bedeutung sind, nach Thunlichkeit erschöpfend betrachtet. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß noch die eine oder andere Vereinbarung getroffen worden ist, die geheim gehalten wird oder wenigstens in die mir zugänglichen regelmäßig der Publikation dienenden Organe nicht aufgenommen wurde; ich wäre für jede diesbezügliche Ergänzung sehr zu Dank verpflichtet. Wenn also auch für absolute Lückenlosigkeit des hier behandelten Materials keine Garantie übernommen werden kann, so hat dasselbe vielleicht doch in einer oder der anderen Hinsicht eine Klärung gebracht. Jedenfalls dürfte soviel sich ergeben haben, daß, außer im Norden, Abessiniens Grenzen überall noch fließende sind, und daß gerade bei der gegenwärtig so eifrigen Expeditionsthätigkeit besonders seitens Englands eine Regelung im Westen und Süden des Reiches erwartet werden kann. Die Position des Negus' ist dabei im Lauf der Jahre eine sehr viel günstigere geworden. Aus einem Protektoratsland ist Abessinien souveräner Staat mit lebhafter Expansionstendenz geworden, der im Völkerverkehr den größten Kolonialmächten gegenüber sich mit steigendem Glück behauptet hat. Nicht zum wenigsten fördernd hierbei dürfte die entente cordiale mit Rußland sein, das dem Herrscher Äthiopiens seinen Schutz gewährt, ohne dabei seinen Grenzen als Nachbar gefährlich zu sein.

Schluß des redaktionellen Teils.

Referat.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für das Wurzelschlagen der kolonialen Idee im deutschen Volk, daß die Produkte unserer Kolonien mehr und mehr Anklang im Mutterlande zu finden beginnen. Nicht unwesentlich hat hierzu das opferwillige Vorgehen des Deutschen Kolonialhauses, Bruno Antelmann, Berlin, Jerusalemer- und Kronenstraßen-Ecke beigetragen. Wenn Kamerun-Kakaos und -Schokoladen, Usambara-Kaffee's und Neu-Guinea-Cigarren allmählich zum Range von Qualitätsmarken emporgestiegen sind, so darf man dieses zum großen Teil als die Frucht der unermüdlichen Arbeit betrachten, deren sich das oben genannte national-ökonomische Institut unterzieht. Je mehr es aber den deutschen Kolonialwaren gelingt, die bisher allein gebräuchlichen fremdländischen Produkte aus dem Felde zu schlagen, um so mehr muß der Wohlstand bei uns steigen, weil dann ungezählte Millionen, die solange fremden Taschen zuflossen, dem deutschen National-Vermögen erhalten bleiben.

Australien und die Südsee an der Jahrhundertwende.

Kolonialstudien

von

Moritz Schanz.

Ein Band groß Oktav mit zahlreichen Illustrationen auf Kunstdruckpapier.
Preis **Mk. 8.—**. — In künstlerisch ausgeführtem Originalband **Mk. 10.—**

In einem Bande von über 300 Seiten führt der Verfasser dem Leser die Summe seiner Reisebeobachtungen vor. Die Verzweigtheit der Beobachtungsgebiete, das Eindringen in die Materie, die Genauigkeit der Wiedergabe lassen Zweifel darüber zu, ob man in dem Verfasser einen Kaufmann, einen Gelehrten oder einen Politiker zu erblicken habe. Die Darstellung ist durchweg leicht und fesselnd, und selbst das reiche statistische Material stets in einer Weise gruppiert, daß auch der Leser ohne nationalökonomisches Interesse nicht in Versuchung kommt, diese Abschnitte des Buches zu überschlagen. Der größere Teil des Werkes ist dem australischen Kontinent gewidmet. Die Zeichen der Deportation ziehen an dem Leser vorüber, man sieht, wie allmählich das Land eine politische und wirtschaftliche Gestalt erhält, in welcher Weise diese durch die Entdeckung der reichen Goldlager beeinflußt, ihr Wachstum gefördert wird. Von besonderem Interesse ist die Form, in welcher der Verfasser die Aussichten schildert, welche sich dem neuen Einwanderer eröffnen. Wiewohl die natürlichen, bedeutenden Vorzüge des Landes stets in das rechte Licht gestellt werden, so ist doch jede Uebertreibung sorgfältig vermieden. Für jeden Leser von lebhaftem kolonialpolitischen Interesse und patriotischem Gefühl bildet indessen das Kapitel „Samoa" den Kern des Buches.

Das Buch ist unbedingt zu empfehlen, nicht nur dem Unterhaltung nnd Belehrung suchenden Leser, sondern auch dem, der selbst ähnliches zu schreiben beabsichtigt. Herr Schanz belehrt, indem er unterhält und mehr als die spannendsten Erzählungen von Abenteuern in unseren Kolonien ist die von ihm gewählte Form der Darstellung geeignet, Kolonialpolitik bei denkenden Lesern wirklich populär zu machen."

Joachim Graf von Pfeil-Friedersdorf in der „Deutschen Kolonialzeitung."

Digitized by Google

Die Verkehrsverhältnisse in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten.

Vom Geh. Regierungsrat a. D. Schwabe.

I. Eisenbahnen und Landwege.

Durch die ungünstige Lage des Reichshaushaltsetats sind die ohnedies schon zweifelhaften Aussichten auf die Bewilligung der Mittel seitens des Reichstages zum Bau der ersten Teilstrecke Dar-es-Salaam-Mrogoro der ostafrikanischen Zentralbahn noch ungünstiger geworden, und man wird sich daher, so bedauerlich das auch sein mag, auf eine weitere Verschiebung dieses so hochwichtigen Bahnbaues gefaßt machen müssen, und noch weniger darauf rechnen dürfen, daß seitens des Reichstages Mittel zur Anlage von Bahnen in Kamerun und Togo bewilligt werden.

Da es unter diesen Umständen eine schwere Schädigung für die wirtschaftliche Erschließung der vorgenannten Schutzgebiete sein würde, die Zwischenzeit, bis sich das Reich oder das Privatkapital zum Bahnbau entschließt, ungenutzt vorüber gehen zu lassen, so kann ich nicht umhin, auf den von mir inbetreff der ostafrikanischen Eisenbahn schon früher gemachten Vorschlag zurückzukommen: mit dem straßenmäßigen Ausbau des Karawanenweges, von welchem nach Maßgabe des früheren Gouverneurs v. Liebert bereits ausgedehnte Strecken hergerichtet sind und dem ja auch im wesentlichen die Zentralbahn folgen wird, fortzufahren und auf der so gewonnenen Straße, als Vorläufer der Eisenbahn, einen Wagenverkehr zur regelmäßigen Beförderung von Personen und Gütern durch einen Unternehmer einzurichten.

Nun hat zwar Oberstleutnant Gerding dem Anschein nach in der Befürchtung, daß dadurch die Anlage von Eisenbahnen hinausgeschoben und verzögert werden könnte, in seinem Vortrage über die ostafrikanischen Bahnen ein ganz absprechendes Urteil über diesen Vorschlag gefällt, indem er u. a. bemerkt: „Der mit der Kolonie nicht bekannte Europäer macht sich in der Regel einen

*) Quellen: Die dem Reichstage zugegangenen Denkschriften, Deutsches Kolonialblatt, Deutsche Kolonialzeitung, Deutsches Kolonialhandbuch von Dr. R. Fitzner; Kolonial-Handels-Adreßbuch vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee. Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas von Bergassessor Bornhardt; die Verkehrsverhältnisse der deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebiete von Geheimrat Schwabe. Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwest-Afrika von Oberleutnant Schwabe; Kamerun von Oberleutnant Dominik; Togo von Heinrich Klose u. a.

gänzlich falſchen Begriff von dem Zuſtand dieſer, in den Reiſeberichten vielfach mit Karawanenſtraßen oder auch mit „große Karawanenſtraßen" bezeichneten, kümmerlichen Fußwege.

Dieſe Wege entſtehen lediglich durch die Benutzung der Mann hinter Mann marſchierenden Eingeborenen und Trägerkolonnen. Auf einzelnen Strecken ſind dieſe Wege auf Veranlaſſung der Regierung durch Wegnahme des Graſes und des Buſchwerks verbreitert, eine Maßregel, welche bei dem raſchen und üppigen Nachwuchs in den Tropen immer nur auf kurze Zeit anhält. Auch einige wenige Brücken über die zu durchkreuzenden Flüſſe und Bäche ſind vorhanden, aber ſie ſind zum großen Teil nicht imſtande geweſen, den zur Regenzeit niederkommenden Waſſermengen zu widerſtehen, ſondern liegen zuſammengebrochen und unbenützbar da. Die Verwendung von Zugtieren zum Laſtentransport iſt bisher wenig verſucht worden, und namentlich ſollen die Ochſen, welche ja in Südafrika den Hauptfrachtverkehr vermitteln, die Strapazen des Weges und des Klimas nicht vertragen können, auch ſoll das Vorkommen der Tſetſefliege die Verwendung von Ochſen ausſchließen. Ferner iſt das Gelände im allgemeinen der Einführung des ſüdafrikaniſchen Ochſenwagens nicht günſtig. Jedenfalls würde die Einführung eines auch nur einigermaßen leiſtungsfähigen Wagenverkehrs zuvor eine gründliche und koſtſpielige Beſſerung der bisher nur für den Fußgängerverkehr berechneten Verbindungen bedingen.

Hierdurch werden am beſten jene allgemein bekannt gewordenen Behauptungen widerlegt, daß für die Kolonie (Oſtafrika) zunächſt die Herſtellung eines leiſtungsfähigen Weges genüge, und daß erſt nach Vorhandenſein eines ſolchen und, nachdem die Kolonie entſprechende Fortſchritte in der Kultur gemacht habe, an die Herſtellung von Eiſenbahnen nicht gedacht werden könne."

Deſſenungeachtet iſt man jedoch in letzter Zeit an verſchiedenen Stellen des oſtafrikaniſchen Schutzgebietes mit der Anlage von Straßen und der Einrichtung eines Ochſenwagenverkehrs vorgegangen. So wird in dem Bericht über das Poſtweſen in Deutſch-Oſtafrika 1890—1899 erwähnt, daß eine Privatgeſellſchaft beabſichtigt, die Poſt nach dem Kilimandjaro von der Endſtation der Uſambara-Bahn mittelſt Ochſenwagens zu befördern, und von dem Miſſionar P. Schneider aus Kiloma wird mitgeteilt, daß der erſte Ochſenwagen von der Station Voi der Uganda-Bahn am Kilimandjaro angekommen und es hierdurch gelungen ſei, die Transportkoſten einer Trägerlaſt von 12 Rupien (etwa 1,38 Mk.) auf 5 Rupien zu ermäßigen.

Oberleutnant Glanning berichtet über ſeinen Marſch Kilwa—Barikiwa—Songea—Nyaſſa u. a. folgendes:

Kaufmann Wehlau, der eine Niederlaſſung am Barikiwa-Bach beſitzt und vorzugsweiſe Gummihandel betreibt, hat den Weg Barikiwa–Kilwa für Ochſenwagenverkehr eingerichtet; der hierzu dienende Wagen iſt zweirädrig nach ſüdafrikaniſchem Muſter in Elberfeld gebaut und koſtet einſchließlich Transport bis Barikiwa 900 Rupien. Er kann eine Ladung bis zu 50 Zentner Gewicht aufnehmen, wird von 6 Ochſen gezogen und legt täglich etwa 6 Stunden zurück. Der Wagenverkehr würde etwa in der Zeit von Mai bis Dezember möglich ſein.

Ferner empfiehlt Gouverneur v. Liebert die Erſchließung des Uhehe-Gebietes durch Dampfer auf den Flüſſen Rufidji und Ulanga, ſowie durch Herſtellung einer etwa 100 km langen Fahrſtraße behufs Umgehung der Schuguli-Fälle, bis wohin

flachgehende Dampfer gelangen, um auf dieſe Weiſe eine ausreichende Verbindung mit der Küſte zu ſchaffen.

An einer anderen Stelle wird inbetreff der 300 km langen Verbindung Oſt-Uhehes mit der Küſte bemerkt: Eine Eiſenbahn für ſolche Strecke würde, wenn man den bisherigen Bau der Tanga-Bahn als Maßſtab nimmt, viel zu lange Zeit in Anſpruch nehmen. Eine einfache Fahrſtraße würde ſich eher empfehlen, würde nicht ſehr koſtſpielig ſein und ziemlich ſchnell hergeſtellt werden können. Als Transportmittel würden für dieſe Straße lediglich Zugochſen und allenfalls einheimiſche Eſel inbetracht kommen.

Von beſonderer Wichtigkeit iſt endlich folgende der „Deutſch-oſtafrik. Ztg." entnommene Mitteilung:

Der Bau der deutſchen Verbindungsſtraße zwiſchen dem Tanganyika-See und Nyaſſa-See ſchreitet rüſtig vorwärts und iſt zu zwei Dritteln beendet. Es wird von beiden Endpunkten aus gearbeitet, und zwar iſt man von Bismarckburg, dem Südende des Tanganyika, aus mit dem Bau der Straße bereits bis zum Sſaiffi-Fluß vorgedrungen, während vom Nyaſſa aus die Straße bis zum Rungweberg fertig geſtellt iſt. Die Straße beſteht aus feſtem Lehm mit Lavaſchüttung, iſt genügend breit und führt durch landſchaftlich herrliche Gegenden. Die parallel mit dieſer neuen Straße laufende, auf engliſchem Gebiet befindliche Stevenſonroad wird ihrer ſchlechten Beſchaffenheit und des dort ſehr ſchwierigen Geländes wegen ſelbſt von engliſchen Transporten kaum mehr benutzt.

Die vorſtehenden Mitteilungen dürften erkennen laſſen, daß bei der Ungewißheit über den Bau der Zentralbahn und der Fortſetzung der Uſambara-Bahn und bei der unter dieſen Umſtänden vollſtändigen Ausſichtsloſigkeit, die Mittel noch für andere Bahnen, wie z. B. für die Eiſenbahnverbindung mit dem Nyaſſa-See, zu erlangen, die Kolonialverwaltung, des langen Wartens müde, den einzig richtigen Weg, den der Selbſthilfe, beſchreitet, um durch Anlage von Straßen und Einrichtung eines Wagenverkehrs den Bedürfniſſen des zunächſt auch nur geringen Verkehrs ſoweit als möglich zu genügen und dadurch dem ſpäteren Eiſenbahnbau die Wege zu ebnen. Im übrigen wird es auch ſchon mit Rückſicht auf die lange Bauzeit der Zentralbahn für die wirtſchaftliche Erſchließung des Landes notwendig ſein, auch nach der Inangriffnahme der Bahn von Dar-es-Salaam aus auf die Anlage einer Straße und eines Wagenverkehrs zwiſchen dem jeweiligen Endpunkte der Bahn und den Seen behufs Erleichterung des Baues Bedacht zu nehmen.

Da nämlich der jährliche Baufortſchritt bei der ſüdweſt-afrikaniſchen 194 km langen Feldbahnteilſtrecke Swakopmund—Karibib ſich auf etwa 72 km ſtellt (0,60 m Spurweite), bei der Kongo-Bahn (0,75 m Spurweite) in den erſten 4 Jahren nur je 42 km betrug und erſt in den letzten Jahren ſich auf 90, 100 und 120 km erhob und nur bei der Uganda-Bahn (1 m Spurweite) infolge der ohne Rückſicht auf die Koſten beſchleunigten Bauweiſe in den erſten 3 Jahren auf etwa 130 km geſteigert werden konnte, ſo wird beim Bau der Zentralbahn ein jährlicher Baufortſchritt von höchſtens 100 km anzunehmen und es ſchon als ein außerordentlich günſtiger Erfolg anzuſehen ſein, wenn es bei ununterbrochener Bewilligung der Mittel ſeitens des Reichstages gelingen ſollte, die ungefähr 1300 km lange Strecke von Dar-es-Salaam bis zum Viktoria-Nyanſa in 13 Jahren fertig zu ſtellen. Daß es bei einer ſo langen, vorausſichtlich aber noch

längeren Bauzeit ausgeschlossen erscheint, den Trägerverkehr aufrecht zu erhalten, und daß nicht nur im Interesse des Verkehrs, sondern auch zur Erleichterung, Beschleunigung und Verbilligung des Bahnbaues großer Wert darauf zu legen ist, den Karawanenweg durch eine fahrbare Straße zu ersetzen und einen Wagenverkehr einzurichten, wird hiernach keiner weiteren Begründung bedürfen.

In unseren übrigen afrikanischen Schutzgebieten sind übrigens ähnliche Bestrebungen im Gange.

So wird u. a. in der dem Reichstage zugegangenen Denkschrift über Togo folgendes erwähnt:

„Die Hauptstraße von Lome nach Misahöhe wurde an zahlreichen Stellen verbreitert, erhöht, mit neuen Brücken und Durchlässen versehen und — zur Umgehung eines größeren Ueberschwemmungsgebietes bei Gbid — über Gadja und die Aguplantage verlegt.

Eingefahrene Gespanne und wahrscheinlich auch Automobile werden die Straße ohne besondere Schwierigkeit passieren können

Was insbesondere den so wichtigen Ersatz tierischer Zugkraft durch Maschinen betrifft, so beabsichtigt bekanntlich Oberleutnant Troost auf seine Kosten eine Güterbeförderung mittels Straßenlokomotiven von Lüderitzbucht ins Innere in der Richtung nach Keetmanshoop einzurichten, um auf diese Weise die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu beseitigen, welche bisher die Durchquerung der bis zu 40 m hohen Wanderdünen und des bis zu 130 km von der Küste von brauchbarem Wasser entblößten Einöde dem Ochsenwagenverkehr bereitete.

I. Binnenschiffahrt.

Was zunächst die Benutzung der natürlichen Wasserstraßen — der Flüsse — für die Personen- und Güterbeförderung durch Hebung der Binnenschiffahrt betrifft, so ist leider unsere Kenntnis der Häfen, sowie der schiffbaren Flüsse und des Grades ihrer Schiffbarkeit noch sehr gering und mangelhaft, wie dies auch nicht anders sein kann, da wir die afrikanischen Schutzgebiete erst seit dem Jahre 1884 besitzen, da ihr gesamter Flächenraum von 2407400 qkm den des Deutschen Reiches von 540484 qkm um mehr als das Vierfache übertrifft, und daher große Landstriche vorhanden sind, die noch nie der Fuß eines Weißen betreten hat.

So mangelhaft aber auch unsere Kenntnisse darüber sein mögen, so macht sich doch in zahlreichen wirtschaftlichen Fragen, wie bei der Anlage von Bahnen, Plantagen usw. das Bedürfnis geltend, über die Landungsverhältnisse und die Schiffbarkeit der Flüsse unterrichtet zu sein.

Aus diesem Grunde habe ich Veranlassung genommen, das darüber vorhandene Material übersichtlich zusammenzustellen und zu veröffentlichen, in der Hoffnung, daß dadurch nicht nur die Kenntnis unserer afrikanischen Kolonien erleichtert werden, sondern diese Arbeit auch zur Berichtigung und Vervollständigung derselben anregen und somit nach und nach eine wissenschaftliche Grundlage dafür gewonnen wird.

In Bezug auf den Charakter der Flüsse im allgemeinen ist zu bemerken, daß bei der meist schon in geringer Entfernung von der Küste beginnenden Boden-

erhebung und der dann in mehreren hohen Terraſſen anſteigenden Geſtaltung des Landes die Schiffbarkeit der Flüſſe am Fuße jeder Terraſſe durch Schnellen unterbrochen wird und daher vielfach ſchon in geringer Entfernung vom Meere aufhört.

Außerdem iſt die Schiffbarkeit der Flüſſe durch den großen Waſſerwechſel zwiſchen dem Niedrigwaſſer und dem während der Regenzeiten eintretenden Hochwaſſer ſtarken Schwankungen unterworfen und vielfach überhaupt nur während der Regenzeiten ausführbar.

I. Deutſch-Oſtafrika.

Das Schutzgebiet von Deutſch-Oſtafrika, 995000 qkm, etwa 6 Mill. Einwohner, umfaßt die Gebiete zwiſchen dem Indiſchen Ozean im Oſten, dem Tanganyka- und Nyaſſa-See im Weſten, dem Viktoria-See und Kilimandjaro im Norden und dem Laufe des Rowuma im Süden, einſchließlich der der Küſte vorgelagerten Inſeln mit Ausnahme von Sanſibar und Pemba.

Die im Schutzgebiet an der etwa 1000 km langen Küſte des Indiſchen Ozeans vorhandenen Landungsplätze, welche von den Dampfern der Deutſch-Oſtafrika-Linie (Europa- und Bombay-Route), der Meſſagerie Maritime, die jedoch jetzt ihre Fahrten eingeſtellt hat, und ſeit kurzem von den Dampfern der Britiſh-India-Steam-Navigation Co., welche Vieh von Dar-es-Salâm nach Portugieſiſch-Oſtafrika befördert, angelaufen werden, ſind: Tanga, Pangani, Saadani, Bagamoyo, Dar-es-Salâm, Kilwa, Lindi und Mikindani.

Tanga. Bezirksamt, Gericht, Hauptzollamt-Poſt und Telegraph, Dampferſtation, Ausgangspunkt der Uſambara-Bahn Tanga-Muheſa-Korogwe. Die Stadt Tanga, etwa 8000 Einwohner, liegt auf dem Steilufer am Südrande der Tangabai; ein Schienengleis ſtellt die Verbindung zwiſchen dem Bahnhofe und der ins Meer hinausführenden Landungsbrücke her.

Pangani. Bezirksamt, Zollamt, Poſt und Telegraph, Dampferſtation, 8700 Einwohner. Die Stadt liegt am linken Ufer des Pangani-Fluſſes, unweit ſeiner Einmündung in die von Korallenriffen umſäumte Panganibai. Durch Anlage einer Kaimauer mit fünf Landungſtellen für Boote iſt zwar das Landen einigermaßen erleichtert, doch iſt der Hafen wegen der vorgelagerten Sandbänke für größere Schiffe nur während der Flut zugänglich, und nur in ganz beſonderen Fällen laufen Küſtendampfer der D.-O.-A.-Linie in der Flut ein; für gewöhnlich aber bleiben ſie draußen auf der Rhede liegen, welche als die ſchlechteſte und gefährlichſte des ganzen Schutzgebietes gilt. Die immer hohe Dünung des Indiſchen Ozeans zwängt ſich durch die Öffnung zwiſchen den Inſeln Sanſibar und Pemba hindurch und trifft gerade die Rhede von Pangani mit voller Kraft. Ladung zu löſchen oder einzunehmen iſt manchmal dort ganz ausgeſchloſſen; ſelbſt der Perſonenverkehr iſt häufig ſehr gefährlich. Den Handelsverkehr vermitteln daher hauptſächlich die Dhaus, die in den Hafen ſtets einlaufen können.

Pangani iſt der Ausgangspunkt des Karawanenverkehrs nach dem Maſſai-Lande und über Nord-Unguu nach Irangi.

Saadani. Nebenzollamt, Poſt und Telegraph, Dampferſtation. Der Ort, etwa 4000 Einwohner, hat zwar eine ſchlechte Rhede, iſt aber der bedeutenſte

Küſtenplatz Uſeguhas, da er als Ausgangspunkt der nördlichen Karawanenſtraße Mpapua-Mamboya von jeher in lebhafter Verbindung mit Sanſibar ſteht.

Bagamoyo. Bezirksamt, Hauptzollamt, Poſt und Telegraph, Dampferſtation; die Stadt, etwa 15000 Einwohner, liegt auf einer vom ſandigen Meeresſtrande ſanft anſteigenden Hügelkette und verdankt ihr Aufblühen der günſtigen Lage Sanſibar gegenüber, die es zum Endpunkt der großen Karawanenſtraßen aus dem Innern machte.

Die gegen Süden und Oſten durch eine vorſpringende Landzunge geſchützte Rhede kann wegen ihrer geringen Tiefe nur von Dhaus benutzt werden. Größere Schiffe müſſen etwa 3 km vom Strande entfernt auf der ſchlechten Außenrhede vor Anker gehen.

Dar-es-Salâm. Sitz des Gouverneurs, Ober- und Bezirksgericht, Militärſtation, Station der Gouvernementsflottille, Hauptzollamt, Poſt und Telegraph, Dampferſtation.

Die Hauptſtadt Deutſch-Oſtafrikas mit etwa 20000 Einwohnern liegt in halbmondförmiger Geſtalt am Nordgeſtade der ſchönen Bucht, die dem Ort ſeinen Namen „Hafen des Friedens" gegeben hat. Eine nur 250—300 m breite, gewundene Einfahrt führt in den etwa 5,5 km langen und 1,85 km breiten Hafen, der groß genug iſt, um zahlreiche Schiffe aufzunehmen und denſelben in Folge der günſtigen Lage durchaus Schutz gegen Wind und Seegang zu gewähren, auch die Tiefenverhältniſſe geſtatten ſelbſt großen Schiffen die Benutzung des Hafens. Der Strand iſt meiſt ſandig und nur an wenigen Stellen mit Mangrowegebüſch bedeckt.

Beſonders wichtig für Dar-es-Salâm iſt die geſicherte Anlage einer befeſtigten Kohlenſtation und eines großen Schwimmdocks, da die Verſorgung mit Kohlen und die Möglichkeit der Vornahme von Reparaturen an der Küſte des Indiſchen Ozeans für die deutſche Handels- und Kriegsmarine von großer Bedeutung iſt.

Von Dar-es-Salâm führt die Hauptkarawanenſtraße über Kiloſſa, Tabora nach Udjiji am Tanganjika-See, an deren Stelle, wenigſtens bis Tabora, demnächſt die projektierte Centralbahn, treten ſoll.

Außer den Dampfern der Deutſch-Oſtafrika Linie verkehrt vier wöchentlich ein Dampfer von Bombay. Eine regelmäßige Verbindung der nördlichen und ſüdlichen Hafenplätze mit Dar-es-Salâm erfolgt durch die „Rufiji" und „Rovuma". Die Zahl der im Hafen von Dar-es-Salâm vom 1. April 1900 bis eben dahin 1901 angekommenen Dampfer betrug 240 mit 280268 Rg. Tons, die Zahl der abgehenden Dampfer 241 mit 279913 Rg. Tons.

Kilwa-Kivindje. Bezirksamt, Hauptzollamt, Poſt und Telegraph, Dampferſtation, liegt dicht an dem ganz flachen Strande, entwickelt ſich aber trotz ſeiner offenen flachen Rhede immer mehr in ſeinen Verkehrs- und Handelsverhältniſſen. Eine belebte Handelsſtraße über Sſongea nach dem Nyaſſa-See vermittelt den Verkehr nach dem weiten Hinterland.

Lindi. Bezirksamt, Zollamt, Poſt und Telegraph, Dampferſtation, etwa 4500 Einwohner, liegt an dem tiefen 700 m breiten Einſchnitt der Lindi-Bucht, in welcher der Lukuledi einmündet. Da die Verhältniſſe ſelbſt den größten Schiffen bei jedem Waſſerſtande das Ein- und Auslaufen geſtatten, ſo iſt Lindi der zukunftsreichſte Hafen des Südens. Er gilt für den geſundeſten Platz an der Küſte und erfreut ſich während des ganzes Jahres einer erfriſchenden Seebriſe.

Mikindani. Bezirksnebenstelle, Zollamt, Post, Dampferstation, liegt an einer kreisrunden Bucht, welche durch einen engen und gewundenen Kanal mit der großen, offenen Außenbucht in Verbindung steht. Die Bedeutung Mikindani's ist in den letzten Jahren mehr und mehr zu Gunsten Lindis zurückgegangen.

Was die in dem ostafrikanischen Schutzgebietes vorhandenen Flüsse betrifft, so sind nur wenige derselben schiffbar, und zwar nur immer auf kurze Strecken. Auf der fast 1000 km langen Küste des Indischen Ozeans kommen nur 3 schiffbare Flüsse in Betracht. Der Pangani, welcher in seinem Unterlauf bis in die Nähe der Pangani-Fälle für Boote und flachgehende Dampfer schiffbar ist; der Kingani, welcher von der Mündung bis zur Mafiisi-Fähre stets für Dampfpinassen und einen ansehnlichen Teil des Jahres hindurch auch für die schwersten Gütertransporte befahrbar sein soll, und der Rufiyi. Der in Papenburg erbaute Heckraddampfer „Ulanga" hat die Versuche, den Rufiyi zu befahren, fortgesetzt. Es ist jetzt bei hohem Wasserstande gelungen, die Fahrten bis zu dem 200 km von der Küste entfernten Orte Kivo und demnächst noch weiter bis Kungulio auszudehnen und bis dahin die Transporte für Kissaki, Langenburg, Sangua und Ujiji zu befördern.

Allerdings leidet der Dampfer durch häufiges Festfahren, sowie durch die im Wasser treibenden Baumstämme ziemlich stark und bedarf deshalb öfterer Reparatur, zu welchem Zwecke bei Salale ein Slip angelegt worden ist. Die Wasserstraßen des Rufiyi mit seinen Nebenflüssen Ulanga u. a. erschließen ein weites, fruchtbares Gebiet und dürften für die wirtschaftliche Erschließung des südlichen Teiles des Schutzgebietes zwischen dem Indischen Ozean und dem Nyassa-See von großer Bedeutung werden.

Über die Schiffbarkeit des die Grenze mit dem portugiesischem Gebiet bildenden Rovuma-Flusses berichtet Gouverneur Liebert, daß der Rovuma, dessen Wassermassen das Meer weithin gelb färben, für die Verbindung mit dem Nyassa-Gebiet von einschneidender Bedeutung sein könnte. Leider ist dieser Fluß aber derartig von Bänken und Riffen durchsetzt, daß selbst bei größerer Tiefe jede Schiffahrt ausgeschlossen ist.

Wie übrigens die deutsch-ostafrikanische Zeitung soeben meldet, beabsichtigt der Gouverneur Graf Götzen der Schiffbarmachung der in den Indischen Ozean mündenden Flüsse sowie dem Bau geeigneter Fahrzeuge, die sich auch für die Überwindung mäßiger Schnellen eignen, erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zu diesem Behufe sollen auch hinsichtlich der Schiffbarkeit des Wami, der für die Ausfuhr für den fruchtbaren Bezirk Kilossa und vielleicht auch für die Bergwerkserzeugnisse des Uluguru-Gebirges in Betracht kommt, Ermittelungen angestellt werden.

Von größerer Wichtigkeit als die vorgenannten, dem Indischen Ozean zufließenden Flüsse sind die an der Westgrenze des Schutzgebietes gelegenen drei großen Seen.

Der Viktoria-Nyanza, das gewaltige Reservoir, das den Nil nährt und zumeist dessen periodisches Steigen und Fallen bewirkt, mit den Hauptzuflüssen Simiju, Losugati und Kagera über deren Schiffbarkeit jedoch nichts näheres bekannt ist, etwa 330 km lang und ebenso breit, das Ost- und Westufer hoch und bergig, der Strand im Süden und Norden dagegen flach und sanfthügelig, erhält dadurch eine besondere Bedeutung, daß die von England erbaute Uganda-Bahn

Mombaſſa-Port-Florence in der am Norduſer des Viktoria-Nyanza gelegenen Ugowebai einmündet und daher zur wirtſchaftlichen Erſchließung der an den See angrenzenden Landſtriche beitragen wird. Dem breiten, flachen Viktoria-Nyanza ſtehen in ihrer Umrißgeſtalt und ihren Tiefen verhältnismäßig der Tanganyka-See und der Nyaſſa-See als Gegenſatz gegenüber. Beide ſind in tiefe, ſchmale Felsmulden zwiſchen ſteil abfallenden Ufern eingelagert; der erſtere, deſſen bedeutenſter Zufluß der aus Unyamweſi kommende, in ſeiner Schiffbarkeit durch Felsriffe und Stromſchnellen ſehr behinderte Malagaraſi, deſſen Abſchluß in niederſchlagreichen Jahren, die eine Hebung des Waſſerſpiegels herbeiführen, durch den Lukunga weſtwärts zum Kongo erfolgt, iſt rund 600 km lang, dagegen nirgends über 180 km, im ſchmaleren Südteil ſogar nur etwa 60 km breit; der letztere, der Nyaſſa-See, etwa 500 km lang und 25—90 km breit, reicht nur mit ſeinem Nordzipfel in die deutſche Intereſſenſphäre hinein. Auf den beiden letzt genannten Seen treten häufig heftige Stürme auf, die der Schiffahrt verhängnisvoll werden. Während der Schiffahrt auf dem Viktoria-Nyanza bisher nur durch die deutſche Aluminium-Pinaſſe „Ukerewe" vermittelt wurde, iſt nunmehr auch engliſcherſeits der erſte Dampfer „William Mac Kinnon" in Port Florence, dem Endpunkte der Uganda-Bahn vom Stapel gelaſſen worden, und es iſt wohl zu erwarten, daß in Verbindung mit dem Betriebe der Uganda-Bahn die Schiffahrt auf dem Viktoria-Nyanza vorzugsweiſe in engliſche Hände übergehen wird.

Auf dem Tanganyika-See herrſcht bereits ein lebhafterer Schiffsverkehr, indem auf demſelben z. B. verkehren der deutſche Regierungsdampfer „Hedwig von Wißmann" von 30—40 t Tragfähigkeit, der Dampfer „Good News" der African Lakes Corporation von 20 t, ein Dampfer der Katanga-Geſellſchaft von 30—40 t, ein Dampfer des Kongoſtaates von 100 t, ſowie der Dampfer „Cecil Rhodes" der Tanganyika Koneeſſion-Company.

Auf dem Nyaſſa-See verſieht der Dampfer „Herrmann von Wißmann" einen regelmäßigen Dienſt für die Beförderung von Perſonen und Gütern.

Den Verkehr von der Küſte des Indiſchen Ozeans zum Nyaſſa-See auf dem Zambeſi-Shire-Wege vermitteln die Afrikan Lakes Corporation Ltd. (Glasgow) und International Flotilla and Transport Co. Ltd. (Chinde) ſowie die von dem Oberleutnant Schloiſer gegründete „Central-Afrikaniſche Seen-Geſellſchaft, welche bis zum Januar 1902 bereits 10000 Laſten nach dem Tanganyika befördert hat. Die Dampfſchiffahrt auf dem Zambeſi, dem Shire und dem Nyaſſa iſt in ſtetiger Zunahme.

Vierzehn Dampfer verkehren auf dem Zambeſi und unteren Shire, fünf auf dem oberen Shire und acht auf dem Nyaſſa.

Im übrigen wird ſchon in den nächſten Jahren eine vollſtändige Umänderung des Zambeſi-Shire-Weges dadurch erfolgen, daß zwiſchen der britiſchen Regierung und der „Shire-Highlands Railway Co., Nyaſſaland, ein Vertrag über Anlage einer Schmalſpurbahn (1 m Spurweite) abgeſchloſſen worden iſt, welche von Fort Johnſton, an der Südſpitze des Nyaſſa-Sees, ausgehen und über Blantyre nach Chiroma am Shire auf etwa 300 km Entfernung führen ſoll.

Die Beförderung der Güter vom Nyaſſa zum Tanganyika erfolgt von der an der Nordweſtſpitze des erſteren gelegenen Station Karonga der Afrikan Lakes Co. auf der hier mündenden Stevenſon-Road nach dem Tanganyika.

Was die Regenzeit betrifft, ſo iſt dieſelbe an der nördlichen Küſte deutlich

ausgeprägt in den Monaten April-Mai, August-September und November, letztere Regenzeit ist jedoch sehr unregelmäßig; im Dezember werden die Niederschläge geringer; die übrigen Monate sind je nach den Jahrgängen ganz verschieden.

An der mittleren Küste scheint eine Zweiteilung der Jahreszeiten einzutreten die Regenzeit fällt in die Monate März bis Mai, Juni bis Oktober sind regenarm, November bis Februar abwechselnd.

Im Süden giebt es nur eine Regenzeit, Dezember bis Januar und März; Juni bis Oktober sind ziemlich trocken, die übrigen Monate nach den Jahren wechselnd.

Wesentlich verschieden von den klimatischen Verhältnissen des Küstenstreifens und der Randgebirge sind diejenigen des Binnenlandes, in dem von April bis September ein zeitweilig heftiger; trockener Südostwind weht, während in der übrigen Zeit schwache Winde vorherrschen.

II. Deutsch Südwest-Afrika.

Das Schutzgebiet von Deutsch-Südwest-Afrika, 835100 qkm etwa 200000 Einwohner, grenzt im Süden mit dem Oranjefluß an die Kapkolonie, im Osten an Britisch-Betschuana-Land und im Norden mit dem Grenzfluß Kunene an die portugiesische Kolonie Mossamedes. Durch einen langen, schmalen, nach Osten vorspringenden Landzipfel erhält das Gebiet in seinem nördlichsten Teile einen Zugang zu dem Stromsystem des Zambesi-Flusses, der bedeutendsten und wichtigsten Wasserstraße Südafrikas.

Die im Schutzgebiet an der Küste des Atlantischen Ozeans vorhandenen Landungsplätze, welche von den Dampfern der Woermann-Linie und von dem Küstendampfer „Leutwein" allmonatlich angelaufen werden, sind Kap Croß, Swakopmund, Walfischbai und Lüderitz-Bucht.

Cap Croß. Zoll- und Polizeistation, Postagentur. Die Bucht bei Cap Croß, die etwa zwischen den Mündungen des Uhab und das Omaruru-Flusses liegt, bietet vorzüglichen Ankergrund, besitzt aber kein Trinkwasser in der Nähe. Das Wasser zum Trinken wird kondensiert, zu welchem Zweck von der Damaraland-Guano-Gesellschaft ein Kondensator aufgestellt ist. Cap Croß wird nach Bedarf von dem Küstendampfer „Leutwein" angelaufen, ferner verkehren die Schiffe, welche den Guano verfrachten.

Swakopmund. Sitz des Bezirkshauptmanns, Gericht, Polizeistation, Post, Eisenbahn- und Dampferstation zusammen 286 Einwohner.

Der deutsche Küstenplatz und Haupteingangshafen im mittleren Teile des Schutzgebietes liegt etwa 1 km nördlich der Mündung des Swakop-Flusses und ist, seitdem die Dampfer der Woermann-Linie sowie der Küstendampfer „Leutwein" regelmäßig anlaufen, auch die Eisenbahn (0,60 m Spurweite) nach Windhoek in Angriff genommen und voraussichtlich Ende 1902 in der ganzen Ausdehnung bis Windhoek eröffnet werden wird, in gedeihlicher Entwickelung begriffen.

Die Rhede ist gut; große Schiffe können fast jederzeit in etwa 1 km Entfernung vom Strande vor Anker gehen. Zur Beseitigung der wegen der starken Brandung sehr ungünstigen Landungsverhältnisse ist jedoch eine Hafenanlage im

Bau, von welcher eine Gleisverbindung nach den Lagerhäusern und nach dem Bahnhofe führt. Trinkwasser ist vorhanden.

Walfischbai. Hafenplatz, englische Enklave, der Eingangshafen des Hererolandes, wird durch eine 9 km lange, südnördlich sich erstreckende Landzunge, die Pelikanspitze, gebildet. Die Bucht ist sehr geräumig und gegen die vorherrschenden Winde völlig geschützt, aber einer allmählichen Versandung ausgesetzt, so daß große Schiffe bis zu 5,5 km vom Strande abliegen müssen.

Der Kuisib-Fluß, der nur etwa alle 10 Jahre oberirdisch abläuft, mündet in die Bucht ein und hat in seiner Mündung eine weite, ebene Fläche von Sand und Schlick aufgeschwemmt.

Seit dem Aufblühen von Swakopmund, das den Verkehr des ganzen, nördlichen Schutzgebiets an sich gezogen hat, ist der Verkehr von Walfischbai in stetem Rückgange begriffen.

Lüderitzbucht. Hafenplatz, Zollamt, Polizeistation, Post, Dampferstation. Die Niederlassung liegt auf einem sandigen Küstenvorsprung, dessen Verlängerung die Haifischinsel ist. Die Lüderitzbucht ist durch die westlich vorgelagerte Landzunge (Angra-Felsen ist die äußerste Spitze) sowie durch ein Riff (Angrapoint) gegen die Dünung des Ozeans geschützt und bietet Schiffen jeden Tiefganges guten Ankergrund. Ein kleiner Binnenhafen, welcher durch vorgelagerte Klippen wiederum vor den Wellen der Lüderitz-Bucht geschützt ist, gestattet Landungsbooten bis zu 80 t Zugang; eine hölzerne Landungsbrücke erleichtert das Löschen der Landungsboote.

Trinkwasser wird durch einen Kondensator gewonnen, zum Teil auch von Kapstadt mit dem hier regelmäßig anlaufenden Küstendampfer „Leutwein" bezogen. Die Verbindung mit dem Hinterlande wird durch die, die Meeresküste begleitenden Wanderdünen außerordentlich erschwert. Vom Oberleutnant Troost wird daher beabsichtigt, einen regelmäßigen Güterverkehr unter Verwendung von Straßen-Lokomotiven mit Seilbetrieb einzurichten.

Deutsch-Südwest-Afrika, welches in Bezug auf die klimatischen Verhältnisse wesentlich von unseren übrigen afrikanischen, näher dem Äquator liegenden Schutzgebieten abweicht, hat zwei deutlich von einander geschiedene Jahreszeiten, eine kalte Trockenzeit von Mai bis September und eine heiße Periode mit Zenithal-Regen von Oktober bis April. Die Menge der Niederschläge nimmt von Süden nach Norden und von Westen nach Osten zu; doch ist die Regenverteilung nach den Jahren äußerst ungleich, neben sehr trockenen Jahren finden sich solche mit reichlichen Niederschlägen.

Deutsch-Südwest-Afrika teilt mit der Kap-Kolonie, dem Oranje-Freistaat, der südafrikanischen Republik und Britisch-Betschuana-Land, kurz mit dem ungeheuren Gebiet von Südafrika, das gleiche Los, keine schiffbaren Flüsse zu besitzen; selbst der die südliche Grenze bildende Oranje-Fluß, dessen ausgedehntes Flußgebiet bis zu den Gebirgen von Natal an der afrikanischen Ostküste reicht, ist nicht schiffbar, ebenso wenig der die Nordgrenze gegen die portugiesische Kolonie Mossamedes bildende Kunene-Fluß.

Der Grund dieser auffallenden Erscheinung ist eines teils die mehr oder minder rasch von der Küste in Terrassen aufsteigende Oberfläche des Landes — eine Bodenerhebung, die z. B. dem Swakop von Otjimbingwe auf eine Entfernung von rund 180 km bis zur Küste ein durchschnittliches Gefälle von 1 : 200 giebt;

andernteils die Durchläſſigkeit des Bodens, welche zur Folge hat, daß z. B. der Swakop, der größte Fluß des Schutzgebietes, trotz des in der Regenzeit ſtarken Hochwaſſers oder Abkommens, wie in Südweſt-Afrika geſagt wird, nicht einmal alljährlich, ſondern mitunter erſt in Perioden von einigen Jahren das Meer erreicht, während der in die Walfiſchbai mündende Kniſib-Fluß, wie ſchon erwähnt, nur etwa alle 10 Jahre periodiſch abläuft.

Für den Mangel an ſchiffbaren Waſſerſtraßen hat das Schutzgebiet einen Erſatz durch Anlage der 394 km langen Schmalſpurbahn Swakopmund-Windhoek erhalten, welche von dem Unterzeichneten als Privatbahn für die Ausführung vorbereitet, demnächſt aber infolge Eintritts der Rinderpeſt von der Reichsregierung übernommen worden iſt und auf Koſten des Reiches ausgeführt wird.

III. Kamerun.

Das Schutzgebiet von Kamerun, 495000 qkm, etwa 3500000 Einwohner, im Norden und Nordweſten durch den engliſchen Beſitz des Niger-Coaſt-Protektorate, im Oſten und Süden durch das franzöſiſche Kongo-Gebiet begrenzt und mit der äußerſten nördlichen Spitze bis an dem Tſchad-See reichend, beſitzt an der ungefähr 320 km langen Küſte des Atlantiſchen Ozeans (Biafrabucht des Golfs von Guinea) folgende Landungsplätze, welche von den Dampfern der Woermann-Linie teils auf der Ausreiſe, teils auf der Heimreiſe angelaufen werden.

Rio del Rey,
Viktoria,
Kamerun (Duala),
Klein-Batanga,
Lompji,
Plantation
Kribi,
Groß-Batanga.

Rio del Rey. Regierungsſtation, Nebenzollamt, Poſtagentur, Dampferſtation (12 Europäer, davon 6 Deutſche) liegt im nördlichen, verſchmälerten Teile des Rio del Rey-Kriek auf einer von Lagunenarmen umgebenen Inſel.

Das an das Alt-Calabar-Aeſtuar oſtwärts anſchließende Aeſtuar des Rio del Rey öffnet ſich ſeewärt in vier größeren langgeſtreckten Armen. Rio del Rey, Meta, Dougola und Meme.

Viktoria. Bezirksamt, Nebenzollamt, Poſtamt, Dampferſtation (52 Europäer, davon 49 Deutſche), liegt an der inneren Seite der weit in das Land einſchneidenden Ambas-Bucht am Südfuße des 3900 m hohen, großen Kamerun-Berges.

Die Ambas-Bucht wird nach dem Meere zu durch die kleinen Inſeln Mandoleh und Ambas abgeſchloſſen, welche als Wellenbrecher dienen.

Ein Felſenriff, das von der Mündung des Viktoria-Baches ſich teils unter, teils über dem Waſſer in ſüdlicher Richtung hinzieht, wehrt größeren Schiffen den Eintritt in den inneren Teil des Meerbuſens, die Morton-Bucht. Dieſe gehen daher gewöhnlich vor Mandoleh vor Anker.

In der Nähe von Viktoria liegt Kriegsſchiffhafen, Hauptpflanzung der

Kamerun Land- und Plantagen-Gesellschaft. Die Kriegsschiffbucht besteht aus einer ziemlich breiten äußeren, und einer schmalen langgestreckten inneren Bucht.

Die erstere wird von etwa 60 m hohen, senkrechten Abstürzen von rotem Thon eingefaßt; das östliche Gestade ist niedriger und der Urwald mit seinen Riesenbäumen tritt bis dicht an das Meer heran.

Kamerun, jetzt Duala, bisher Sitz der Regierung, Gericht, Zollamt, Post- und Telegraphenamt, Dampferstation, 174 Europäer, davon 156 Deutsche, liegt an der Ostseite der tief ins Land einschneidenden Mundja-na-Duala-Bucht. In der Höhe der auf hohem Ufer gelegenen Joß-Platte, auf welcher sich bisher alle Regierungsgebäude befanden, liegt, durch zwei Baaken kenntlich gemacht, die Kamerunbarre, die von Seeschiffen nur bei der Flut passiert werden kann.

Das Löschen und Laden der Schiffe wird durch eine am linken Flußufer entlang laufende, die Faktoreien untereinander verbindende Kaimauer mit Landungsbrücke erleichtert.

Zur Reparatur der Schiffe von der an dieser Küste üblichen Größe ist ein Shlip und eine Reparaturwerkstätte vorhanden.

Der Schiffsverkehr im Hafen von Kamerun betrug im Jahre 1900/1901 87 Dampfer mit 123 920 Reg. Tons gegen 60 Dampfer mit 75429 Reg. Tons im Vorjahre.

Im Interesse der Sicherheit der Schiffahrt ist die Anlage zweier Feuerschiffe im Kamerun-Flusse in Aussicht genommen.

Kribi. Bezirksamt, Nebenzollamt, Postagentur und Dampferstation, 13 Deutsche.

Klein-Batanga, Plantation, Lompji und Groß-Batanga; Küstenplätze und Dampferstationen.

Was die Bodengestaltung betrifft, die für die Schiffbarkeit der Flüsse von großem Einfluß ist, so sagt darüber Oberleutnant Dominik in seinem Buche über Kamerun folgendes: Wunderbar scharf ausgeprägt sind in unserm Kamerun-Gebiet die großen Terrassen, in denen das Land von der Küste ansteigt. Tief unten der dunkle Urwaldstreifen von der Küste bis an die Nyumba-Berge, dann die erste Terrasse ungefähr 700 m über dem Meere auf der Jaunde und die Wute-Ebene liegen; hier sind bereits bedeutende Erhebungen wie die Bakoko-, Mobelle- und Nyutte-Berge aufgesetzt. Dann folgte die zweite Terrasse, Joko-Tibati, ungefähr 1000 m hoch, die wieder ein Gebirge abschließt. Dieses führt auf die letzte Terrasse, auf der Nyaumdere liegt. Von hier geht es dann tief hinab ins Benue-Thal. Ist im Küstengebiet ausschließlich Urwald, der auch die erste Terrasse zum Teil bedeckt, so ist von Joko ab die Bewachsung eine ganze andere. Niedere Grassteppe und Wald sind nur an den Flußläufen zu finden.

Die Flußläufe haben deshalb für die Erschließung des Landes nur einen bedingten Wert, da die Bodengestaltung der Schiffbarkeit derselben eng gezogene Grenzen gesetzt hat. Wenn auch manche Flüsse über die Stromschnellen der ersten Terrassen hinaus stromaufwärts schiffbar bleiben, so erleidet der Wasserweg eine jähe Unterbrechung durch die Wasserfälle der zweiten Terrasse; die Zuflüsse des Rio-del-Rey-Aestuars und des Kamerun-Beckens sind nur wenige Tagesreisen weit im Kanu zu befahren; der Mungo bis zu seinen Schnellen oberhalb Mundame mit kleinen Dampfern und Booten, der Wuri bis zu den Schnellen bei Endokoko, für Dampfer jedoch nur in der Regenzeit auf eine Strecke von 65 km; der Abbo-

Fluß bis Mangamba mit Kanus und bis Miang in der Regenzeit mit Dampfpinaſſen. Der Dibambe bis zu den Stromſchnellen etwa 65 km mit Kanus. Der Sanaga mit Dampfern bis Edea.

Die in das Kamerun-Aeſtuar mündenden Flüſſe ſind durch verſchiedene, vielgewundene, tiefe Krieks mit einander verbunden; ſo fließt ein Arm des Mungo unter dem Namen Binebie direkt ins Meer, ebenſo wie der Sanaga vor ſeiner Einmündung ins Meer einen Seitenarm, den Kwakwa, nach dem Kamerun-Becken entſendet. Die wichtigſte Verkehrsader für Kamerun bildet das Stromſyſtem des Sanaga, der von ſeiner Mündung, die in den beiden Armen Bungo und Bengo erfolgt, bis zur erſten Terraſſe, den Waſſerfällen von Edea, mit Dampfern ſchiffbar iſt, weiter oberhalb dagegen bis zu den Nachtigallſchnellen nur mit Kanus befahren wird.

Nach Süden ſteht der Sanaga zur Regenzeit durch einen Flußarm mit dem Nyong in Verbindung, der bis Dehana, einer Woermann'ſchen Faktorei, ſchiffbar iſt. Noch ſchmaler, aber gleichmäßig tiefer iſt der Lokundje, der auch jenſeits der Schnellen von Mubea bis zum Randgebirge bei Bepindi ſchiffbar bleibt.

Sanaga und Nyong haben an ihrer Mündung ins Meer Barren, von denen die erſte die Malimba, die letztere Batanga-Barre heißt.

Für die politiſche und wirtſchaftliche Erſchließung Adamaua und der Tſchad-See-Länder beſitzt das Niger-Benue-Syſtem große Wichtigkeit, da es die bequemſte Zugangſtraße darbietet. Außerdem iſt noch der bedeutendſte Zufluß des Tſchad-Sees, der Schari, zu erwähnen, welcher das deutſche Gebiet im Oſten umrandet, ſowie der Croß, welcher in der Nähe der Croß-Schnellen bei Nſſahpé das Kamerun-Gebiet auf eine kurze Strecke berührt, und dadurch der Nordweſt-Kamerun-Geſellſchaft Gelegenheit bietet ihre Erzeugniſſe auf dem Croß nach der Küſte zu verſchiffen. Zu dieſem Zweck findet bereits ein reger, etwa zehntägiger Dampferverkehr mittels des von der Geſellſchaft Nord-Weſt-Kamerun betriebenen Dampfers „Hertha" ſtatt.

Die bisherige Annahme, daß der Croß von ſeiner Mündung nur bis zu den Croß-Schnellen ſchiffbar ſei, iſt dadurch widerlegt worden, daß in neueſter Zeit eine engliſche Kriegsſchaluppe die Schnellen paſſierte und oberhalb derſelben zum Zeichen ihrer Anweſenheit Schießübungen abgehalten hat.

Immerhin ſind bei dem Mangel an Landwegen die vorhandenen Waſſerſtraßen von großem Vorteil und werden auch, beſonders für den Verkehr an der Küſte, vielfach benutzt.

Das Schutzgebiet von Kamerun hat zwei Regenzeiten, die ſtärkſte Juni-September, die ſchwächere September-Oktober, regenarm November-Februar, während die heißeſte Zeit in die Monate Februar und März fällt.

IV. Togo.

Das Schutzgebiet von Togo, 82300 qkm, mit 137 Europäern (die eingeborene Bevölkerung iſt noch nicht ermittelt), ſtößt im Oſten mit dem Grenzfluß Mono an die franzöſiſche Kolonie Dahome, im Weſten mit dem Grenzfluß Volta an die britiſche Goldküſten-Kolonie und beſitzt an dem nur 52 km langen Streifen der Sklavenküſte des Atlantiſchen Ozeans die drei Stationen: Lome,

Bagida und Klein-Popo, welche von den Dampfern der Woermann-Linie und Elder-Dempſter u. Co. (Liverpool), ſowie von mehreren engliſchen Schiffahrts-Geſellſchaften und einer franzöſiſchen Schiffahrts-Geſellſchaft teils auf der Ausreiſe, teils auf der Heimreiſe angelaufen werden.

Lome (Bay-Beach). Sitz der Regierung, Bezirksamt, Gericht, Zollamt, Poſt- und Telegraphenſtation, Dampferſtation (52 Europäer, darunter 47 Deutſche), in geſunder Lage unmittelbar am Meere ſtadtartig angelegt, beſitzt für den Handel eine große Bedeutung, da es der natürlichſte Ausgangspunkt für die Handelsſtraße über Aguewe, Kewe, Agotime, Agome nach der Gebirgsſtation Miſahöhe und weiterhin von Kpandu und Kratſchi geworden iſt.

Lome hat aber in Folge der ſtarken Brandung ſehr ungünſtige Landungsverhältniſſe, welche die Anlage einer hölzernen Landungsbrücke notwendig gemacht haben, die, vom Sturm fortgeriſſen, nunmehr durch eine eiſerne erſetzt wird.

Nach Fertigſtellung der Landungsbrücke ſollen die Küſtenorte des Schutzgebietes durch eine von Lome nach Klein-Popo führende Schmalſpurbahn Anſchluß an die Landungsbrücke erhalten.

Bagida. Küſtenplatz, Dampferſtation.

Klein-Popo (Anehöh). Bezirksamt, Handelsplatz, Zollamt, Poſt- und Telegraphenamt, Dampferſtation. Der Ort zieht ſich lang geſtreckt auf der ſchmalen Nehrung hin, welche die Lagune vom Meere ſcheidet. Die Landungsverhältniſſe ſind ſehr ungünſtig, da kein Hafen vorhanden iſt und die faſt unausgeſetzt vom Süden gegen die Küſte heranrollende Dünung eine mehr oder weniger heftige Brandung verurſacht, die das Landen, beſonders in der Regenzeit, ſehr erſchwert. Die Seeſchiffe finden erſt in etwa 1 km Entfernung von der Küſte guten Ankergrund.

Abgeſehen von der Kanuſchiffahrt auf der Lagune des Togo-Sees und der Küſtenlagune bis zur Mündung ins Meer kommen für die Schiffahrt des Togo-Gebietes vorzugsweiſe in Betracht die Grenzflüſſe desſelben, Volta und Mono.

Der erſtere auf eine anſehnliche Länge die Weſtgrenze von Togo bildend und bei Adda in die See mündend, liegt zwar in ſeinem ganzen Unterlaufe auf engliſchem Gebiet, wird aber deſſen ungeachtet mit Vorliebe von den Küſtenhändlern benutzt, da er mit Dampfſchaluppen bis Akuſa und in der Regenzeit mit Kanus bis Kete-Kratſchi ſchiffbar iſt, und daher bis in das mittlere Togo-Gebiet hinein die natürlichſte und bequemſte Verbindung von der Küſte aus bildet.

Der Volta-Fluß nimmt oberhalb Kete-Kratſchi, wo die Schiffahrt durch unüberwindliche Stromſchnellen geſperrt iſt, den die Station Sanſanne-Mangu berührenden, ſtreckenweiſe für kleine Dampfer ſchiffbaren Oti auf, tritt bei Kpandu in das Bergland ein und durchſtrömt dasſelbe ohne ſtarke Schnellen in breit ausgewaſchener Thalfurche.

Von minder großer Bedeutung iſt der einen Teil der Oſtgrenze mit der franzöſiſchen Kolonie Dahome bildende Mono-Fluß, der trotz ſeiner zahlreichen Krümmungen doch eine lebhafte Schiffahrt hat, die ſich bis Togodo, etwa 242 Tagemärſche von Atakpame erſtreckt.

Von den übrigen auf dem Gebirge im Innern entſpringenden, der Küſte oder der großen Lagune zufließenden Waſſerläufen: Haho, Sio, Aka, Todje kommen für die Schiffahrt nur der Haho und Sio auf kurze Strecken ihres Unterlaufes in Betracht.

In Bezug auf die Flüſſe im allgemeinen iſt noch zu bemerken, daß ihre Schiffbarkeit in der Trockenzeit teils ſehr gehindert, teils ganz aufgehoben iſt.

Die große Regenzeit währt im Küſtengebiet von März bis Juni, die kürzere Regenzeit von Mitte September oder Anfang Oktober bis Ende November, im bergigen Innern bei Atakpame dagegen von Februar bis November und die Trockenzeit nur etwa 3—4 Monate.

Der Schiffsverkehr betrug 1898/1899

Lome:

119 Schiffe mit 153337 Regiſter-Tonnen,

Klein-Popo:

116 Schiffe mit 139293 Regiſter-Tonnen.

Es iſt zu hoffen, daß die vorſtehenden Mitteilungen Veranlaſſung geben werden, bei ferneren Expeditionen der Schiffbarkeit der Flüſſe beſondere Aufmerkſamkeit zuzuwenden, vornehmlich aber die Kolonialverwaltung zu beſtimmen, durch einen Waſſerbaumeiſter die Schiffahrtsverhältniſſe in unſere Kolonien unterſuchen zu laſſen, da es nicht ausgeſchloſſen iſt, daß vielleicht durch Aufwendung geringer Mittel die Schiffbarkeit der Flüſſe weſentlich verbeſſert werden kann.

Einen Beleg hierfür bietet die Thatſache, daß durch die faſt vollſtändige Beſeitigung des Sedd, der den oberen Nil eine Reihe von Jahren verſtopft hatte, nunmehr die Fahrſtraße des Nil bis in den Kongoſtaat benutzt werden kann und bereits ein Paſſagierdampferverkehr zwiſchen Kartum und verſchiedenen Plätzen am oberen Nil bis Lago hinauf durch die Egyptian and Soudan Developonent Co. eingerichtet worden iſt.

Einen weiteren Belag dafür bilden die vom Bezirksamtmann Senfft in Yap mit Hilfe der Eingeborenen ausgeführten Waſſerbauten. Derſelbe hat einen Steindamm aus Korallenblöcken aufbauen laſſen, welcher 360 m lang, 3,50 m breit, 2,40 m hoch iſt. Dieſer Damm geſtattet jetzt das Anlegen von Booten an der Weſtſeite der Tomil-Landſchaft zu jeder Zeit, während dies ſonſt nur bei paſſendem Waſſerſtande möglich war. Ein zweiter Steindamm, der durch zehn Brücken unterbrochen wird, von denen die größte 31 m lang iſt, verbindet die durch einen Meeresarm getrennten Landſchaften Tomil und Gagil.

Er iſt gleichfalls aus Korallenblöcken erbaut und im ganzen 916 m lang, 3 m breit und bis zu 2,30 m hoch. An demſelben haben im Durchſchnitt 200 Arbeiter 7 Monate gearbeitet. Eine noch größere Leiſtung ſtellt der Durchſtich der Inſel Yap im Norden und die Anlage eines Kanals daſelbſt dar. Dieſe für den Bootsverkehr ſehr wichtige Waſſerverbindung erſpart bei dem Transport der Kokosnüſſe nach den im Mittelpunkt der Inſel befindlichen Niederlagen die Umſeglung eines großen Teiles der Inſel Yap, bei der früher manches Boot zum Opfer fiel.

Der Kanal iſt 838 m lang, am Waſſerſpiegel 7 m breit und durchſchnittlich 1 m tief. An dem Kanal arbeiteten 350 Eingeborene 8 Monate.

Der panamerikaniſche Kongreß.

Von Dr. Emil Jung, Leipzig.

Im Jahre 1823 ſprach der damalige Präſident der Vereinigten Staaten von Amerika im Namen der Regierung der Republik den Entſchluß aus, keine Einmiſchung europäiſcher Mächte in die inneren Angelegenheiten der amerikaniſchen Staaten und keine Übertragung europäiſcher Regierungsſyſteme auf Amerika zu dulden. Dieſe nach ihrem Urheber als Monroe-Doktrinn bezeichnete Lehre hatte freilich zugleich zur Vorausſetzung, daß, wie die nordamerikaniſche Union keine Einmiſchung anderer, in erſterer Linie europäiſcher Mächte, die zur Zeit allein in Betracht kommen konnten, in die inneren Angelegenheiten des Weltteils, in dem ſie die maßgebende Rolle ſpielte, dulden würde, ſie auch beſtrebt ſein müßte, ſich ſelbſt jeder Einmiſchung in alle Fragen zu enthalten, die außerhalb Amerikas liegen. Bis zur Präſidentſchaft Mac Kinleys iſt man dieſem leitenden Grundſatz auch treu geblieben, aber dann änderte ſich die Sache. Hawaii wurde annektiert und den Spaniern Cuba und Puertorico, die Philippinen und Guam abgenommen.

Der Grundſatz aber, den Monroe aufgeſtellt hatte, wurde trotzdem nicht verlaſſen. Amerika ſollte allein den Amerikanern gehören, den latein-amerikaniſchen ſowohl wie den anglo-ſächſiſchen, und wenn noch europäiſche Mächte in dem oder jenem Teil des Kontinents Beſitzungen hatten, ſo hoffte man, auch ſie auf die eine oder die andere Weiſe aus denſelben zu entfernen. Der Zuſtimmung und Mitwirkung der übrigen amerikaniſchen Staaten, die nach der Vertreibung des einzigen auf amerikaniſchem Boden zu findenden Monarchen ſämtlich Republiken waren, wollte man ſich im Jahre 1889 durch einen panamerikaniſchen Kongreß in Waſhington verſichern, der die „drei Amerikas" in eine Handelsunion mit politiſchem Schiedsgericht, Einheit von Münze, Maß und Gewicht zuſammenfaſſen ſollte, mit dem Hintergedanken, den Vereinigten Staaten den Markt in Mittel- und Südamerika zu gewinnen.

Dieſer Kongreß war auf Veranlaſſung des Präſidenten Harriſon von ſeinem Staatsſekretär Blaine berufen worden, aber er führte ebenſowenig zu einem befriedigenden Ergebnis, wie die ſchon im Jahre 1826 durch den Befreier Südamerikas, den Präſidenten Bolivar von Kolumbien, einberufene Konferenz; das einzige praktiſche Reſultat war der Abſchluß eines für die nordamerikaniſche Union günſtigen Handelsvertrages mit Braſilien.

Als Präſident Mac Kinley im Jahre 1899 den Kongreß zu Waſhington eröffnete, empfahl er das Zuſammentreten eines panamerikaniſchen Kongreſſes. Dem ſtanden aber eine ganze Reihe von Streitigkeiten entgegen, die zwiſchen den Staaten Mittel- und Südamerikas nie aufgehört haben aufzutauchen, um ſie von ein-

ander zu entfremden. Es ſind das vornehmlich ſolche über die Abgrenzung der einzelnen Gebiete gegen einander geweſen, die erſt in jüngſter Zeit den Ausbruch von Feindſeligkeiten zwiſchen Chile und Argentinien zu veranlaſſen drohten. Glücklicherweiſe traten dieſe Streitfragen erſt zu Tage, nachdem der panamerikaniſche Kongreß ſich am 22. Oktober 1901 in Mexiko verſammelt hatte; andernfalls wäre wohl keine der feindlichen Republiken auf dem Kongreß erſchienen.

Die Punkte, die dieſem Kongreß zur Beratung bez. zur Beſchlußfaſſung unterbreitet wurden, waren im weſentlichen dieſelben, die bereits 1889 in Waſhington vorgelegen hatten. Es handelte ſich um die Errichtung eines internationalen Schiedsgerichts zur Entſcheidung über Reklamationen, um den Schutz der Induſtrie, des Ackerbaues und des Handels der einzelnen Staaten, um die Ausdehnung der beſtehenden oder projektierten Verbindungslinien zu Waſſer und zu Lande zur Erleichterung der interkontinentalen Beziehungen, um die Reorganiſation des internationalen Bureaus der amerikaniſchen Republiken u. a. m.

Dieſes Programm war von einem zu dieſem Behuf ernannten Ausſchuß aufgeſtellt und von den Regierungen der nordamerikaniſchen Union Mexikos, der zentralamerikaniſchen und ſämtlicher ſüdamerikaniſchen Republiken angenommen worden. Um einzelne wichtige Punkte zu beraten und darüber an die Generalverſammlung zu berichten, wurden Ausſchüſſe gewählt, die zu dieſer Zeit wohl bereits das Endergebnis ihrer Arbeiten dem Kongreß vorgelegt haben werden. Von dem Ausſchuß für Reciproeität und Handel iſt die Forderung geſtellt worden, daß die volkswirtſchaftlichen Veröffentlichungen der einzelnen Republiken künftig der Entwicklung der heimiſchen Induſtrie größere Aufmerkſamkeit widmen ſollen. Solange die ſtatiſtiſchen Nachweiſe über die Erzeugung von Produkten in den einzelnen Republiken unvollſtändig und unverläßlich ſind, werden die heimiſchen Fabriken auch nicht den nötigen Nutzen aus dieſen Veröffentlichungen bei der Verwendung heimiſcher Produkte ziehen können.

Der Ausſchuß wies auch darauf hin, daß zur Förderung des Handelsverkehrs zwiſchen den einzelnen Republiken in Zollfragen ein größeres Entgegenkommen gezeigt werden ſolle. Eine einheitliche Zolltarifbeſtimmung ſei dringend zu wünſchen; es wird daher vorgeſchlagen, innerhalb Jahresfriſt eine internationalamerikaniſche-Zollenquête zu New-York zu veranlaſſen, zu der jedoch nur Perſonen berufen werden ſollen, die mit den techniſchen Fragen und allen Übelſtänden vertraut ſind, die jetzt im Zollweſen, beim Schiffsverkehr und in den Häfen den Handel hemmen.

Die Schaffung eines „Board of Arbitration", das ſchon in 1889 vom Staatsſekretär Blaine vorgeſchlagen wurde, iſt jetzt wiederum vom Kongreß geprüft worden; doch wurde der für dasſelbe ernannte Ausſchuß in ſeinen Arbeiten infolge des Umſtandes behindert, daß die Verſöhnung der verſchiedenen gegenſeitigen Intereſſen auf große Schwierigkeiten ſtößt. Immerhin hat man ſich dahin geeinigt, im Streitfalle, falls diplomatiſche Schritte nicht imſtande ſind, denſelben beizulegen, ſich dem Haager internationalen Schiedsgericht zu unterwerfen. Es bleibt freilich abzuwarten, ob die heißblütigen jeweiligen Machthaber der großen und kleinen Republiken Mittel- und Südamerikas ſich einem dort gefällten Urteilsſpruch wirklich unterwerfen werden.

Auch die Frage eines interozeaniſchen Kanals iſt zur Sprache gebracht und die Notwendigkeit der Erbauung eines ſolchen allſeitig anerkannt worden. Nur

waren die Meinungen darüber geteilt, ob das Panama- oder das Nicaragua-Projekt den Vorzug verdiene. Für jedes derſelben fanden ſich eifrige Vertreter. So hat man dieſe Frage vor der Hand noch offen gelaſſen. Dagegen beſtand nur eine Anſicht darüber, daß ein ununterbrochener Schienenſtrang durch den ganzen amerikaniſchen Kontinent von Norden bis zum Süden geführt werden müſſe. Man will daher im Anſchluß an die in Nord-, Zentral- und Südamerika bereits in Betrieb ſtehenden Eiſenbahnen die noch fehlenden Zwiſchenlinien in Venezuela, Peru, Braſilien, Argentinien und Chile erbauen, ungefähr 5000 engl. Meilen (8000 km) Schienenſtrang, die nach den Berechnungen des ſachverſtändigen Senators Davies einen Koſtenaufwand von etwa 40,000 Dollars per engliſche Meile oder 200 Millionen Dollars im ganzen erfordern würden.

Die Ausführung eines ſolchen Eiſenbahnprojektes würde nach Anſicht der Amerikaner die gleichen Wirkungen auf Produktion und Handel des Kontinents haben, wie dieſelben ſchon jetzt zum Teil wenigſtens und unter weit ungünſtigeren Bedingungen durch die Sibiriſche Bahn hervorgebracht worden ſind; denn, obſchon Schiffahrtsverbindung zwiſchen den einzelnen Republiken beſteht, ſo reicht dieſelbe bei weitem nicht aus. Müſſen doch jetzt Briefſendungen von den Vereinigten Staaten und Mexiko, die nach Braſilien und Argentinien beſtimmt ſind, erſt nach Europa gehen, um von dort an ihren Beſtimmungsort befördert zu werden, da es an einer regelmäßigen Poſtverbindung zwiſchen dieſen Ländern fehlt.

Auch mit dem jetzt beſtehenden Telegraphenweſen hat man ſich beſchäftigt. Namentlich die Legung eines Kabels durch den Paziſiſchen Ozean iſt ins Auge gefaßt worden, die für die Vereinigten Staaten ſeit der Erwerbung bedeutender Beſitzungen in dieſem Meere zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden iſt. Ein Kabel ſoll San Franciſco mit Honolulu, Guam und Manila verbinden. Daß der amerikaniſche Handel, der ſchon jetzt im Stillen Ozean in regſtem Wettbewerb mit dem Handel Englands, der auſtraliſchen Kolonien, Deutſchlands und Frankreichs auftritt, dadurch eine mächtige Förderung erfahren würde, unterliegt keinem Zweifel. Und dieſer Plan wird um ſo ſchneller verwirklicht werden, als England und die auſtraliſchen Kolonien nach langen Verhandlungen endlich auch den Beſchluß gefaßt haben, ein Kabel zu legen, das, von Vancouver (Kanada) über die Fanning-Inſeln und die Fidſchi-Gruppe nach der Inſel Norfolk geführt werden ſoll, von wo es einerſeits Brisbane (Queensland), anderſeits einen Punkt auf der Nordinſel von Neuſeeland zu erreichen hätte.

Ein weiterer Punkt war die Einführung eines einheitlichen Münz-, Maß- und Gewichtsſyſtems in ganz Amerika. Bekanntlich ſind gerade dieſe Verhältniſſe recht buntſcheckig. Schon die Verſchiedenheit der Geldwährung iſt im Handelsverkehr recht hinderlich. In der nordamerikaniſchen Union gilt der Dollar, in Mexiko der Peſo, der auch in Mittelamerika gilt, aber mit verſchiedener Währung, in Braſilien ſind Milreis, in Argentinien, Chile und Kolumbien Peſos, in Bolivia Bolivianos, in Ecuador Sucres, in Venezuela Bolivars das Geld des Landes, wobei auch die gleichnamigen Münzen nicht einmal gleichwertig ſind. Mit den Maßen und Gewichten ſieht es noch bedenklicher aus. Daß dieſe verworrenen Zuſtände einem einheitlichen, geordneten Syſtem Platz machen müßten, darüber beſtand allſeitig kein Zweifel; aber wann dieſer Zeitpunkt einzutreten habe, darüber iſt man zu keinem Beſchluß gekommen.

Auch von der Errichtung einer internationalen amerikaniſchen Bank wollte

man nichts wiſſen, obſchon einige Abgeordnete ſehr warm für ein ſolches Projekt eintraten. Daß die verſchiedenen Regierungen Amerikas die geplante Bank ſubventionieren ſollten, ſtieß auf mehrſeitigen Widerſpruch. Doch beſchloß der Kongreß in ſeiner Sitzung vom 20. Dezember 1901 mit 17 gegen 1 Stimme, daß ein durch das Privatkapital zu begründendes international-amerikaniſches Bankinſtitut errichtet, und baldigſt in New-York, San Franciſco, New-Orleans, Buenos Aires und anderen großen Plätzen Zweiginſtitute begründet werden ſollten. Durch ein ſolches Finanzinſtitut hofft man den amerikaniſchen Handel bedeutend zu fördern.

Das Schatzamt in Waſhington hat den amerikaniſchen Kongreßmitgliedern vor ihrer Abreiſe nach Mexiko neben der Weiſung, die Verhandlungen mit den Delegierten der übrigen Republiken in entgegenkommendſter Weiſe zu führen, zugleich eine Aufſtellung über den Handel der Union mit dem übrigen Amerika mitgegeben. Daraus iſt erſichtlich, daß Kanada, das ſich an die Nordgrenze anſchließt, 52 Proz. ſeiner geſamten Einfuhr aus der Union bezieht, Mexiko, das durch die Südgrenze getrennt wird, dagegen 40 Proz., Zentralamerika, das ſchon ferner liegt und nur durch Dampfer erreichbar iſt, 33 Proz.; denſelben Prozentſatz empfängt Kolumbien, Venezuela 27 Proz., Weſtindien 20, Britiſch Guiana 25, Niederländiſch Guiana 17, Franzöſiſch Guiana nur 6, während die Importe aus den Vereinigten Staaten in Braſilien, Argentinien und den übrigen ſüdamerikaniſchen Republiken nur 10 Proz. des geſamten Einfuhrhandels dieſer Länder betragen.

Daß der Handel der Union in Südamerika bisher ſich kein größeres Feld hat erobern können, daß erklärt ſich aus der mangelhaften Schiffsverbindung zwiſchen Nord- und Südamerika. Die Vereinigten Staaten beziehen große Mengen von Kaffee aus Braſilien, Schafwolle und Häuten aus Argentinien, Chile u. a., die von Dampfern nach New York gebracht werden, wo ſie ſogleich volle Ladung amerikaniſcher Produkte noch Europa finden, das ſie dann wieder verlaſſen, um den ſüdamerikaniſchen Häfen europäiſche Erzeugniſſe zuzuführen. Auf dieſe Weiſe wurden im Jahre 1901 in die Vereinigten Staaten ſüdamerikaniſche Produkte im Werte von 110,329,667 Doll. eingeführt, dagegen nach jenen Ländern nur Waren im Werte von 44,770,888 Doll. aus den Vereinigen Staaten ausgeführt. Man mißt dies dem Umſtande zu, daß die beſtehenden Dampferverbindungen nicht ausreichen, die Ausfuhr nach dieſen Ländern auszudehnen, und will ſein Möglichſtes daran ſetzen, dieſem Übelſtande abzuhelfen.

Natürlich würde auch unſere Ausfuhr ſchwer dadurch getroffen werden. Wir führten im letzten Jahre für rund 142 Mill. Mk. Waren nach Venezuela, Braſilien, Argentinien, Uruguay und Chile aus, und dieſe Ausfuhr hat in den letzten Jahren eine ſteigende Tendenz gezeigt, was wir ohne Zweifel der guten und regelmäßigen Dampferverbindung aus jenen Ländern verdanken, und es iſt natürlich, daß wir mit der ganzen europäiſchen Welt dem Ausgange des in der Hauptſtadt Mexikos tagenden Kongreſſes mit Spannung entgegenſehen; denn es iſt, wie Emil Fiſcher in einem in „Handels-Muſeum" veröffentlichen Aufſatz nachweiſt, jetzt jedem klar, daß darauf hingezielt wird, die panamerikaniſchen Ideen zu ſtärken, die Monroe Doktrin zu verteidigen und eine gemeinſame politiſche und wirtſchaftliche Union allera merikaniſchen Republiken gegen kommerzielle und kriegeriſche Angriffe Europas zu errichten. Die latein-amerikaniſchen, wie auch die angloſächſiſchen Elemente ſind ſich darüber einig; ſie arbeiten Hand in Hand, worauf in einer Rede des Kongreßpräſidenten Generals Raigoſa hingewieſen wurde.

Welche Beſchlüſſe auch immer von dem Kongreß gefaßt werden mögen, für Deutſchland, für ganz Europa werden ſie von größter Bedeutung ſein. Und was in den jetzigen Sitzungen nicht erreicht wird, das werden die kommenden Jahre bringen; denn einer der Beſchlüſſe des jetzigen Kongreſſes iſt der, daß in Zukunft alle fünf Jahre ein panamerikaniſcher Kongreß zuſammentreten ſoll.

Man hat ſchon einmal von einem zollpolitiſchen Zuſammenſchluß der führenden europäiſchen Staaten geſprochen als einer Maßregel, welche die von der nordamerikaniſchen Union her drohende Gefahr gebieteriſch fordern muß, und zwar in nicht mehr allzu ferner Zeit. Iſt einmal das panamerikaniſche Ideal verwirklicht, dann werden wir einer Gefahr gegenüberſtehen, die weit furchtbarer iſt, als die ſo oft zitierte „gelbe“.

Aus dem Bereich der Mission in Deutsch-Ost-Afrika

Von Pastor C. Hoefer.

Dieselbe staatswirtschaftliche Kolonisationsfrage, welche jetzt betreffs der deutschen Kolonie Kamerun im Mittelpunkt der Erörterung bei Regierungs- und Missionskreisen steht, beschäftigt auch weite Kreise unseres Mutterlandes und der Kolonie selbst betreffs Deutsch-Ost-Afrikas, speziell des Kilimandjaro-Gebietes und der Bezirke Usambara und Usaramo: es handelt sich auch hier wie in Kamerun um die Zusammenlegung der zerstreut liegenden Wohnsitze der Eingeborenen zu Dörfern. Erfreulicherweise sprechen sich die Missionsnachrichten aus Ostafrika zustimmend zu diesem Vorgehen der Regierung aus, welches sowohl in die wirtschaftlichen und sittlichen Verhältnisse und Interessen der Eingeborenen weit eingreift als auch zugleich in der Entwickelung unserer Kolonie einen Wendepunkt bildet. Die Befürchtung, daß durch diese neue Verordnung die Eingeborenen sich besonders in ihren Eigentumsrechten beeinträchtigt fühlen würden und ihr Widerstand entgegensetzen oder aus Furcht und Opposition sich noch weiter zerstreuen würden, wird nirgends ausgesprochen, im Gegenteil wird von den an diesen Gebieten interessierten Missionen zugegeben, daß bei allmähliger, schonender Durchführung diese Maßnahme nicht nur für die Verwaltung des Schutzgebietes, und für die Ausnützung von Grund und Boden von Seiten der Plantagengesellschaft, sondern auch für die Eingeborenen selbst von Nutzen sein wird. Allgemein ist hierbei die Erkenntnis, daß diese Regierungs-Verordnung eine Umwälzung aller bisherigen Verhältnisse in den genannten Bezirken mit sich bringt, und daß, sollen Ungerechtigkeiten möglichst vermieden werden, eine Zeit von 2—3 Jahren gewährt werden muß, während welcher sich diese Dorfsiedelungen vollziehen können, oder wenigstens eine allgemeine Neigung unter den Eingeborenen sich einfindet, sich auf den von der Regierung bestimmten Zentren zusammen zu ziehen. Bei der regen Bauthätigkeit, welche namentlich die Missionsgesellschaften und Kongregationen in den letzten Jahren auch in Deutsch-Ost-Afrika entwickelt haben und bei der Neigung der Eingeborenen nach Vorgang der Missionen und in der Nähe derselben selbst sich festere Wohnsitze zu gründen, selbst Steinhäuser zu bauen und hierdurch seßhafter zu werden, wäre es geradezu wünschenswert, wenn in möglichst kurzer Zeit obige Regierungsverordnung durchgeführt werden könnte, damit nicht durch Verschiebung der Bevölkerung hier und da eine Missionsstation, welche erst ihre Gebäude unter hohen Kosten massiv aufgeführt hat, sich in die Lage versetzt sieht, ihren Platz zu verlassen und mit ihrer Umgebung der neuen Siedelung sich zuzuwenden. Es wird hoffentlich dieser Fall kaum eintreten, da die Regierung nicht bloß die von ihr gebahnten, breiten Wege, sondern auch die Missionsstationen als

die gegebenen Punkte ansehen wird, an welchen die Eingeborenen sich zu sammeln haben, umsomehr als die Missionsstationen schon bisher vielfach eine Zugkraft auf die Eingeborenen ausgeübt haben, sich bei ihnen anzusiedeln; von besonderem Nutzen würde die Ausführung obiger Regierungs-Verordnung für die Missionare insofern sein, als sie nicht mehr von Schambe zu Schambe zu wandern brauchten und daselbst womöglich niemanden zu Hause antreffen, sondern zu ihrer Predigtarbeit Einwohner eines ganzen Dorfes vor sich haben könnten. Andererseits erleichtert diese neue Verordnung der Regierung selbst die Beaufsichtigung dieser Distrikte ungemein, nicht etwa insofern, als sie feindliche Bewegungen der Eingebornen nachdrücklicher zu unterdrücken vermöchte, denn die Stämme, um die es sich hier handelt, sind friedlich und regierungsfreundlich, als vielmehr in der Hinsicht, regelrechter die Steuern erheben und die Eingeborenen in ihrer Allgemeinheit zum Wegebau heranziehen zu können, ferner auch in sanitärer Hinsicht, um die in diesen Stämmen epidemisch auftretenden Pockenkrankheiten wirksamer bekämpfen zu können, ferner auch, um den, besonders unter den Wadschagga am Kilimandjaro üblichen Kindermord zu steuern, die in allen Stämmen verbreitete Zauberei und die so viele Opfer fordernden Zaubertränke, ferner die grausame Züchtigung von Sklavenkindern, sittenlose Tänze u. s. w. zu verhindern, — kurz um mit Hilfe der Mission diese heidnischen und kulturfeindlichen Sitten zurück zu drängen, diese Stämme zu zivilisieren, zu christianisieren, zu einer geordneten Thätigkeit anzuleiten und den Grund für geordnete soziale und wirtschaftliche Verhältnisse unter ihnen zu legen.

Ein Gemeinwesen, wie es in Ausführung obiger Verfügung der Regierung annähernd vor Augen steht, bietet vielleicht die Missionsstation Kissarawe in Usaramo: der Ort zerfällt in 2 von einander getrennte Teile, der eine wird von eingeborenen Muhamedanern bewohnt, der andere von Christen, deren Häuser um die Missionsstation gruppiert sind. Dieser letztere Teil des Dorfes hat eine bürgerliche Gemeindeverfassung, in dem Gemeindestatut befinden sich unter andern folgende Verordnungen: alle Kinder müssen die Schule besuchen, der Kinyamkera-Dienst, (Götzenopfer gelegentlich der Beschneidung) muß unterbleiben, der Hausplatz und der Weg vor dem Hause müssen sauber gehalten werden, es müssen Gärten angelegt werden, alle, die sich hier ansiedeln, haben in jeder Hinsicht dem Dorfältesten zu gehorchen, sie müssen bei den öffentlichen Arbeiten, (Wegebauten), den andern mit gutem Beispiel verangehen, der Sonntag muß geheiligt werden, niemand, der beim Anzug eine Frau hatte, darf sich eine zweite oder noch mehrere hinzunehmen. Diese Gemeindeordnung spricht bei den Eingeborenen so an, daß dieser Teil des Dorfes sich schnell vergrößert, indem sich hier die in der Nähe wohnenden Leute niederlassen, welche entweder selbst schon dem Christentum geneigt, oder mit Christen der Station verwandt sind.

Im folgenden legen wir nun in Kürze die wirtschaftliche Thätigkeit der einzelnen Missionsstationen Deutsch-Ost-Afrikas dar, welche sie im ungefähren Umfang des letztvergangenen Halbjahres entfaltet haben. Um uns aber auf der Rundschau nicht zu verirren, gruppieren wir die Stationen nach den in dieser Kolonie arbeitenden Missionsgesellschaften und Kongregationen. Von den 18 evangelischen Missionsgesellschaften treffen wir hier auf 4 derselben: die evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft mit ihrer Zentrale in Leipzig, die Missionsgesellschaften (kurz genannt) Berlin III, Berlin I und die Mission der Brüdergemeinde.

Katholischerseits arbeiten in Deutsch-Ost-Afrika: die Kongregation der Väter vom heiligen Geiste, der Trappisten-Orden, die St. Benediktus-Missions-Genossenschaft und die Missions-Gesellschaft der weißen Väter.

Die evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft, oder kurz die Leipziger Mission genannt, arbeitet am Kilimandjaro im deutschen Gebiet auf 7 Hauptstationen mit 10 Missionaren. Da in dem unmittelbar am Kilimandjaro gelegenen Gebiet der Frieden zwischen der deutschen Besatzung und den Eingeborenen im vorigen Jahre wieder hergestellt worden ist, trug die Missionsgesellschaft kein Bedenken, die während der Unruhen aufgegebene Station Schira wieder zu besetzen. 2 Missionare brachen daher im August vorigen Jahres mit 10 Eingeborenen von Moschi auf, um die unterbrochene Arbeit auf der neuen Station wieder aufzunehmen. Es ist ein erfreulicher Beweis für das Vertrauen der Bevölkerung in Moschi zu den Missionaren, daß sich zu dieser Expedition mehr als 100 Arbeiter meldeten, welche mithelfen und mitziehen wollten. In Madschame und seinen Außenstationen nimmt das Schulwesen in letzter Zeit einen erfreulichen Aufschwung; zwar sitzt dort auf der Schulbank noch eine recht gemischte Gesellschaft, Männer und Knaben aus der Umgegend, Kostschüler, auch etliche Bräute von den eingeborenen Christen, doch sind die Leistungen in der Oberstufe mit Rücksicht auf den kurzen Bestand der Schule genügend; der Stundenplan giebt für die Woche 12 Stunden an, darunter 2 Stunden Rechnen auch eine Stunde Geographie, 2 Stunden Diktat und Aufsatz in der Landessprache. Allgemein kann man die Beobachtung machen, daß die von Moschi und Mamba übergesiedelten Schüler gewandter und schärfer im Auffassen sind, offenbar hängt diese geistigere Regsamkeit damit zusammen, daß diese Außenschüler 6 Jahre früher mit den Europäern in Berührung getreten sind; ihnen gegenüber erscheinen die Schüler von Madschame als eine Art Hinterwäldler. Außer der Schule auf der Station sind im vorigen Herbst 3 neue Schulen in der Umgegend errichtet worden: die eine, eine Art Privatschule, im Hause der Häuptlingsmutter. Sie wird von den im Häuptlingshause beschäftigten Mädchen besucht, eine zweite in Uduru, sie ist mit 40 Schülern besetzt, etliche von ihnen stammen aus der schon entfernt liegenden Landschaft Nschala; um ihnen den Schulweg zu ersparen, plant man auch dort eine Schule zu errichten; ebenso soll in Nkuu, einem stark bevölkerten Bezirk in der Nähe von Madschama, eine Schule errichtet werden. Frauen und Mädchen in diesen Schulen stehen im allgemeinen im Auffassungsvermögen und im Interesse an den Lehrgegenständen weit hinter den Männern zurück. Der Häuptling Schangali, welcher gegen die Missionare sich ausnehmend freundlich und zuvorkommend verhält, sorgt indessen für pünktlichen und regelmäßigen Schulbesuch. Leider hat dieser, von seinem Volke geachtete und geliebte Häuptling die Regierung niedergelegt, da er bei dem deutschen Gouvernement eine Zeit lang in dem unbegründeten Verdachte stand, mit dem Häuptling Masai einen Aufruhr geplant zu haben; trotzdem ihm nach seiner Rechtfertigung und der durch die Fürsprache des Missionars bewirkten Befreiung aus dem Gefängnis in Moschi die Freundschaft der Regierung zugesichert wurde, ist er mißtrauisch geblieben und fürchtet an Leib oder Freiheit gestraft zu werden. Der Stationsmissionar hat zwischen ihm und der Regierung die Verhandlung über seine Abdankung geführt, da er von seinem Vorhaben abzudanken nicht abzubringen war, hat die Regierung seinem Wunsche nachgegeben. Die Unruhe, welche durch das Ausbleiben und durch das ungewisse Schicksal dieses in Moschi gefangenen Häuptlings hervor-

gerufen wurde und zugleich die Furcht vor einer Straferpedition drohte bei aller sonst friedlichen und regierungswilligen Gesinnung der Eingeborenen zu einem Aufruhr aufzuflammen, doch ist durch das vermittelnde und beruhigende Einschreiten des Stationsmissionars nach der schnellen Zurückführung Schangalis der friedliche Zustand bald wieder hergestellt worden.

In **Marangu** ist ein neues Schulhaus errichtet worden, zu welchem die 100 Stationsschüler zum großen Teil die Steine selbst herbeigeschleppt haben. Der Missionar wird von 3 seiner Kostschüler in Erteilung des Leseunterrichts unterstützt. Die Regierung hat die hier stationierte Schutztruppe zurückgezogen: es ist hierin von Seiten derselben ein Zeichen des Vertrauens zum hiesigen Häuptling Mareale zu finden, und zugleich ein Zeugnis von dem segensreichen Einflusse der Missionare auf das Verhalten des Häuptlings und des Volkes.

Moschi. Das von den weißen Ameisen stark beschädigte Missionshaus ist gründlich repariert worden. Auch der zweite hier stationierte Missionar erbaute sich im letzten Sommer ein massives Wohnhaus. Er sah sich durch den unerwartet eintretenden Mangel an Kalk zum Verputzen der Wände in die Verlegenheit gesetzt, den Bau unvollendet zu lassen. Doch hat ihm gerade noch zur rechten Zeit die Regierung 6 Lasten Kalk dazu geliefert. Das Herbeischaffen von Bauholz aus dem Walde wurde durch die starken Regen des letzten Jahres ungemein erschwert; trotzdem ist außer dem Missionshaus auch der Kapellenbau vollendet worden. Auf der in Moschi im Juli vorigen Jahres abgehaltenen Konferenz haben die Missionare dieses Distrikts für nicht weniger als 4 Stationen Neubauten beantragt: Die Leipziger Mission befindet sich also in Deutsch-Ost-Afrika in der Aera der ausgedehntesten Bauthätigkeit; zugleich wurde beschlossen, daß in Moschi ein Lehrerseminar errichtet werden solle, und zwar deshalb, weil die Station sich sowohl im geographischen Mittelpunkte der Leipziger Mission befindet, als auch der Moschi-Dialekt die Mitte zwischen den verschiedenen Dschagga-Dialekten hält; hierdurch wird es ermöglicht, daß die hier ausgebildeten Lehrer auf dem ganzen Kilimandjaro-Gebiet verstanden und beschäftigt werden können. Auf hiesiger Druckerpresse ist ein wichtiges Büchlein fertiggestellt worden, eine 39 Seiten starke Lesefibel im Kimamba. Damit haben alle drei Dialekte des Arbeitsfeldes dieser Mission, das Kimamba, Kimoschi und Kimadschame ihre eigene Fibel. Auch auf hygienischem Gebiet haben die Missionare dieser Station sich verdienstlich gemacht. Um der Ausbreitung einer Pocken-Epidemie, welche im vorigen Jahre wieder auszubrechen drohte, gründlich vorzubeugen, haben sie 760 Kinder geimpft.

In **Schigadini** ist das Missionshaus endlich vollendet worden, nachdem das Wellblechdach, auf welches man ein halbes Jahr lang gewartet hatte, eingetroffen ist. Auch die Schule ist fertiggestellt. Sie ist im Küstenstil erbaut und hat außer dem Schulraum noch einen größeren Versammlungsraum, welcher sich auch zur Unterbringung von Stationsgästen eignet. Die sämtlichen Stationsgebäude sind zum Staunen und zur Freude der Einwohner weiß angestrichen worden und leuchten weit ins Land hinein. Der Häuptling wurde durch ihr sauberes Aussehen veranlaßt, sich auch ein Wohnhaus im Küstenstil zu bauen. Die Feldanlagen der Station sind im letzten Jahre durch die wolkenbruchartigen Niederschläge ziemlich stark beschädigt worden, einmal erlebte die Station sogar die in diesem Klima so seltene Erscheinung eines Hagelwetters. Heulend flüchteten sich die nackten Ein-

geborenen in den Schutz ihrer Hütten, kamen aber, sobald das Unwetter vorüber war, wieder zum Vorschein, lasen die Hagelkörner emsig auf und verzehrten das ihnen so unbekannt und unerwartet gekommene Geschenk mit Behagen. Auf der Station entwickelte sich im letzten Jahre ein durch die Bauthätigkeit hervorgerufenes reges Leben. Neben den Maurern schnitten die Wabare aus dem Walde herbeigeholte Baumstämme zu Brettern. Die Wadschagga verarbeiteten dieselben zu Thüren, Fenstern u. s. w. Auch die Schule erhielt 12 Bänke. Eine hier wachsende Holzart eignet sich seiner Härte und Glätte wegen gerade vorzüglich zur Herstellung derartiger Gegenstände. Da die Leute sämtlich auf der Station beschäftigt werden, hat diese auch eine Anzahl von Köchen und Küchenjungen nötig; die Lohnzahlungen erfolgen monatlich; ein geschickter Zimmermann erhält im Durchschnitt 3 Rupien. Sobald die Stationsarbeiter Geld in Händen haben, erfaßt sie die Sehnsucht, nach Hause zurückzukehren und sich wieder dem süßen Nichtsthun hinzugeben. Können sie doch nach ihrer Meinung mit dem verdienten Gelde die Steuern wieder auf ein Jahr bezahlen. Indessen wird das Geld für die Steuern bald wieder in „Bier" angelegt; besonders zur Erntezeit wird bei Nacht überall viel Bier „gekocht" und getrunken. So sehen sie sich bald wieder genötigt auf der Station um Arbeit anzuhalten und sich die Steuern noch einmal zu verdienen. Die Steuererhebung ist also ein nicht zu unterschätzender Faktor, die Eingeborenen an die Arbeit zu gewöhnen. Auf der Station sind 9 Knaben aus Ugneno als Kostschüler angenommen worden; sie sprechen den Kigneno-Dialekt, welcher in fast ganz Pare verstanden wird. Hierin liegt, wie schon erwähnt, für die Mission der Vorteil, daß diese Knaben als spätere Gehülfen ihre Thätigkeit auf einem größeren Gebiet entfalten können. Das Lesen wird in der Kisangi-Fibel, welche ebenfalls in Moschi gedruckt wurde, geübt. Im Religionsunterricht leisten die biblischen Bilder ausgezeichnete Dienste. Auf dem Stationsgebiet befand sich bisher ein Geisterhain, in welchem in Mondscheinnächten die Eingeborenen ihre Tänze, Beschneidungsfeste und Trinkgelage abhielten. Der Missionar verbat sich den Lärm und die Raufereien auf dem Platze. Nachdem die Eingeborenen eine Zeit lang eine drohende Haltung deshalb gegen ihn eingenommen hatten, zogen sie sich zur Abhaltung ihrer Festlichkeiten auf einen entfernter gelegenen Hain zurück.

Die **„Evangelische Missionsgesellschaft"** für Ost-Afrika oder Berlin III unterhält in Usambara und Usaramo 8 Stationen mit 14 Missionaren, 5 Helfern und 20 eingeborenen Hülfskräften; ihre Einnahmen betrugen nach dem letzten Jahresbericht, abgesehen von dem Hungersnot-Fonds, 104846 Mk. Von den einzelnen Stationen ist aus dem letzten halben Jahre folgendes zu berichten: die Station **Bumbuli** hat dadurch ein neues Aussehen erhalten, daß die Gebäude sämtlich weiß abgeputzt worden sind. Bemerkenswert ist die Thatsache, daß die Missionare von den heidnischen Eingeborenen der Umgegend zur Schlichtung von Rechtshändeln vielfach in Anspruch genommen werden; es liegt hierin einerseits ein großes Vertrauen zu den Missionaren ausgesprochen, andererseits ermöglicht das Schiedsrichteramt Einblicke in eigentümliche Rechtsanschauungen der Stämme, und zugleich religiösen, christlichen Einfluß auf dieselben. Die meisten und zugleich verwickeltsten Prozesse sind Ehescheidungsstreitigkeiten. Die Missionare mußten bis jetzt nach subjektivem Ermessen zu vermitteln suchen, da bestimmte Rechtsgrundsätze über Ehescheidungsauseinandersetzungen sich im Volke nur spärlich vor-

fanden. Um ſo freudiger begrüßen daher die Miſſionare ein neuerdings erlaſſenes Geſetz des kaiſerlichen Bezirksamtes, welches den wichtigſten Streitpunkt in dieſen Angelegenheiten ein für allemal regelt: es iſt beſtimmt worden, daß eine neue Ehe von Seiten der Frau nur dann eingegangen werden darf, wenn ſie vorher ihrem erſten Manne das Heiratsgut, das dieſer ihren Eltern vor der Hochzeit gezahlt hatte, wieder zurückgiebt und daraufhin einen Scheidebrief erhält.

Die Station Wuga hat, nachdem ſie eine Waſſerleitung erhalten, einen unverkennbaren wirtſchaftlichen Aufſchwung genommen, und wenn nach Hinzufügung einer neuen Quelle zur Leitung ſelbſt in der trockenſten Jahreszeit ein Waſſermangel nicht mehr befürchtet zu werden braucht, wird dieſe Station einer wirtſchaftlichen Blüte entgegen gehen. Die geſamte Bevölkerung der Umgegend, welche an Waſſermangel leidet, zieht ſich immer näher an die Station heran oder ſiedelt ſich auf ihr an. Durch den Zuzug ſteigert ſich die Frage nach Wirtſchaftsland und ſie iſt von den Miſſionaren dadurch gelöſt worden, daß ſie von den Stations-Ländereien, welche mit Waſſer aufs beſte verſorgt ſind, eine Anzahl Ackerſtücke verpachtet haben. Die Pächter haben ein Zehntel ihrer Ernte (in natura) als Pacht an die Miſſion zu zahlen. Die geſamten chriſtlichen Einwohner befinden ſich eifrig bei der Arbeit Ziegel zu ſtreichen und zu brennen, denn ſie wollen baldmöglichſt wie die Miſſionare in feſten Häuſern wohnen; ſo iſt auch in dieſem Punkte der Einfluß nicht zu verkennen, den die Miſſion auf die kulturellen Verhältniſſe der Eingeborenen ausübt. Eine wirtſchaftliche Schattenſeite fehlt freilich auch dieſer Station nicht: wie es bei den Stämmen des ganzen Bezirks Sitte iſt, ſo werden auch hier Erntefeſte gefeiert, auf welchen die Betrunkenheit faſt allgemein iſt. Natürlich iſt die Unluſt zur Arbeit nach dieſen Feſten allgemein.

Auf der Station Hohenfriedberg ſammeln ſich nach der großen Hungersnot immer mehr Eingeborene. In etlicher Entfernung von der Niederlaſſung werden etliche Ausſätzige in einer eigens für ſie erbauten Hütte verpflegt. Eine neugegründete Außenſtation iſt zunächſt mit einem eingeborenen Lehrer beſetzt worden. Seine Wohnung iſt bereits fertiggeſtellt und von Hohenfriedberg aus mit allen Schul- und Hausgeräten ausgeſtattet worden; dieſelben ſtammen aus der im letzten Jahre in Hohenfriedberg eröffneten Tiſchlerei, welche erfreulicherweiſe mit Aufträgen von anderen Stationen überhäuft wird. Die Waldarbeiter der Station haben im letzten Halbjahr eine Brücke über den Umba geſchlagen, um zwiſchen der Station und Luandei eine Verbindung herzuſtellen. Das Bezirksamt hat ſich bereit erklärt, die entſtehenden Unkoſten aus der Kolonialkaſſe zu decken. Auf der Station wurde im letzten Jahre ein Lehrgehilfenkurſus abgehalten; die jungen Leute zeigten ſämtlich die Fähigkeit, ihre Gedanken in kurzen und klaren Ausdruck zu faſſen, aus den Sprüchwörtern des Volkes ein gutes Stück Menſchenkenntnis zu entwickeln.

Kiſſarawe. Die Gemeindeverfaſſung dieſer Miſſionsſtation, welche für die zukünftige ſoziale und kommunale Entwickelung des ganzen Bezirks vorbildlich iſt, hat oben ſchon Erwähnung gefunden; hinzuzufügen iſt noch, daß die Miſſionsgeſellſchaft Kiſſarawe auch zu einem geiſtigen Mittelpunkt des Bezirks durch das dort errichtete Lehrerſeminar zu heben ſucht. Neben dem Seminar befindet ſich eine Mittelſchule; ferner wird ein Koſthaus für Schulmädchen errichtet. Auf dieſer Miſſionsſtation wird auch der Sohn des Sultan Wamba aus Kilimadinde erzogen, er wird in dieſem Jahre nach Beendigung ſeiner Erziehung in ſein Sultanat

zurückkehren und die Regierung seines Vaters übernehmen. Hoffentlich werden die vielseitigen geistigen Einflüsse, unter denen er während seiner Erziehung auf der Missionsstation gestanden hat, so nachhaltig sein, daß er als ein einigermaßen kultivierter Eingeborener auch seine Umgebung kultivierend beeinflussen wird. In Kissarawe ist die letzte Ernte wie im gesamten Bezirk Uiaramo gut ausgefallen; es wird vornehmlich Reis gebaut. Die christlichen Eingeborenen statteten in Freiwilligkeit auch ihren Dank in Geld und Naturalien an die Mission und Kirche ab. Die Unsitte unter der heidnischen Bevölkerung in Usambara und Usaramo nach der Ernte nächtliche Trinkgelage, Tänze und Beschneidungsfeierlichkeiten abzuhalten, bei welchen das Erworbene bald wieder verpraßt wird, droht auch die christliche Bevölkerung immer wieder in wirtschaftliche und sittliche Unordnung zu stürzen.

In Mauromango hat man sich im letzten Jahre mit Wegebau beschäftigt. Es ist von dieser Station nach der von Dar-es-Salaam ausführenden breiten Regierungsstraße ein Weg gelegt worden.

Im allgemeinen ist zu bemerken, daß in Usaramo der Gesundheitszustand auf den Missionsstationen im letzten Jahre befriedigend gewesen ist. Es stellt sich immer mehr heraus, daß gerade die fruchtbaren Regenzeiten für die Gesundheit am nachteiligsten sind; Eingeborene und Europäer werden in diesen Wochen leicht von Fiebern ergriffen, Zahnschmerzen, Rheumatismus und sonstige Erkältungskrankheiten stellen sich fast allgemein ein. Dazu kommt die Erdflohplage, welche schmerzende Beinwunden verursacht. In diesen Krankheitszeiten wird auf sämtlichen Stationen die Missionarsfrau zum allgemein begehrten Missionsarzt.

Die dritte in Deutsch-Ost-Afrika arbeitende evangelische Missionsgesellschaft ist „die Gesellschaft zur Förderung der evangelischen Mission unter den Heiden," kurz bezeichnet mit Berlin I. Ihr Arbeitsgebiet erstreckt sich von der Nordspitze des Nyassa nach Nord-Nordwest in das Innere der Kolonie über das Kondeland, Kingaland, Bena- und Heheland. Über die wirtschaftlichen Verhältnisse der zu diesem Missionsdistrikt gehörigen 13 Stationen ist mit Benutzung der neuesten Nachrichten aus den Visitationsberichten des Herrn Direktor Gensichen und der auf dieser im Oktober vorigen Jahres beendeten Visitation bezüglichen Reisebriefe über Deutsch-Ost-Afrika eine ausführliche Darstellung von dem Verfasser dieser Rundschau in der Zeitschrift „Beiträge für soziale und koloniale Politik, 3 ter Jahrgang Heft 11 gegeben worden. Wir bemerken hier auszugsweise und in Kürze folgendes: Auf diesen 13 Stationen arbeiten 14 Missionare und 5 Kolonisten. Der Distrikt braucht nach dem letzten Jahresbericht 83937 Mk. zu seinem Betriebe. Der wirtschaftliche Aufschwung sämtlicher Stationen, selbst derer, die erst ein Jahr ihre Gründung hinter sich haben, müssen dem Kolonialfreunde zur größten Freude gereichen. Die Wohnhäuser der Missionare und die Kirchen sind auf den jüngsten Stationen noch aus Bambus mit Bewurf ausgeführt; diese provisorischen Gebäude machen aber schon in den ersten Jahren massiven geräumigen Bauten Platz. Sie enthalten eine genügende Anzahl Zimmer, sind mit Veranden umgeben und befinden sich inmitten von Gartenanlagen, wie wir sie in Deutschland um ländliche Pfarrhäuser zu sehen gewohnt sind. Baumaterial ist überall in Menge vorhanden, die Arbeitslöhne sind billig, da der ganze Distrikt von einer friedlichen, der Mission mit Vertrauen entgegenkommenden Bevölkerung bei einzelnen Ausnahmen dicht besetzt ist. In den christlichen Familien findet man durchgehend eine Schlichtheit

des Benehmens, Sittſamkeit und Wahrung des häuslichen Friedens; der verſittlichende Einfluß der chriſtlichen Familien auf die heidniſche Umgebung iſt unverkennbar. Zauberei, Lüge und beſonders Unzucht und Polygamie, welche in den heidniſchen Familien vielfach Zank und Streit hervorrufen, iſt in der Umgebung der Miſſionsſtation im Verſchwinden.

Die Miſſionsſtation mit den ſauberen durch originelle Wandmalerei geſchmückten Hütten der Eingeborenen und den reinlichen Wegen, den ſorgfältig gepflegten Anpflanzungen gewähren den Anblick eines Dorf-Idylls. Die Lage ſämtlicher Stationen iſt von großer Naturſchönheit der Berglandſchaft und Fernſicht in die ſchluchtenreichen bewaldeten Gebirge. Die Einwohner treiben auf gutem Boden Ackerbau und Viehzucht, auf der Station Ikombe, der einzigen, welche an dem See liegt, auch Fiſchfang. Augenblicklich ſind die Eingeborenen vielfach mit Ziegelbrennen und Holzfällen beſchäftigt, um ſich nach dem Vorbilde der Miſſionshäuſer beſſere Wohnungen zu bauen. In Neu-Wangemannshöh verſpricht eine Kaffeeplantage in 2 Jahren die erſte Ernte. Alle Vorbedingungen zum guten Gedeihen derſelben ſind vorhanden. Die Plantage ſteht unter einem zu ihrer Pflege von der Miſſonsgeſellſchaft angeſtellten Gärtner. Man kann mit ziemlicher Sicherheit nach Abrechnung aller Unkoſten in den erſten 4 Jahren auf eine reine Einnahme von 4800 Mk. rechnen.

Die Schulen des geſamten Diſtriks befinden ſich in durchaus geordnetem Betriebe nach feſter Stundenzahl und feſtem Stundenplan. Zur eigenen pädagogiſchen und ſchultechniſchen Fortbildung treten die Miſſionare in Konferenzen zuſammen. Bei dem Unterrichte ſelbſt werden ſie von einem Stamm eingeborener Lehrer unterſtützt. Das in Wangemannshöh begründete Lehrerſeminar mit Übungsſchule wird den angehenden Lehrern eine für das Lehramt durchaus grundlegende Vorbildung gewähren. In Bulongoa iſt ein Miſſionsarzt ſtationiert, welchem die ſanitäre Arbeit an dem Miſſionsperſonal zufällt. Der Miſſionsdiſtrikt iſt nicht gerade ungeſund, freilich iſt das Verbleiben in Ikombe für den Europäer des Fiebers wegen gefährlich, je höher indeſſen die Stationen liegen, deſto geſunder und fieberfreier werden ſie. Auf den höchſt gelegenen ſind katarrhaliſche Krankheiten nicht ſelten.

Auch Wegebauten haben die Miſſionare ins Auge gefaßt; trotz des Gebirges iſt der Verkehr von Station zu Station möglich, wenn auch hier und da noch ſchwierig. Die Stationen ſelbſt haben neben dem Wohnhauſe des Miſſionars vielfach noch ein Logierhaus; außerdem ſind auf weiten Strecken noch Unterkunftshäuſer gebaut, welche freilich nichts anderes bieten, als Schutz vor Regen und Sonnenſchein.

Dieſe 13 Stationen mit ihrem geordneten Gemeinweſen ſind in der That anerkennenswerte kulturelle, wirtſchaftliche Leiſtungen. Was hier die Thätigkeit und Tüchtigkeit der Miſſionare in einem Jahre geſchaffen hat, iſt ſowohl von den kaiſerlichen Beamten als auch ſonſtigen Reiſenden lobend anerkannt worden. Zu dieſem erfreulichen Beſtande hat nicht unweſentlich die durchaus freundſchaftliche und gaſtfreundliche Beziehung der Miſſionare zu den Regierungs- und Polizeibeamten beigetragen, ſowie das freundnachbarliche Verhältnis zu den in der Nähe der Station wohnenden Häuptlingen. Miſſion und Regierung gehen auf dieſem Bezirke unſerer Kolonie zwar ihre beſonderen Wege, eine aber ebnet der andern entgegenkommend den Wege. Die Regierung ſorgt im allgemeinen für die Sicherheit

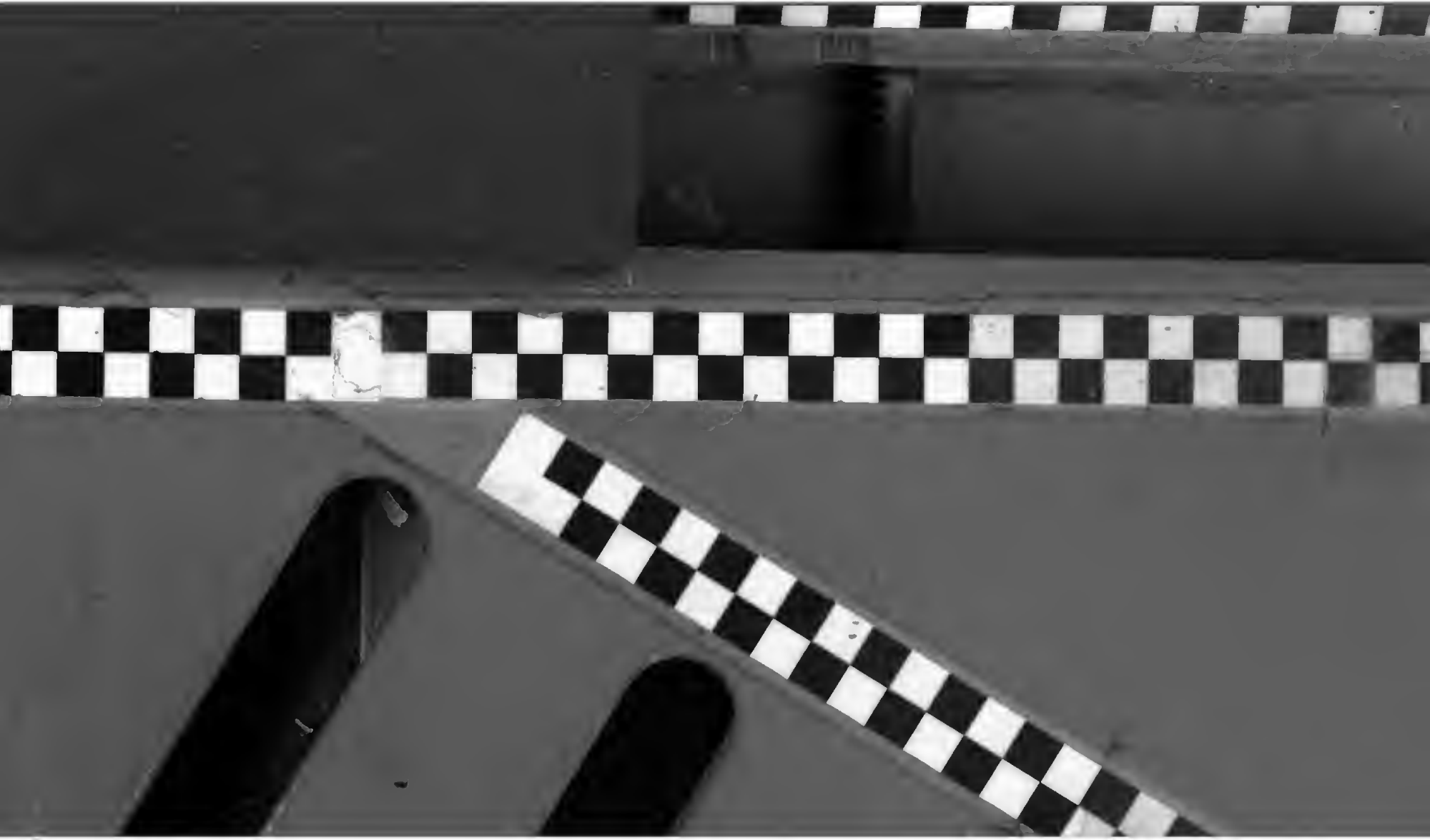
der Miſſionare und der eingeborenen Schutzbefohlenen, die Miſſionare in poſitiver Weiſe für Hebung der geiſtigen Kultur und der wirtſchaftlichen Verhältniſſe durch Gründung und Hebung der chriſtlichen Sittlichkeit, und gerade deshalb, weil ſie mit Gründung einzelner Stationen, ja, mit der ſittlichen Bildung des einzelnen Menſchen in Eifer und Aufopferung einſetzt, wird ſie um ſo ſtetiger und ſicherer eine ſegensreiche Kulturentwicklung der Eingeborenen vorwärts führen.

Das Miſſionsgebiet der Brüdergemeinde in Deutſch-Oſt-Afrika hat in der Nordſpitze des Nyaſſa mit Berlin I ihren gemeinſamen Ausgangspunkt, zweigt ſich aber von hier aus in das Innere unſerer Kolonie nach Nord-Nordweſten ab. Im Nyaſſa-Gebiet zählt ſie 6, in den nördlich gelegenen Landſchaften Uniamweſi und Kiwere 3 Stationen. Die Station Ipiana unweit des Nyaſſa hat das gleiche Klima wie das zu Berlin I gehörige und entſprechend liegende Ikombe; äußerſt fieberreich und für Europäer kaum bewohnbar. Deshalb müſſen die Miſſionare dieſer Station ſich öfters zur Erholung nordwärts nach der in geſunder Berggegend liegenden Miſſionsſtation Rudenganio zurückziehen. Die Einwohner dieſer Station ſtehen zu den Miſſionaren in einem durchaus freundſchaftlichen Verhältnis; da dieſelben im letzten Halbjahr zur Dienſtleiſtung von der Regierung herangezogen waren, fehlte es der Miſſion an Arbeitsperſonal, um die neuen Stationsgebäude in erwünſchter Schnelligkeit auszubauen. Man iſt dabei ſämtliche Stationsgebäude, ſowie die Kirche, deren Dach im vorigen Jahre böswillig angezündet wurde, mit feuerſicherer Bedachung zu verſehen, und zwar mit Wellblech, da die Zeit zur Herſtellung von Dachziegeln fehlte, man auch bisher noch keinen Verſuch mit dieſer Art Bedachung gemacht hat. Der kleine Kibila-Fluß, welcher an der Station vorüber dem Nyaſſa zufließt, dient einer Unmenge von Krokodilen zum Aufenthalte. Um dieſe gefräßigen und für die Anwohner äußerſt gefährlichen Reptilien zu bekämpfen und beſonders ihrer Vermehrung vorzubeugen, fahnden die Miſſionare eifrig nach den Eiern derſelben; mehr als 2000 Stück ſind bisher vernichtet worden. Da die Eingeborenen ohne Bezahlung zu der gefährlichen Suche nicht zu bewegen waren, ſind durch Prämienzahlungen hier der Miſſion bedeutende Ausgaben erwachſen.

Die Station Rungwe bietet ein beſonders erfreuliches Bild wirtſchaftlicher Thätigkeit; gegen 100 Leute fällten und bearbeiteten ein halb Jahr hindurch Baumſtämme, andere ſchnitten dieſelben das ganze Jahr hindurch zu Brettern, welche in der Tiſchlerei der Station verarbeitet werden; 9 Leute finden in dieſer bei 8ſtündiger Tagesarbeit regelmäßige Beſchäftigung. Um das Tiſchlerhandwerk im ganzen Bezirk einzuführen, ſollen von jeder der 7 Stationen hierher je ein Mann geſchickt werden, um ſich im Tiſchlerhandwerk auszubilden. Außerdem werden auf der Station noch viele Leute in der Kaffee-Plantage und zu Wegebauten beſchäftigt. Die Stationsſchule wird regelmäßig von 100 Kindern beſucht. Seitdem das Bezirksamt von Langenburg nach Hohenkondek in die Nähe von Rungwe verlegt iſt, herrſcht in der Gegend größere Ordnung und reichere Beſchäftigung der Eingeborenen im Dienſte der Regierung. Auf der Station Mbozi iſt eine Schule mit 30 Schülern errichtet worden; auch werden Wege angelegt und der Bau einer Waſſerleitung iſt in Angriff genommen worden.

Die Stationen Igumila in der Landſchaft Kiwere iſt erſt im vorigen Jahre gegründet worden. Nach Vollzug des notwendigen Landkaufs am Kitundaberge unweit der Reſidenz der Sultanin Mſawila, welche der Miſſionsgründung günſtig

gesinnt ist, begann die Bauthätigkeit; das Baumaterial ist ein von Termitenhügeln gewonnener Lehm; 5000 Lehmziegel waren am Anfang des Jahres bereits gestrichen, 100 Arbeiter sind mit der Stationsgründung beschäftigt, welche zum Teil mit dem Missionar als Träger nach hier übersiedelten. Die Eingeborenen waren zunächst scheu und zurückhaltend, später zutraulicher; dem Missionar wurden bereits von der Behörde befreite Sklavenkinder zur Erziehung übergeben. Die Station hat ein aussichtsreiches Feld ihrer allseitigen Entwicklung, denn sie ist in der Mitte einer großen fruchtbaren mit Dörfern übersäten Ebene angelegt, außerdem ist die Landschaft wichtiger Knotenpunkt der hier aus verschiedenen Richtungen zusammenlaufenden Karawanenstraßen, von Kilimatinde, von Bismarcksburg und von der Nordspitze des Nyasse.

Die im Innern der Kolonie unweit Tabora liegende Station Urambo hatte zwar im vorigen Jahre eine reichliche Reisernte, doch deckte der schlechten Exportverhältnisse wegen der Verkaufspreis die Arbeitslöhne nicht. Auch dieser Station sind von der Regierung 10 befreite Sklavenkinder überwiesen worden. Durch die auftretenden Pocken wurde der Schulbetrieb gestört und schließlich eingestellt; dazu kam noch eine Zungenkrankheit, Kafindo, welche ebenfalls mehrere Opfer forderte.

Den evangelischen Missionen in ihren Bestrebungen verwandt ist die Waisen- und Erziehungsanstalt des evangelischen Afrika-Vereins Lutindi, in Usambara gegründet 1896. Es ist eine christliche Erziehungsanstalt für befreite Sklavenkinder, zugleich seiner gesunden Lage wegen ein Höhenkurort für fieberkranke Europäer, eine Pension für alle pflegebedürftigen Kinder der Weißen, zugleich auch eine Heilstätte für Eingeborene auch geeignet zur Reiseraststation für Beamte, Plantagen-Besitzer und Missionare. Sie erfüllt ihren Zweck in bester Weise. 60 Kinder, welche aus mehr als 20 Volksstämmen stammen und aus der Sklaverei gerettet sind, wurden hier untergebracht. Das Verhältnis zwischen ihnen und dem Lehrer ist vorzüglich, die Pension bildet eine große Familie. Stationssprache ist das Kisuaheli, gemeinsamer Geburtstag ist, da der wirkliche Tag ihrer Geburt nicht festgestellt werden kann, der 20. August, zugleich der Gründungstag dieser Anstalt. Außerhalb der Schulzeit arbeiten die Mädchen in der Küche, die Knaben auf dem Felde, die größeren Knaben auf ihrer eigenen Schambe, die sie allmählich vergrößern und ihnen später die Möglichkeit giebt, einen eigenen Hausstand zu gründen. Sonnabends fällt die Schule aus, die Station wird innen und außen gesäubert, Sonntags herrscht unbedingte Ruhe auf der Station, Gottesdienst wird gefeiert. Die Stationsgebäude bedürfen trotz der Kürze ihres Bestehens mehr oder weniger schon eingreifender Reparaturen.